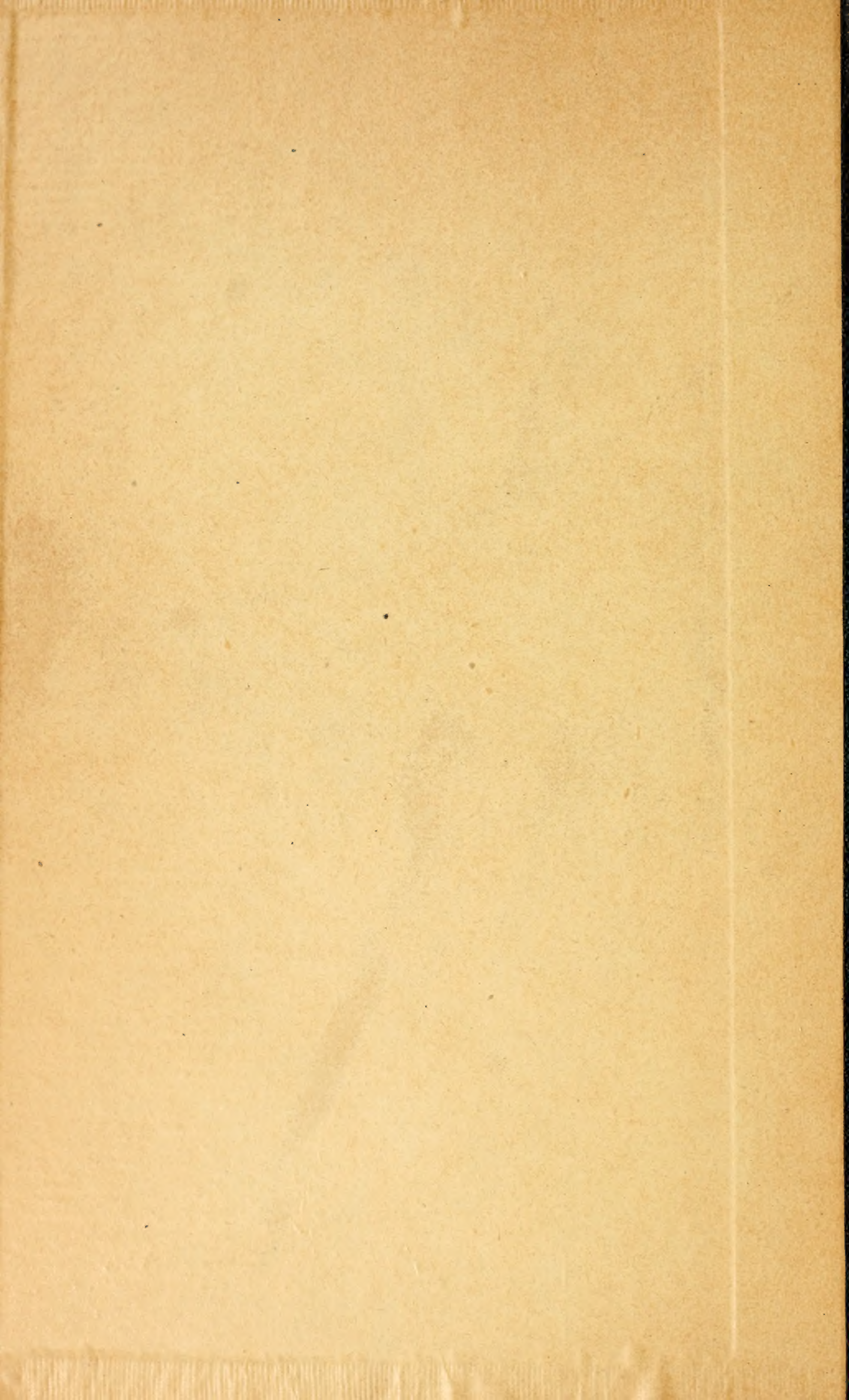
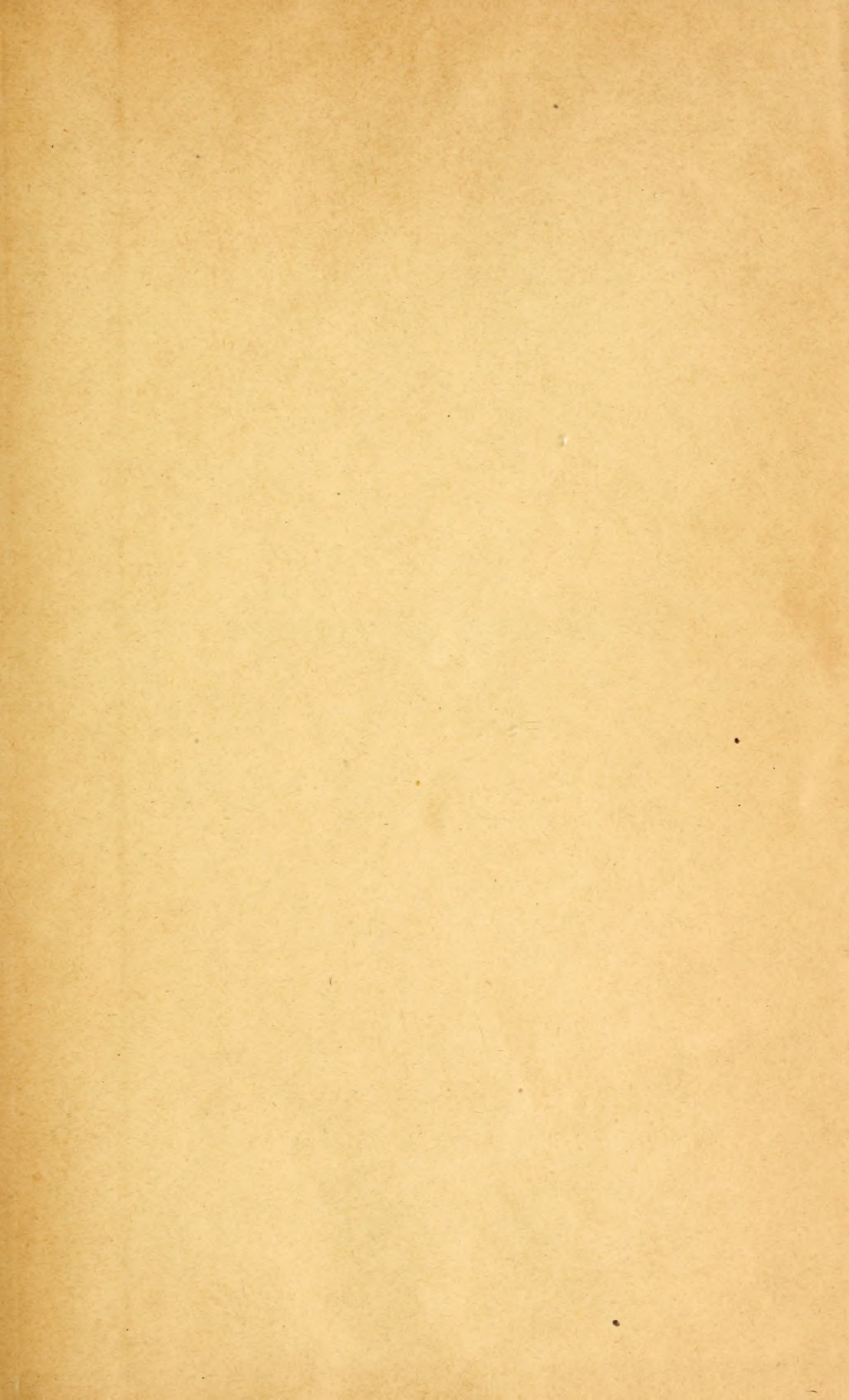
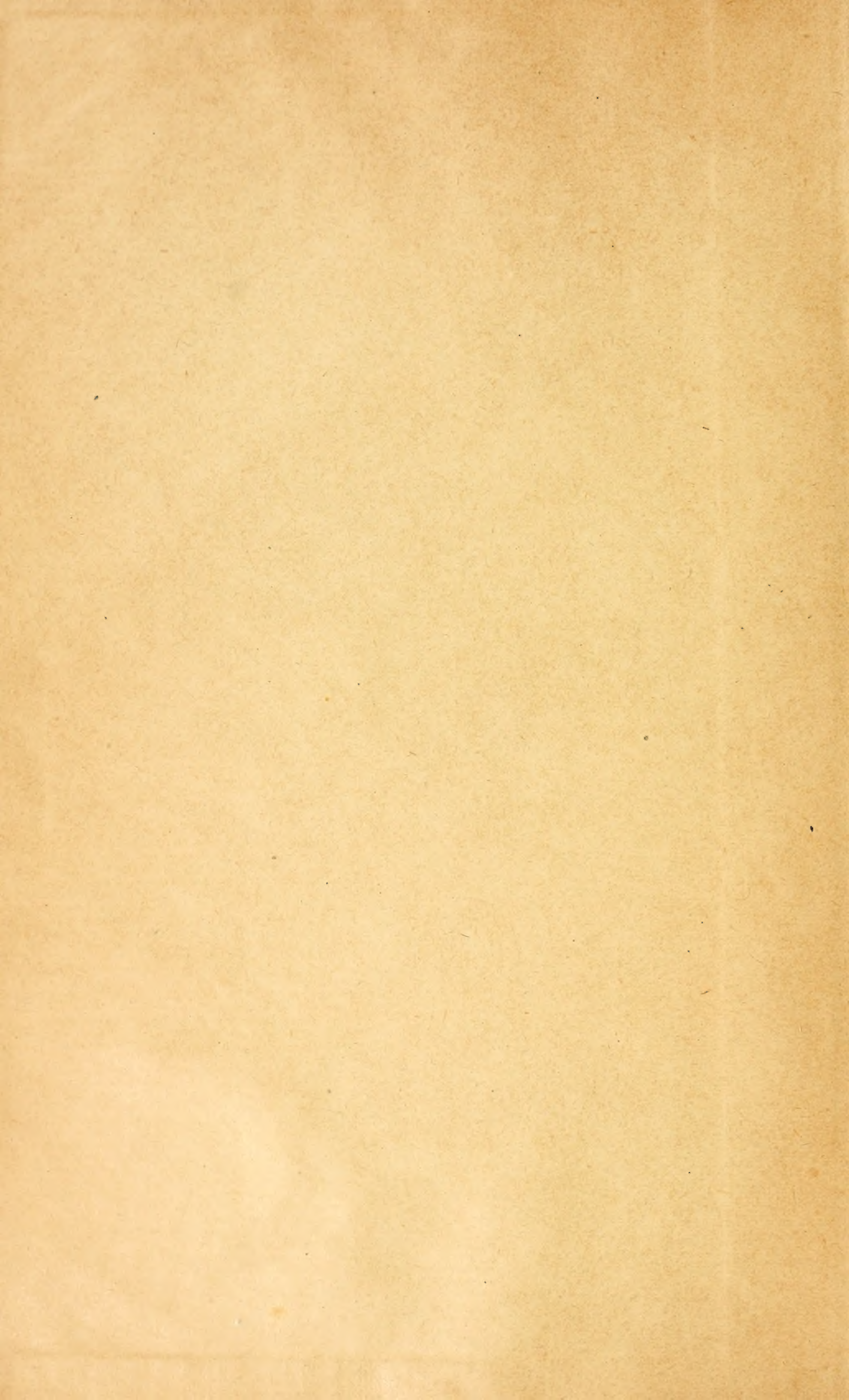
Stimmen aus Maria-Laach

Jahrgang 1912

Freiburg im Breisgau
Herdersche Verlagshandlung







Stimmen aus Maria-Laach



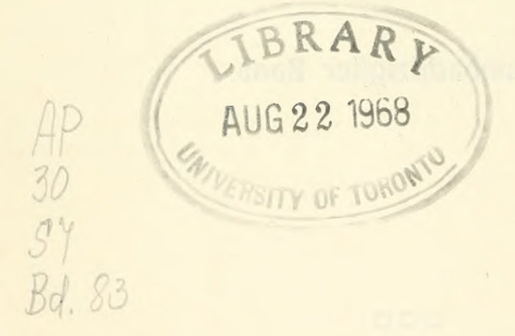
Stimmen aus Maria-Laach

Katholische Blätter

Dreiundachtzigster Band

□□□

Freiburg im Breisgau
Herdersche Verlagshandlung
1912
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, London und St Louis, Mo.



Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg

Inhalt des dreiundachtzigsten Bandes.

Miszellen.

Verzeichnis der beigegebenen Abbildungen.

Verzeichnis der beſprochenen Schriften.



Arbeit und Mitarbeit.

Die christliche Religion ist eine Jenseitsreligion; sie erwartet ihr Bestes und Höchstes im jenseitigen Leben. Aber im Diesseits liegt das Feld für ihren gewaltig schaffenden Arbeitswillen. Sie steigt hinunter in alle seine Tiefen und gräbt das Gold jenseitigen Reichtums heraus. Sie schlägt an die harten Felsen und Widerstände der irdischen Dinge, und formt Gestalten voll Gleichmaß und überirdischer Schönheit. So weiß sie himmlische Gedanken in zeitliche Sorgen und Mühen hineinzutragen, sie weiß das Diesseitige auszunützen als Staffel zu jenseitigen Höhenwegen, die scheue, wilde Sehnsucht eines dunklen Kulturdranges versteht sie hinzuleiten zu seinen ewigen Meeren. So wird sie zur Einheitsmacht, welche den Menschen zum Herrn einsetzt über alle seine Reichtümer.

Aber ein schweres Schaffen ist es doch, das sie vollbringt. Es ist Bergmannsarbeit und Künstlerschaffen. Und diese zwei scheinen mir die härtesten Werke, die es gibt. Das eine in lichtlosen Grüften, das andere mit allen Wehen des werdenden Lebens erfüllt, ein Ringen um Ausdruck und Gestalt, ein zäher Kampf mit dem unfügsamen Stoff. Aber warum will denn auch diese Religion gerade in den Schächten der Erde ihren Reichtum graben? Warum will sie gerade aus dem Steine des Diesseits ihre Wunder meißeln? Das Beste dieses Gesteins ist ja noch brüchig. Weil sie gehört hat, daß solche Arbeit zur Ehre Gottes sei, daß sie den Gedanken und Absichten Gottes geradeswegs entgegenkomme und ihnen diene.

Und welches ist nun das Werk, das Gott schaffen möchte in der langen Arbeitswoche der diesseitigen Geschichte? Und wie mag es geschehen, daß wir daran mitbauen und mitarbeiten können? Wir Menschenkinder mit der Einfalt unserer Gedanken und der Kleinheit unserer Werke und der kurzen Spannkraft unseres Willens? Wie sollen wir es denken, daß dem großen Gott unser kindliches Tun willkommen sein könne und zweckdienlich?

Der Inbegriff aller Gottestaten heißt Inkarnation. Und der Zweck aller Geschichte ist die Inkarnation Gottes in der Menschheit, ein Abbild und eine Ausstrahlung jener wesentlichen und persönlichen Menschwerdung,

welche in Jesus Christus wirklich geworden ist. Es ist jene geistesgewaltige Synthese von Göttlichem und Geschöpflichem, welche urbildlich vorliegt in dem Christusgedanken Gottes, in jenem „Geheimnis seines Willens“, „alles zu erneuern in Christus, alles was im Himmel und was auf Erden ist, in ihm“. In dieser irdischen Pilgerzeit soll die Menschheit als Ganzes, als geheimnisvoll einiger Leib, und damit auch die einzelne Seele, erfüllt und durchleuchtet werden mit der Herrlichkeit des Evangeliums Christi. Das bedeutet aber nicht ein totes, starres, teilnahmsloses Ergriffenwerden, es muß ein lebendiges Zusammenwachsen sein, ein Entgegenkommen von beiden Seiten, eine Arbeit und eine Mitarbeit. Und somit ergibt sich, was es mit dieser Mitarbeit auf sich hat, daß sie eine Not ist, ein Gebot und ein Beruf. Eine Not, die dringend und unabweisbar aufsteigt aus dem Grunde unseres Seins und Lebens; ein Gebot, das den sittlichen Willen aufruft und die religiöse Tat befruchtet; ein Beruf, der jedem einzelnen Menschenleben sein eigenes Bett gräbt und seinen eigenen Weg zuweist.

Jeder schöpferische Gedanke Gottes ist zwar nach innen lebendige und unmittelbare Wirklichkeit, aber nach außen ist er eine Aufgabe, ein Befehl und ein Herrscherwort: „Es werde!“ Dieser Befehl ist so inhaltreich, daß kein Geschöpf ihn auf einmal verwirklichen kann. Es braucht Zeit, um sein Dasein darein zu füllen und es immer höher steigen und schwellen zu lassen. So ist auch die Menschheit durch die erste Schöpfungstat noch lange nicht fertig geworden. Nicht als ob sie Neues gewinnen könnte, das der Schöpfer nicht von Anfang an in ihr grundgelegt hätte, nicht als ob sie auf einer aufsteigenden Linie dahinschritte zu einem wesentlich besseren und edleren Menschentum. Das Sein, welches sie empfangen hat, ist nur wie zusammengefaltet und muß in tausendjährigen Fristen sich auseinanderlegen. Und dies ist die Aufgabe jenes Dranges nach Fortschritt und jenes Entwicklungsgesetzes, das über der Menschheit wie eine ungeheure, unwiderstehliche Notwendigkeit steht. Sie zwingt eine millionenfache, säkulare Menschenarbeit in ihren Dienst und baut mit ihr die natürliche Kultur.

Diese Kulturaufgabe ist nicht die letzte und höchste. Sie wird umklammert von einem neuen, unsagbar größeren Befehl. In Christus und seiner Gnade will Gott selbst sich der Menschheit schenken. Nun ist jedes Schenken wiederum eine Aufgabe für den Empfangenden. Jedes Schenken neigt sich herab zu ausgestreckten offenen Händen: es braucht Empfänglichkeit. Wie viel mehr das größte und beste Schenken, das es gibt! Gott

ist „die schenkende Tugend“ persönlich und ohne jede Kargheit und Sparsamkeit, und darum bedeutet sein Geben für unser bereitwilliges Nehmen eine Aufgabe und eine Forderung von einziger Größe und Dringlichkeit. Es bedeutet die Notwendigkeit, hinaufzuwachsen und sich emporzurecken zu der Größe und Fülle des neuen Lebens, das in Christus uns geschenkt wird. Ein Drang zur Tat und zu schwerster Arbeit wohnt auf dem Grunde des christlichen Wesens, gleich einer unermeßlichen Not, die es leiden muß, bis Christus in uns geboren und gestaltet wird.

So wächst die Forderung der Mitarbeit als eine starke Notwendigkeit aus dem Wesen des ersten wie des zweiten Menschen; sie ist eine Entwicklungs- und Werdenot in der Natur und in der Gnade, in der Welt des schaffenden und des schenkenden Gottes, doch sind es nicht zwei auseinanderfallende Aufgaben, sie sollen sich vielmehr durchdringen und zusammenschmelzen zu einer einzigen harmonisch ebenmäßigen Lebensarbeit. Wie das gemeint ist, mögen wir ablesen an den Vorlagen und Musterbeispielen, die Gott in seiner sichtbaren Welt vor uns ausgebreitet hat, wahrlich zu dem Zweck, daß sie uns Gleichnisse und ahnungsvolle Bilder seien. So ist jede Pflanze in ihrem unmerklich stillen, geduldigen und wundersamen Wachsen ein Symbol für das Menschheitsleben.

Was ist denn eine Pflanze und ihr Wachsen? Es ist eine Prozession zum Licht. All die tausend Wunder, die in der engen Klause des Samenkörnchens beieinander ruhen, erwachen und treten hervor, wie ein Festzug, der aus den Toren zieht. Und sie stellen sich in unzähligen Blättern und Blättchen und Stengeln und Spitzen wie in einer unermeßlich breiten Front dem Licht gegenüber auf, so daß auch nicht das heimlichste Fältchen im Schatten bleibt, sondern herauskommt in die vordere Reihe. Da kann das Licht dann alle finden und sich ihnen schenken. So die Menschheit! Eine Prozession zum Licht ist ihre Entwicklung, und wie sie sich entfaltet in einer breiten Front, die von einem Jahrtausend ins andere reicht, so soll die christliche Sonnenkraft sich hineinweben in alles, was empfänglich und lebendig ist an diesem Baum, wie ein stiller Lichtstrahl soll sie sich hineingraben in alle Blätter und Blüten, so viele ihrer auch aus den Wurzelfasern emporsprossen und so mannigfaltig und vielgestaltig und buntfarbig sie auch sein mögen. So ist also immer Fortschritt in der Menschheit, aber ein doppelseitiger, dessen eine Seite nach unten schaut, erdwärts, die andere aber nach oben, nur für Gott sichtbar und denen, die in seinem Lichte wandeln. Ein Fortschritt in natürlichem Wachstum

und in übernatürlicher Gnade, in der Verwertung und Verzinsung der Talente, welche der Schöpfer uns mitgab, und in der Aufnahme und Betätigung der Kräfte, welche der Erlöser uns bereitgestellt hat.

O wie ist sie reich, diese Menschheit, reich an Kraft und Tat! Wie viele Möglichkeiten ruhen in ihr, individuelle und soziale! Wie viele Wirklichkeiten müssen aus ihr noch emporsteigen! Uralte Anlagen müssen keimen und sich zu immer neuen Gebilden gestalten, die immer komplizierter werden und immer organisierter, immer feiner und immer kühner. Da soll kein Pfund vergraben bleiben, in diesem gottgesegneten Ackerland. Das ist der Sinn der langen Wüstenwanderung. Das auserwählte Volk der Gotteskinder soll sich mehren und zahlreich werden wie der Flugsand, und zu gleicher Zeit sollen sie hervorbringen und heraufholen aus tiefer Seele, was an schlafendem Reichtum darinnen liegt. Sie sollen helle Augen bekommen und weite Herzen, auf daß Gottes Gnade um so schöner sich spiegle in den hellen Augen und um so freieren Raum gewinne in den erweiterten Seelen. Denn auch die Gnade sucht und wählt unter den Naturen. Lasset sie nur hineinscheinen in feine und verstehende Geister, in hochgesinnte und starke Seelen: wieviel würdiger und dankbarer kann sie da aufgenommen, wieviel sorgsamer ausgewertet und fruchtbarer verzinst werden!

Und wenn dann die Menschheit aufgeblüht ist, und alles, was gesund und echt ist an ihr, von der Helligkeit des Evangeliums gefunden ist, dann können die letzten verhüllenden Morgennebel sich verziehen und das Kunstwerk des schaffenden und heiligenden Gottes kann in das Licht des ewigen Mittags gerückt werden. Dann wird kein Nachtdunkel mehr und keine Winterkälte sich um die Menschenblume legen, dann wird kein Blättchen mehr an ihr verwelken und kein Sieden und Gären mehr sein in ihren Säften. Dann ruht sie still und gelassen in dem Kosen des Lichtes und der ewigen Liebe.

Dürfen wir also mit sorglos heitern Augen Ausschau halten und spähen nach diesem morgenrotfernen Ziele? Wird es genug sein, sehnsüchtig zu warten, bis die Gotteskräfte in Natur und Übernatur ihr Werk an uns getan haben? So steht auch das Kind vor der Kammertür und harrt mit erwartungsvollen Augen, bis der Weihnachtsbaum geschmückt ist. Mitarbeit? Ja freilich, Gottes Gedanken können sich an uns nur durch unsere Entfaltung verwirklichen: aber hat er nicht zielbewußte Gesetze und eigenmächtige Gnaden in uns gelegt, welche mit sanfter und doch sieges-

gewisser Kraft unser schönes und großes Werden treiben und führen? Ist nicht auch die Pflanze eine unbewußte Erfüllung unwiderstehlicher Gesetze? Wie träumend wird sie ins Dasein und auf die Höhe ihres Blühens und Fruchtbringens getragen. Wird also auch die innere Not unserer Mitarbeit sich selbst Erfüllung schaffen, so daß uns nichts zu tun übrig bleibt als ein stummes und schlafendes Geschehenlassen?

Nein! Die Pflanze und ihr Leben ist ja nur eine flüchtig hingeworfene Zeichnung, eine Schattenriß, ein armes Symbol für unsere höhere Geschichte. Mitarbeit im besten Sinne, hingebende, persönliche Mitarbeit kann nur ein verstehendes Wesen leisten, das mit zartsinnigem Verständnis auf fremde Gedanken einzugehen weiß, das mit heiliger Liebe sich einfühlen kann in die Interessen eines andern, ein freier, sittlich befähigter Geist. Und was ein Wesen kann, das soll es auch leisten. So wird also die Weltidee Gottes für uns zum sittlichen Gebot, das an freie Willenskräfte ergeht und sie aufruft zu gottgeweihtem Dienen und Helfen und zu religiöser Tat. Darum hat auch die Urkunde der Offenbarung und die uralte Kirchensprache schon von der Notwendigkeit guter Werke geredet.

Ist also Gott hilfsbedürftig und der Gedanke seiner Weisheit und Liebe auf unsere gutwillige Mitarbeit angewiesen? Ja, der Hilfe bedarf er, aber es ist nicht eine Bedürftigkeit der Schwäche und Armut, es ist die Bedürftigkeit des Reichen, des Großen und Starken, der sein Bestes in die schwächsten Hände legt und doch in seiner sichern Kraft nicht um den Ausgang zu bangen braucht. Ein gewaltiger Strom des Werdens geht durch die Zeit, ein majestätisches Rollen von vielen Wassern, aber ihre Sehnsucht hat er inwendig in sie hineingelegt und sie kennt genau das ewige Meer, wo der Strom münden muß. Es wird darum dem göttlichen Bauherrn niemals an tätigen Kräften fehlen, denn der Kulturtrieb ist unausrottbar und unwiderstehlich. Und auch die Saatkörner des Christentums werden immer guten und tragenden Ackerboden finden, wo sie wachsen und vielfältige Frucht bringen können. Es steht daher nicht so, als wäre der Allerhöchste auf dich oder mich angewiesen: „Ich sage euch, aus den Steinen kann er Kinder Abrahams erwecken." Was kann da Willkür oder kindischer Trotz eines einzelnen Menschen oder eines verworfenen Volkes ausrichten? Mögen auch tausend Hände sich heben zum Fluchen oder Zerstören, ihr Fluch wird endlich ohnmächtig sein, denn Gottes Gedanken und Gesetze und Werke schreiten mit Ungestüm einher wie stürzende Berge, und hinweg über kleinen Trotz und über den Widerspruch von Kindern.

Das Reich Gottes muß kommen — aber freilich nur zu denen, welche es erobern für sich und ihre Brüder: Mitarbeit ist sittliches Gebot um unser selbst willen.

Jede menschlich-sittliche Tat, und selbst die stillste und heimlichste Entscheidung eines freien Willens, hat eine Wirkung bis in letzte Ewigkeiten hinein. Wie wenn — die Märchen erzählen so — ein winzig Steinchen aus einer Kinderfaust gleitend in einen tiefen See fällt und es plötzlich da drunten zu wallen und zu rauschen und zu steigen beginnt, als hätte das winzige Steinchen schlummernde Abgründe aufgeweckt; so steigt und schwillt wahrhaftig eine ganze Welt aus jeder freien Tat, eine Welt, die alles geschaffene und ungeschaffene Sein in sich trägt, in sich abbildet und wiederholt, wie ein rufendes Echo. In jeder Menschenseele und ihrer sittlichen Kraft zum Guten oder Bösen dehnt sich ein Raum aus so unermeßlich wie Gott und so weit wie seine Welt; und an der Seele liegt es, ob sie diesen Raum erfüllen will mit einem freudigen, schöpferischen Ja, das so groß ist wie Gott und so weit klingend, als Gottes Welt reicht, oder ob eine harte, dunkle Verneinung durch diesen Raum dröhnen soll. An der Seele liegt es, ob das Werden einer großen, heiligen Zukunft in sie hineinwogen darf, wie warme Winde und Wasser im Frühjahr, oder ob da eine Leere und Öde sich hinbreitet voll unendlichen Grauens, wie ein schwarzes Totentuch. An der Seele liegt es, ob sie elend strandet oder in königlicher Fahrt zu fernen Inseln rauscht, mit einem Wort, ob Gott tot ist für sie oder ob er lebt. Für beides hat sie Raum. Und in der freien Tat ihres Willens fällt die Entscheidung, je nachdem sie mittut und mitarbeitet an dem Christusgedanken Gottes, oder sich abschließt, fremd und teilnahmslos und feindselig. Die Zukunft gehört nur den wachen Köpfen und den regsamen Händen.

Und denen, welche einen starken Führer und einen treuen Bruder finden. Kein Mensch arbeitet für sich allein, keiner siegt und fällt für sich allein. Wir sind mit ewigen Ketten aneinander geschlossen. Wir alle sind uns gegenseitig Gläubiger und Schuldner. Jeder hat einen Teil seines Besitzes angelegt in der hilfreichen Güte seines Nächsten, und es gibt Menschen, welche den Reichtum vieler in ihrer Seele tragen, aufgespeichert wie einen Königsschatz. Wenn also solch ein Starker unter uns ist, so möge er seinen Brüdern Führer sein und Vorkämpfer und Schutzengel; er reiche seine Hand her, damit wir uns daran klammern können, die wir suchen und rufen, straucheln und irren. Wie doch die Menschheit durch jede enge

Kluft sich zwängen will hinaus zum Licht und zur Freiheit! Nun kann aber ein Mensch dem andern Lichtbringer sein und Aufschließer. So möge denn auch ein jeder mittun nach seiner Weise, überall mittun, wo etwas Gutes und Treffliches sich regen will, wenn es auch noch schwankt und zittert, überall wo ein Lichtlein hinscheinen möchte über einen dunkeln Ort, wo für die Menschheit etwas zu gewinnen ist zu ihrem materiellen, geistigen, sittlichen oder religiösen Besitz.

Zu dem materiellen und dem geistigen Besitz der Menschheit? Gibt es also auch ein Gebot zur profanen, irdischen Kultur? Ist sie überhaupt wert, daß ein Christ an ihr mitbaue? Was gilt sie denn in den Augen Gottes? Ist es nicht weltliche Kultur, von der das vernichtende Wort geschrieben steht: „Der in den Himmeln wohnt, lacht ihrer, der Herr spottet ihrer"?

Es ist ein leidenschaftliches Zanken und Streiten um die Wertung der weltlichen Kultur. Manche werden verklagt, weil sie auf ihrer Stirne allzeit die Falten einer herben Strenge tragen, weil sie selbst an spielenden Kindern nur mit feierlichstem Ernste vorbeischreiten, mit Verachtung im Auge. Man sagt, daß diese Hohen und Ernsten alle Kultur dieser Welt so geringschätzen wie Kinderspiel auf offener Straße. Noch von andern Menschen geht die Rede. Sie sollen ein vergrämtes und bitterböses Herz in der Brust tragen, und sich unbehaglich fühlen, so oft ein neues Luftschiff gebaut wird. Wenn aber der Menschheit ein „großes" Werk mißlungen ist, wenn ihre stolze Wissenschaft auf einem schnöden Irrwahn ertappt wurde, dann sollen diese Gramseelen beifällig nicken, als wollten sie sagen: Ja, so mußte es kommen, so ist es recht. Eigentlich sei alle irdische Kultur ein Übel, freilich ein notwendiges, das man einstweilen dulden müsse. Im besten Falle gehe sie aus Unverstand, Leichtsinn und beweinenswerter Blindheit hervor; im tiefsten Grunde aber sei sie gottlos. „Und wenn sie Erfolge erzielt, wenn sie triumphiert und einen strahlenden Schimmer über das Leben zaubert, traut ihr nicht, es ist Blendwerk, es ist die armselige Löhnung der Weltkinder, die ihren Lohn schon vorweg nehmen." Ob es solche Menschen wirklich gibt und solch schwarze Herzensgedanken? Ich glaube es nicht. Doch wie dem auch sei, allzu hart möchte ich sie nicht tadeln.

Denn eine dritte Klasse von Menschen findet sich — Gott sei es geklagt — sehr zahlreich, Menschen, welche es jedem Einsichtigen und Redlichen sauer genug machen, das Herz von jenem Kulturgram frei zu halten. Es sind die Posaunen- und Fanfarenbläser der Kultur, die schreienden Händler und Hausierer, welche mit einer Kultur in Worten durch das

Land ziehen, und friedliche, betriebsame Leute quälen. Es sind die „guten Freunde“ der Kultur. Wie manchen trefflichen Mann hat das unzeitige Geschrei seiner „guten Freunde“ schon ruiniert! Sie gaben sich als seine Ausleger und Abgesandten und Botschaftbringer. Sie haben ihn über Gebühr gepriesen, und noch dazu seine verkehrten Tugenden, und haben mit ihrem Auflauf die Bahn versperrt gerade für seine Vernunft und sein Bestes. Aber auch für fremde Güte, die da vorüberwandeln wollte.

So stehen auch die Kulturenthusiasten dicht gedrängt in unsern Straßen und versperren den Weg für alle, welche zu ihrer Arbeit wollen. Da stehen diese ungefügen Schreier, welche für ihre fanatische Gottlosigkeit sich auf die Kultur unserer Zeit berufen und dadurch deren Namen belasten und verleumden. Sie sind Fahnenräuber, welche das strahlende Banner des irdischen Fortschrittes an sich gerissen haben und vorantragen bei ihren Umtrieben und Winkelzügen, bei ihren Raub- und Mordkriegen gegen alles Wertvolle und Geistesgroße und Göttliche. Was Wunder, daß unermeßlicher Groll auch gegen jenes unglückselige Banner sich richten möchte, das so zum Wahrzeichen schmachvoller Kulturkämpfe geworden ist! Es hat ja wirklich den Anschein, als unterliege die weltliche Kultur nur allzusehr dem Einfluß eines gottfeindlichen Geistes, als sei gerade die moderne Welt mit all ihren Werken schon so schlecht und grundverdorben, daß sie doch nicht mehr zu retten ist. Dann bliebe freilich nichts mehr zu tun übrig, als sich beizeiten aus ihr hinauszuretten und jede Berührung mit ihr sorglich zu meiden.

Aber es ist die Stimme der Verzagten und manchmal auch der Trägen, die so spricht. Habt ihr noch nicht gehört, daß der Engel der Finsternis sich in Licht kleidet und seine inneren Schrecken mit strahlenden Gewändern verhüllt? Wie könnte er auch sonst sich getrauen, den Kindern des Lichtes unter die Augen zu kommen? Alles Böse ist Mißbrauch und Gewalttat am Guten. Ist darum das Gute verachtungswürdig? Alles Geschaffene ist eine Himmelsleiter und eine leuchtende Marmortreppe, auf der wir hinaufklimmen können zu Gott. Aber auch hinabsteigen kann man und sich verlieren in Nacht und Gottesferne; und dann wird Gottes Werk selbst zur Verdammung und zum Ruin. Darum fällt doch kein Tadel auf seine schaffende Güte und keine Finsternis auf sein Licht.

So soll denn auch die menschliche Kulturarbeit es nicht entgelten müssen, daß ihr Name mißbraucht und von ungeweihten und unreinen Lippen hinausgerufen wird als Kampfruf gegen Gott und seinen Ge-

salbten. Ist ja doch der Kulturinstinkt von Gott selbst eingesenkt in das tiefe Leben, und was er schafft und baut ist wahre Gottesarbeit, geleistet im Auftrag und im Dienste göttlicher Ratschlüsse. Derselbe Gott, der seinen eingebornen Sohn in die Welt gesandt und in ihm ein Reich der Übernatur gegründet hat, er hat auch die Keime des natürlichen Fortschrittes geschaffen. Diese sichtbare Welt ist Gottes Ackerland, und die Kultursaat, die darauf sprießt, wird seine gesegnete Ernte. Mag auch Unkraut und Dorngestrüpp dazwischen wuchern, was schadet es? Des edlen Weizens wird immer soviel wachsen, daß der Herr des Feldes ruhig dem großen Erntetag entgegensehen kann.

Wo aber Gott ein Ackerfeld hat oder einen Weinberg, da wirbt er Arbeiter an, helfende Kräfte, tüchtige Arme. So wirbt er auch für die irdische Kulturarbeit. Und es steht nicht bei uns, dieser Arbeit Schranken und Maße nach unserem Belieben zu geben. Wohl ist es eine ernste Frage, ob das Wirtschaftsleben der Neuzeit nicht weit über das gottgewollte Maß hinausgeht, ob nicht ein Luxus getrieben wird in dem Erwerben, Erzeugen und Verhandeln irdischer Güter. Doch ist auch zu beachten, daß der moderne Großbetrieb gerade oder kaum ausreicht, um die Existenz ganzer Klassen und Nationen zu fristen. Die industrielle Produktion und der Welthandel sind wie ein internationales Gewebe von äußerst straffer Spannung, das in allen Punkten fibriert, wenn es irgendwo auch nur leise gestört wird, und sein Zerreißen würde die Vernichtung unzähliger Existenzen bedeuten. Für all diese ist es eine Berufsnotwendigkeit, an diesem Gewebe mitzuwirken, das in sich ebenso berechtigt ist wie die primitiven Wirtschaftsformen früherer Zeit.

Und haben wir denn alles Notwendige bereits beschafft? „Müßte nicht jede kahle Wand mit purpurnen Teppichen bedeckt und jede zarte Brust mit lieblichen Farben vor der Kälte umhüllt sein? Was haben wir getan? Wir scheinen nicht genug Finger zu haben, um ein paar dürftige Bedeckungen für unsere Körper zustande zu bringen. Wir veranlassen die Ströme, für uns zu arbeiten, und ersticken die Luft mit Feuer, um unsere Spinnräder zu drehen, und — *sind wir trotzdem wirklich bekleidet*? Sind nicht die Straßen der europäischen Hauptstädte verpestet durch den Handel mit fortgeworfenen Lumpen und zerrissenen Lappen? Wird nicht die Schönheit ihrer süßen Kinder dem Elend und Schmutz überlassen? . . . Die Ameise und die Motte haben für jedes ihrer Jungen eine Zelle, aber unsere Kleinen liegen auf modernden

Lumpenhaufen, in Heimstätten, die sie wie Gräber verzehren, und Nacht für Nacht dringt von unsern Straßenecken der Schrei der Obdachlosen empor: Ich bin ein Gast gewesen und ihr habt mich nicht beherbergt" (Ruskin).

Und dann! Wäre es denn genug, wenn jedes hungernde Weib sein Stücklein Brot zu essen hätte, wenn jedes frierende Kind bekleidet und jede Stube warm und hell wäre? Müßte nicht der Wohlstand eines jeden strebenden Volkes und jeder arbeitswilligen Familie sich so mehren und ausweiten, daß er an jedem Punkt die sichere Grundlage böte für ein immer höher steigendes Geistesleben, für eine fortschreitende Teilnahme aller Klassen am Wissen und am schönen Genusse?

Die Organisation der Produktion und die Verteilung der Güter ist noch sehr unzureichend. Das moderne Wirtschaftsleben ist eine furchtbare und leistungsgewaltige Maschine, aber ihre Steuerung vermögen wir nur schwer festzuhalten, und an ihre Räder hängt sich unsäglich viel Selbstsucht, erdhafte Gesinnung und schmutzige Ausbeutung. Doch das alles ist nicht Grund genug, ihr scheu und mit ohnmächtigen Protesten aus dem Wege zu laufen. Laßt uns vielmehr hineingreifen in die mächtigen Hebel, um ihre Riesenkräfte zu beherrschen und zum Wohltun und Segen zu lenken.

Wenn also jenes soziale Schieben und Drängen durch die heutigen Kulturvölker geht, sollen wir uns da entgegenstemmen? Es ist wahr, daß es an der Oberfläche oft einen peinlichen Eindruck von Unzufriedenheit und Unruhe macht. Auch birgt es, wie alle Naturbewegungen, viel blinde Gewalt und die Gefahr zerstörender Katastrophen in sich. Aber im Wesen ist es doch echt: ein mündig gewordenes und zur Selbstbestimmung gereiftes Volk geht aus eigener, starker Initiative daran, seine materielle Lebenslage zu erhöhen, entsprechend seinem gesteigerten geistigen Bewußtsein.

Nein, die weltliche Kultur ist nicht unwert, daß ein Christ sie innerlich mitlebt und sich zu froher Mitarbeit anwerben läßt. Noch mehr! Die Christenheit als Ganzes hat sogar ein wahres Kulturgebot zu erfüllen; gerade, weil sie christlich ist, hat sie die Menschheitskultur aufzunehmen und weiter zu tragen, bis es Mittag ist und ewige Feierstunde. Wer sollte es auch sonst tun, wenn die christliche Welt es nicht tut? Es braucht ja dazu die stolze Unabhängigkeit und geistige Freiheit, welche sich nicht verstricken läßt in die Wirrfäden der irdischen Dinge. Es braucht ein glaubensstarkes und gotterfülltes Geschlecht. Denn die dunkelsten Schatten,

die auf der heutigen Menschheit liegen und ihr ganzes Kulturwerk mit Schleiern der Trauer verhüllen, das sind religiöse Verneinung und sittliches Versäumen und Versagen. Es müssen also gerade die religiösen Männer und Frauen vortreten und der modernen Kultur ihren ganzen Sinn und ihren ewigen Jenseitswert geben. Und weil in der katholischen Kirche allein die Brunnen fließen, von denen gewaltige Wasser des Glaubensgeistes und des ernsthaften Christentums in die Welt hinausgehen, so müssen wir Katholiken vortreten und dem breiten, stolzen Strom des Diesseits ein Bett graben zu seinem ewigen Meere. Das geschieht aber nicht durch Abschließung, durch tatenloses Danebenstehen, durch müßiges Klagen und Schelten, durch Trennung von Diesseits und Jenseits, von weltlich und geistlich, durch resigniertes Auswandern. So sagten uns auch die deutschen Bischöfe in ihrem Hirtenbrief vom 20. Dezember 1907: „Mit jener königlichen Freiheit, welche nur die Wahrheit verleihen kann, wollen wir (katholische Christen) alles, ‚was immer wahr, was ehrbar, was gerecht, was heilig, was liebenswürdig, was rühmlich, wenn etwas eine Tugend, wenn etwas eine löbliche Zucht ist‘ (Phil 4, 8) — freudig umfangen, fördern, uns aneignen, und es, bestrahlt vom Lichte des wahren Glaubens, befruchtet durch Gebet und die Gnade von oben, als wertvollsten Beitrag in die Kulturarbeit der Gegenwart einfügen.“

Wir Katholiken brauchen also nicht mißtrauisch und scheu vorüberzuschleichen an den tosenden Werkstätten des modernen Lebens. Kühn treten wir ein und lassen uns anwerben überall, wo sich unserer überlegenen Religion eine Möglichkeit bietet, sich schenken und mitteilen zu können. Und wäre es auch nur ein kleinstes Körnchen dieser Gotteskraft, das wir schon durch unsere bloße Mitarbeit einstreuen könnten in ein irdisches Feld, in eine bedeutende Organisation, in ein Unternehmen arbeitsfroher Hände, auch nur das kleinste Körnchen, es wäre viel gewonnen. So köstlich ist alles, was Christus uns gebracht hat. O möchte doch ein gewaltig schreitender Geist durch alle Lande gehen und überall die Schlafenden wecken und die Säumigen aufpeitschen!

Hat also die Kirche doch ein Kulturgebot zu erfüllen? Hat sie also doch Diesseitskultur zu befördern? Ja, das soll sie. Freilich, Kulturaufgaben, die nicht ihrer Natur nach religiös oder sittlich sind, soll sie nicht von außen stoßen, soll sie nicht mit eigener Hand aufnehmen. Dafür hat sie keine göttliche, souveräne Befähigung erhalten. Die Kirche soll der gesamten Menschheitskultur innerlich gegenwärtig sein als ihre

Beseelung, als anregender und durchdringender Geist. Sie haucht allen, die sich ihrem Einfluß hingeben, den Geist des Christentums ein; das ist aber ein schaffender, ein aufwühlender Geist von rastloser Tatkraft, der durch seine zielbewußte Diesseitsarbeit Jenseitswerte schafft. Dieser Geist ist lauterste Gottesliebe, die aber schon auf Erden Arbeitsraum und Arbeitsgebiete hat, und da heißt sie Nächstenliebe. Der christliche Geist ist selige Jenseitshoffnung, aber nicht eine träge, wartende Hoffnung; sie baut sich selbst das Jenseits auf dem Grunde und aus den Steinen dieser Erde, und sie erschöpft sich in dieser Diesseitsarbeit. Der christliche Geist leiht sich willig der übernatürlichen Gnade, aber dieser Dienst besteht gerade in der Ausbeutung der natürlichen Kräfte. Indem also die Kirche diesen Geist weckt und bildet, wirkt sie kulturfördernd. Sie wirkt als höchste Kulturinspiration, indem sie Worte voll Geist und Leben zur Menschheit redet.

Das heilige Gebot der Mitarbeit steht mahnend und drohend in göttlicher Majestät über der Menschheit. Indem es sich nun herabsenkt auf die einzelne Seele, wird es zum Beruf, der jedem Leben seinen Weg bestimmt, den es gehen soll, und jeder Kraft ihr Fleckchen Erde anweist, daß sie es bebaue. Für jedes Leben und jede Kraft eigens. Denn eines schickt sich nicht für alle. Auch das Gebot weltlicher Kulturarbeit ist nicht so gemeint, als ob nun jeder sich auf das Erfinden verlegen, oder sich am Welthandel beteiligen, oder parlamentarisch tätig sein müßte. So unabsehbar und vielgestaltig die natürlichen und übernatürlichen Anlagen des Menschen, so zahllos und weitläufig sind auch die einzelnen Arbeitsfelder. Da gibt es ein Wirken, das tiefer und bedeutungsvoller ist als ein anderes, es gibt Berufe, welche die Glücklichen, die für sie bestimmt und erwählt wurden, höher emportragen und weiter hinausheben über die Gefahr des Verlustes und der Verkümmerung, Berufe, die reichere Mittel gewähren und ernstere Anforderungen stellen. Aber eine Zurücksetzung liegt nicht in dieser Stufenfolge; denn alle sind in sich berechtigt und an ihrer Stelle notwendige Bauglieder des ganzen Werkes, Teilfunktionen, die für den Organismus unentbehrlich sind, wenn er hinaufwachsen soll zur Fülle seines Alters, zu seiner ganzen idealen Schönheit ohne Makel und Fehl. Der eine mag an den Außenmauern und an den Wegseiten Augenfälliges vollbringen, der andere schafft ungesehen in den Fundamenten oder in einsamer Höhe. Da gibt es Arbeitsstätten für den heiligen Klausner, der mit seinem Beten und Büßen die tieferen Quellen der Menschheit am

Fließen hält und darum hinabsteigen muß in eine weltferne, schweigende Einsamkeit. Doch müssen auch Menschen da sein, die auf hohe Tribünen steigen im Angesicht der wogenden Öffentlichkeit. Da sind Arbeitsstätten für den heldenmütigen Missionär und für den unermüdlichen Agitator und Organisator. Aber auch für den unscheinbarsten Brotberuf, der sich auswirkt in stiller Werkstatt oder im einfachen Haushalt. Für jeden, der bereitwilligen Herzens ist, sind die Hände voll zu tun. Und soweit es jedem gelingt, an seinem Posten und in seinem Kreis das Geschöpfliche und Irdische zu meistern und zu bilden und mit der Kraft und Größe seiner Liebe zu erfüllen, so weit wird sein Leben zu einer wertvollen und unersetzlichen Mitarbeit an den großen Gottesgedanken.

Mitarbeit! Daß unsere Liebe zu Gott fruchtbar werde und tatkräftig in heiliger Mitarbeit, das ist unsere einzige Aufgabe. Das ist der Gipfel unseres Könnens und der beste Name für alle Jenseitsliebe und für alle Diesseitsarbeit. Und darum läßt es uns nicht mehr rasten und ruhen: eilig und freudestrahlend gehen wir an unser Werk und rufen all die urwüchsig starken, ungebrochenen Lebensinstinkte in der Tiefe auf zu unserer Hilfe. Wir lassen sie hinstürmen und tiefe Furchen in die Erde wühlen, und wenn aus den Furchen der Fortschritt sprießt, dann segnet ihn unsere Religion der Liebe; sie segnet ihn lächelnd und gerne, denn sie weiß, was uns gesagt worden ist: „Alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes."

P. Lippert S. J.

Nachlese zur Windthorst-Korrespondenz.

Die Veröffentlichung einer Anzahl von Windthorstbriefen in dem jetzt abgeschlossenen 82. Bande unserer Zeitschrift hat die günstige Wirkung gehabt, daß manche Besitzer solcher Schreiben, darauf aufmerksam geworden, zu Ehren des gefeierten Zentrumsführers auch ihrerseits den Abdruck uns gütig gestatten wollten. Manche der willkommenen Nachzügler kamen zu spät, um noch ihrer Orts richtig eingereiht zu werden, andere schienen weniger geeignet, der getroffenen Ordnung sich anzufügen, und so ist ein kleiner Vorrat verschieden gearteter Windthorstschreiben übrig geblieben, zufällig zusammengewürfelt, ohne einheitlichen Faden über die letzten zehn Lebensjahre Windthorsts hin verstreut. Zum Teil sind es jene kurzen Berichte, die Windthorst zu Beginn der 1880er Jahre durch Onno Klopps Vermittlung an Nuntius Vannutelli in Wien gelangen ließ, zum Teil gedrängte Orientierungen über die augenblickliche Lage, bestimmt für seinen treuesten Helfer, Professor Reuß in Trier, der so instand gesetzt wurde, nach Rom hin die notwendigsten Aufschlüsse zu geben. Nur solche inhaltsreiche Schreiben aus Windthorsts letzter Lebensperiode sind hier aufgenommen, die Wert haben für die Geschichte des Kulturkampfes einerseits wie anderseits für das Verständnis von Windthorsts Gesinnung und Denkweise.

Die früher veröffentlichten Briefe hatten in der Weise angeordnet werden können, daß sie Windthorsts Lebenslauf, seine Tätigkeit nach außen in ihren Hauptabschnitten am Auge vorüberziehen ließen. Solches vermag dieser kleine Nachtrag nicht, um so mehr ist er dazu angetan, die Auffassungen der Lage, die Besorgnisse und Hauptbestrebungen des großen Katholikenführers gegen Abschluß seiner Laufbahn deutlich hervortreten zu lassen. War der Wert der früheren Veröffentlichung mehr ein biographischer, sofern sie abspiegelte, was Windthorst gewesen ist, so ist die Bedeutung der gegenwärtigen mehr eine programmatische, hell beleuchtend, was er auf der Höhe seines Wirkens erstrebt und gewollt hat.

Noch muß der Genauigkeit halber bemerkt werden, daß bei den hier dargebotenen Schreiben nicht wie bei der großen Mehrzahl der früheren die Originale vorlagen, jedoch statt ihrer Abschriften, welche die vollste

Gewähr bieten. Was wünschenswert schien zum Verständnis einzelner Notizen, die in den Briefen sich finden, wurde in Anmerkungen beigegeben. Eine jedesmalige Skizzierung der ganzen Situation, aus der die Briefe herausgewachsen, erwies sich nicht wohl tunlich, ohne aus der schlichten Mitteilung unzusammenhängender Texte gleich eine vollständige Geschichte des Kulturkampfes zu machen.

Zur direkten Mitteilung an Herrn Nuntius in Wien.

Berlin, 19. November 1881.

Der Kardinal Hohenlohe ist hier angelangt und wird, wie immer, wenn er hier ist, in den offiziellen Kreisen mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt. Diese Aufmerksamkeit gilt nicht dem Kardinal an sich, sondern diesem Kardinal. Teils rührt das von den Familienbeziehungen her, die der Kardinal hier besitzt, teils und hauptsächlich aber daher, daß man den Kardinal für „freisinnig" und „staatsfreundlich" betrachtet. Ob dies begründet ist oder nicht, darüber erlaube ich mir ein Urteil nicht. Ich habe den Kardinal nie gesehen und weiß weder die Tatsachen, durch welche die Erhebung desselben zu so hoher Kirchenwürde motiviert ist, noch die, welche die angegebene Anschauung von seiner „Freisinnigkeit" und „Staatsfreundlichkeit" begründen. Der Kardinal war während des Kulturkampfes wiederholt hier. Meines Wissens hat ihn niemals einer von denen gesehen, welche im Kampfe für die Kirche, dagegen hat man allerdings von einem Verkehre des Kardinals mit solchen gehört, die auf seiten der Gegner sich befanden. Ich kann leider nicht mit der Äußerung zurückhalten, daß in Deutschland kaum eine hervorragende katholische Familie ist, deren Stellung für die Kirche so nachteilig gewesen ist, als die der Hohenlohe. Die Katholiken Deutschlands haben sich deshalb von der Familie abgewandt, und die Mißstimmung gegen dieselbe trifft in besonderem Maße auch den Kardinal. Daß er ohne Vorwissen und ohne vorher die Genehmigung Sr Heiligkeit zu besitzen, eine beim Heiligen Stuhl ihm angetragene Botschaft des Staates annehmen wollte, ist von der katholischen Bevölkerung Deutschlands unvergessen.

Das Erscheinen des Kardinals in diesem Augenblicke dahier erregt ein ungeheures Aufsehen. Die liberalen Blätter und auch solche, die offiziöse Beziehungen haben, lassen ihn mit einer wichtigen Mission in den kirchenpolitischen Angelegenheiten betraut erscheinen. Andere machen Andeutungen, daß der Kardinal sich hier die Wege zu dem eben erledigten fürstbischöflichen Stuhle in Breslau ebnen wolle. In den gut katholischen Kreisen Schlesiens und namentlich in den Kreisen der katholischen Aristokratie und nicht minder in den Kreisen des Klerus herrscht darüber eine nicht geringe Aufregung. Man will sich erinnern, daß der Kardinal sich schon früher um diese Stelle beworben, und daß namentlich der verstorbene Fürstbischof in Beziehung auf den Kardinal stets ernste Bedenken gehabt habe. Der Kardinal hätte zu keiner Zeit inopportuner hier erscheinen können als in dem gegenwärtigen Augenblick, und ich wollte, es wäre möglich, ihn ohne Verzug nach Rom zurückzurufen [1].

---

[1] Wie begründet die hier angedeuteten Besorgnisse waren, zeigten die Vorgänge im Oktober 1883, als Hohenlohe um Enthebung von seinem Erzbistum Albano

Nach meiner innigsten Überzeugung könnte für die katholische Kirche in Deutschland kein größeres Unglück geschehen, als wenn der Kardinal an die Spitze einer deutschen Diözese gestellt würde, oder wenn derselbe in den Verhandlungen wegen der deutschen kirchlichen Angelegenheiten irgend welche Verwendung fände.

Ich fühle, daß diese meine Sprache sehr bestimmt ist, und sie wird mir schwer gegenüber einem Kirchenfürsten von so erhabener Stellung. Aber wenn es sich um die höchsten Interessen unserer heiligen Kirche handelt, hört bei mir jegliche Rücksicht auf. Hätte ich eine solche Rücksicht, dann wäre ich nicht wert, auch nur noch eine Sekunde das Wort für die Interessen unserer heiligen Kirche zu führen.

Zu direkter Mitteilung an Kardinal-Staatssekretär Jacobini.

4. Dezember 1881.

Im Anschlusse erfolgt der stenographische Bericht über die denkwürdige Reichstagssitzung vom 30. November.

Zunächst ist wichtig dasjenige, was Fürst Bismarck über die beabsichtigte Wiederanknüpfung diplomatischer Beziehungen mit dem römischen Stuhle sagt. Er will den Gesandten nicht an den mit weltlicher Souveränität bekleideten Papst, sondern nur an das *kirchliche* Oberhaupt der *preußischen* Katholiken, welches als solches eine einheimische Institution ist, entsenden.

Der Gesandte soll die staatlichen Rechte in Beziehung auf die katholische Kirche und die kirchlichen Interessen der Katholiken Preußens bei dem Oberhaupte der Kirche vertreten. Der Gesandte soll zunächst ein preußischer sein, kann aber ein deutscher werden, wenn die Einzelstaaten dies verlangen. Fürst Bismarck legt also den Hauptakzent nicht mehr darauf, daß der Gesandte nur ein preußischer sein solle, sondern darauf, daß derselbe nicht bei einem auswärtigen Souverän, sondern bei dem Oberhaupte der Kirche zur Wahrung der iura circa sacra und der kirchlichen Interessen der Gläubigen beglaubigt sein solle. Fürst Bismarck leugnet damit nicht direkt die Souveränität und die weltliche Macht des Papstes, mindestens aber ignoriert er dieselbe.

Ich habe es nicht ratsam erachtet, im gegenwärtigen Moment auf diese Unterscheidungen des Fürsten, die offenbar nicht korrekt sind und gemacht wurden, um auf der einen Seite die Empfindlichkeiten der italienischen Regierung, auf der andern Seite die Vorurteile und abgeneigten Anschauungen unserer hiesigen Gegner zu schonen, näher einzugehen, habe vielmehr darauf mich beschränkt, anzudeuten, daß es am einfachsten sein würde, da anzuknüpfen, wo man abgeschnitten, mithin ohne weiteres die *deutsche* Gesandtschaft wieder herzustellen. Übrigens habe ich für die Erörterungen im Abgeordnetenhause quaevis competentia vorbehalten.

Mit Sicherheit läßt sich heute noch nicht sagen, wie sich die Zentrumsfraktion bei der betreffenden Geldforderung im Abgeordnetenhause zu benehmen haben wird. Da der Heilige Stuhl zur Annahme eines preußischen Gesandten sich bereit erklärt

---

nachsuchte und, ohne Urlaub zu nehmen, Rom verließ. In München machte er dem italienischen Gesandten und dem abtrünnigen Döllinger seinen Besuch. Sein eigener Bruder Chlodwig, damals Gesandter in Paris, bezeichnete die Sache als einen „Skandal"; Bismarck sprach ihm zu der peinvollen Angelegenheit seine Teilnahme aus, wollte aber den Kardinal unter solchen Umständen nicht in Berlin haben. Vgl. Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst II 341 f.

hat, so wird die Geldforderung, wenn sie einfach als Gehalt für einen Gesandten beim päpstlichen Stuhl verlangt wird, sans phrase zu bewilligen sein. Die Schwierigkeiten beginnen erst, wenn die Bewilligung in einer Form beantragt würde, welche in Verfolg der von dem Fürsten gemachten Unterscheidungen die weltliche Souveränität des Heiligen Vaters verneinte. Dieser Verneinung könnte die Zentrumsfraktion nicht zustimmen. Es würde dringend erwünscht sein, wenn der Kardinal-Staatssekretär über die angeregten Fragen sich äußern und genau die Formel mitteilen wollte, in welcher der Heilige Stuhl der Entsendung eines preußischen Gesandten zugestimmt hat. Es leuchtet ein, daß die Zentrumsfraktion gerade hier sehr vorsichtig sein muß.

Der preußische Landtag kommt in der ersten Hälfte des Januar zusammen und müssen wir bis dahin gerüstet sein.

H. v. Schlözer ist von Washington noch nicht zurück. Es sollen die Einrichtungen so getroffen sein, daß derselbe auf den ersten Wink zurückkommen kann, und ist derselbe dieses Winkes gewärtig. Sicheres über die Rückkehr aber weiß ich noch nicht [1].

Sodann ist wichtig, was der Fürst Bismarck über den kirchenpolitischen Streit überhaupt und über seine Stellung zum Zentrum sagt. Danach müßte man annehmen, daß der Fürst, wenn die liberalen Parteien ihm dauernd ihre Unterstützung gewährt hätten, den kirchlichen Streit mit aller Energie fortgesetzt hätte und wohl auch um den Preis solcher dauernden Unterstützung noch jetzt fortführen würde. Allein diese Äußerungen sind wohl nicht sehr ernst zu nehmen, auch nicht richtig. Die Wahrheit ist, daß man sich überzeugt, daß dem entschlossenen Widerstande der Katholiken gegenüber der Plan einer Vernichtung oder Fälschung der Kirche nicht durchgeführt werden kann. Es haben jene Äußerungen nur den Zweck, die Notwendigkeit des Rückzuges von sich abzulehnen und den Liberalen zuzuschieben. Uns kann genügen, wenn der Rückzug wirklich gründlich angetreten wird. Den Entschluß dazu kann man aber zurzeit noch nicht fassen. Man ist noch unsicher, welchen Weg man einschlagen will. Vorläufig steckt man noch fest in der Idee diskretionärer Gewalten. Man fühlt, daß die Zentrumsfraktion damit sich nicht begnügen wird, und spricht deshalb mit süß-saurer Miene vom Zentrum, welches man nicht entbehren zu können fühlt.

---

[1] Kurt v. Schlözer, früher unter Arnim Sekretär der preußischen Gesandtschaft in Rom, war seit 1871 Gesandter in Washington. Im Juli 1881 kam er in geheimer Mission nach Rom, um über die Beilegung des kirchlichen Kampfes „offiziös“ zu verhandeln. Der Aufenthalt war diesmal von kurzer Dauer; Ende August kehrte er jedoch nach Rom zurück, reiste 19. September von da nach Berlin und Varzin und schiffte sich 26. September abermals nach den Vereinigten Staaten ein. Unterdessen hat die preußische Regierung am 9. September 1881 in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ ihren Entschluß kundgegeben, dem Landtag eine Vorlage zu unterbreiten über die Wiedererrichtung der preußischen Gesandtschaft beim päpstlichen Stuhl. Am 1. Februar 1882 konnte Schlözer als „designierter Gesandter beim Vatikan“ von Berlin aus die Reise an seinen neuen Posten antreten; am 7. März 1882 wurde im Abgeordnetenhause die Position für eine preußische Gesandtschaft beim Papste gegen die Stimmen aller liberalen Fraktionen genehmigt. Am 4. April wurde Schlözer in aller Form zum Gesandten ernannt und überreichte am 24. April 1882 dem Papst seine Kreditive. Er blieb bis 1892 an seinem Posten.

Wenn es nach meinen Anschauungen geht, so verharrt das Zentrum in der bisherigen abwartenden Stellung, bis es volle, tatsächliche Garantie dafür hat, daß eine gründliche Revision der Maigesetze stattfindet. Windthorst.

Zur Mitteilung an Nuntius Vannutelli. Den 3. Januar 1882.

Was ich heute zu berichten habe, ist nicht sowohl etwas Neues als vielmehr die Bestätigung dessen, was früher bereits wiederholt dargelegt ist. Die augenblickliche Aktion des Fürsten Bismarck in Beziehung auf die katholische Kirche wird nicht diktiert durch irgend welches Interesse für das Papsttum oder die Kirche. Sie wird lediglich beeinflußt durch rein politische Erwägungen.

Für den Fürsten Bismarck sind alle Fragen des öffentlichen Lebens Fragen der Macht. Die katholische Kirche ist ihm eine Macht, deren Bedeutung er früher unterschätzt hat. Um so mehr wird er, wenn ich nach der bisherigen Erfahrung urteilen darf, bemüht sein, sie sich dienstbar zu machen oder sie zu vernichten.

In den kirchenpolitischen Kämpfen der letzten zehn Jahre hat er dies durch die Falksche Gesetzgebung versucht. Er sieht ein, daß dieser direkte Weg nicht zum Ziele geführt hat. Deshalb schlägt er jetzt einen indirekten Weg ein, bedenklicher als der bisherige, weil nicht für jedermann sofort in seinem Verlaufe erkennbar.

Über die eigentlichen Intentionen des Fürsten ist mir nach besonders zuverlässigen positiven Beobachtungen aus neuerer Zeit kein Zweifel mehr. Der Fürst will zurzeit von einer Aufhebung der Maigesetze absolut nichts wissen; dieselben sollen unverändert fortbestehen. Aber es soll mehr oder minder in der Hand der Regierung liegen, ob und inwiefern dieselben angewendet werden sollen oder nicht. Der Fürst scheint zu glauben, daß er ohne dieselben die nach seiner Ansicht unter Umständen so gefährliche katholische Geistlichkeit nicht im Zaume halten könne. Dann aber will er die also gewonnene diskretionäre Gewalt also verwenden, daß die Hierarchie hergestellt und die geistlichen Stellen so besetzt werden, daß die Folgen des sog. Kulturkampfes äußerlich beseitigt erscheinen und der Masse des Volkes, den Wählern nicht mehr vor Augen liegen.

Er geht dabei offenbar von der Ansicht aus, daß er auf diese Weise dem Zentrum, welches er bisher vergeblich zu vernichten bemüht war, die Wählerschaft, die Basis desselben, entziehen könne. Gelänge dieser Plan, dann bliebe die Kirche in Deutschland ungeachtet der äußeren Herstellung wesentlich in den Maigesetzen stecken, lebte nur noch von der Gnade des Staates und wäre der Vernichtung, oder was noch schlimmer, der Korruption unrettbar verfallen.

Man sieht hieraus, daß das Ziel, welches der Fürst Bismarck bei den Maigesetzen im Auge hatte und welches er auf dem bisherigen Wege nicht mehr verfolgt, weil er sich, wie er behauptet, von den Liberalen verlassen findet, nunmehr auf dem entgegengesetzten, mehr indirekten Wege erreicht werden soll. Daraus scheint mit Notwendigkeit zu folgen, daß dem jetzigen Plane des Fürsten kein Vorschub geleistet werden darf, daß die bloß äußere Herstellung der Kirche nicht eher konzediert werden kann, als bis die substantielle Revision der Maigesetze vollkommen gesichert ist.

Ich fürchte sogar, daß, wenn die in den öffentlichen Nachrichten vorkommenden Angaben über Pläne des Fürsten Bismarck in Bezug auf die allgemeine Stellung des päpstlichen Stuhles irgend welche reale Grundlage haben — was ich nicht übersehe —, diese Pläne in ihrer Schlußtendenz gar leicht darauf hinauslaufen

könnten, auch in Beziehung auf den päpstlichen Stuhl selbst eine Art von diskretionärer Gewalt zu erreichen. Ohne genaue Kenntnis der in dieser Rücksicht gesponnenen Fäden wage ich selbstverständlich in Beziehung auf diese Angelegenheit ein bestimmtes Urteil nicht; aber ich vergesse nicht, daß Fürst Bismarck wiederholt darüber geklagt hat, daß man den Papst nicht zur Verantwortung ziehen könne. Wenn er jetzt etwa als Exekutor einer europäischen Garantie neue Machtbefugnisse in die Hände bekäme, so würde es nicht an Gelegenheit fehlen, die Last des Protektorates fühlbar zu machen.

Ich kann daher nicht sagen, daß die Gerüchte über angebliche Anbahnung eines Kongresses rücksichtlich der Regelung der Verhältnisse des Heiligen Stuhles mich mit besonderer Befriedigung erfüllen. Unter den Auspizien des Fürsten Bismarck erwarte ich nichts Gutes davon.

Windthorst an Professor Reuß. Hannover, 4. September 1883.

Geehrter Herr! Ihr Schreiben vom 30. v. M. habe ich erhalten. Der Entscheidung in Rom sehe ich mit Ruhe entgegen [1]. Wenn die Nachsuchung der Dispensation verfügt wird, wie ich das unmaßgeblich für richtig halte, so setze ich als selbstverständlich voraus, daß dies unter den nötigen Reservationen geschieht, daß namentlich gegen die Anerkennung der maigesetzlichen Bestimmungen über die Erziehung des Klerus protestiert und wiederholt die volle Freiheit der Kirche in Beziehung auf die Bildung des Klerus in Anspruch genommen wird. Außerdem kann sich empfehlen, nachdrücklich hervorzuheben, daß diese Nachsuchung pro hac vice geschieht. Daneben gehe ich von der Ansicht aus, daß die Anzeigepflicht in keinem Punkte früher tatsächlich zugestanden wird, als bis die Forderungen des Heiligen Stuhles wegen der Erziehung und Vorbildung des Klerus und wegen freier Ausübung des Priesteramtes vollständig zugestanden sind [2].

---

[1] Ein verbindliches Schreiben des Papstes an den Kaiser vom 3. Dezember 1882 hatte neuerdings zu einem brieflichen Austausch der zwei höchsten Autoritäten Anlaß gegeben, an welchen ein Notenwechsel des preußischen Gesandten beim Vatikan mit dem Kardinal-Staatssekretär sich anschloß. Als dieser jedoch mit der Antwort der Kurie vom 5. Mai 1883 ins Stocken kam, beschloß die preußische Regierung, unabhängig von weiteren Verhandlungen, eine rein staatliche Revision der kirchenpolitischen Gesetzgebung vorzunehmen. Die Vorlage gelangte am 11. Juni zur ersten Lesung, wurde in der Kommission durchberaten und gelangte mit großer Majorität zur Annahme. Sanktioniert am 11. Juli 1883, trat das neue Gesetz mit dem 31. Juli in Kraft. Durch dieses Gesetz war nun zwar die Anstellung der Hilfsgeistlichen von der Anzeigepflicht ledig erklärt, aber die Vorschriften der Maigesetze über das staatliche Examen wie über das Indigenat usw. nicht aufgehoben. Dazu bedurfte es einer staatlichen Dispens, in deren bittlicher Einholung immerhin eine Art Anerkennung der Maigesetze erblickt werden konnte. Nachdem die preußischen Bischöfe bei einer Zusammenkunft in Mainz am 1. August sich für die Einholung der Dispens ausgesprochen hatten, erwartete man die Entscheidung des Papstes.

[2] Mit der päpstlichen Entscheidung, die um die Mitte des Monats bekannt wurde, konnte Windthorst zufrieden sein. Sie gestattete das Dispensgesuch nur für die Vergangenheit und pro hac vice tantum. Bald folgte auch die Bestimmung, daß der Bischof von Kulm als der älteste unter den preußischen Bischöfen die Gesuche für alle Diözesen zugleich einreichen solle. Von einer Anzeigepflicht in Bezug

Der außerordentlich berufene Reichstag hat einen raschen Verlauf genommen. Die Geschäfte sind genau so abgewickelt, wie die Zentrumsfraktion es wünschen mußte; dieselbe konnte mit Befriedigung konstatieren, daß auch jetzt noch ihre Stellung eine maßgebende war. Es war ihr angenehm, überall mit der Regierung einverstanden zu sein. Auch in ihren Beziehungen zu den andern Parteien war keine Änderung eingetreten. In ihr selbst herrschte volle Einmütigkeit. Möge das ein gutes Omen für den bevorstehenden schweren Winterfeldzug sein.

In Beziehung auf die Lage der kirchenpolitischen Angelegenheiten war nichts Besonderes zu ermitteln. Fürst Bismarck und H. v. Goßler waren von Berlin abwesend. Man nahm allgemein an, daß zurzeit eine Aktion von seiten der Regierung nicht in Aussicht genommen sei, daß vielmehr von seiten der Regierung für jetzt eine abwartende Stellung eingenommen werde, um zu sehen, was der Heilige Stuhl rücksichtlich des neuen Gesetzes und wegen der Nachsuchung der Dispensation verfügen werde. Auch wurde mir mitgeteilt, daß die bekannten scharfen Artikel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" ohne Vorwissen der übrigen Minister erlassen, und daß dieselben vom Fürsten Bismarck allein ausgegangen seien.

Von einflußreichen Mitgliedern der konservativen Partei wurde mir geäußert, daß sie in eine schwierige Lage geraten, wenn von seiten der Kirche keinerlei Entgegenkommen gezeigt werde. Ich habe ihnen erwidert, die Kirche komme entgegen, soweit es die vitalen Interessen, welche sie zu vertreten habe, gestatten.

Der Regierung wie den Konservativen geht es wie dem Zauberlehrling: die Geister, welche sie wachgerufen, können sie nun nicht bannen. Dennoch fahren sie fort, in den Vorbereitungen zur Lutherfeier die Geister des rein-verneinenden Protestantismus immer von neuem aufzuregen[1]. Sie feiern die angeblich errungene Gewissensfreiheit und schmieden neue Fesseln für ihre katholischen Mitbürger.

Am nächsten Sonntag gehe ich zur Katholikenversammlung nach Düsseldorf, besonders um mitzuwirken, daß alles in Frieden verläuft. Die Erörterung der sozialen Fragen hat sich leider so zugespitzt, daß sie leicht Unfrieden herbeiführen könnte[2].

Niewedde [= Windthorst].

---

auf die Pfarrstellen war noch nicht die Rede. Trotzdem war mit diesem Gesetz die Möglichkeit geschaffen, die Seelsorge wieder einigermaßen einzurichten. Noch ehe das Jahr zu Ende ging, war ein Teil der Dispensen gewährt, in den meisten Diözesen waren die Staatsleistungen für die Geistlichen wieder aufgenommen. Nur Köln, Posen und Münster, die der Oberhirten noch beraubt waren, bildeten eine Ausnahme. Der blinde, greise Bischof von Limburg wurde am 3. Dezember begnadigt und konnte am 17. Dezember in seine Bischofstadt zurückkehren.

[1] Es galt dem 400. Jahrestag von Luthers Geburt (10. November 1483). Die große Feier in Wittenberg, bei welcher der Kronprinz den Kaiser zu vertreten hatte, war auf den 13. September anberaumt.

[2] Im Vordergrunde stand die Handwerkerfrage, namentlich die Forderung obligatorischer Innungen. Das während des Sommers auf einer Konferenz in Schloß Haid (Besitz des Fürsten Löwenstein in Böhmen) vereinbarte Programm, zu dem namentlich Freiherr v. Vogelsang mitgewirkt hatte, fand bei der Zentrumspresse die erwartete Zustimmung nicht und infolgedessen gab eine gewisse Gereiztheit in Handwerkerkreisen sich kund. Eine große Versammlung zu Münster i. W. im August und eine Delegiertenversammlung des westdeutschen Handwerkerbundes in Köln am 2. September suchten auf den Katholikentag (9.—13. September) im voraus einzuwirken.

Windthorst an Professor Reuß. Hannover, 23. August 1888.

Verehrter Herr Professor! Die Reise Crispis nach Friedrichsruh[1], die Kommentare, welche die „Norddeutsche Allgemeine" und die „Kölnische Zeitung" geben, zeigen den blödesten Augen, was im Werke ist. Ich habe in meinen früheren Briefen bereits darauf hingewiesen und bedauere aufrichtig, daß meine Befürchtungen so rasch sich realisieren. Gegenüber demjenigen, was sich jetzt vor unsern Augen vollzieht, kann man nicht mehr zweifeln, daß der italienische Besitzstand, so wie er jetzt ist, also inklusive Rom, mindestens tatsächlich garantiert ist oder doch garantiert wird. Die jetzigen Vorgänge sind ein praktischer Kommentar zu dem Passus der Thronrede über die Einheit Italiens. Alle Hoffnungen, daß man in irgend einer Weise für die Selbständigkeit des Heiligen Stuhles sorgen werde, erweisen sich als illusorisch. Ich habe diese Hoffnungen nie geteilt und die Illusionen der Optimisten, welche hauptsächlich im Osten unseres Landes sitzen, neuerlich sich aber auch im Westen desselben zeigen, gegenüber der vorliegenden Tatsache nie verstanden. Der Heilige Vater ist in eine traurige Lage versetzt, und diese Trauer ist um so gerechter, als anscheinend menschliche Hilfe kaum noch zu erwarten ist.

Wir werden nicht aufhören dürfen, Gottes Hilfe anzuflehen, und unserseits fortfahren müssen, die Rechte des Heiligen Stuhles zu reklamieren.

Es soll dies in Freiburg[2] und auch sonst geschehen, wo ich öffentlichen Versammlungen beiwohnen werde. Um dabei keinen Fehlgriff zu tun, wäre außerordentlich wichtig zu wissen, ob zwischen dem Heiligen Stuhl und Berlin in Beziehung auf die Formalien des kaiserlichen Besuches ein Abkommen getroffen[3]. Auch nach meiner Rückkehr von Trier ist mir dies glaubhaft versichert. Können Sie nicht rasch volle Sicherheit darüber verschaffen?

Hochachtungsvoll ergebenst W.

Weisung Windthorsts an die Zentrumspresse. September 1888.

Höchst vertraulich! P.M.

Ich habe alle Ursache anzunehmen, daß nicht, wie in einigen Blättern berichtet worden, irgend ein Abkommen über den Besuch Sr Majestät des Kaisers in Rom mit dem Vatikan getroffen werde. Es scheint vielmehr sicher zu sein, daß bis in die neueste Zeit Mitteilungen dieserhalb von Berlin an den Vatikan nicht gemacht worden sind. Der Besuch Crispis in Friedrichsruh, die Kommentare, welche die offiziösen und halboffiziösen Blätter dazu geben, ferner der anscheinend projektierte Besuch Sr Majestät des Kaisers in Rom selbst sind Ereignisse, welche die Anhänger des Heiligen Stuhles mit Befriedigung nicht erfüllen können. Die katho-

[1] Der damalige Leiter der italienischen Politik, von zwei Sekretären begleitet, traf am 20. August in Frankfurt ein und erreichte über Hannover und Hamburg am 22. August Friedrichsruh. In Hamburg wie in Berlin war er der Gegenstand großer Ovationen.

[2] Die XXXV. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Freiburg i. Br. vom 2.—6. September 1888 stand bevor, wo Windthorst in der Schlußrede mit größter Wärme die Sache des Heiligen Vaters geführt hat.

[3] Der geplante Besuch des Kaisers in Rom, der am 12. Oktober wirklich zur Ausführung kam, bildete bereits den Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Unterhandlungen fanden tatsächlich statt, wenn auch vielleicht erst später und, wegen der besondern Schwierigkeit der Sache, in allem Geheimnis.

lische Presse wird sich diesen Ereignissen gegenüber mit großer Klugheit zu benehmen haben. Auf der einen Seite darf nichts gesagt werden, was die Empfindlichkeit der Regierung und insbesondere Sr Majestät des Kaisers in irgend welcher Weise verletzen könnte, auf der andern Seite aber müssen die Interessen und das Recht des Heiligen Stuhles mit Würde und Festigkeit vertreten bleiben. Die Presse wird namentlich die Aufgabe haben, mit Bestimmtheit zu betonen, daß der Besuch des Kaisers in Rom, wenn derselbe stattfinden sollte, niemals die unbestreitbaren Rechte des Heiligen Stuhles vernichten könnte, und daß die Sache der Unabhängigkeit und der Freiheit des Oberhauptes der Kirche den Interessen ersten Ranges angehört.

Von dem Inhalt der weltlichen Herrschaft des Heiligen Stuhles kann ohne Zustimmung des Heiligen Vaters nichts aufgegeben oder rechtlich verloren werden. Diese Zustimmung ist nirgends erfolgt, namentlich was den Besitz von Rom betrifft. Der jetzt bestehende Zustand ist der einer einseitigen faktischen Usurpation. Wenn Se Majestät der Deutsche Kaiser Se Majestät den König von Italien in seinem faktisch, aber nicht juridisch bestehenden Domizil aufsucht, so verändert sich die rechtliche Natur dieses Domizils dadurch keineswegs, selbst dann nicht, wenn Se Majestät der Kaiser dieses wollte. Es würde vielmehr zu einer solchen Veränderung die Zustimmung Sr Heiligkeit und jedenfalls auch der übrigen Weltmächte gehören. Nirgends ist aber die Absicht Sr Majestät des Kaisers, durch seinen Besuch die faktischen Verhältnisse in Rom zum Nachteil des Heiligen Stuhles zu verändern, ausgesprochen. Die guten Beziehungen, welche Se Majestät zur Freude insbesondere seiner katholischen Untertanen mit dem Heiligen Stuhle unterhält, sprechen vielmehr gegen die Annahme einer solchen Absicht. In dem Besuche allein liegt nichts, was mit Notwendigkeit auf eine beabsichtigte Anerkennung der bloß faktisch bestehenden Verhältnisse schließen ließe. Die katholische Presse aber muß, wenn der Besuch stattfinden sollte, und auch schon bei der Besprechung der Beabsichtigung desselben, die Rechte des Heiligen Stuhles und der ganzen katholischen Welt ausdrücklich betonen und darf auch in ehrerbietiger Weise den Wunsch aussprechen, daß zur Vermeidung aller Mißverständnisse der Besuch des Königs von Italien, wenn derselbe erforderlich, nicht in Rom, sondern etwa in Mailand oder Florenz stattfinden möge. Auch könnte in ehrerbietiger Form die Hoffnung ausgesprochen werden, daß in jedem Falle zur Beruhigung der katholischen Bevölkerung dem Heiligen Stuhle zufriedenstellende Erklärungen gegeben werden, wenn dies wider Erwarten noch nicht geschehen sein sollte.

Windthorst an Professor Reuß. [Hannover,] 26. Mai 1889.

Verehrter Herr Professor! Für Ihren Brief danke ich verbindlich; ich werde darauf nächstens mit einem Rückblick auf die nunmehr geschlossene Reichstagssession ausführlich antworten. Für heute in aller Eile nur einige Bemerkungen zu dem italienischen Besuche in Berlin. Derselbe ist nach dem, was ihm seit dem Besuche des Kaisers in Rom vorangegangen, nach dem besondern Gepränge, mit welchem derselbe in Szene gesetzt und der staunenden Welt vorgeführt ist, nach meiner Auffassung von ganz besonderer Bedeutung. Derselbe sollte offenbar nicht allein dienen zur moralischen Stärkung des Dreibundes, nach meiner Ansicht vielmehr auch zum weiteren Ausbau desselben. Worin dieser Ausbau näher bestanden, wage ich nicht zu sagen; zunächst wohl nur in rein militärischen Stipulationen, die, da sie zur Erhaltung des Weltfriedens dienen sollen, in diesem Sinne von allen nur mit

Freude begrüßt werden könnten. Die italienische Diplomatie aber müßte ihr Handwerk schlecht verstehen, wenn sie nicht mindestens den Versuch gemacht hätte, weitere Garantien für den status quo, also für den Besitz von Rom, zu gewinnen. Ob ihr das gelungen und in welcher Weise sie etwa den Versuch noch fortsetzt, kann ich an meinem bescheidenen Orte kaum ermitteln. In Wien und in München wird ein geübtes Ohr Näheres vernehmen können. Der ausgesuchte, enthusiastische Empfang, welcher den Italienern in Deutschland und besonders in Berlin bereitet und in der Masse des Volkes gewährt ist, hat meines Erachtens eine scharfe Spitze gegen den Katholizismus und die päpstliche Herrschaft in Rom. Daß die deutsche Regierung diese Spitze gewollt hat, behaupte ich nicht, aber in der evangelischen Volksmasse, in der Presse, in den Tischreden trat sie frei und offen zu Tage. Ich hatte davon eine Vorahnung und habe deshalb in der Fraktion schon vor Ankunft der italienischen Herren gebeten, daß jedes Mitglied derselben bei den verschiedenen Manifestationen die äußerste Reserve sich auferlegen möge. Es ist dies auch geschehen, und als recht bald im Reichstage unter der Hand Versuche gemacht wurden, Teilnahmebezeigungen zu veranlassen, wurden diese Versuche durch die ablehnende, reservierte Haltung des Zentrums hintangehalten.

Als jedoch die Manifestationen der italienischen Deputiertenkammer offiziell mitgeteilt wurden, glaubte der Präsident des Reichstages vorgehen zu müssen. Die Art und Weise, wie das geschehen, ist in den Zeitungen berichtet. Die Erklärung, mit welcher der Herr Präsident die Beschlüsse der italienischen Kammer mitteilte[1], wurde uns, Herrn v. Franckenstein und mir, vorher vorgelegt. Wir hätten gewünscht, die Erklärung wäre überhaupt nicht erforderlich erachtet, mußten aber anerkennen, daß dieselbe nicht ohne Berücksichtigung unserer Lage abgefaßt war. Nichtsdestoweniger waren wir entschieden der Ansicht, daß wir dieser Erklärung gegenüber nicht absolut schweigend uns verhalten könnten, und bestanden wir darauf, daß wir unsere Stellung zur römischen Frage ausdrücklich reservieren müßten. Der Präsident und viele Mitglieder des Reichstages bemühten sich, uns von dieser Reservation abzuhalten, aber ich glaubte mich auf diese Wünsche nicht einlassen zu können, verfaßte die von Herrn v. Franckenstein im Namen der Fraktion verlesene Zustimmung zu dem „Dankesvotum“ des Präsidenten unter Aufrechthaltung unserer Stellung zur römischen Frage. Die zahlreich versammelte Fraktion hat dieselbe einmütig und fest geschlossen gebilligt. Herr v. Franckenstein hat als Vorsitzender der Fraktion auf meine Bitte die Güte gehabt, dieselbe zu verlesen, und ich bin ihm dafür zu besonderem Danke verpflichtet. Daß Herr v. Franckenstein dieses tat, war bei der Situation, in welche das Invalidengesetz die Fraktion versetzt hatte, von ganz besonderer Wichtigkeit[2]. Das Wort in necessariis unitas wurde dadurch vor aller Augen klar hingestellt. Die Polen, welche der Erklärung des Zentrums nicht beitreten zu können glaubten, zogen es auf meine Anheimgabe vor, den Saal zu verlassen und so der Abstimmung sich zu entziehen. Die Abgeordneten aus Elsaß-Lothringen hielten ein Gleiches zu tun ihrer besondern Lage entsprechend.

---

[1] Die Dankadresse der italienischen Deputiertenkammer für den ehrenden Empfang des Königs Humbert in Berlin wurde vom Präsidenten, Herrn v. Levetzow, in der Sitzung vom 23. Mai dem Reichstage zur Kenntnis gebracht.

[2] Gerade in diesen Tagen, 24. Mai, fand die Schlußabstimmung über das Invaliditäts-Versicherungsgesetz statt, über welches die Meinungen innerhalb der Zentrumsfraktion scharf auseinandergingen.

Dem geschilderten Vorgehen gegenüber halte ich es geboten, auf der nächsten Katholikenversammlung mit doppeltem Eifer die Rechte des Heiligen Stuhles zu vindizieren[1]. Den Empfang dieser Zeilen bitte ich mir umgehend anzuzeigen.

Hochachtungsvoll ergebenst Windthorst.

P. S. Die von mir verfaßte und von Herrn v. Franckenstein verlesene Erklärung war vor der Verlesung dem Fürsten Bismarck mitgeteilt. Dieselbe war ihm nicht angenehm, besondere Bemerkungen dazu hat er aber nicht gemacht. Wir haben wenigstens keine solchen vernommen.

Windthorst an Professor Reuß. Hannover, 30. Mai 1889.

Verehrter Herr Professor! Der Reichstag ist geschlossen. Die Gesamtheit der Verhandlungen und deren Gegenstände näher darzulegen, kann der Zweck dieser Zeilen nicht sein. Von Interesse für Sie werden nur einzelne Bemerkungen sein.

Die sog. Kartellparteien hatten in der Regel die entscheidende Majorität. Nichtsdestoweniger hat die Zentrumsfraktion während der ganzen Session ihr Gewicht geltend zu machen verstanden, und die verbündeten Regierungen werden aus der Session die Überzeugung von neuem gewonnen haben, daß sie mit der Fraktion zu rechnen haben. Dies Gewicht würde sich noch mehr geltend gemacht haben, wenn nicht einzelne Mitglieder manchmal eine nach meinem Dafürhalten unmotivierte Nachgiebigkeit gezeigt hätten. Diese Nachgiebigkeit ist in den Wählermassen hie und da unangenehm bemerkt worden, und wir werden bei den nächsten Wahlen alle Energie zusammennehmen müssen, um unsern Bestand voll zu sichern, da die Wähler durch die oben bezeichnete Nachgiebigkeit hie und da verstimmt sind.

Die Hauptarbeit der letzten Session war die Durcharbeitung des Alters- und Invalidenversorgungsgesetzes für die Arbeiter. Dasselbe ist nur zur Annahme gelangt, weil 13 Mitglieder der Zentrumsfraktion abweichend von der großen Majorität derselben für das Gesetz stimmten. Ich halte das Gesetz für unheilvoll. Zur Begründung dieser Ansicht kann ich hier mich nur auf die Verhandlungen selbst beziehen. In diesen Verhandlungen habe ich wiederholt ausgeführt, daß die Stellung der Kirche gegenüber den Arbeitern und der Einfluß der Kirche auf diese dadurch wesentlich geändert werde. Auf diese Seite des Gesetzes muß ich auch hier wiederholt aufmerksam machen. Die Kirche wird ihre Sorge für die arbeitende Bevölkerung zu verdoppeln haben, wenn sie ihren Einfluß auf dieselben nicht ganz auf den Staat übergehen lassen will. —

Von besonderer Bedeutung waren auch die Verhandlungen über die Sklavenfrage und die Stellung Deutschlands in Ostafrika. Bei diesen Verhandlungen hatte die Zentrumsfraktion entschieden die Führung und fand dafür die Anerkennung und die Zustimmung der Regierung. Die Zentrumsfraktion war in dieser Angelegenheit einmütig. Die Zentrumsfraktion hatte bei ihrem Vorgehen wesentlich die Befreiung der Sklaven im Auge, wenn sie zwar auch für die übrigen Interessen Deutschlands selbstverständlich nicht gleichgültig sein konnte. Die weitere Entwicklung rechtfertigt aber die Furcht, daß der Regierung und den übrigen Parteien des Reichstages die Sklavenfrage weniger am Herzen liegt als die sonstigen Interessen Deutschlands in den Kolonien. Die Zentrumsfraktion hat in dieser und allen Kolonialfragen ganz besonders auch die Missionen in den Kolonien im Auge. In

[1] Auf der XXXVI. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands, die im August 1889 zu Bochum tagte, hat Windthorst das Versprechen glänzend eingelöst.

Beziehung auf diese aber besteht ein latenter Konflikt zwischen dem Fürsten Bismarck und der Zentrumsfraktion. Die Zentrumsfraktion verlangt, daß in Beziehung auf die Missionen auch in den deutschen Schutzgebieten die Bestimmungen der Kongoakte mit der Freiheit und Gleichberechtigung aller Kulte zur Geltung kommen. Fürst Bismarck will in den deutschen Schutzgebieten, für welche die Kongoakte keine Gültigkeit hat, mehr oder weniger die Bestimmungen der sog. Maigesetzgebung in Anwendung bringen. Die Zentrumsfraktion hat einen Antrag eingebracht, welcher eine gesetzliche Bestimmung verlangt, daß die Bestimmungen der Kongoakte voll und ganz zur Anwendung kommen. Man fürchtete, daß es schwer sein werde, diesem Antrag entgegenzutreten, und hat deshalb, sicher nicht ohne Einfluß Bismarcks, es zu bewirken verstanden, daß dieser Antrag, unerachtet des Drängens von seiten der Zentrumsfraktion, nicht zur Beratung und Erledigung kam. Wenn der Reichstag im Spätherbst wieder zusammentritt, wird der Antrag erneuert werden. Es ist derselbe von äußerster Wichtigkeit, weil von dem Schicksale desselben die Förderung der katholischen Interessen in den deutschen Schutzgebieten wesentlich abhängt [1].

---

[1] Schon im November 1885 war vom Zentrum des Reichstages dieserhalb eine Interpellation eingebracht worden: „Ob beschlossen oder beabsichtigt sei: 1. jede Missionstätigkeit von Mitgliedern des Ordens der Gesellschaft Jesu oder der mit demselben ‚verwandten‘ Orden in den deutschen Schutzgebieten als gesetzlich verboten zu behandeln oder auf dem Verwaltungswege zu verbieten; 2. die Tätigkeit katholischer Missionen *überhaupt* in jenen Schutzgebieten auszuschließen oder zu beschränken?"

Bei der sehr bewegten Debatte, die sich am 28. November an diese Interpellation knüpfte, erklärte Bismarck, daß nach seiner persönlichen Auffassung allerdings die Jesuiten für ausgeschlossen zu gelten hätten wegen ihres Kosmopolitismus, ihrer Neigung zur Vaterlandslosigkeit: „Das ist eben die Hauptsache, die ich gegen diesen Orden habe; sonst ist er geschickter, duldsamer und klüger als mancher andere."

Am 23. Oktober 1889 brachte Windthorst den Antrag auf Ergänzung des Reichsgesetzes vom 17. April 1886 ein, demzufolge den Eingebornen wie den Missionären in den deutschen Schutzgebieten volle Kultusfreiheit gewährt werden solle. Aber bevor noch der Antrag selbst zur Beratung gekommen war, bot die Generaldebatte über das Budget des Auswärtigen Amtes am 21. November 1889 Windthorst die Gelegenheit, auf die Sache zurückzukommen. Zwar hatte schon in der Budgetkommission der Unterstaatssekretär Graf Berchem als Vertreter der verbündeten Regierungen günstige Erklärungen abgegeben, aber sie schienen Windthorst noch nicht klar und fest genug. „Hätte ich gewußt", meinte er, „daß man so engherzig in Bezug auf die Auffassung der Missionsverhältnisse sein würde, dann hätte ich die Forderungen für die Wissmannexpedition nicht bewilligt. . . . Solange diese engherzige Auffassung besteht, solange man nicht frank und frei, ohne alle Reserve erklärt, daß man die Grundsätze der Kongoakte in Anwendung bringen will, ist es mir unmöglich, für die weitere Entwicklung der Kolonisation irgend etwas zu bewilligen."

Es war Bismarcks eigener Sohn, Graf Herbert, der als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes mit den beruhigendsten Versicherungen dem Führer des Zentrums gegenübertrat und auch über die Tätigkeit der Jesuiten [gemeint sind einige neuere Missionskongregationen, die mit dem Jesuitenorden keinerlei Verbindung haben], die in Ostafrika und auf den Südsee-Inseln bereits zugelassen seien, anerkennende Worte äußerte (Stenographischer Bericht I 449—451). Diesmal ließen die Erklärungen an

Der Hauptgrund des Bismarckschen Widerstandes gegen diesen Antrag liegt in dessen Abneigung gegen den Jesuitenorden und die demselben verwandten Orden [1]. Kommen die Bestimmungen der Kongoakte zur Geltung, so können auch diese Orden nicht ausgeschlossen werden, und man scheint zu fürchten, daß, wenn diese Orden in den Schutzgebieten zugelassen werden, auch das Mutterland ihnen nicht verschlossen bleiben könnte. Zur Bekämpfung des sozialistischen Ansturmes aber werden wir diese Orden allerdings nicht entbehren können, und allein schon deshalb muß alles aufgeboten werden, dieselben zurückzuführen. Es wird das freilich bei den in der protestantischen Welt bestehenden Vorurteilen keine leichte Aufgabe sein!

Bei den Besprechungen über die Missionen wurde von der Gegenseite der Gedanke geltend gemacht, daß die Tätigkeit der Missionäre der verschiedenen Konfessionen zur Vermeidung aller Kollisionen territorial abgegrenzt werden möge [2]. Diesen Gedanken habe ich auf das entschiedenste bekämpft. Bei Verkündigung der katholischen Wahrheit kann und darf territorial nicht begrenzt werden.

Über die Vorkommnisse bei Gelegenheit des italienischen Besuchs in Berlin [3] habe ich bereits besonders geschrieben. Die Bewegung, welche durch die Resolution der Zentrumsfraktion in der Presse aller Länder eingetreten, dauert seit meinem Briefe noch immer fort und beweist, welche Bedeutung man dieser Manifestation beilegt.

Klarheit und Bestimmtheit nichts zu wünschen übrig, aber man hätte sie doch lieber in Form eines Gesetzes festgelegt gesehen. Am 12. Dezember kam dann der Antrag Windthorsts zur Verhandlung und siegte bei der zweiten Lesung mit 116 gegen 109 Stimmen (Stenogr. Bericht II 884—891). Allein bei der dritten Lesung am 18. Januar 1890 gab es noch einen harten Kampf, und schließlich unterlag der Antrag einer kleinen Majorität (Stenogr. Bericht II 1092—1099). Die ausdrücklichen Erklärungen, welche im Namen der verbündeten Regierungen amtlich waren abgegeben worden, konnten aber dadurch an ihrer Kraft nichts verlieren.

[1] Eine besondere Abneigung Bismarcks gegen den Jesuitenorden läßt sich nicht wohl nachweisen. Sein Erlaß an Minister Graf Eulenburg vom 17. November 1867 lautete vielmehr den Jesuiten günstig (vgl. diese Zeitschrift LXI 564 f); auch in den Unterredungen mit Galimberti äußerte sich der Reichskanzler ihnen günstig. Vom 24. März 1888 notiert Galimberti: „Was die religiösen Orden angeht, äußerte er, so habe er nichts gegen die Rückkehr der Jesuiten, er werde nur durch die Erwägung zurückgehalten, daß eine dahin zielende Vorlage für den Reichstag im gegenwärtigen Zeitpunkte ungelegen käme" (Crispolti e Aureli, La Politica di Leone XIII 443). Schon ein Jahr früher, im März 1887, hatten Bismarcks Äußerungen über die Jesuiten auf Galimberti Eindruck gemacht, so daß er in seinen Notizen öfter darauf zurückkommt (a. a. O. 133 f); er nannte sie die besten Erzieher der Jugend. Doch mögen Bismarcks Äußerungen je nach der Gelegenheit und je nach seinen besondern Zwecken stark gewechselt haben. Vgl. auch das Wort vom 4. Mai 1880 in dieser Zeitschrift LXXXII 363.

[2] Der Gedanke wurde namentlich durch Stöcker vertreten.

[3] König Humbert, begleitet von seinem Sohne und Thronfolger wie von dem Ministerpräsidenten Crispi, traf am 21. Mai in Berlin ein, um den Besuch, den Jahrs zuvor Kaiser Wilhelm in Rom gemacht hatte, zu erwidern. Große Festlichkeiten und Demonstrationen fanden statt. Vgl. den vorhergehenden Brief vom 26. Mai 1889.

Den italienischen Herren wird es auch nicht entgangen sein, daß die Mitglieder der Zentrumsfraktion sowie die Polen und Elsässer von allen Manifestationen, z. B. auch von dem Ehrenmahle Crispis und der italienischen Journalisten, sich ferngehalten haben. Die deutschen Katholiken feiern diejenigen nicht, welche den gemeinsamen Vater der Christenheit bedrängen.

Der Bestand der Zentrumsfraktion ist während der ganzen Zeit ihres Bestehens nicht so bedroht gewesen, wie dies in Anlaß des Invalidengesetzes der Fall war. Es hat der äußersten Anstrengung und Resignation bedurft, um den Zusammenhalt aufrecht zu erhalten. In den äußeren Verhältnissen ist der Einklang glücklicherweise ganz hergestellt, aber es wird doch noch einer längeren Arbeit bedürfen, um den Gegensatz auch innerlich voll und ganz zu überwinden. Gott wird hoffentlich auch dazu seine Hilfe uns nicht versagen. Für die deutschen Katholiken ist und bleibt das Zentrum aber eine Notwendigkeit.

Windthorst an Professor Reuß. Hannover, 2. Juni 1889.

Verehrter Herr Professor! Es wird Ihnen nicht entgangen sein, von welch immenser Tragweite die kirchliche Aktion in Bayern ist. Die Aktion ist nicht allein für Bayern, sondern auch für das gesamte Deutschland und über die Grenzen desselben hinaus von größter Wichtigkeit. Die Aktion ist gut eingeleitet, und das letzte Schreiben Sr Heiligkeit an den Erzbischof von München [1] hat derselben eine Grundlage gegeben, welche besser gar nicht gedacht werden kann. Nach meinem Dafürhalten darf es dabei aber nicht bewenden. Die ganze katholische Bevölkerung Bayerns muß in großer Versammlung [2] dem Heiligen Vater und den Bischöfen Dank aussprechen und auf den weiteren Wegen energische Unterstützung zusagen. Die Notwendigkeit einer solchen Aktion habe ich mit den bayrischen Reichstagsabgeordneten in Berlin wiederholt besprochen [3]. Briefe aus Bayern erkennen diese Notwendigkeit an und nehmen meine Beihilfe in Anspruch, auf einflußreiche Persönlichkeiten in diesem Sinne zu wirken. Ich tue dies nach Möglichkeit, aber leicht ist es nicht. Es fehlt in Bayern noch an einem anerkannten Führer aus der Laienwelt und

---

[1] Außer dem liebevollen Schreiben an den bayrischen Gesamtepiskopat vom 20. April 1889 (Suavissimae litterae) hatte der Papst am 29. April an den Erzbischof Antonius v. Steichele ein besonderes Breve gerichtet (Sicut acceptum), um seinen Schmerz auszusprechen über die ungünstige Antwort, die Minister v. Lutz auf die Eingabe der Bischöfe vom November des vorausgehenden Jahres erteilt hatte. Es handelte sich um die Beseitigung von Übelständen, welche der Papst bezeichnete als gravia incommoda quibus istic ecclesia afficitur. Unter höflichen Formen waren nahezu alle dahinzielenden Wünsche der Bischöfe zurückgewiesen worden. Der Papst forderte die Bischöfe auf, nicht zu verzagen, sondern kräftig auf eine Umgestaltung der betrübenden Verhältnisse hinzuarbeiten und dabei das treue katholische Volk zu Hilfe zu nehmen.

[2] Tatsächlich wurde am 22. September 1889 zu München unter dem Vorsitze des Fürsten Löwenstein ein „Bayrischer Katholikentag“ abgehalten, um eine regere Tätigkeit zu erzielen.

[3] Daß die Einwirkung nicht vergebens geblieben, zeigen die Eingaben der Zentrumsfraktion des bayrischen Landtages im Oktober des gleichen Jahres und die im November erfolgreich geführten Debatten.

wird derselbe erst im weiteren Verlaufe der Aktion sich herausbilden. Führer wachsen nicht mitten im Frieden, sie wachsen nur im Gewühle der Schlacht.

Auch wird in Bayern der Episkopat nie den Einfluß gewinnen, welchen der preußische Episkopat z. B. während des Kulturkampfes besaß. Es fehlt nach meinen Wahrnehmungen den sonst so braven und frommen Prälaten manchmal an festem Zusammenschluß und kühner Entschlossenheit. Es wäre zu wünschen, daß überall ein solcher Mut herrsche, wie ihn der Bischof in Regensburg [1] entwickelt.

Nun kommt aber hinzu, daß Msgr Guidi in einem an den „Kourier" und das „Frembenblatt" in München gerichteten Briefe die Forderung stellte, man sollte von dem Briefe des Papstes zunächst gar keine Notiz nehmen, der gegenwärtige Augenblick sei der Entspinnung der Polemik über das Memorandum ungünstig. Ob diese Nachricht völlig zutreffend, kann ich von hier aus nicht kontrollieren [2]. Sie kommt mir jedoch aus einer Quelle, die unterrichtet sein kann und sicher auch die Wahrheit wiedergeben will und die ich deshalb nicht unbeachtet lassen kann.

Weshalb der Augenblick für die Entspinnung der Polemik ungünstig sein soll, hat, wenn die Nachricht richtig, Herr Guidi nicht angegeben. Die hohen Kreise werden zu keiner Zeit angenehm berührt, wenn sie im Schlafe gestört werden, und Herr Lutz wird selbstverständlich niemals den Zeitpunkt für gekommen erachten, in welchem eine Polemik gegen seinen aalglatten Brief angezeigt sei. Wenn der Augenblick für die Polemik ungünstig, hätte Se Heiligkeit seinen Brief an den Münchener Erzbischof nicht geschrieben. Dieser Brief muß sein Echo finden. Indessen wage ich ein abschließendes Urteil nicht. Msgr Guidi kann Gründe haben, die mir entgehen, und ich nehme an, daß ihm die nötige Umsicht nicht fehlt. Ich kenne Herrn Guidi nicht und bin deshalb außer stande, mit ihm mich ins Benehmen zu setzen. Vielleicht haben Sie Mittel, mir die nötige Aufklärung zu verschaffen. Bei der bezeichneten Haltung des Herrn Guidi ist selbstverständlich eine energische Aktion in Bayern nicht möglich. Will man sie durchführen, so ist ein resoluter Kampf mit Herrn Lutz nicht zu vermeiden. Herr Lutz hat sich noch nie als Freund der katholischen Kirche bewiesen und wird, fürchte ich, diesen Beweis auch bis an sein Ende schuldig bleiben. In Handschuhen wird man seiner nicht Herr. Es wird kräftiger Faustschläge bedürfen.

Windthorst an Professor Reuß. 14. Juni 1889.

Verehrter Herr Professor! Unter Bezugnahme auf mein Schreiben vom 2. d. Mts, die bayrischen Verhältnisse betreffend, sende ich Ihnen die Abschrift eines Schreibens...

---

[1] Ignatius v. Senestrey, Bischof seit 1858, gest. 16. August 1906.

[2] Es sind Nachforschungen angestellt worden, um den wahren Sinn des Briefes zu ermitteln, welchen Msgr Guidi an die Redakteure des „Kouriers" und des „Frembenblattes" in München geschrieben haben sollte. Es hat sich ergeben, daß Msgr Guidi nur die Veröffentlichung bloßer Auszüge aus dem päpstlichen Aktenstück verhindern wollte, indem es gewiß besser war, einige Tage zu warten, um den Brief Sr Heiligkeit in seinem vollen Text wiederzugeben. — Guidi scheint es nicht verstanden zu haben, das Vertrauen der Katholiken Münchens sich zu erwerben, namentlich auch wegen seiner Beziehungen zu Lutz und andern liberalen Regierungsmännern. Man wünschte längst seine Abberufung. Da aber der Nuntius di Pietro als Nuntius für Spanien von München abberufen war, hatte Guidi als Uditore die Geschäfte der Nuntiatur für einige Zeit selbständig zu versehen.

eines wackern, tüchtigen jungen Mannes und meiner Antwort darauf. Ich sagte schon in meinem Schreiben vom 2. d. Mts, daß nach der dort geschilderten Haltung Guidis eine gute Entwicklung schwer sei. Diese wird durch einen mir mitgeteilten Brief des Erzbischofs noch schwieriger. Ich bin entschieden der Meinung, daß durch eine tunlichst bald zu berufende Katholikenversammlung die Aktion in Bayern besser in Fluß gebracht werden muß, und das kann nur geschehen, wenn die Bischöfe das Volk ermutigen, und nicht, wenn sie dasselbe lähmen.

In welcher Weise eine solche Ermutigung eintreten könnte, ist in meinem Briefe angedeutet. Bei voller Kenntnis der Sachlage aber, die mir abgeht, da ich in die Verhandlungen der Bischöfe keinen Einblick habe nehmen können, sind vielleicht noch bessere Wege vorhanden. Der ganzen Aktion muß Einheit und mehr Energie gegeben werden. Rücksicht auf Herrn v. Lutz nehme ich dabei gar nicht; dieser kommt uns nur entgegen, wenn er gezwungen wird.

Sehr würde ich bedauern, wenn Se Kgl. Hoheit der Prinzregent durch eine energische Aktion sich unangenehm berührt fände. Ich nehme an, daß Se Kgl. Hoheit des besten Willens ist. Aber durch die Umgebung, namentlich durch den der katholischen Sache feindlichen Lutz, wird es gehindert, daß er die Dinge in voller Richtigkeit anschaut. Durch eine ehrerbietige, aber unumwundene Erklärung der so treuen und braven Untertanen muß Se Kgl. Hoheit erfahren, daß die Umgebung eine richtige Darlegung der Verhältnisse ihm nicht gewährt.

Hochachtungsvoll ergebenst Windthorst.

Vertraulich. Windthorst an Professor Reuß. 29. Dezember 1889.

Aus Köln erfahre ich, daß Herr v. Schlözer in Rom die Behauptung aufgestellt haben soll, bei Beratung des Hueneschen Antrages wegen der Militärpflicht der Geistlichen [1] sei ein Bündnis des Zentrums mit den Radikalen zu Tage getreten und Msgr Mocenni sei durch diese Behauptung des Schlözer beunruhigt worden.

Ich bin nicht in der Lage, die Richtigkeit dieser Nachricht zu kontrollieren, halte jedoch dafür, daß es ratsam sei, nach Rom eine Richtigstellung dieser Mitteilung Schlözers, für den Fall, daß sie gemacht sein sollte, gelangen zu lassen. Welche die Radikalen sind, mit welchen das Zentrum ein Bündnis geschlossen haben soll, weiß ich nicht, ich denke, es wird die Partei des Freisinns gemeint sein, und in Beziehung darauf kann ich mit voller Entschiedenheit erklären, daß die Zentrumsfraktion mit der freisinnigen Partei überhaupt kein Bündnis geschlossen hat, am wenigsten aber in Beziehung auf den Hueneschen Antrag. Viel eher könnte behauptet werden, daß mit der gouvernementalen Seite paktiert werde, da der ursprüngliche Huenesche Antrag nach Anheimgebung, welche von daher gekommen ist, modifiziert worden ist. Ich weiß in diesem Augenblicke nicht einmal mit Sicherheit anzugeben, ob und wieviele von der freisinnigen Partei für den Hueneschen Antrag gestimmt haben.

Übrigens habe ich allen Grund anzunehmen, daß der Huenesche Antrag, so wie er angenommen, in den offiziellen Kreisen zur Zeit seiner Verhandlung akzeptabel gefunden ist. Nach der neuesten Haltung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" aber ist es denkbar, daß man von seiten der Regierung eine ausdrückliche Beschränkung des Antrags auf die katholischen Theologen anstreben wird. Die Zentrumsfraktion wird aus Not diese Beschränkung akzeptieren müssen; erwünscht aber ist eine solche Beschränkung nicht. Es würde dadurch das Prinzip der Parität verlassen und ein

[1] Am 12. Dezember 1889 im Reichstag angenommen.

Spezialgesetz für die Katholiken geschaffen. Dasselbe wäre in diesem Falle ja zu Gunsten der Katholiken. Es würden aber nach einem solchen Präzedenzfalle sehr bald Spezialgesetze für die Katholiken folgen, die nicht angenehm wären. Für solche Gesetze hätte die Regierung die jederzeit vorhandene protestantische Majorität leicht zu gewinnen. Wir haben deshalb bei den Beratungen auch bereits erklärt, daß wir eine Beschränkung des Gesetzes auf die Katholiken nur notgedrungen akzeptieren und jederzeit bereit seien, dasselbe auch für die protestantischen Theologen zu votieren. Wenn Herr v. Schlözer behauptet hat, daß bei dem Hueneschen Antrage oder sonst ein Bündnis zwischen dem Zentrum und dem Freisinn geschlossen, dann ist er schlecht informiert gewesen. Ein Bündnis mit dem Freisinn ist nirgends geschlossen und wird nicht geschlossen werden.

Recht sehr aber muß ich wünschen, daß, wenn Herr v. Schlözer über die Haltung des Zentrums oder einzelner Mitglieder desselben in Rom Beschwerde führt, mir jedesmal Gelegenheit gegeben wird, mich über diese Beschwerde zu erklären. Es ist ein peinliches Gefühl, zu wissen, daß von einer gewissen Seite keine Gelegenheit unbenützt bleibt, die Zentrumsfraktion in Rom anzuschwärzen, und es ist schwer, richtig zu gehen, wenn man weiß, daß der Gegner im Rücken angreift. In der schweren Schlacht, in der wir stehen, können wir nur aushalten, wenn der Rücken gedeckt ist. Auch in früheren Stadien des Kulturkampfes haben bezahlte und freiwillige Agenten versucht, in Rom ein Vorgehen gegen die Zentrumsfraktion zu erwirken. Antonelli hat die Herren jederzeit höflich, aber entschieden, zurückgewiesen. Ich nehme an, daß das noch jetzt geschehen wird.

Was den angeblichen Radikalismus der freisinnigen Partei betrifft, so billige ich, und gewiß keiner in der Zentrumsfraktion, alle Grundsätze der freisinnigen Partei, und ein Bündnis, wie die angeblich staatserhaltenden Parteien im sog. Kartell[1] unter sich es geschlossen, könnten wir mit der freisinnigen Partei niemals eingehen, ebensowenig wie wir mit den sog. staatserhaltenden Parteien, welche die blinden und unbedingten Vertreter der Bismarckschen Politik sind, ein Bündnis schließen können. Denn ich glaube nicht, daß man dieser Politik von ihrem Beginn bis auf die Jetztzeit den Vorwurf, daß sie vielfach radikal gewesen und noch sei, ersparen kann. Die Kartellmänner sind zum nicht geringen Teile die Bewunderer des Herrn Crispi mit seiner Politik. Wollte man annehmen, daß die Freisinnigen radikal seien, was ich absolut leugne, so wäre ich, so wenig ich auch geneigt bin, dem Freisinn mich anzuschließen, doch genötigt, anzuerkennen, daß sie im Vergleich zu Herrn Crispi wahre politische Lämmer sind.

Würde Herr v. Schlözer mir persönlich gegenüber den Vorwurf erheben, daß ich mit der Partei des Freisinns paktiere, so würde ich ihm einfach erwidern, eine solche Bemerkung zu machen habe derjenige kein Recht, welcher mit Crispi und dessen Anhang paktiere und dessen Politik unterstütze.

Übrigens bemerke ich zur Vermeidung jedes Mißverständnisses, daß die Zentrumsfraktion, welche für sich allein niemals die Majorität haben kann, naturgemäß je nach der Beschaffenheit des Falles bald mit dieser bald mit jener Partei zu stimmen genötigt ist, dabei aber selbstverständlich niemals ihre Grundsätze verleugnen wird. In dieser Lage befinden sich alle Parteien, die nicht für sich allein eine Majorität

[1] Die nationalliberale, die Reichspartei, die freikonservative und die deutschkonservative Partei.

bilden. Während der letzten Monate hat tatsächlich die Zentrumsfraktion öfter mit den Konservativen als mit dem Freisinn gestimmt.

Was insbesondere die bevorstehenden Reichstagswahlen betrifft, so wird die Zentrumsfraktion zunächst immer bemüht sein, einen Zentrumsmann durchzubringen. In den Bezirken, wo das unmöglich, wird sie niemals für einen Mann stimmen können, welcher dem Kartell beitreten wird. Das Kartell ist ausdrücklich zur Bekämpfung und Vernichtung des Zentrums gebildet. Es grenzte an Irrsinn, wollte es bei den Wahlen diejenigen unterstützen, welche es vernichten wollen. Da, wo in einem Wahlbezirke das Zentrum selbst die Majorität nicht erlangen, ein rechter Konservativer aber, der nicht zum Kartell gehört, durchgebracht werden kann, wird das Zentrum für diesen Konservativen eintreten; da, wo ein solcher Konservativer nicht zu haben, muß es für den freisinnigen Kandidaten eintreten. Das Zentrum muß die Kartellmänner bekämpfen, weil es sonst sich selbst zur Nichtigkeit verurteilt.

Es wird gut sein, wenn diese Gesichtspunkte in Rom zur Klarheit gebracht werden; ich bin überzeugt, daß Herr v. Schlözer in den nächsten Monaten insbesondere nicht aufhören wird, das Zentrum zu verklagen. Wir halten fest an den Grundsätzen, die wir bisher bekannt haben, und werden uns durch das Geschrei der Gegner nicht irre machen lassen. Wird man dem Heiligen Stuhle und auch uns gerecht, dann werden auch wir zum Kartell gehören können; leider ist man davon, dem Heiligen Stuhle und uns gerecht zu werden, jetzt weiter als je entfernt. Wir haben nur dann etwas zu erwarten, wenn man sieht, daß wir Macht haben. Haben wir keine Macht, so wird man uns erbarmungslos zertreten. Dieser Eventualität uns auszusetzen, habe ich keine Lust.

Windthorst an Professor Reuß. (Vertraulich). Hannover, 2. Juni 1890.

Verehrter Herr Professor! Im Begriffe, nach Berlin abzureisen, glaube ich Ihnen noch folgende Mitteilungen machen zu müssen:

1. Ich bin kaum je mit so viel Sorgen nach Berlin abgereist als diesmal, die Sperrvorlage hat für uns fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Den Plan, welchen ich der Partei morgen vorlegen will, habe ich dem Herrn Erzbischof und Ihnen zugestellt. Eine Antwort habe ich bis jetzt, 8 Uhr morgens, nicht erhalten.

Die Enthüllungen des Ministers Goßler, wenn ich persönlich denselben auch keinen Wert beilege, finden, ungeachtet aller unserer Protestationen, namentlich bei der protestantischen Majorität Glauben, und so gelingt es, bei dieser Majorität uns in einen gewissen Gegensatz zu unserer höchsten Autorität zu bringen[1]. Auch

---

[1] Bei der Beratung der Sperrgeldervorlage, die in ihrer ersten Gestalt bei den Katholiken eine wahre Entrüstung zu erregen geeignet war, hatte der Kultusminister v. Goßler schon bei der ersten Lesung einen Effekt hervorzubringen gesucht durch die Eröffnung, daß „nach gewissenhaften Ermittelungen (von seiten der Regierung) die Vorlage vom kirchlichen Standpunkte tolerierbar" sei. Zum Verdruß des Ministers wurde von den katholischen Führern, die bestimmt wußten, daß für die jetzige Vorlage eine Zustimmung Roms nicht nachgesucht war, dieser Erklärung kein weiteres Gewicht beigelegt. Er kam daher schon bei der ersten Kommissionsberatung auf dieselbe zurück und erklärte sich zu weiteren Mitteilungen über die angeblich mit den kirchlichen Obern gepflogenen Vorverhandlungen bereit, falls eine ausdrücklich formulierte schriftliche Anfrage ihm eingereicht würde, durch welche der Fragende die Verantwortung für den etwaigen Bruch des Staatsgeheimnisses auf

läßt sich nach allem, was ich höre, kaum bezweifeln, daß aus den Reihen unserer hohen Geistlichkeit gegenüber dem Minister Äußerungen gefallen, welche letzteren veranlassen konnten, eine Art Zustimmung zu den Plänen der Regierung vorauszusetzen.

Von den Gründen in der Sache abgesehen, muß ich annehmen, daß der Klerus und das katholische Volk in der großen Überzahl die Vorlage der Regierung für unannehmbar erachtet, und ich muß allerdings fürchten, daß die Annahme derselben das Rechtsgefühl im Volke wesentlich beeinträchtigen würde. Die Äußerungen aus Rom zeichnen die offizielle Haltung der Kurie als durchaus korrekt. Aber es wäre von Wichtigkeit, eine Äußerung auch darüber zu erhalten, wie das Aktenstück, welches v. Goßler vorgelegt hat, entstanden und von wem es mitgeteilt ist. Es läßt fürchten, daß sehr bedenkliche Spione hier tätig gewesen sind.

2. Die ungeheuern Militärforderungen drücken auf alle Gemüter, und ich fürchte, sie werden eine bedrohliche Klippe für die Einigkeit der Fraktion und das Ansehen derselben im Lande bilden.

3. Die Ereignisse in München sind in ihrem Grunde und in der zu erwartenden weiteren Entwicklung höchst bedenklich. Die Notwendigkeit, den Katholikentag von München nach Koblenz zu verlegen, schwächt die Position der Katholiken in Bayern [1] und in ganz Deutschland recht empfindlich und wird diese Schwächung durch die Entfernung des Ministers Lutz [2] nicht aufgehoben, da die neue Zusammensetzung des Ministerii eine Änderung des Systems nicht in Aussicht stellt. Der neue Kultusminister wird in den Formen vielleicht geschickter, in der Sache aber nicht besser sein als Lutz. In Bayern wäre ein fester Schritt im Gange der Dinge notwendiger gewesen als irgendwo sonst. Diplomatisieren macht dort die Dinge nur schlimmer.

---

sich nehme. Windthorst, v. Huene und Mosler, die neben Dr Bruel das Zentrum in der Kommission vertraten, zeigten aber durchaus keine Neugierde, und der Minister mußte an diesem Tage sein Geheimnis für sich behalten. Später entschloß sich Windthorst doch, die Anfrage zu stellen, und nun verlas Goßler vor der Kommission am 5. Mai eine Antwort, die ihm von Rom auf eine kurze Darlegung des Grundgedankens der Vorlage hin zugegangen sei „auf einem der Wege, welche der Papst benutzt, um mit der preußischen Regierung in Verbindung zu treten". Weder die einleitenden Sätze noch Datum oder Unterschrift des Schreibens wurden mitgeteilt noch eine Abschrift gegeben, nur die Sätze vorgelesen: Da die Ansicht bestehe, daß nicht mehr als das in der Vorlage Gebotene überhaupt werde zu erreichen sein, so wolle der Papst sich über die Frage nicht aussprechen. Doch könne vertraulich erklärt werden, derselbe würde weder Widerspruch erheben noch Schwierigkeiten machen. . . . Der Heilige Stuhl wolle dem Zentrum völlig freie Hand lassen.

Schlimmer lauteten die Mitteilungen des Ministers bei der Debatte im Abgeordnetenhaus am 7. Mai über die Zustimmungen, die ihm von einigen Domherren und selbst von einem der deutschen Bischöfe zugekommen seien. Dem stand freilich die erdrückende Mehrheit des Klerus und des katholischen Volkes entgegen, deren Stimmung in zahlreichen Protesten zum Ausdruck kam. Der Entwurf wurde denn auch in seiner damaligen Fassung vom Zentrum zu Fall gebracht.

[1] Auf Wunsch des Prinzregenten hatte man von der geplanten Generalversammlung der Katholiken in München Abstand nehmen müssen, die dann in Koblenz tagte.

[2] Lutz war wegen schwerer Krankheit am 31. Mai 1890 von seinem Ministerposten zurückgetreten und starb am 3. September des gleichen Jahres.

Leider fehlt es in Bayern an einem anerkannten Führer, und die angeseheneren Katholiken sind meistens opportunistisch gesinnt. Möchte doch Gott geben, daß der zukünftige Erzbischof von Bamberg ein Mann von strammer Haltung und unbeugsamen Willens sein möge! Es kann bei der Auswahl und Bestätigung desselben nicht genug Vorsicht empfohlen werden.

Was die Katholikenversammlung, um darauf nochmals zurückzukommen, betrifft, so muß alles aufgeboten werden, daß dieselbe in Koblenz einen glänzenden Verlauf nimmt. Dazu gehört insbesondere auch, daß die hohe Prälatur sich daran beteiligt. Nur durch den glänzenden Verlauf dieser Versammlung kann der Druck wieder einigermaßen gut gemacht werden, welcher durch das Zurückweichen in München herbeigeführt ist [1].

4. Meine Gesundheit hat sich in den Pfingstferien nur wenig gehoben. Der Schwächezustand und die Nervosität dauern fort, und ich werde Mühe haben, bis ans Ende der Session mich durchzuschleppen.

Unter diesen Umständen muß ich mich ganz besonders der Fürbitte frommer Seelen empfehlen.

Zeigen Sie mir den Empfang dieses Briefes nach Berlin an.

Windthorst an Professor Reuß. Hannover, 4. Oktober 1890.

Verehrter Herr Professor! Besten Dank für Ihr gütiges Schreiben vom 28. v. Mts. Was die Ordensfrage betrifft, die Ihnen der Nuntius besonders ans Herz gelegt hat, so wissen Sie, daß auch mir dieselbe im höchsten Grade wichtig erscheint. Ich habe dieses oft und insbesondere auch in Koblenz unzweideutig ausgesprochen [2]. Ich habe auch bereits mich bemüht, eine für die Orden günstige Bewegung zu fördern. Das abschriftlich anliegende Schreiben an den Freiherrn v. Buol-Berenberg zeigt Ihnen, daß ich auch für Baden die Agitation empfehle.

Von dem Verlaufe der Agitation wird es abhängen, ob es ratsam ist, in den Parlamenten formulierte Anträge zu stellen. Allein von dieser Agitation hängt übrigens die Entscheidung der Frage, ob in den Parlamenten vorzugehen, nicht ab. Diese Entscheidung kann vielmehr nur aus dem gesamten politischen Lage, wie sich dieselbe beim Zusammentritt der Parlamente ergibt, beschlossen werden.

---

[1] Siehe S. 32 Anm. 1.

[2] Bei der XXXVII. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Koblenz vom 24.—28. August 1890 stand die Ordensfrage tatsächlich stark im Vordergrunde. Schon bei der ersten öffentlichen Generalversammlung sprach P. Alb. M. Weiß O. Pr. in erhebenden Worten über die Bedeutung des Ordensstandes, in der dritten öffentlichen Sitzung verlangte Dr Porsch unter stürmischem Beifall Wiederzulassung und Freiheit für alle Orden der katholischen Kirche ohne jede Ausnahme. Windthorst kam dann in der Schlußrede sehr nachdrücklich auf dieses wichtige Anliegen der Kirche zurück. Er meinte freilich: „es werde ungeheuer schwer sein, die Rückberufung der Jesuiten zu erlangen", aber er schloß mit der Versicherung: „Meine Herren! Darüber dürfen Sie nicht im Zweifel sein, die Zentrumsfraktion wird es sich zur Pflicht machen, auf alle Weise auf die Beseitigung der gegenüberstehenden Gesetze hinzuwirken. Es soll auch auf diesem Boden der status quo ante voll und ganz wiedererobert werden, und es wird der Tag wohl einmal kommen, daß die 10000 hinter uns ihre Stimme erheben."

Übrigens bemerke ich, daß ich für meine Person nicht von vornherein auf Abschlagszahlungen eingehe und z. B. die Rückberufung der Redemptoristen allein nicht gern beantragen würde. Ich könnte mir denken, daß man in Berlin die Rückberufung der Redemptoristen zugebe, um desto erfolgreicher die Jesuiten zurückzuweisen. Auch kann ich mir denken, daß die bayrische Regierung sich entschlösse, die Rückberufung der Redemptoristen zu verlangen; daß sie einen gleichen Schritt für die Jesuiten tut, glaube ich nicht. Ich halte aber, wie die Verhältnisse sich gestaltet, die Rückberufung der Jesuiten für eine Lebensfrage gegenüber dem sozialistischen Ungewitter.

Ich weiß wohl, daß man hie und da geneigter ist, eine Abschlagszahlung zu akzeptieren, wir aber in der Volksvertretung würden einen schweren Fehler begehen und den Jesuiten die Wege verlegen und sicher der Meinung des katholischen Volkes nicht entsprechen, wollten wir etwas anderes verlangen als die Rückberufung aller Orden inklusive der Jesuiten.

Auch hier muß meines Erachtens der status quo ante der Maigesetze unerschütterlich festgehalten werden.

Ich habe nichts dagegen einzuwenden, wollten Sie diese meine Äußerungen dem dortigen Herrn Bischofe, auch dem Herrn Nuntius mitteilen; auch werde ich nach Eröffnung der Parlamente gern über die Situation weiterberichten.

Hochachtungsvoll ergebenst Windthorst.

Nur fünf Monate später, und zum letztenmal unterschrieb Windthorsts zitternde Hand einen der ungezählten Briefe, die von ihm ausgegangen sind. Es war am 10. März 1891, dem gleichen Tage, da er zum letztenmal im Abgeordnetenhause erschien. Noch am 17. Januar, an welchem er in sein 80. Lebensjahr eintrat, war er im Reichstage der Gegenstand außergewöhnlicher Ehrung gewesen; der Präsident Freiherr v. Levetzow hatte ihm im Namen des ganzen Reichstags freundliche Glückwünsche dargebracht. Aber Windthorsts Kräfte, seit Monaten schon durch Unwohlsein wie durch gehäufte Arbeit mehr als sonst angegriffen, brachen am 10. März zusammen. Es traf sich, daß, wie er gewünscht, ein Priester der Gesellschaft Jesu ihm den letzten geistlichen Beistand leisten konnte. Am 14. März 1891 schied der große Führer der deutschen Katholiken aus dem Leben. Sein Andenken ist in Segen.

Berichtigung. Im Schlußteil (V.) der Artikelserie „Aus Windthorsts Korrespondenz" (LXXXII 510 dieser Zeitschrift) wird als Verfasser eines auf Windthorst bezüglichen Schreibens an Onno Klopp ein Jesuitenpater Conway genannt. Da es zur Zeit mehrere Jesuiten dieses Namens gab, von denen zwei in ziemlich gleichem Alter und ähnlichen Lebensverhältnissen standen, so hat sich eine Verwechslung zwischen diesen beiden (John und James Conway) eingeschlichen. Irrtümlich wurde der 1904 verstorbene James als Briefschreiber angegeben; tatsächlich aber rührt der Brief von John A. Conway her, der noch in den letzten Jahren als Lehrer der Philosophie und der Naturwissenschaften in Georgetown College zu Washington tätig war.

Otto Pfülf S. J.

Die Vulkane Hawaiis und die Mondkrater.

Da wir in einem früheren Beitrag zu dieser Zeitschrift bei Schilderung des Besuches auf Hawaii unsere Eindrücke und Beobachtungen niedergelegt [1] und uns nun endgültig vom Halemaumau verabschiedet haben, dürfte es wohl am Platz sein, im Interesse eines andern verwandten Gegenstandes, über dessen Wesen die hier gemachten Beobachtungen einiges Licht verbreiten, eine kleine Digression zu wagen. Die hawaiischen Krater, vor allem Kilauea und Halemaumau, bieten äußerst wertvolle Anhaltspunkte für die Beurteilung der sog. Mondkrater und ihrer Entstehungsgeschichte.

So erlaube ich mir denn, einige Gedanken über den idealen Zusammenhang der beiderseitigen Formationen vorzulegen, und füge als Entschuldigung hinzu, falls eine solche nötig wäre, daß dieser Gegenstand für mich von besonderem Interesse war und Veranlassung gab, auf der Reise nach dem fernen Japan den Abstecher nach Hawaii zu machen.

Durch ein kleineres Fernrohr gesehen, erscheint der Mond wie eine feingedrehte Elfenbeinkugel, die besonders in den helleren Partien mit winzigen, an Pockennarben erinnernden Ringelchen besät ist. Bei starker Vergrößerung errät man unschwer die eigentliche Natur dieser merkwürdigen Gebilde: Es sind Gebirge, ringförmige Wälle, die ein dunkles, kreisrundes Tal einschließen. Aus der Mitte des letzteren ragt gewöhnlich ein vereinzelter Berg in das helle Sonnenlicht hinein. Bei einigen ganz großen Wallebenen fehlt der Zentralberg, ebenso bei der Unzahl kleiner, napfähnlicher Erhöhungen.

Seit den Tagen Galileis beschäftigten sich die Mondbeobachter mit der Entzifferung dieser eigenartigen Gebilde und versuchten ihre Entstehung durch irdische Analogien zu erklären. Der Gipfel unserer Vulkane ist vielfach kreisförmig. Also sind die Mondringe erloschene Vulkane. Der Name Mondkrater hat sich bereits eingebürgert. Doch die Sache liegt nicht ganz so einfach. Einmal sind unsere Vulkane Vesuv, Ätna usw. reine Däumlinge gegenüber den lunaren Riesen, besonders wenn man Ring mit Ring vergleicht. Dazu kommt, daß die Mondkrater in vielen Einzelheiten von ihrem irdischen Analogon abweichen. Es hat daher nicht an Versuchen gefehlt, die Entstehung der Mondkrater durch Aufschlagen von Meteoriten zu erklären. Neuerdings wird diese Ansicht von T. J. J. See [2] vertreten. Müssen wir nun wirklich auf die Kratertheorie verzichten? Ich glaube nicht. Allerdings, Explosionsvulkane, wie der Vesuv, sind die Mondgebirge nie

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXXXII 540 ff.

[2] Researches on the Evolution of the Stellar Systems. Vol. II: The Capture Theory of Cosmical Evolution. Lynn, Mass., U. S. A., 1911.

gewesen. Der Ringwall ist nicht, wie z. B. Nasmyth und Carpenter annahmen, aus dem niedergehenden Aschen- und Steinregen entstanden. Die Erklärungsweise scheitert vollends an den großen Wallebenen ohne Zentralberg. Auch die ebenfalls im Bann des Vesuvgedankens stehende Absprengungstheorie ist unhaltbar. Danach wären die Ringgebirge nichts anderes als die „basalen" Überreste ungeheurer Vulkankegel, die eine Explosion aus ihren Grundfesten gehoben hätte.

Wenden wir uns nun nach Hawaii. Da erweitert sich unser Begriff „Vulkan". Neben dem Zuckerhut aus vulkanischer Asche und dem abgesprengten Tuffkegel begegnet uns der Lavaring des Halemaumau und der gewaltige Einsturzkrater Kilauea. Die Hauptelemente zu einer Theorie der Mondkrater liegen nicht nur als Resultat, sondern in ihrem lebendigen Wirken vor.

Ich verzichte auf eine eingehende Klassifikation der verschiedenen vulkanischen Gebilde der Mondoberfläche und greife nur die große charakteristische Gruppe der sog. normalen Mondkrater heraus. Einige Prachtexemplare findet man bei Nasmyth und Carpenter[1] abgebildet; sie sind auch in andere populär-wissenschaftliche Werke übergegangen.

Wir sind wohl in der Annahme gerechtfertigt, daß die großen Ringgebirge einer sehr frühen geologischen Periode angehören, da die feste Mondrinde noch verhältnismäßig dünn war und bei ihrem Zusammenziehen einen Druck auf die flüssige Unterlage ausübte, wodurch das Magma an den schwächeren Stellen in ungeheuern Mengen herausgepreßt wurde. Diese Durchbruchstellen waren lokal und eng begrenzt. Die linear verlaufenden Risse (Rillen) gehören einer späteren Periode an[2]. Das ausströmende Magma verbreitete sich gleichmäßig über die Oberfläche hin und kühlte sich im Vordringen mehr und mehr ab, bis es schließlich an der Peripherie der Riesenlache zur Erstarrung kam. Der erste Ansatz zum Kraterring. Der Ausbreitung der flüssigen Masse war das gleichzeitige Anschwellen der Mondrinde in der Gegend des Ausbruchs besonders förderlich. Neue Fluten folgen, langsam schwillt der Feuersee. Draußen hatte schon die Bildung einer Deckkruste begonnen; die wird jetzt gehoben, gefaltet, gebrochen, und was davon nicht wieder einschmilzt, wird mit einem Teil der nachdrängenden Flut über den Rand des ersten Verhärtungsrings befördert und trägt so zu dessen Wachstum und Stärkung bei. An schwachen Stellen weicht der Ring. Lavaflüsse gehen in die äußere Umgebung hinein und bilden in ihrer Erstarrung die ersten radialen Ausläufer des Walles. Vulkanische Ausbrüche tragen einen oszillatorischen Charakter. Geraume Zeit mag der Feuersee auf demselben Niveau geblieben sein. In der Mitte war die Temperatur am höchsten; nach dem Rande zu nahm sie ab. Die glühende Lava wühlte sich in den Boden hinein; Schicht um Schicht wird ver-

[1] The Moon considered as a Planet, a World, and a Satellite. 26 Illustrative Plates of Lunar Objects, Phenomena etc. (1903). Diese realistischen Abbildungen sind nicht Originalaufnahmen, sondern Photographien von sorgfältig hergestellten Modellen der Mondoberfläche.

[2] W. H. Pickering, Lunar and Hawaiian Physical Features compared. Memoirs of the Am. Acad. of Arts and Sciences Vol. XIII, No 4, p. 152.

flüssigt. Vertiefung des Kraterbeckens. Nach außen ist diese Wirkung geringer, die Krustenbildung dagegen energischer.

Nun läßt der Druck von unten nach. Die Ebbe beginnt. Die Strömung wird rückläufig. Langsam entleert sich der See, viel langsamer, als die Fluten gekommen. Die Schwerkraft allein ist wirksam, und die beträgt auf dem Mond nur den sechsten Teil des uns geläufigen Wertes.

Vielleicht hat sich das weite Becken noch nicht ganz entleert, da folgt schon ein neuer Ausbruch. Die Decke wird zertrümmert, die Schollen treiben wie beim Eisgang in wirrem Auf- und Durcheinander dem Rande von neuem zu. Dort werden die Massen abgelagert, aufgetürmt und mit vulkanischem Mörtel zusammengeschweißt. Die Mauer steigt in die Höhe. Auch rinnt es wieder durch und über den Wall, und so entstehen von außen die Strebepfeiler, die der hohen Wand Halt verleihen. In ähnlicher Weise geht es wieder und wieder in säkularen Zyklen.

Ist das nicht reine Phantasie? Wo sind die Belege? Kilauea und Halemaumau liefern sie. Hier steht es geschrieben, ganz klein, aber deutlich, dasselbe, was droben an unserem Satelliten in Lapidarschrift eingegraben ist. Die Hauptzüge des beschriebenen Vorgangs können wir an den hawaiischen Kratern ablesen: Das Steigen und Fallen der flüssigen Lava, die Hebung und Senkung der Kratergegend, die Bildung des Erstarrungsringes aus Schollen und überrinnender Lava, — Halemaumau, die Aushöhlung des Kraterbeckens durch Schmelzung — Kilauea, seitlicher Austritt von Lavaströmen und Verstärkung des äußeren Abhangs — Mauna Loa. Nur die Dimensionen stimmen nicht, und hier liegt eine kleine Schwierigkeit. Um nach der obigen Theorie die Höhe der Mondwälle zu erklären, muß man annehmen, daß die Lava bis nahe an die höchsten Spitzen gestiegen sei. Riesenbecken, die in einigen Fällen über 100 km breit und mehrere km tief waren, mußten sich bis zum Überlaufen füllen. Das klingt beinahe unglaublich.

Da ist uns nun zum Glück ein stummer Zeuge am Monde selbst erstanden, ein Krater zum Überfließen voll zu Stein erstarrt. Der Krater „Wargentin" ist einer der kleinsten nicht. Sein Durchmesser beträgt 87 km. Er liegt nahe am südöstlichen Rand der Mondscheibe, also im umkehrenden Fernrohr rechts oben, deshalb ist auch seine scheinbare Gestalt zu einer Ellipse zusammengedrückt. Nasmyth vergleicht das ovale Plateau des „Wargentin" sehr bezeichnend mit einem gewaltigen Käse. Pickering[1] erwähnt einen andern kleinen Krater in der Nähe von Bullialdus, dessen Lavainhalt ebenfalls vor dem Ausrinnen erstarrt ist.

Derselbe Mondforscher macht noch auf eine andere merkwürdige Übereinstimmung aufmerksam[2]. Auf dem Mond ist das Verhältnis zwischen Ringhöhe und Ringweite eines Kraters im großen ganzen konstant. Es schwankt um den Wert 1 : 35. Die größte von T. Coan[3] beobachtete Weite des Ringes am Halemaumau war ungefähr eine englische Meile = 1580 m, die größte Ringhöhe

[1] Memoirs of the Am. Acad. of Arts and Sciences. Vol. XIII, No 4, p. 161.
[2] Ebd. 162. [3] American Journal of Science C. II, p. 454.

7,5 m. Multipliziert man nun die Höhe mit 6, der Korrektion für die Schwerkraft auf dem Mond, so ergibt sich auch da 45 : 1580, oder annähernd 1 : 35, sicher eine frappante Übereinstimmung.

Es erübrigt nun noch, die Ausgestaltung der inneren Kraterwand und den Aufbau des Zentralberges kurz zu verfolgen.

Die Höhe des Ringes bezeichnet den Höhepunkt vulkanischer Tätigkeit. Nach und nach wurden die Ausbrüche schwächer; das Volumen der ausgeworfenen Masse reichte nicht mehr hin, den gewaltigen Behälter zu füllen. So entstanden Terrassen an der inneren Kraterwand, deren Trümmer wir heute noch allenthalben beobachten. Schließlich wurden die Auswürfe so schwach, daß sie überhaupt nicht mehr den ganzen Kraterboden bedeckten. Die geringen Mengen, die von Zeit zu Zeit dem Kraterschlund entstiegen, erstarrten in der nächsten Umgebung und bildeten jetzt einen engen Ring um den Schacht herum, der sich allmählich zu einer senkrechten, mit jedem neuen Lavaerguß anwachsenden Röhre gestaltete, zu einem berghohen, umgekehrten Stalaktit. Ähnliche Bildungen kleineren Maßstabs kann man heute noch in der nächsten Umgebung des Halemaumau beobachten. Professor Pickering nennt sie spiracles, „Blasröhren". Sie sind aufgebaut aus dicken Tropfen erstarrter Lava, welche im flüssigen Zustand von den ausströmenden Gasen mit fortgerissen wurden [1]. Die für die Bildung eines solchen Lavakegels günstigen Bedingungen scheinen demnach gegeben, wenn die jedesmalige Ausflußmenge relativ gering und die Zwischenpausen genügend lang waren, um eine teilweise Erstarrung des Auswurfs zu gestatten. Auch mehrere Kegel können so nebeneinander entstehen und zu einer Gruppe verwachsen, wie wir sie so häufig bei den Mondkratern finden.

Es mochte auch zu später Stunde noch einmal eine übermächtige Lavaflut hervorbrechen. Die mittlere Bergspitze war dann dem Untergang geweiht. In unmittelbarer Nähe des aufsteigenden Glutflusses gelegen, war sie zuerst dem Angriff der alles auflösenden Lava ausgesetzt. Ein solcher Krater mag es unter Umständen nie mehr zu einem Zentralberg gebracht haben. War jedoch der Berg im Verhältnis zur Lavamenge und der Dauer des Zerstörungswerkes schon allzu mächtig geworden, so konnte er wohl vollständig vom Grunde abgeschmolzen und durch die Strömung nach einer andern Stelle hin transportiert werden. Das überlebende Stück aber blieb beim Zurücktreten der Lava als gestrandeter Berg auf dem Kraterboden sitzen. Daß ein Berg von mehreren km Durchmesser vollständig unterminiert und zu einer schwimmenden Insel werden kann, darf uns nicht wundernehmen. Wie viele Mondkrater sehen wir nicht in ihre Nachbarn eindringen, in einer Weise, daß der Eindringling das betreffende Stück des nachbarlichen Ringwalls vollständig absorbiert haben mußte. Ein klassisches Beispiel derart haben wir am Theophilus und Cyrillus, im südwestlichen Quadranten der Mondscheibe gelegen [2]. Eine schwimmende Insel habe ich selbst hier in Hale-

---

[1] Ebd. 170.

[2] Im umkehrenden Fernrohr oben links; rechts vom Mare nectaris.

maumau beobachtet. Es war ein großes Felsstück, das tagelang auf dem Lavasee schwamm und innerhalb von zwölf Stunden, der Zeit zwischen meinen beiden Besuchen, seine Lage bedeutend verändert hatte. Die Mondkrater Longomontanus und Pitatus haben exzentrische Kegel; in beiden Fällen ist der Kraterboden dunkel, was auf einen späteren Ausbruch deutet. Auch sind die beiderseitigen inneren Kraterspitzen unverhältnismäßig niedrig im Vergleich zum Kraterring. Also teilweise abgeschmolzene, verschleppte Zentralberge![1]

Das wäre in allgemeinen Zügen die Entstehungsgeschichte der großen Mondkrater im Lichte der vulkanischen Erscheinungen und Vorgänge auf Hawaii. Noch so manche wichtige Einzelheiten ließen sich anführen, welche die Theorie stützen und ausbauen helfen, auch andere auffallende Ähnlichkeiten zwischen den Dingen da droben und den vulkanischen Gebilden hier umher. Da gibt es z. B. lange, klaffende Risse in der Lavadecke des Kilauea, welche lebhaft an die Rillen auf der Mondfläche erinnern; dann Miniaturen jener Faltungen, die wie feines Geäder die großen Mondebenen, die sog. „Maria" stellenweise durchziehen. Ja der Gesamteindruck, den man beim Anblick des Kilauea gewinnt, dieser glatten, dunkeln, leicht gewölbten Lavafläche, erinnert so lebhaft an die ähnlich gestaltete Oberfläche z. B. des Mare Crisium oder des Sinus Iridum, daß man sich in diese Mondgegenden versetzt glauben könnte.

[1] W. H. Pickering, Lunar and Hawaiian Physical Features compared 165.

Fritz Hillig S. J.

Der gesetzliche Mindestlohn im britischen Kohlenbergbau.

Ein Riesenkampf, wie ihn die Geschichte der Arbeit noch nie gesehen hatte, lenkte im vergangenen Frühjahre die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf die Vorgänge im britischen Inselreich. Weit über Englands Grenzen hinaus wurden die Absatzgebiete seines Kohlenmarktes in Mitleidenschaft gezogen. In wenigen Tagen traten gegen eine Million Bergarbeiter in Ausstand. Hunderttausende aus andern Berufen mußten des Kohlenmangels wegen feiern. 40 Millionen Arbeitstage gingen selbst nach mäßiger Schätzung der englischen Industrie verloren. Damit wird die Summe der Verluste aller Arbeitskämpfe von 1901 bis 1910 erreicht. Infolgedessen wurden für etwa 200 Millionen Mark weniger Kohlen gefördert, trat ein Ausfall von ungefähr 240 Millionen an Arbeitslöhnen ein. Der gesamte wirtschaftliche Schaden Großbritanniens wird auf eine Milliarde geschätzt[1].

Die Kernfrage des ganzen Kampfes bildete die Forderung der Grubenarbeiter nach einem persönlichen Mindestlohn in allen Kohlenbezirken. „Was wir verlangen", sagte der Arbeiterführer Enoch Edwards, „ist die Durchsetzung eines Prinzips." Das zeigten auch die durchweg maßvollen Lohnforderungen. Der für das ganze Land vorgeschlagene Mindestsatz von 5 sh für die Untertagarbeiter, 2 sh für Jugendliche wurde allgemein als billig anerkannt, zumeist schon eingehalten. Die Arbeiterschaft wollte, daß die Unternehmer ihr diesen Lohn sicherstellen. Auch wo pflichttreue Arbeit ohne Verschulden nicht den vollen Ertrag zu Tage fördert, soll sie doch einen bestimmten Mindestlohn erhalten.

Ihre Wünsche suchten nun die Arbeiter zunächst durch gütliche Verhandlung zu erreichen. Als dies trotz der Vermittlungsversuche der Regierung nicht zum Ziele führte, traten sie in Ausstand. Die noch widerstrebenden Unternehmer sollten durch den wirtschaftlichen Kampf niedergerungen werden. Eine gesetzliche Regelung zu verlangen, lag ihnen wenigstens anfangs fern. Erst als das Land immer schwerer unter dem langwierigen Streite

[1] Vgl. Soziale Praxis XXI 931.

litt, als er erst mit dem völligen Verbluten der Arbeiter und ihrer Gewerkschaften zu enden drohte, erhielt die Bewegung diese neue, aber auch entscheidende Wendung. Am 19. März wurde durch die Regierung das „Kohlengruben-(Mindestlohn-)Gesetz 1912" eingebracht, am 29. März erhielt es bereits die königliche Sanktion.

Zur Einführung in die Bedeutung des Gesetzes sei zunächst eine Übersicht über den gegenwärtigen Stand der Mindestlohnfrage geboten. Das Naturrecht fordert, daß der Lohnvertrag dem ehrbaren Arbeiter ein ehrbares Leben gewährleiste. Dieser natürliche Mindestlohn[1] muß in jedem gerechten Lohn als eiserner Bestand enthalten sein. Da aber die Arbeit nicht nur diesen persönlichen Wert für den Arbeiter, sondern auch einen wirtschaftlichen für den Arbeitsmieter, den Unternehmer, besitzt, entsteht erst aus der Verbindung beider Bestimmungsgründe derjenige Lohn, der im einzelnen Falle nach der Gerechtigkeit ausgezahlt werden muß[2]. Auch dieser unter Berücksichtigung aller wertbildenden Umstände bestimmte Lohn hat eine eigene naturrechtliche Untergrenze, die ohne Verletzung der Gerechtigkeit nicht weiter herabgesetzt werden kann. Im Gegensatze zu dem erstgenannten allgemeinen natürlichen Mindestlohne kann man hier von einem natürlichen Mindestlohne im engeren Sinne reden. Er darf, von Ausnahmen abgesehen, nie unter den allgemeinen sinken, wird sich aber oft wesentlich über ihn erheben. Selbstredend ist auch dieser Mindestlohnsatz nicht auf den Pfennig zu bestimmen.

Demgegenüber spricht nun die Lohnlehre von einem Mindest- oder Minimallohn, der durch freie Vereinbarung oder obrigkeitliche Satzung genau festgesetzt wird. Er besagt nur, daß der Lohn für die Dauer des Vertrages nicht unter die aufgestellte Grenze sinken darf. Gerechterweise muß er wohl den natürlichen Mindestlohn auch im engeren Sinne in sich enthalten, ist aber nicht etwa lediglich der ziffernmäßige Ausdruck desselben. So kann z. B. der Lohn, der bisher in einem Kohlenbezirk als durchaus gerechter Durchschnittslohn bezahlt wurde, für die Zukunft als Minimallohn angesetzt werden.

Erfolgt die Aufstellung des Mindestlohnes auf dem Wege freier Vereinbarung, so pflegt dies durch Tarifverträge zwischen den Organisationen der Arbeiter und Unternehmer zu geschehen. Tritt bei den Lohnverhand-

---

[1] Vgl. Cathrein, Moralphilosophie II⁵ 377 ff.

[2] Vgl. H. Pesch in dieser Zeitschrift LII 502.

lungen keine Einigung ein, so kann in Neuseeland und Westaustralien, in Industrien öffentlichen Interesses auch in Kanada, ein öffentlicher Schiedsgerichtshof eingreifen[1]. Am weitesten ist dies System in Neuseeland ausgebildet. Ursprünglich nur zur Abwendung drohender Ausstände oder Aussperrungen bestimmt, haben dort die Schiedsgerichte zum großen Teil die gesetzliche Regelung des gesamten Arbeitsverhältnisses in die Wege geleitet.

Damit nähern sie sich in ihren Wirkungen auf den Lohnvertrag einer noch einschneidenderen Einrichtung, den *staatlichen Lohnämtern* oder Lohnausschüssen. Diese erlassen Zwangsvorschriften betreffs der Arbeitsbedingungen, wie über Mindestlohn, Lehrlingsarbeit, und ziehen so der Vertragsfreiheit schon vor Beginn der Verhandlung bestimmte Grenzen. Dieses Verfahren nahm seinen Ausgang von einem Gesetze für Industrien mit großer Heimarbeit des australischen Staates Viktoria, um den schlecht organisierten und darum wirtschaftlich schwachen Heimarbeitern bei Abschluß des Arbeitsvertrages eine Stütze zu bieten. In Verbindung mit dem Problem der Heimarbeit kam dies System der Lohnregelung dann auch in europäischen Parlamenten, so in England, Frankreich, Deutschland, zur Sprache. Betreffs der übrigen Industrien war man dagegen außerhalb Australiens dieser Frage praktisch noch nicht näher getreten. Da trat nun *England* auf den Plan und schlug *als erster der großen Industriestaaten für eine mächtige Industrie mit starker Arbeiterschaft* diesen Weg ein.

Freilich erfolgte auch im britischen Königreiche dieser Schritt nicht unvermittelt. Schon länger waren in Tarifen Minimallöhne in verschiedenen Berufen, auch im Bergbau, aufgestellt. Da aber der Untertagarbeiter im Akkord- oder Stücklohn arbeitete und den Mindestlohnsatz erst erreichte, wenn er eine bestimmte Masse Kohlen gefördert hatte, erreichte tatsächlich nur ein Teil, nach der „Sozialen Praxis“[2] nur ein Viertel, den vollen Mindestlohn. Den übrigen war dies, namentlich seit Einführung des gesetzlichen Achtstundentags, bei Arbeit an weniger ergiebigen, schwierigen Stellen, bei Betriebsstörungen, nicht möglich. Hier setzten darum die Forderungen der Bergarbeiter ein und verlangten zunächst an schwierigen Stellen einen Mindestlohn für die *Schicht*, also an Stelle des Minimal-Stück-

---

[1] Vgl. *Broda*, Inwieweit ist eine gesetzliche Festlegung der Lohn- und Arbeitsbedingungen möglich? Berlin 1912.

[2] XXI 675.

lohnes einen Minimal-Zeitlohn. Erst später gingen sie weiter und verlangten einen Minimal-Zeitlohn für alle Untertagarbeiter. Die von der Regierung schließlich eingebrachte Gesetzesvorlage hatte bereits ihren Vorgänger in einem Gesetze von 1909, das für vier Industrien mit starker Heimarbeit und etwa 400 000 Arbeitern und Arbeiterinnen staatliche Lohnämter, Trade Boards, zur Festsetzung von Mindestlöhnen verordnete[1]. Trotzdem bedeutet die Übertragung dieser Grundsätze von Hausindustrien auf den Bergbau einen neuen Schritt in der Lösung sozialer Probleme. Auch die vorerst auf drei Jahre bestimmte Gültigkeitsdauer und einige Einschränkungen gegenüber dem Heimarbeitsgesetz beeinträchtigen dieses Urteil nicht.

Gleich die ersten Zeilen des neuen Gesetzes geben seiner grundsätzlichen Bedeutung Ausdruck:

„Es soll unerläßliche Bestimmung jedes Vertrags für die Beschäftigung eines Untertagarbeiters in einer Kohlengrube sein, daß der Arbeitgeber jenem Arbeiter Lohn nicht unter dem Mindestsatze zahlen darf, der gemäß diesem Gesetze festgesetzt ist und auf solchen Arbeiter sich bezieht." Für die Festsetzung der Mindestlohnhöhe soll „dem durchschnittlich den Arbeitern der Klasse, für die der Mindestlohn festzusetzen ist, gezahlten Tageslohnsatze Rechnung getragen werden"[2].

Zur Wahrung der Sonderinteressen der einzelnen Landesteile ist das ganze Land in 22 Bezirke eingeteilt. Jeder von diesen besitzt eine gemeinsame Bezirksstelle mit gleich starker Vertreterzahl der Arbeitgeber und Arbeiter unter einem unparteiischen Vorsitzenden. Ihre Aufgabe ist es, die Minimallöhne und besondere Regeln für den Bezirk festzusetzen. Auf Beschluß der Beteiligten können die einzelnen Bezirke zusammengelegt oder geteilt werden, wie auch für einzelne Gruppen oder Klassen der Gruben im Bezirke Sonderregeln oder -löhne aufgestellt werden. Damit ist den verschiedenartigen Produktions- und Lebensverhältnissen weitgehend Rechnung getragen. Zugleich wird durch diese Lohnbestimmung nach Bezirken die Forderung der Arbeiter abgelehnt, einen einheitlichen nationalen Mindestlohn von 5 und 2 sh zu gewähren und genau bestimmte Mindestlohnsätze in den Wortlaut des Gesetzes aufzunehmen.

Zum Schutze der Unternehmer dient neben diesen Bestimmungen die Gesetzesvorschrift, Bedingungen aufzustellen hinsichtlich der Regelmäßigkeit

---

[1] Broda a. a. O. 55 ff. Vgl. Wright, Sweated Labour and the Trade Boards Act, London 1911.

[2] Soziale Praxis XXI 902 f; ebd. der vollständige Wortlaut des Gesetzes.

und Leistungsfähigkeit der zu liefernden Arbeit. Durch mangelhafte Erfüllung derselben wird das Recht auf den Mindestlohn verwirkt. Demgegenüber wird dem Arbeiter das Recht auf den vollen Mindestlohn gewahrt in Fällen, „wo die mangelhafte Erfüllung dieser Bedingungen auf eine Ursache zurückzuführen ist, über die er keine Gewalt hatte". Außerdem soll eine Zeit festgesetzt werden, für die ein Arbeiter bei einer unvermeidlichen Arbeitsunterbrechung zu entlohnen ist. Falls diese beiden Bestimmungen sinngemäß angewandt werden, treten sie wirksam den Ursachen entgegen, die bisher so viele Arbeiter den Mindestlohn nicht erlangen ließen. Schließlich sind noch Bedingungen vorgesehen hinsichtlich des Ausschlusses alter, gebrechlicher, durch Unfall oder Krankheit geschwächter Arbeiter vom Mindestlohnrecht. Dadurch soll diesen die Möglichkeit gegeben werden, wenigstens für einen ihrer geschwächten Arbeitskraft entsprechenden Lohn noch Arbeit zu erhalten.

Das Gesetz enthält ferner Bestimmungen über Schlichtung von Streitigkeiten, die aus seiner Durchführung entstehen, über Abänderung der Bezirksbeschlüsse und zur Gewährleistung der tatsächlichen Ausführung des Gesetzes. Diese gehen sogar so weit, dem Vorsitzenden bei Versagen der beiden Parteien ein völlig selbständiges Vorgehen einzuräumen. Auffällig ist das Fehlen einer Berufungsinstanz und vor allem jeglicher Strafbestimmung. Nur der Mindestlohn kann vom Arbeiter gerichtlich eingefordert werden, während im Heimarbeitsgesetz außerdem noch bis zu 400 Mark Strafe zu erlegen ist. Ebenso bleibt es den Arbeitern unbenommen, auch auf dem Wege des Streiks auf höhere Lohnsätze Anspruch zu erheben.

Das neue Gesetz will der sozialen Gerechtigkeit, dem sozialen Frieden, der Wohlfahrt des ganzen britischen Volkes dienen. Sorgfältig mit Vorbehalten nach beiden Seiten ausgestattet, sichtlich bemüht, keinen Schritt zu viel zu tun, den festen Boden der gegenwärtigen Ordnung nicht unter den Füßen zu verlieren, trägt auch das ganze Gesetz etwas von dem Zögern, dem „großen Widerstreben", mit dem der Premierminister die Vorlage einbrachte. Die erste, dringendste Frage, ob das Gesetz den Frieden bringen werde, ist inzwischen durch die erfolgte Beilegung des Streiks ja glücklich gelöst. Aber ein Gesetz von solcher Bedeutung kann nicht allein nach dem Erfolge der Stunde gewertet werden. Wie wird es in Zukunft seiner Aufgabe gerecht werden? Wird es den Frieden zum Segen des Landes wie der Parteien wahren, oder wird es nur Anlaß zu neuen Klagen und Kämpfen sein, ja vielleicht der erste Anstoß zu einer Bewegung von noch unabsehbaren Folgen, einer grundstürzenden Wandlung des Bestehenden? Solche Gedanken liegen nahe. Jedermann fühlt ja:

das Gesetz ist nicht eine stetig und sicher herangereifte Frucht langen Friedens, sondern erpreßt von der Not bittern Streites.

Schon einmal, namentlich seit dem Speenhamland-Akt von 1795, hatte England unter dem Drucke einer großen Getreideteuerung und der Sturmzeichen der französischen Revolution seinen arbeitenden Klassen, damals in der Form von staatlichen Zuschüssen (allowance), ein Mindesteinkommen gewährt. Je nach dem Stande der Getreidepreise und der Größe der Familie war ein gewisses Mindestmaß festgesetzt. Wer dieses durch seine und seiner Familie Tätigkeit nicht erreichen konnte, erhielt den Fehlbetrag als Staatszuschuß durch die Armenpflege. Da der öffentliche Zuschuß gewiß war, trat als Folge weitgehende Lohnkürzung durch die Arbeitgeber, Müßiggang bei den Arbeitern ein, beides natürlich auf Kosten der Steuerzahler. Die Last der Armensteuer wurde immer drückender, erst die Reform der Armenpflege von 1834 schuf Abhilfe. Einer Zeit, die noch wenig sozialpolitische Erfahrung gesammelt hatte, aber von dem ungestümen Rufen nach einer mißverstandenen Freiheit und Gleichheit widerhallte, lag es nahe, der Gesamtheit fast bedingungslos die Sorge für den einzelnen aufzubürden, über der Not des Tages die Zukunft zu vergessen. Heute mag jene Gesetzgebung uns als plumper Mißgriff erscheinen. Aber es fehlt nicht an Stimmen, die dem neuen sozialpolitischen Gesetz ähnliche Mißerfolge in Aussicht stellen wie dem Armenpflegegesetz des 18. Jahrhunderts.

Sieht man von den großen, grundlegenden Fragen ab, so lassen sich die Bedenken gegen das neue Gesetz etwa in den folgenden Sätzen zusammenfassen. Einerseits wird den Arbeitern nicht gedient sein. Denn die Mindestlöhne werden zum „Standardlohn", sie werden nicht Mindestmaß, sondern Regel der Lohnsätze sein. Die besser gestellten Arbeiter werden auf diesen Lohn herabgedrückt werden, ein weiteres Steigen der Löhne wird verhindert sein. Der Unternehmer wird die Arbeitskräfte noch mehr ausnützen, so wird der Arbeitsmarkt eingeengt. Besonders dem alternden, weniger leistungsfähigen Arbeiter wird die Arbeitsgelegenheit erschwert, er läuft Gefahr, schon vor der Zeit für minderwertig erklärt zu werden. Weitere Bedenken richten sich gegen die Übertragung der Lohnkommissionen von der Hausindustrie auf die Berufe mit starker Arbeiterschaft. Den Schwachen, Nichtorganisierten mag der gesetzliche Schutz eine Stütze sein, den Starken wird dadurch nur die Waffe der gewerkschaftlichen Selbsthilfe entwunden, der allein sie die besseren Tage im Vergleiche zu den Heimarbeitern verdanken. In den Ausschüssen wird wieder der Untergebene dem

übermächtigen Herrn gegenüberstehen. Die Trennung nach Bezirken droht auch die Arbeiter zu zersplittern. Schließlich wird das Gesetz selbst ein Hemmschuh für jeden kräftigen Aufschwung der Arbeiter werden, eine Änderung seiner Bestimmungen weit schwerer als die eines freien Vertrages zu erreichen sein.

Aber auch den Arbeitgebern wird das Gesetz nicht viel Gutes bringen. Die kleineren Unternehmer können den Betrieb nicht so leicht intensiver gestalten. Sie leiden darum zuerst unter dem neuen Lohnsatz, werden noch rascher von der Großindustrie verdrängt. Den Erfordernissen des Augenblicks kann nicht mehr durch eine geeignete Lohnpolitik Rechnung getragen werden; die Industrie verliert an Anpassungsvermögen. Vor allem wird ein Land mit Mindestlöhnen dem ausländischen Wettbewerbe gegenüber ungünstig gestellt. Soll dies vermieden und damit die Industrie dem Lande erhalten werden, so muß das Inland allein die Kosten zahlen. Die Löhne werden wieder auf den eigenen Konsum des Volkes abgewälzt werden, eine allgemeine Preissteigerung wird die Folge sein. Zu allem hin ist durch Mindestlohn und Lohnausschüsse der Streik noch lange nicht aus der Welt geschafft.

Solchen Bedenken gegenüber verweisen die Anhänger der im neuen Gesetze ausgesprochenen Gedanken mit Vorliebe auf das Vorbild Viktorias und anderer australischer Staaten[1]. Was sich dort bewährte, soll nach ihrer Ansicht auch den alten Kulturländern Segen bringen. Man weist darauf hin, wie in Viktoria die ersten Lohnausschüsse nun schon seit 1896 bestehen und solchen Anklang fanden, daß mit der Zeit, namentlich seit 1907, weit über die Gewerbe mit Hausarbeit hinaus, fast für alle Industrien Lohnämter errichtet wurden. Nach Broda[2] bestanden 1909 in Viktoria 71 Lohnämter, denen 75000 Arbeiter, mehr als vier Fünftel aller gewerblichen Arbeiter, unterstellt waren. Dem Vorgange Viktorias folgten dann 1906 Südaustralien, 1908 Neusüdwales und Queensland.

Der Umstand, daß die Errichtung von Lohnausschüssen im letzten Jahrzehnt im fünften Erdteil solche Fortschritte gemacht hat, scheint nun allerdings für sie zu sprechen. Selbst in Unternehmerkreisen hat man sich

---

[1] Vgl. Böhringer, Die Lohnämter in Viktoria, Leipzig 1911. Schachner, Die soziale Frage in Australien und Neuseeland, Jena 1911.

[2] Inwieweit ist eine gesetzliche Festlegung der Lohn- und Arbeitsbedingungen möglich? 34.

wenigstens damit abgefunden. Um die australischen Erfahrungen aber verwerten zu können, muß man sich zuerst der Eigenart Australiens bewußt sein[1].

Australien ist vor allem ein volkarmes Land. Selbst Viktoria, das hier zunächst in Betracht kommt, hatte bei einer Größe von etwas über die Hälfte des Deutschen Reichs 1909 nur 1 303 628 Einwohner, obschon es am dichtesten unter allen australischen Staaten bevölkert ist. Diesem Menschenmangel entsprechend sind auch die Zahlen im Gewerbe gering. Der Million britischer Kohlenarbeiter stehen in Viktoria 1906 nur insgesamt 26 238 Bergleute gegenüber. Infolge dieser Untervölkerung kann eine Erscheinung, die in Australien vereinzelt bleibt und verschwindet, bei den großen Industriestaaten ins Ungemessene steigen und umgekehrt ein für Australien bedeutungsvoller Gesichtspunkt hier alle Bedeutung verlieren.

Nicht geringere Schwierigkeit bietet ein Vergleich auf wirtschaftlichem Gebiet. Australien ist vom großen Weltmarkte fast unabhängig. Die Ausfuhr beschränkt sich hauptsächlich auf Naturerzeugnisse, deren Absatz hinreichend gesichert ist. Das Gewerbe wird durch die weltabgeschiedene Lage im Vereine mit hohen Schutzzöllen gegen den überseeischen Wettbewerb erfolgreich geschützt. Für die Beurteilung der wirtschaftlichen Entwicklung Viktorias ist außerdem noch die Gründung der australischen Zollunion in Rechnung zu ziehen, die den wirtschaftlich stärkeren Staaten, Neusüdwales und Viktoria, an erster Stelle zu statten kam.

Man darf ferner nicht übersehen, daß gerade in der Großindustrie die Lohnämter erst kürzlich eingeführt wurden, so für den Bergbau in Viktoria erst 1909. Ist hier aus diesem Grunde an eine endgültige Erprobung noch nicht zu denken, so hat das Ausbleiben größerer Krisen auch für die Tätigkeit der älteren Lohnämter ein abschließendes Urteil wenigstens sehr erschwert.

So sehr indes die eben angedeuteten Umstände der Lohnpolitik Viktorias und der übrigen australischen Staaten zu gute gekommen sein mögen, Tatsache bleibt, daß die oben angeführten Bedenken sich für Viktoria im wesentlichen als nicht begründet erwiesen. An erster Stelle muß zugegeben werden, daß offene Arbeitskämpfe, Aussperrungen und Ausstände, im letzten Jahrzehnt zu den Seltenheiten gehörten. Erst das Jahr 1909 brachte dem australischen Kontinent wieder zwei größere Ausstände im Bergbau. Es ist bemerkenswert, daß auch die Arbeiter sich Entscheidungen der Lohnämter, die für ihre Partei ungünstig ausfielen, meist willig fügten, obschon auch Viktoria kein Streikverbot kennt. Ist demnach ein Hauptziel der Mindestlohngesetze erreicht, so ist nicht minder wichtig, daß Handel und Wandel unter dem Gesetze keine Einbuße erlitten. Von vorübergehenden Schwankungen abgesehen zeigten die einzelnen Industrien einen meist sehr günstigen Fortgang. Bei alldem ist auch die gefürchtete außerordentliche Preissteigerung im Bereiche des australischen Bundes nicht aufgetreten.

---

[1] Vgl. Schachner, Australien in Politik, Wirtschaft, Kultur, Jena 1909.

Außer diesen für alle Beteiligten vorteilhaften Ergebnissen betonen die Arbeitgeber als günstige Wirkung des Gesetzes besonders den Schutz gegen die Schmutzkonkurrenz, die Lohndrücker. Vielfach haben sie deshalb selbst die Errichtung weiterer Lohnämter gefordert. Als Folge trat allerdings teilweise eine Stärkung der größeren Betriebe ein, aber eben auf Kosten jener, die sich nur noch durch Hungerlöhne oder Lehrlingsarbeit halten konnten. Sonst wurden die höheren Löhne wieder durch technische Fortschritte, schärfere Überwachung und bessere Arbeitsleistung eingebracht. Sind die Arbeitgeber auch nicht gegen weitere Forderungen der Arbeiter gesichert, so ziehen sie doch das Verhandeln in den Ausschüssen dem offenen Kampf und auch dem Schiedsgerichtsverfahren mit seiner Öffentlichkeit und gereizten Kampfstimmung vor.

Die Arbeiter ihrerseits haben neben einer regelmäßigen Beschäftigung eine bedeutende Lohnerhöhung zu verzeichnen. Freilich sind gerade die Industrien mit Heimarbeit am wenigsten daran beteiligt. Die Befürchtung, daß der Mindestlohn zum Normallohn werde, hat sich für die gelernten, bessergestellten Arbeiter nicht erfüllt. Auch Arbeiterentlassungen kamen in größerem Umfange nicht vor, wenn schon die Zahl der Arbeiter nicht gleichen Schritt mit dem Wachstum der Produktion hielt. Doch hat dies für das untervölkerte Land keine große Bedeutung. Derselbe Umstand erschwert auch ein Urteil über die Wirkung des Gesetzes betreffs der alten oder gebrechlichen, langsamen Arbeiter. 1909 waren noch nicht 500 Erlaubnisscheine für Arbeit unter dem Mindestlohnsatze ausgegeben; offenbar sind sie nicht sehr beliebt. Dagegen wird behauptet, daß viele unkontrollierbare Hintergehungen des Mindestlohnsatzes auf gegenseitige Verabredung stattfinden, während andere dies nur als Übergangserscheinung bezeichnen. Wie weit die Befürchtungen betreffs der Gewerkschaften berechtigt sind, ist bei den dürftigen Nachrichten darüber nicht sicher zu entscheiden. Zudem liegt der Schwerpunkt der Tätigkeit der Arbeiterschaft Australiens in den Parlamenten, in der politischen Arbeiterpartei.

Faßt man das Ergebnis zusammen, so lautet das Urteil für die wirtschaftliche Entwicklung und den gewerblichen Frieden durchaus günstig. Es muß aber nochmals betont werden, daß sich angesichts des allgemeinen Aufschwungs der Anteil der Lohnämter nicht näher bestimmen läßt. Zu einer Feuerprobe in schwerer Zeit war ihnen bisher noch keine Gelegenheit geboten. Das gilt besonders im Hinblick auf die Arbeiterschaft. Von den Heimarbeitern abgesehen, hätte sie wohl dieselben Vorteile bei guter Organisation auch ohne Lohnamt erringen können. Zuzugeben ist jedoch,

daß bei den kleinen australischen Arbeiterzahlen eine Organisation in den meisten Gewerben nicht leicht ihre volle Kraft entfalten kann. Die Erfahrungen Australiens bieten nach all diesem keinen zwingenden Grund gegen die Übertragung der Lohnämter auch auf große europäische Industrien. Dennoch begreift man beim Gedanken an die so verschieden gestalteten Lebensbedingungen Englands, daß Asquith die Vorlage nur schweren Herzens und notgedrungen einbrachte.

Es war die Absicht der Gesetzgeber, für den dem ganzen Handel und Wandel so unentbehrlichen Kohlenbergbau für den Augenblick wie für die nächste Zukunft Frieden und Gedeihen zu schaffen.

Nachdem das erste Ziel erreicht ist, darf man wohl auch für das zweite einige Hoffnung hegen. Bei der Möglichkeit, das Gesetz bis ins Kleinste den örtlichen Verhältnissen anzupassen, ist für das Gedeihen der ganzen Industrie kaum zu fürchten. Die Entscheidung hängt davon ab, daß die Arbeiter eine besonnene Haltung bewahren und sich nicht in einen einseitigen, sozialistischen Klassenkampf hineindrängen lassen, daß sie aber auch anderseits nicht um ihre berechtigten Forderungen durch die Ausführung des Gesetzes gebracht werden. Die Befürchtung, daß das Gesetz gegen die Arbeiter gehandhabt werden könnte, war bereits in dem Antrag auf Bestimmung des Mindestsatzes durch das Gesetz selbst und schließlich in der Ablehnung der Vorlage durch die Arbeiterabgeordneten zum Ausdruck gekommen. Nur eine weitherzige Handhabung des Gesetzes in den Bezirksstellen und besonders Vermeidung aller Härten durch Betriebseinschränkungen, Entlassungen u. ä. wird dieses Mißtrauen bannen können. Eine weitere Ausdehnung des Gesetzes, das ja selbst vorerst nur für drei Jahre erlassen ist, wurde vom derzeitigen Premierminister entschieden abgelehnt. Auch für die Zukunft kann man im Hinblick auf den praktischen Sinn des britischen Volkes annehmen, daß andere Industrien nur dann einbezogen werden, wenn das Gesetz sich erprobt hat, sich als eine Notwendigkeit oder doch als ein Segen für das Gesamtwohl erwiesen hat.

Aber gerade angesichts dieser Möglichkeit, daß das Gesetz Schule mache, erhebt sich von neuem die Frage: Was ist zu dem Grundsatze des gesetzlich anerkannten Mindestlohnes zu sagen? wie stellt sich die christliche Sozialreform dazu? Ist der Sieg des „Prinzips“, den die Arbeiter verlangten, auch ihr Sieg?

Soweit es sich um die Anerkennung des Rechts auf einen gerechten und gesicherten Mindestlohn handelt, auch durch die gesetzgebenden Körper-

schaften, kann die Antwort nur volle Zustimmung sein. Das Parlament hat damit einen Grundsatz ausgesprochen, den schon ein Leo XIII. der ganzen katholischen Welt in klaren Worten gelehrt hat. Wir haben allen Grund, es freudig zu begrüßen, daß diese Lehre nunmehr auch in der Heimat des Manchestertums öffentlich anerkannt wurde.

Dagegen bedarf die Regelung dieses Rechtes durch die öffentlichen Behörden, die mehr oder minder einschneidende gesetzliche Festlegung der Lohnhöhe einer eingehenderen Erörterung. Die Richtlinie dabei bieten auch hier die Ausführungen Leos XIII. in dem Rundschreiben Rerum novarum vom 15. Mai 1891. Dort wird bezüglich des Lohnsatzes gesagt: „Man könnte meinen, ein Unrecht läge nur dann vor, wenn entweder der Lohnherr einen Teil der Zahlung zurückbehalte oder der Arbeiter nicht die vollständige Leistung verrichte, und einzig in diesen Fällen sei für die Staatsgewalt ein gerechter Grund zum Einschreiten vorhanden, damit nämlich jedem das Seine zu teil werde.“ [1] Darauf wird der Mindestlohn als Forderung der natürlichen Gerechtigkeit bezeichnet und somit ebenfalls der Hut der Staatsgewalt unterstellt. Jedoch folgt unmittelbar die erläuternde Bemerkung: „Damit aber in solchen Fragen, wie diejenige der täglichen Arbeitszeit für die verschiedenen Arbeitsarten, und diejenige der Schutzmaßregeln gegen Gesundheitsgefahr und Unfälle zumal in Fabriken, die öffentliche Gewalt sich nicht in ungehöriger Weise einmische, so erscheint es in Anbetracht der Verschiedenheit der zeitlichen und örtlichen Umstände durchaus ratsam, jene Fragen vor die Ausschüsse zu bringen, von denen wir unten näher handeln werden, oder einen andern Weg zur Vertretung der Interessen der Arbeiter einzuschlagen, je nach Erfordernis unter Mitwirkung und Leitung der Behörden.“ [2]

Der Grundgedanke dieser Papstworte ist und bleibt das erstrebenswerte Ziel wie der ganzen christlichen Sozialpolitik, so auch der Lohnpolitik insbesondere, daß das ganze Volk durch gemeinsame Arbeit aller Berufsstände und Klassen möglichst aus sich heraus, aus eigener Kraft im Geiste der Gerechtigkeit und Liebe nach der allgemeinen Wohlfahrt strebe. Wo deshalb wie in gerecht und gut ausgebauten Tarifgemeinschaften die genossenschaftliche oder gewerkschaftliche Selbsthilfe aus sich genügt, gerechte und billige Lohnsätze zu sichern, und anderseits dem allgemeinen Wohl keine besondere Gefahren aus dieser Freiheit erwachsen, liegt kein Grund zu ge-

[1] Herdersche Ausgabe 60. [2] Ebd. 62.

setzlicher Regelung vor. Wohl aber ist es Aufgabe der Staatsgewalt, nicht nur diese Selbsthilfe in den rechten Schranken zu halten, sondern vor allem sie zu ermöglichen, ihr die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, nötigenfalls sie zu ergänzen, selbst zu ersetzen. Das Ziel der Selbsthilfe wurde erst in der jüngsten Zeit in größerem Umfange erreicht. Weite Gebiete waren und sind ihr noch nicht oder doch nicht genügend zugänglich. So konnte Lehmkuhl im Hinblick auf das schweizerische Haftpflichtgesetz, das durch den Gedanken eines gesetzlichen Einflusses auf die Lohnfrage bestimmt ist, mit Recht schreiben: „Daß der Gedanke, die obrigkeitliche Gewalt habe hier mitbestimmend einzugreifen, überhaupt bereits irgend eine praktische Gestalt angenommen hat, ist ein nicht zu unterschätzender Fortschritt in der Entwicklung und Ausgestaltung der sozialen Frage."[1] Der Staatsgewalt hier jegliches Recht zum Eingreifen absprechen, hieße gerade im Augenblick der Entscheidung, beim Abschluß des bindenden Vertrags, Willkür und Gewalt das Feld überlassen. Auch hier findet die Freiheit an Gerechtigkeit und Gemeinwohl ihre Grenzen.

Die Regelung des Lohnwesens durch die öffentliche Gewalt kann nun verschieden vor sich gehen. Von der nur mittelbaren Einwirkung, wie durch Beispiel in Verwaltung der öffentlichen Betriebe, durch Bedingungen bei Vergebung von Arbeiten[2], oder der Lohnergänzung durch Versicherungszwang, braucht hier nicht näher gesprochen zu werden. Im neuen englischen Gesetze handelt es sich vielmehr um die Bestimmung der Mindestlohnsätze selbst. In diesem Falle werden die Lohnsätze entweder durch das Gesetz selbst genannt oder in Ausschüssen auf Grund des Gesetzes bestimmt. Werden sie durch den allgemein gültigen Wortlaut des Gesetzes selbst vorgeschrieben und sind sie mehr als eine allgemeine Norm, die noch den einzelnen Verhältnissen entsprechend näher zu bestimmen ist, so liegt in diesem Verfahren offenbar eine große Härte. Von ganz kleinen Gemeinwesen abgesehen, könnte sich ein solches Gesetz den vielgestalteten Forderungen von Ort und Zeit nicht genügend anpassen[3]. Es läßt sich wohl eine öffentliche Notlage denken, die eine augenblickliche Hilfe auf diesem Wege erforderte. Dennoch wäre dies Gesetz auch dann

---

[1] Die soziale Frage und die staatliche Gewalt[4], Freiburg 1911, 36.

[2] Vgl. Le Minimum de Salaire et les Administrations Publiques en Belgique, Bruxelles 1911.

[3] Auch Bernstein nennt dies Verfahren eine „unbeholfene, rohe Weise" (Sozialistische Monatshefte 1912, 414).

nur als Notgesetz zu billigen, das eine Art Belagerungszustand schafft und tunlichst bald zweckentsprechend zu gestalten oder zu ersetzen ist.

Anders liegt es, wenn das Gesetz selbst nur einen allgemeinen Grundsatz ausspricht, seine Durchführung aber, wie im vorliegenden Falle, einzelnen Kommissionen zuweist. Auf diese Weise vermag sich das Gesetz nicht nur anzupassen, es bleibt auch der Freiheit der Parteien bei Abschluß des Vertrages ein hinreichender Spielraum gewahrt. Freilich ist tatsächlich der Vorsitzende des Ausschusses vielfach zum Schiedsrichter geworden, je nachdem er mit seiner Stimme einer der beiden Parteien beitritt. Damit ist ihm ein weittragender Einfluß eingeräumt, der große Anforderungen an seine Unabhängigkeit und Sachkenntnis stellt, aber zur wirksamen Durchführung des Gesetzes kaum zu umgehen ist. Selbst für den Fall, daß der Vorsitzende unmittelbar von einer öffentlichen Behörde ernannt wird, bleibt dennoch die Tätigkeit dieser Ausschüsse völlig innerhalb der in dem päpstlichen Rundschreiben erwähnten Grenzen. So finden sich denn auch die Grundzüge eines derartigen Mindestlohngesetzes in Verbindung mit Lohnausschüssen bereits in einer Abhandlung über den Mindestlohn und die Enzyklika ausgesprochen, die Msgre Nikotra dem ersten katholischen sozialen Kongreß zu Genua 1892 unterbreitete[1].

Voraussetzung für eine gesetzliche Regelung der Lohnfrage bleibt aber stets ein Versagen der Selbsthilfe. In dieser Hinsicht verlangen zwei Industriegruppen besondere Beachtung, die Industrien mit starker Heimarbeit und jene, deren Betriebseinstellung dem ganzen öffentlichen Leben unmittelbar schweren Schaden zufügen würde. Bezüglich der Heimarbeit ist man sich in katholischen Kreisen fast ausnahmlos einig, daß ein gerechter Lohn nur durch gesetzliche Regelung, wie z. B. in England, zu erreichen ist. So hat noch jüngst (28. März 1912) der Osservatore Romano die entsprechenden Anträge des Grafen de Mun im französischen Parlament als auch für Italien vorbildlich bezeichnet[2]. Versagt in diesen Industrien die Selbsthilfe, weil die Heimarbeiter allgemein zu schwach sind, ihr Recht sich selbst zu schaffen, so ist sie bei der zweiten Gruppe durch die notwendige Rücksichtnahme auf das öffentliche und allgemeine Wohl in ihrer Wirksamkeit beschränkt. In den heutigen Verhältnissen gilt als wirk-

---

[1] Nicotra, Le Minimum de Salaire et l'Encyclique Rerum Novarum, Bruxelles 1893, 51 f.

[2] Vgl. auch Stratton bei Wright, Sweated Labour and the Trade Boards Act 47 ff.

samstes Mittel der Selbsthilfe, die Möglichkeit, wenn auch an letzter Stelle, zum offenen Arbeitskampfe überzugehen. Verlangt nun das Wohl des Ganzen, daß die Arbeiterschaft, vor allem in den Verkehrsanstalten, dann aber auch in Gewerben wie Gas- und Elektrizitätsindustrie, Kohlenbergbau, auf dieses entscheidende Mittel völlig oder doch in bedeutendem Umfang verzichte, so ist es nicht mehr als billig und recht, wenn die öffentliche Gewalt ihnen dafür besondern Schutz zu teil werden läßt. Da es sich aber hier nicht wie in der Heimindustrie um eine überall gleichartige, dauernde Notlage handelt, läßt sich auch nicht ein Allheilmittel aufstellen. Wieweit der öffentliche Schutz zu gehen hat, ob er dauernd oder nur vorübergehend zu gewähren ist, muß der Einzelfall entscheiden. So konnte auch jetzt die englische Regierung, um den Riesenkampf beizulegen, unbedingt gerechte Forderungen der Arbeiter durch das Gesetz zur Anerkennung bringen und versuchen, künftigen Kämpfen durch die gesetzliche Regelung des geforderten Mindestlohnes zu begegnen.

In den übrigen Gewerben, die durch ihre Kämpfe die breite Öffentlichkeit nicht so sehr in Mitleidenschaft ziehen, liegt dagegen einstweilen kaum ein triftiger Grund vor, den Weg der Selbsthilfe zu verlassen. Vielmehr gilt es, diesen Weg, namentlich durch Förderung des Tarifwesens noch gangbarer zu machen. Erst reiche Erfahrung wird die Grenze lehren können, wo die Selbsthilfe versagt und eine gesetzliche Regelung zu besseren Ergebnissen führt.

Es ist möglich, daß entsprechend den, wie Pesch sagt, „von Stufe zu Stufe veränderlichen und wachsenden Bedürfnissen nach staatlichem Schutz und staatlicher Hilfe“ [1], auch die Staatsaufgaben auf dem Gebiete der Lohnregelung wachsen werden. Eine Beunruhigung liegt darin nur für den, der kein festes Ziel im Auge hat, sich von der Laune und Bedrängnis des Augenblicks beängstigen und treiben läßt. Wer aber sich bewußt bleibt, daß der Staat nicht letzter Grund, noch höchste Norm des Rechts ist, daß er vielmehr bestellt ist, das Gott gegebene Recht der Kleinen zu hegen, aber auch das der Großen zu wahren, wer auf diesen Grundsätzen der katholischen Sozialreform zielbewußt aufbaut, den gewaltigen Plan eines Leo vor Augen, der wird ruhig und sicher vorwärts schreiten, unbekümmert, ob der einzelne Schritt rechts oder links vielleicht Beifall findet.

[1] H. Pesch, Lehrbuch der Nationalökonomie I 166.

Constantin Noppel S. J.

Moderne Malerei von gestern und heute.

Unter den Künsten war und ist der Lieblingstummelplatz praktizierender Dilettanten und ästhetisierender Snobs die Malerei. Das Material, mit dem sie arbeitet, die Farbe, hat eben an sich schon ästhetischen Wert und täuscht den Unkundigen leicht über den Mangel höherer Qualitäten weg. Die Handhabung dieses Materials ist zudem einfach genug, um auch solche, die nichts gelernt haben und nichts lernen wollen, zu Malversuchen zu reizen. Und eine Farbenharmonielehre, die wenigstens bezüglich des Kolorits eine objektive Kontrolle ermöglichte, gibt es noch nicht. Den Schwesterkünsten der Malerei liegt darum die Gefahr einer Entartung im allgemeinen nicht so nahe.

Vom Dichter verlangt man — wenigstens heute noch —, daß er Sprache und Reim beherrsche, abstrakte Gedanken in konkrete Bilder wandle, und alle Versuche, den inneren Klang des Wortes losgelöst von seiner begrifflichen Bedeutung als Baumaterial der Dichtkunst anzuwenden, sind über ein erstes Aufkeimen nicht hinausgekommen. Die Elemente, die dem Komponisten zur Verfügung stehen, die Töne, haben allerdings auch ästhetischen Wert in sich, allein jedermann weiß, daß die Zusammenfügung dieser Elemente zu einem hörbaren Tonstück allerlei Kenntnisse voraussetzt wie Tonschrift, Rhythmik, Harmonie- und Kontrapunktlehre, Klangfarben der einzelnen Instrumente, da eine ungeschickte Verbindung von Tönen auch den Wohllaut der Elemente ertötet. Selbst die exzentrischen Werke eines Arnold Schönberg, der schonungslos „die mordenden Lügen einer überlieferten Ästhetik“ zerstört, zeigen in ihrer ganzen Faktur noch genug durch unverdrossene Arbeit errungenes Können. Das Material des Plastikers entbehrt an sich des ästhetischen Wertes; nur angestrengtes Bemühen des Künstlers kann diese höheren Werte hervorbringen. Und mag der Architekt die äußeren Zierformen auch noch so willkürlich anwenden, so muß er doch tüchtige mathematische Kenntnisse besitzen und oft wochenlange Berechnungen anstellen, bis er auch nur den Plan eines gewöhnlichen Wohnhauses fertiggestellt hat.

Jedermann aber kann sich um weniges Geld die nötigen Malutensilien kaufen und — malen. Wenn er sich dann um anatomische Verhältnisse

nicht mehr zu kümmern braucht, wenn ihn keine Grenzen der Perspektive und der Wirklichkeitsformen mehr beengen, dann weiß man in der Tat nicht, welche Voraussetzungen für die Kunst des Malens noch gelten sollten außer dem Besitz von Farben, Pinsel und einer entsprechenden Malfläche.

So weit ist aber die neueste Praxis und in ihrem Gefolge die neueste Theorie gekommen, und zu Hunderten ziehen die Künstler, besonders die stürmende, freiheitsdürstende Jungmannschaft, ein in dieses neu entdeckte Wunderland der Primitiven, wo der göttliche Fluch: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen" nicht mehr gelten soll.

Über diese Künstler sagte neulich Avenarius im „Kunstwart" (1. Okt.-Heft 1910) ein scharfes Wort: „... Aber während sie schreien, ist alles, was sie sagen, doch immer bloß: ha, ho, hei, hu — mit andern Worten: wir haben nichts zu sagen. Trotzdem stehen sogar Kunstkritiker vor ihnen und verkünden: Lauschen wir: ha, ho, hei, hu — das ist die neue Kunstsprache." Wir werden später zeigen, daß der sonst so feinsinnige Avenarius, ohne es zu wollen, auch einer von den Wegweisern in das neue Paradies geworden ist. Immer die alte Geschichte: man verhätschelt die Revolutionäre, gibt ihnen hier nach und dort nach, läßt sich einen Schritt nach dem andern von seiner Position abdrängen, und sieht zuletzt mit Entsetzen, daß der Abgrund vor einem gähnt.

Doch wir wollten das Ende der Entwicklung nur mit einem flüchtigen Blicke streifen; darum zurück zum Anfang. Es stehen heute sehr ernste Probleme der modernen Kunst zur Sprache, die — im zweiten Teil wenigstens — fast mehr psychopathischer als ästhetischer Art sind und Symptome einer nervös-hysterischen Überreizung unseres Kulturorganismus aufdecken.

Die Kunst von gestern hatte man Impressionismus genannt, die von heute nennt man seit kurzem Expressionismus. Nicht als ob nun alles, was seit 40 Jahren geschaffen wurde, in eine dieser beiden Kategorien fiele; es haben vielmehr die Maler der konservativen Richtung stets die Überzahl gebildet. Allein ihr Leben und Wirken vollzieht sich im stillen; die unbestreitbaren Fortschritte der modernen Technik existieren vielfach für sie nicht, es steht ihnen auch nicht die große Presse zur Verfügung und keine weitreichende Reklame. Darum sind auch sie nicht gemeint, wenn man von moderner Kunst spricht.

Impression heißt Eindruck, Expression Ausdruck; Impressionismus auf die Kunst angewendet also Eindruckskunst, Expressionismus Ausdruckskunst. Die Worte sind an sich sehr vag, und nur Konvention konnte ihnen eine schärfer umrissene Bedeutung geben. War es doch das Bestreben der Maler

von jeher gewesen, ihre Impressionen in Farbe wiederzugeben, und mochte ihnen diese Absicht vielfach noch so mangelhaft gelungen sein, so unterscheidet sie das doch nur graduell von den modernen Impressionisten, die ihre Aufgabe auch nie vollkommen lösen können. Fast alle Künstler hatten sich aber auch bemüht, zu der von außen aufgenommenen Impression etwas von dem Ihrigen zu geben, geistigen Gehalt in das Werk zu legen, waren also Expressionisten im besten Sinn des Wortes.

Der moderne Impressionismus machte es sich zur Aufgabe, den farbigen Eindruck wiederzugeben, den ein Naturgegenstand in seiner augenblicklichen Wahrnehmung auf den Beschauer macht. Wir sagen absichtlich nicht „auf das Auge des Beschauers“, denn dieses bringt eine ganz scharfe Farbenphotographie des äußeren Objektes auf der Netzhaut zu stande. Nicht so das sinnliche Erkenntnisvermögen, in welches dieses Abbild durch den Sehnerv weitergeleitet wird. Dieses erkennt nur jenen Teil des Objektes klar und scharf, auf den es gerade seine Aufmerksamkeit richtet, alles übrige bleibt unklar und verschwommen. Die physiologische Impression ist also von der psychologischen durchaus zu unterscheiden, und nur die letztere will der Impressionist wiedergeben. Es beruht auf unrichtiger Auffassung des Impressionismus, wenn manche Kunstschriftsteller dessen Berechtigung durch Gegenüberstellen eines Gemäldes und einer Momentphotographie abstreiten wollen. Der photographische Apparat und das äußere Auge kopieren das Objekt, der Maler den ersten Sinneseindruck. Man kann daher auch einem Impressionisten, der ein laufendes Pferd darstellt, nicht mit kinematographischen Aufnahmen kommen und ihm sagen, seine Darstellung gleiche keiner einzigen der aufgenommenen Phasen. Denn die psychische Impression vereinigt bei so lebhaft bewegten Objekten eine Reihe von physisch rezipierten Momenten zu einem Sammelbild.

Vielfach wendet man das Wort „impressionistisch“ auch auf die andern Künste an. Man bezeichnet damit in der Literatur meist Werke, die, ohne zu idealisieren oder klar zu disponieren, dem bewegten Strom des Lebens folgen und ihn in rauher, auf Details nicht eingehender, das Lyrisch-Stimmungsvolle bevorzugender Technik schildern. In der Architektur nennt man die Regellosigkeit der äußeren Form, in der Plastik das allmähliche Übergehen vom formlosen Material zu organisierten Gebilden oder die absichtlich umgeglättete Oberfläche, in der Musik die Ausschaltung logischer und mathematischer Gliederung wie etwa in der Fuge, das kühne Spiel mit Dissonanzen, die unbedingte Herrschaft des Gefühls, impressionistisch. Sehr glücklich ist eine solche Begriffsübertragung

nicht. Am wenigsten in der Musik, die ja ihrem innersten Wesen nach expressionistisch ist und gerade in den oben genannten Elementen dieses Wesen noch deutlicher zeigt als früher. Aber auch in den andern Künsten sind die „impressionistischen" Züge zum mindesten sehr stark mit „expressionistischen" gemischt.

Halten wir nun unsere Definition des modernen malerischen Impressionismus fest, so können wir aus ihr tatsächlich alle Momente entwickeln, die sich in seinem geschichtlichen Verlauf zeigten und einer gewissen Logik nicht entbehren.

Es war vor allem eine Folge dieses impressionistischen Programms, daß der Maler eine flüchtige, skizzenhafte Schnelltechnik wählte, denn diese entsprach am besten der Verschwommenheit des ersten Sehens. Auch galt es rasch zuzugreifen, sollte nicht doch wieder an Stelle der wirklichen sinnlichen Impression eine im Gedächtnis haftende Form kopiert werden. Diese skizzenhafte Technik ist denn auch allen impressionistischen Bildern eigen.

Ein Maler, der nur das wiedergeben will, was er sieht, kann natürlich nicht idealisieren. Ein häßlicher Mensch muß es sich gefallen lassen, mit allen verunstaltenden Zügen auf dem Bild zu erscheinen, ja nicht selten mag die Häßlichkeit durch die momentane Lichtwirkung besonders stark hervortreten.

Es ist ferner für den Impressionisten ausgeschlossen jegliche Komposition, die ja eigentlich nur eine Unterart des Idealisierens bildet. Früher hätte man sich um keinen Preis dazu verstanden, eine Landschaft oder eine Genreszene mit all den Zufälligkeiten der Wirklichkeit darzustellen, sondern die Landschaft, die Szene, mußte erst „komponiert" werden, indem man diesen oder jenen Baum wegließ, umformte, an eine passendere Stelle setzte, einen Phantasievordergrund hinzufügte, die Figuren erst in eine künstliche Position stellte. Die Geschlossenheit des Bildes galt als Hauptsache und wurde künstlich hergestellt, wo der Naturausschnitt sie nicht etwa von selber bot. Der Impressionist dagegen macht sich nichts daraus, mitten durch die Landschaft einen dicken Baumstamm emporragen zu lassen, der das Bild eigentlich in zwei Teile teilt; sein Ideal ist, das zu malen, was er erblickt, ob es „schön" ist oder nicht. Er kümmert sich nicht darum, was die alte Ästhetik über die Aufgabe der schönen Kunst lehrt.

Das Verwerfen der Historien- und Anekdotenmalerei ist eine weitere Konsequenz des impressionistischen Programms. Denn hier gilt es nicht, das zu malen, was der Künstler sieht, sondern was er

mühsam aus literarischen Quellen geschöpft und mit Hilfe der produktiven Phantasie in zeichnerisch-malerische Form übersetzt hat.

Es ist auch nicht ein neues, noch weniger ein wesentliches Moment, als welches es manche Schriftsteller gelten lassen wollen, sondern wiederum nur eine selbstverständliche Folgerung aus dem impressionistischen Hauptgrundsatz, daß der Maler gerade das moderne Leben in seinen mannigfaltigsten Erscheinungen packt. Elektrisch beleuchtete Straßen und Säle, mächtige Eisenbrücken, dahinbrausende Bahnzüge, Bilder aus dem sozialen Leben der unteren Schichten geben ihm anregenden Stoff. Leider macht er nicht einmal vor den Dunkelkammern sittlich verpesteter Großstädte Halt. Daß der Impressionist das Leben gerade dort packen will, wo es am intensivsten pulst, wie einige meinen, dürfte am besten ein Blick in das Lebenswerk großer Impressionisten widerlegen. Schlichte und einfache Motive bilden das größere Übergewicht. Man hört auch zuweilen, dem Impressionisten sei es nicht um die Oberflächenerscheinung zu tun, sondern um das Wesen der Dinge. Aber wie will denn der Impressionist, der doch vom Idealisieren nichts wissen will, das Wesen der Dinge anders fassen als gerade durch Darstellung seiner Oberflächenerscheinung?

An dieser Oberflächenerscheinung nun reizen den Impressionisten ausschließlich die malerischen Probleme der Farbe, des Lichtes, der Atmosphäre, nicht die des Gegenständlichen. Es ist gewiß, daß die Darstellung des hundertfach abgestuften, alles durchdringenden Lichtes, des atmosphärischen Lebens, das die Natur durchwogt, zu den schwierigsten Aufgaben des Malers gehört. Aber auch zu den lockendsten. Darum ist es auch leicht erklärlich, daß die moderne Malerei sich theoretisch und praktisch so einseitig auf den Farbenkult hin entwickelte.

Natürlich war dem Impressionisten nichts so sehr verhaßt wie das Maleratelier. Hinaus ins Freie! war die Losung. Selbst die Glut der Sonne wollte man auf die Leinwand zwingen und griff damit auf naturalistischer Grundlage ein Problem an, an das sich die Alten kaum gewagt hatten (Pleinairismus oder Freilichtmalerei). Um dem Natureindruck möglichst nahe zu kommen, wurden die verschiedensten Techniken versucht. Bald wurden die Farben in breiten Fetzen hingepinselt, bald in punktförmigem Auftrag oder in kleinen Strichelchen die ungemischten Spektralfarben aneinandergesetzt und die Mischung der ungebrochenen Farben dem physiologischen Prozeß des beschauenden Auges überlassen (Pointillismus oder Neo-Impressionismus).

Die Lösung dieser Licht- und Luftprobleme ist dem Impressionisten eins und alles; das ist für ihn die einzig daseinsberechtigte Malerei. Wer es versuchen wollte, diese Lösungen dem höheren Zwecke der Belehrung und Erbauung dienstbar zu machen, etwa durch große religiöse und historische Bilder, der würde eine Sünde begehen gegen die souveräne Kunst der Malerei und ihr ein entwürdigendes Bündnis mit Religion, Geschichte, Literatur aufnötigen, eine Sünde auch gegen den Beschauer, der durch solche außerartistische Zutaten vom rein künstlerischen Genuß abgelenkt würde. L'art pour l'art.

Es ist wieder nur konsequent, wenn der Impressionist, nachdem er das Gebiet der Malerei so sehr eingeengt hat, keinen Unterschied der Objekte mehr gelten läßt, da auch das geringfügigste Licht- und Luftprobleme genug bietet, ja ein nichtssagender Gegenstand oft viel mehr als ein bedeutender. Er verabscheut es in die Ferne zu ziehen, um südländisch gefärbte Landschaften zu malen, das Gemüt leicht ergreifende Natureffekte wie Mondlandschaften, Abendhimmel, Gewitter werden als billige Effektmalerei abgetan. Ein künstlerisch empfindendes Auge sähe im nächstbesten Gegenstand ungleich zartere und schwieriger darzustellende Farbenabstufungen als in solchen Effektstücken. „Impressionismus ist künstlerischer Pantheismus", sagte kürzlich ein deutscher Museumsdirektor in einem Vortrage, d. h. jedes Objekt, ob groß oder klein, bedeutend oder nichtig, gilt dem Impressionisten durchdrungen von derselben Weltseele. Eigentlich müßte er, wenn er konsequent bis zum Äußersten sein wollte, alles Gegenständliche aus dem gemalten Bilde entfernen, da es als solches eben doch außerhalb des Bereiches der reinen Farbenkunst ist. Wir werden später sehen, daß der neueste Expressionismus kühn genug war, auch diese letzte Konsequenz noch zu ziehen.

Entstanden ist der Impressionismus, nachdem schon manche Vorboten wie Courbet, Corot vorausgegangen waren, nicht ohne Einfluß der japanischen Kunst ca 1870 in Frankreich, wo eine derartig leicht beschwingte Malerei im Volkscharakter noch den natürlichsten Nährboden hätte finden müssen. Gleichwohl ist er selbst dort nicht zur Alleinherrschaft gelangt, und die Mehrzahl der französischen Künstler, vom Publikum ganz zu schweigen, huldigt nach wie vor der konservativen Art. Sein Ansehen und seine Bedeutung verdankt er nicht zum geringsten der Kunsthändlerclique, die sich mit ihrem Geldinstinkte und ihrem feinen Witterungsvermögen für gangbare Ware alsbald der Neuheit angenommen und eine Anzahl von Kunstgelehrten und Kunstschriftstellern zu bewußten oder unbewußten Helfern gefunden hatte. In Deutschland fand der Impressionismus fast bereitwilligere Aufnahme als in seinem Heimatland. Zielbewußte, rücksichtslose Reklame

und Verächtlichmachen konservativ gerichteter Künstler taten das Ihrige. Besonders war es Max Liebermann, der durch wirklich vorzügliche impressionistische Werke der neuen Richtung Bahn brechen half.

In den Theorien und Bestrebungen der Impressionisten steckt zweifellos viel Wahres und Richtiges, aber auch viel Schiefes, Einseitiges und Falsches.

Auch die tüchtigsten der alten Meister waren zu einer klaren Erkenntnis der von der Natur dem menschlichen Auge gebotenen Farbenvaleurs nicht durchgedrungen. Bisweilen blitzte eine Ahnung auf; das war alles. Sie legten entweder zu starkes Gewicht auf die zeichnerische Komposition, vernachlässigten, wie die Kartonmaler à la Cornelius, das Farbige allzusehr und sanken so zu bloßen Koloristen herab oder, wenn ihnen die Farbe wirklich als etwas Wichtiges galt, stimmten sie dieselbe nach subjektiven Geschmacksempfindungen ab, meist in ihren Ateliers, wobei der von der Akademie überlieferte Farbenkanon als Grundlage galt. Daher die jahrhundertealte Konvention, die verschiedenen Farben eines Bildes in einem neutralen Braun zu harmonisieren, was der Naturbeobachtung durchaus widerstreitet. Selbst Rembrandt, der das Licht in seinem feinsten Schimmer und in seinem leuchtendsten Glanz so visionär wiederzugeben wußte, war von dem unnatürlichen Braun nicht losgekommen.

Die Alten malten ferner die Dinge viel zu sehr, wie sie dieselben *wußten*, statt so, wie sie dieselben *sahen*. Daher das starke Betonen der Lokalfarbe, d. h. der Farbe, die ein Gegenstand, von der Sonne nicht beschienen, in nächster Nähe zeigt. Das Rot eines Kleides war für den alten Maler dasselbe, ob der Träger sich in einem Zimmer befand oder im Freien. Dieses durch die Erfahrung gewonnene Wissen vom Aussehen eines Gegenstandes war ein großes Hemmnis, um zur bewußten Wahrnehmung der oft überaus verschiedenen Farbennuancen durchzudringen, die eine mehr oder weniger große Entfernung, eine stärkere oder schwächere Beleuchtung, die Farbenqualitäten und -quantitäten der Umgebung bewirken. So waren sie auch zu einer völlig treuen Wiedergabe der Luftperspektive nicht durchgedrungen, obwohl deren Grundgesetze bekannt waren.

Es wäre ungerecht und verständnislos, wollte man leugnen, daß der Impressionismus in all diesen Beziehungen die malerische Kultur mächtig gefördert hat. Ihm war es nicht entgangen, daß die Natur fast ständig ihr Antlitz ändert; er sah, wie das kleinste Wölkchen oft einen herrlichen Farbenschleier über die Szenerie legt und wie die verschiedensten Umstände zusammenhelfen, die Lokaltöne in unerwarteter Weise zu idealisieren.

Darum bieten auch z. B. moderne Landschaften ungleich reichere und subtilere Farbenreize als die oft so konventionell komponierten Landschaftsbilder älterer Meister mit ihren von der Schule überkommenen Wolkenzügen, Baumschlägen, Vordergründen. Was wußte so ein alter Meister mit einer Schneelandschaft anzufangen? Es war ihm einfach unmöglich, in die einförmig weiße Lokalfarbe des Schnees Wechsel hineinzubringen. Wie funkelt und leuchtet dagegen eine gute impressionistische Schneelandschaft!

Freilich war hiezu noch die Lösung eines andern Geheimnisses nötig, das der aufgehellten Schatten und zwar nicht im Sinne des Rembrandtschen Braun, sondern einer vielstufigen Farbenskala. Man wurde staunend gewahr, daß die Schatten des Schnees im hellsten Blau funkeln, die Tiefen eines vom Sonnenlicht durchrieselten Waldes im zartesten Grün, und daß auch das dunkelste Eckchen eines Interieurs noch schimmert und fluoresziert.

Alles das sind Verdienste des Impressionismus, die man durchaus anerkennen kann.

Aber er hat auch seine Schwächen, wirkliche und vermeintliche. So hat man den Impressionismus mit Naturalismus identifiziert und ihn dann beschuldigt, daß er die volle objektive Naturwahrheit nicht erreicht hat. Das wäre freilich ein einfaches Argument. Aber der Impressionismus will nicht reiner Naturalist sein. Er ist es nur insofern, als er nicht idealisiert, keine Auswahl trifft zwischen „schönen" und nicht-schönen Objekten und die Farbenwerte als solche der Natur ablauscht. Man gebe doch den Worten ihre Bedeutung wieder! Der Naturalist will die Natur wiedergeben, wie sie ist, der Impressionist, wie sie ihm im Augenblick der Wahrnehmung erscheint. Dabei sind mancherlei subjektive Faktoren bewußt und unbewußt tätig. Wer Vorliebe z. B. für Violett hat, wird feine Nuancen dieser Farbe in der Wirklichkeit zu sehen glauben, die ein anderer nicht sieht. Daher kommt das „Tonige", das manche Impressionisten ihren Bildern geben, wie z. B. das gelbgraue Gesamtkolorit Liebermanns. Entsprechend der augenblicklichen Wahrnehmung des Objektes wählt sich der Impressionist eine skizzenhafte Technik, die natürlich nach der „Handschrift" des einzelnen Meisters wieder eine ganz subjektiv-temperierte Note hat. Man lasse einmal zwei Impressionisten zur gleichen Zeit dasselbe Naturmotiv malen, und man wird zwei verschiedene Bilder erhalten.

Der Naturalist dagegen ist weit objektiver, obwohl auch er gewiß nicht alle subjektiven Einflüsse ausschalten kann. Darum begnügt er sich auch nicht mit dem ersten Gesamteindrucke, den das Objekt auf ihn macht, sondern sein Auge geht jedem einzelnen Teile nach, und was immer es daran sieht, wird auch im Bilde getreulich vermerkt. Das ist Naturalismus in des Wortes striktester Bedeutung.

Nun stößt man sich gerade am Skizzismus, dem wohl alle Impressionisten gehuldigt haben und huldigen. Man meint, es könne für den Maler nicht genügend sein, die Unklarheit des Objektes beim ersten Anblick wiederzugeben und ein malerisches Tremolo durchs Bild ziehen zu lassen, ähnlich

dem Tremolo eines Konzertsängers, dessen a so flackert, daß man nicht weiß, ist es a oder b. Es begnüge sich nämlich kein Mensch mit dem einen Blick auf das Objekt. Ganz instinktiv gleite sein Auge über die einzelnen Teile desselben hin und gewinne so ein klares Bild des Ganzen. Nur der Kurzsichtige sehe auch in diesem Falle noch verschwommen. Ein impressionistisches Gemälde dagegen beraube den Beschauer von vornherein der Möglichkeit, auch nur über einen Bildteil völlige Klarheit zu gewinnen.

In der Tat, ein auf den ersten Blick bestechender Einwurf! Er beweist nur zu viel und darum nichts. So würde man die herrlichsten und anerkanntesten Meisterwerke eines Tizian oder Velasquez oder Rembrandt wegargumentieren. Es ist eben falsch, daß das Beschauen eines Kunstwerkes denselben Gesetzen unterliegt wie das Beschauen der wirklichen Natur. Letzteres dient in erster Linie praktischen Zwecken.

Der tiefste Grund für die Berechtigung eines solchen summarischen Malverfahrens dürfte in dem Vergnügen und in dem prickelnden Reiz zu suchen sein, den das innerliche Ergänzen bloß angedeuteter Formen bietet. Es ist die Spannung des Ratens, des Rätsellösens, nur in diesem Falle losgelöst von aller geistigen Anstrengung, da sich der ganze Vorgang im Halbdunkel des Unterbewußtseins abspielt. Derselbe psychische Prozeß des Ergänzens ist es, der unserer modernen Kunstsprache oft eine so tiefe Wirkung und dem Leser einen so ausgesuchten Genuß bereitet. Nur treten hier die ergänzenden Gedankenreihen mehr ins reflexe Bewußtsein als in der skizzierenden Malerei. Der — sagen wir einmal so — impressionistische Schriftsteller wählt, wo er nur kann, Worte mit reichem Gehalt, mit weit sich dehnender Perspektive, die hinabtönen in die geheimnisvollen Tiefen unseres Gemütes; unbedeutende, nur der logischen Klarheit dienende Wörter, Wendungen, Übergangsformeln schaltet er nach Möglichkeit aus und überläßt es dem Leser, die richtige Verbindung der Gedanken herauszufinden. Der Mensch wird als Mensch so viel stärker gepackt, als wenn ihm alles Detail vorgesagt, vorgedacht, vorgemalt wird. Er muß mitarbeiten, nicht bloß „Ja" sagen[1].

Es ist nun freilich kein Zweifel, daß diese impressionistische Technik mehr als jede andere grobem Mißbrauch ausgesetzt ist und dem Dilettantentum alle Türen öffnet. Noch keine Periode der Kunstgeschichte hat daher neben unbestreitbaren Meisterwerken so viel Rohes in der Technik hervorgebracht wie die letzten vierzig Jahre.

Wie weit der Skizzismus gehen dürfe, um nicht in Schludderei auszuarten, ist schon wegen der großen Verschiedenheit der Abstraktionskraft in den

[1] Ein echter Impressionist wäre mit dieser Rechtfertigung des Skizzismus nicht einverstanden. Da die Malerei nach ihm eine Augenkunst ist und in keiner Weise auf die Seele des Menschen wirken darf, hat der Skizzismus nach ihm seine einzige Berechtigung darin, daß dadurch das Auge stärker irritiert wird als durch Feinarbeit.

einzelnen Individuen eine schwer zu lösende Frage. Vielleicht gelingt es einmal der experimentellen Ästhetik, die heute erst die schüchternsten Gehversuche unternimmt, die Grenze zwischen Gefallen und Mißfallen genauer abzustecken [1].

Wir haben bereits erwähnt, daß der Impressionist die Farbenwerte der Wirklichkeit getreu kopieren will. Aber ganz abgesehen von dem bereits angedeuteten rein subjektiven Farbenhineinlesen wurde diese Aufgabe selten ganz glücklich gelöst. Nur ein paar Beispiele, wo sich der Widerstreit zwischen der Farbenimpression und ihrer Wiedergabe besonders deutlich zeigt:

Hat der Maler die wirklichen Farben genau getroffen, dann hat er zugleich die Illusion des dreidimensionalen Raumes und der Körperhaftigkeit der Gestalten vermittelt. Denn auch beim Sehen wirklicher Gegenstände erkennen wir die Dreidimensionalität — primitive Erfahrung mit Hilfe des Tastsinnes natürlich vorausgesetzt — ganz instinktiv durch das Mittel der Farbe. Nur zur stereoskopischen Deutlichkeit, auf die wir aber beim Bilde gerne verzichten, sind außer den genau

---

[1] Vor allem ist zu bedenken, daß jede Malerei, auch die feinste Feinmalerei, gegenüber der Wirklichkeit nur eine Skizze ist, die auf Wiedergabe der kleinsten Details verzichten muß. Und könnte der Maler wenigstens alles das zur Darstellung bringen, was das Auge beim aufmerksamen Beschauen eines Gegenstandes wahrnimmt, so wäre doch der größte Teil der hierfür verwandten Zeit reine Geduldsarbeit, die mit der hohen Aufgabe eines Künstlers nichts mehr zu tun hat. Im allgemeinen wirkt sehr starkes Skizzieren bei Gemälden viel eher unangenehm als bei Zeichnungen, weil das Zeichnen seiner Natur nach ein mehr idealistisches Verfahren darstellt, bei dem der Beschauer vieles zu ergänzen gewohnt ist. Ein paar Bleistiftumrisse oder schwarze Silhouetten gewähren oft ein tiefes und wunschloses ästhetisches Vergnügen. Anwendung der Farbe läßt dagegen mehr die Absicht der Naturwirklichkeit erkennen und wirkt, wenn diese nicht erreicht ist, wie ein Kontrast zwischen dem Gewollten und Vollbrachten. Auch Bilder ganz kleinen Formates ertragen verhältnismäßig flüchtigere Ausführung, weil schon das kleine Format uns die Illusion der Naturwirklichkeit nimmt und das Bild eher als Farbenskizze denn als fertiges Gemälde erscheinen läßt. Unruhiges Flackern der Pinselstriche paßt besonders gut zur Darstellung lebhaft bewegter Szenen, weil die Technik in diesem Falle den Eindruck des fiebernden Lebens verstärkt. Der heute so viel angefeindete Lenbach verriet seinen psychologischen Instinkt, wenn er in seinen Portraits das Auge als Charakterspiegel besonders liebevoll malte, während er das Übrige um so rauher skizzierte, je unwesentlicher es ihm schien. Daß er die Hände zum Unwesentlichsten zählte, ist neben seiner altmeisterlichen Braunmalerei die schwerste Anklage, die heute gegen ihn erhoben wird. Schließlich: bevor man es wagt, über ein flüchtig ausgeführtes Bild den Stab zu brechen, muß man erst die richtige Distanz zu gewinnen suchen. Vielleicht zeigt sich in der Nähe nur ein Chaos von Farbenklexen, die sich in richtiger Entfernung aufs schönste in gegenständliche Einzelheiten differenzieren und zugleich dem Bilde eine Ausdruckskraft geben, die in Feinmalerei nicht zu erreichen gewesen wäre.

widergespiegelten Farbenvaleurs noch zwei Augen nötig. Viele der impressionistischen Bilder machen dagegen den Eindruck gepreßter Blumen und bringen keine Rundung des Körperlichen heraus [1].

In besonders starken Konflikt mit der Forderung naturgetreuer Farben geriet die Freilichtmalerei, die sich an die Wiedergabe des direkten Sonnenlichtes wagte. Auch das kräftigste Weiß auf der Palette des Pleinairisten konnte mit der Leuchtkraft des Sonnenlichtes nicht konkurrieren. Gab nun der Künstler die Schatten in der Aufhellung, wie er sie wirklich sah, so unterschieden sie sich wenig von den Lichtpartien seines Bildes, und das ganze Bild machte einen einförmigen weißlichgrauen Eindruck, als ob es mit Mehl bestäubt wäre. Das war natürlich nicht mehr der Eindruck der leuchtenden Wirklichkeit. Verdunkelte der Maler, um diesem Übel zu begegnen, die Schatten, um durch den Gegensatz seinen hellen Farben mehr Leuchtkraft zu geben, dann haben wir wieder ein starkes idealistisches Moment, ähnlich wie bei der Helldunkelmalerei der Alten. Mit der objektiv getreuen Wiedergabe der ersten Farbenimpression ist es in beiden Fällen nichts.

Der Pointillismus und Neuimpressionismus vollends, der ja das impressionistische Programm unterschrieb und nur ein spezielles technisches Verfahren darstellt, das mehr öder Reflexion als künstlerischer Triebkraft sein Dasein verdankt, zeigte sich seiner Aufgabe ganz ungewachsen. Hätte er sich wenigstens beschränkt auf Objekte, die mit seinen reinen Spektralfarben am ehesten darstellbar waren! Mit Recht sagt Dr Alt (Die Herabwertung der deutschen Kunst durch die Parteigänger des Impressionismus, Mannheim 1911, Nemnich): „Von Naturwahrscheinlichkeit kann bei einem Verfahren, das sich nur der Spektralfarben bedient, nicht die Rede sein, denn ihm fehlen gänzlich die trüben Mischungen, die in der Natur massenhaft auftreten.“ Nur Segantini und unter den Neuesten Palmié haben sich der neuimpressionistischen resp. pointillistischen Technik vollkommen zielbewußt bedient, indem sie auch die trüben Mischungen mitverwandten. Aber bei Segantinis Gebirgslandschaften vermissen wir sehr die Abtönungen der Luftperspektive. Das Grün auf den Bergen des Hintergrundes ist dasselbe wie das im Vordergrunde. Seine Bilder bekommen dadurch ein recht herben Charakter.

Nach allem dem hat also der Impressionismus sein Versprechen, uns den momentanen Eindruck eines Objektes wenigstens farbig treu abzubilden, nicht ganz gehalten. Von unserem Standpunkt aus wollen wir ihm das gewiß nicht zu sehr übel nehmen, da wir gerne auf die vollkommene Naturtreue des Bildes verzichten. Mögen die Impressionisten also Landschaften von Rottmann, Bamberger, Böcklin, Rüdisühli, Krijitzky noch so sehr von

[1] Manche Impressionisten haben absichtlich eine solche Flächenhaftigkeit in ihren Bildern zu erreichen gesucht, um ja nur auf das sinnliche Auge zu wirken und nicht etwa Tastempfindungsvorstellungen zu wecken, ohne die der Eindruck der Körperlichkeit allerdings nicht zustande kommt. So spitzfindig wird man, um einer Modepraxis den Anschein vernünftiger Begründung zu geben.

oben herab ansehen, wir haben unsere Freude daran trotz der idealistischen Farbengebung und trotz des Wirkens solcher Werke nicht bloß auf das Auge, sondern auch auf das Gefühl.

Damit kommen wir zum Hauptvorwurf, den man dem Impressionismus zu machen hat. Es ist die grundsätzliche Vernachlässigung der höheren Seelenfähigkeiten des Künstlers sowohl wie des Kunstgenießers. Die Malerei ist nach ihm reine Augenkunst, dem Entstehen und der Wirkung nach, und sonst nichts. Sobald sie auch die andern Fähigkeiten des Menschen in Anspruch nimmt, wird sie ihrem Berufe untreu. Also ganz die formalistische Theorie Hanslicks über die Wirkung der Musik, die nur das Ohr zu ergötzen, nicht aber auf das Gemüt zu wirken habe. Nun, die Zeit hat längst das Urteil über diese Theorie gesprochen; sie wird auch der Theorie des Impressionismus, die echt materialistisch eine Zusammensetzung von Leib und Seele im vollendeten Kunstwerk leugnet, das Grab graben. Zum Glück war die Praxis nie ganz so schlimm wie die Theorie, ja konnte es nicht einmal sein.

Es gehört wirklich Mut dazu, um das, was die Kunst aller Zeiten als ihre schönste, edelste Aufgabe betrachtet hatte, Gemüt, Phantasie, Verstand des Menschen anzuregen, als Verirrung zu bezeichnen. Was bedeuten denn die paar Verfeinerungen des malerischen Sehens, die uns die neue Zeit gebracht hat, gegen all das Große, das sie mit kalter Hand von sich stieß? Selbst ein so überzeugter Anhänger des Impressionismus wie Karl Voll schrieb unlängst in einem Aufsatz über den Geschmack (Süddeutsche Monatshefte, Nov. 1911): „Es scheint mir, daß wir heute an einer Hypertrophie des Geschmackes leiden, daß wir sogar schwer darunter leiden, und daß unsere Kunst gegenwärtig an einer Krise laboriert, die von dem ausschließlich betonten Geschmack herkommt." Gemeint ist bezüglich der Malerei der Farbengeschmack, der sich durch die impressionistischen Studien so verfeinert hat, daß nur das kultivierteste, vielleicht durch Suggestion beeinflußte Auge solche Subtilitäten noch gewahrt. Derselbe Gelehrte schreibt ebenda: „Ich habe es als ein Hauptgesetz der Entwicklungsgeschichte der Kunst erkannt, daß derjenige, der nichts als einen guten Geschmack besitzt, nicht einmal diesen hat."

Wie konnte es doch so weit kommen, daß man die Aufgabe der Malerei so einseitig in die Farbenkultur verlegte? Und das zur selben Zeit, wo man sich bemühte, der reinen Instrumentalmusik, deren einzige konnaturale Aufgabe es ist, vom Gegenständlichen losgelöste Gemütsstimmungen zu erzeugen, durch literarische Programme Gegenständliches aufzuoktroyieren. Der Maler soll nur malen. Ganz recht. Auch der Dichter soll nur dichten. Heißt das aber, daß der Dichter sich auf begriffsloses Versgeklingel beschränke? Hat er Epos und Drama, die etwa der Historienmalerei ent=

sprechen, als unkünstlerisch abzuweisen? Nein, Malerei und Dichtkunst werden für alle Zeiten als condicio sine qua non Gegenständliches zur Darstellung bringen müssen, die Malerei durch das Mittel der Farbe, die Dichtkunst durch das Mittel der Sprache. Man wollte aber das Mittel zum Zwecke machen.

Nun, der Impressionismus war noch vernünftig genug, einzusehen, daß etwas Gegenständliches in jedem Bild sein müsse, wenigstens als notwendiges Übel. Aber die Angst, man könne etwa an dem Gemälde mehr auf das Dargestellte achten als auf die Art der Darstellung, mehr auf den Inhalt als auf die Form, verlockte die Impressionisten immer mehr, möglichst alltägliche, unbedeutende, ja häßliche Gegenstände als Vorwurf zu wählen, bei denen nun freilich jegliche Gefahr beseitigt war, daß sie die Aufmerksamkeit mehr auf sich als auf ihr farbiges Kleid lenken könnten. Aber ist denn bei interessanteren Gegenständen diese Gefahr wirklich so groß? Wir sind überzeugt, daß es durchweg nicht das Gegenständliche an sich ist, das den Beschauer fesselt, sondern das so Dargestellte, also doch die künstlerische, wenn auch nicht gerade die malerische Form.

Welche innere Bereicherung bringt nun eine solche Kunst der Menschheit? Entweder hat der Beschauer keinen Sinn für feine Farbwerte, dann geben ihm solche Bilder nichts. Oder sein Auge ist dafür eingeschult, dann sieht er sie auf Schritt und Tritt in der ihn umgebenden Natur, nur viel feiner und reiner, als sie je ein Malerpinsel hervorzaubern wird. Wozu also die Kunst?

Unlängst gestand einer, der sich aus Überzeugung zum Impressionismus bekehrt hatte, er müsse, so oft er Werke alter Meister sehe, immer wieder von neuem den inneren seelischen Kampf durchmachen, der von der Art der alten zur neueren führt[1]. Das ist die innere Seelenstimmung vieler Gebildeter. Ein ewiger Zwiespalt zwischen fester unausgesprochener Überzeugung und dem Willen, ein moderner Mensch zu sein um jeden Preis. Darum wissen wir nie so recht, wie wir mit der Kunst unserer Tage daran sind, und wie tief sie eigentlich im modernen Menschentum höherer Ordnung wurzelt.

Das Volk hat — aufrichtig und ehrlich wie es ist — dieser Kunst längst den Rücken gekehrt. Während es früher in den Tempeln der Kunst lustwandelte, dort Freude und Frohsinn schöpfte, stehen diese Tempel seit Jahrzehnten verwaist; nur etliche Geldpotentaten und Gelehrte, die vor

---

[1] Th. Frank in der Zeitschrift „Die Kunst", November 1911.

lauter Spezialstudien die großen Zusammenhänge aller Kulturfaktoren übersehen, finden wir noch anbetend vor dem Götzen Impressionismus. Kunst und Volk gehen heute aneinander vorbei wie zwei Unbekannte. Über kurz oder lang werden sich die Folgen davon zeigen, daß man eine so köstliche Kulturmacht, wie die Kunst es ist, für einige wenige reserviert. Das Volk mag allein bleiben mit seinen Sorgen und Kümmernissen und braucht keinen Blick hineinzuwerfen in eine erfreulichere Welt, um seinen Gram und sein hartes Los auf einige Minuten zu vergessen. Man mißgönnt jenen, die weder Zeit noch Mittel haben für weite Reisen, die Pracht südländischer Landschaften im Bild zu genießen. Man haßt die Romantik, jene köstlichen Sagen und Märchen, die die Schwingen der Phantasie in Bewegung setzen und das Gemüt erwärmen. Man verachtet die Malernovellisten, die lustige und traurige Volksgeschichten erzählen, die Historienmaler, die von der Vergangenheit leben und nationale Heldenszenen darstellen, vielleicht gar noch mit patriotischer Tendenz. Und welchen Hohn mußte sich die christliche Kunst gefallen lassen, da sie alte Ideen aufwärme, die vor 300 Jahren im Zeitalter des naiven Kirchenglaubens lebendig, heute aber im Zeitalter des voraussetzungslosen Wissens längst gestorben seien. „Wie matt ist alles, wie limonadenhaft abgestanden", schreibt Rich. Muther in seiner neuen Geschichte der Malerei über die Nazarener. „Der Beweis, daß aus den Elementen einer toten Weltanschauung Neues sich nicht formen läßt, konnte nicht schlagender als durch diese Bilder erbracht werden." Hatte Herr Muther, als er diese Worte schrieb, denn gar keine Ahnung, wie tief die Nazarenerkunst auch heute noch im Volke wurzelt?

Auch wir sind keine Freunde jenes falschen, süßlichen Idealisierens und theatermäßigen Aufputzens, das uns so viele Bilder aus Großvaters Zeiten verleidet. Wir wären dem Impressionismus auch dankbar, daß er damit aufgeräumt hat, hätte er, statt nur den verdorrten Ast abzunehmen, nicht den ganzen Baum umgehauen. Maler wie der gemütvolle Steinle und der phantasiereiche Führich haben warhaftig etwas Besseres verdient, als daß sie in das allgemeine Massengrab geworfen werden, das der Impressionismus seinen Vorfahren gegraben hat.

Nun ist auch er am Sterben. Seine Totengräber stehen bereits vor der Tür, um auch seine Leiche in das Grab zu legen, das er für andere bestimmt hatte. So richtet die Geschichte.

(Schluß folgt.)

Joseph Kreitmaier S. J.

Rezensionen.

Concilium Tridentinum. Diariorum, Actorum, Epistularum, Tractatuum nova Collectio. Edidit Societas Goerresiana promovendis inter Catholicos Germaniae Litterarum Studiis. 4° Friburgi 1911, Herder.

Tomus II: **Concilii Tridentini Diariorum** pars secunda. . . . Collegit, edidit, illustravit ***Sebastianus Merkle.*** Cum tabula phototypica. (CLXXVIII u. 964) *M* 70.—; geb. in Halbfranz *M* 77.—

Tomus V: **Concilii Tridentini Actorum** pars altera: Acta post sessionem tertiam usque ad Concilium Bononiam translatum. Collegit, edidit, illustravit ***Stephanus Ehses.*** (LX u. 1080) *M* 70.—; geb. *M* 77.—

1. Über zehn Jahre sind es her, daß Band I der von der Görres-Gesellschaft veranstalteten monumentalen Tridentinumsausgabe in diesen Blättern freudig begrüßt werden konnte (vgl. LXII 77 f). Band IV war drei Jahre später gefolgt (LXVII 432). Es hat aber der Druck des hier vorliegenden Bandes II, der gegen Ende 1905 begann, sechs volle Jahre in Anspruch genommen. Um so höher wird man es schätzen, ihn nun endlich zu besitzen, und mit ihm zugleich Band V, die Fortsetzung der Ausgabe der eigentlichen Konzilsakten zu erhalten, die Weiterführung dessen, was mit dem IV. Bande 1904 seinen Anfang nahm.

Band II der Diaria, der zunächst in Betracht kommt, bringt im ganzen neun tagebuchartige Aufzeichnungen oder Stücke von Tagebüchern, welche die Konzilsvorgänge selbst zum Gegenstande haben und sich auf die verschiedenen Perioden des Konzils verteilen. Gleich aus der ersten Periode rühren die Aufzeichnungen des Augustinergenerals Seripando her (Dezember 1545 bis Februar bzw. November 1546) und die des kaiserlichen Parteigängers L. de la Prée (Pratanus), Sekretärs bei Fürstbischof Madruccio von Trient, die vom März 1545 bis Mai 1547, von den ersten Anfängen bis zur Verlegung des Konzils nach Bologna, geleiten. Für die zweite tridentinische Periode ist es der fleißige Konzilssekretär Angelo Massarelli, der vom April bis in den September 1551 seine Notizen sammelt, die dann sein Freund und Gefährte, der Konzilszeremoniar Firmano, von Oktober 1551 bis Mai 1552 weiterführt. Ungleich reichlicher fließen die Zeugnisse für die Schlußperiode. Abgesehen von den täglichen Notizen und Randglossen des Zeremoniars Firmano über die ganze Zeit von Dezember 1560 bis Dezember 1563 liegt das Tagebuch von einem der Konzilspräsidenten vor, des

inzwischen zum Kardinal und Konzilslegaten erhobenen Seripando, der vom März 1561 bis Oktober 1562, wenige Monate vor seinem Tode, Aufzeichnungen gemacht und Schriftstücke gesammelt hat. Nicht minder durch Inhalt bedeutsam, dabei aber reichlicher und ausgiebiger, sind die Konzilserinnerungen zweier anderer Teilnehmer, des Bischofs Gonçalez de Mendoza von Salamanca (Ende 1561 bis 1563) und des ausgezeichneten Bischofs von Verdun, Nic. Pseaulme (November 1562 bis Dezember 1563).

Von den achthundertneunzig Seiten der Textausgabe kommen auf diese Konzilsberichte gut vierhundert Seiten, entschieden die kleinere Hälfte. Der Schwerpunkt des Bandes entfällt auf die vier Papstwahlen, welche während der Unterbrechungen des Konzils statthatten, und auf die Vorgänge während der Pontifikate Julius' III. und Pius' IV. Insbesondere werden die Papstwahlen, namentlich die langwierigen Konklaven, aus welchen Julius III. und Pius IV. hervorgingen, in so eingehender und sorgfältiger Weise behandelt, daß sie den Vorgängen des Konzils an Bedeutung völlig gleichgestellt erscheinen. Was von den Tagebüchern des Onuphrio Panvinio und des A. Guidi zur Mitteilung kommt, bezieht sich ziemlich ausschließlich auf das Konklave Pius' IV., von den Aufzeichnungen Massarellis und Firmanos gehört der weitaus größere Teil den vier Papstwahlen, und auch die reichlichen Auszüge aus den Niederschriften des B. Maffei und des Pet. Paul. Gualterius dienen ausschließlich der Beleuchtung der Konklavekämpfe. Auch die umfangreichen Prolegomena (178 Großquartseiten) beschäftigen sich zum größeren Teil mit den Berichten und Berichterstattern der verschiedenen Konklaven.

Daß die kirchlichen Ereignisse, welche die Zwischenzeit zwischen den verschiedenen Konzilsperioden ausfüllen, die Gesinnung und der Reformeifer, die Lage und die Regierungsmaxime der rasch sich folgenden Päpste für die Geschichte des Konzils nicht ohne Bedeutung sind, leuchtet ein. Ebenso kann der übermäßige Einfluß, den die großen Mächte, der Kaiser, Spanien, Frankreich, auf die kirchlichen Angelegenheiten übten und der im Konzil sich oft drückend fühlbar machte, aus den Vorgängen während der Konklaven noch deutlicher ermessen werden. Trotzdem scheint, wenigstens theoretisch betrachtet, der Geschichte der Konklaven und der römischen Hof- und Tagesneuigkeiten eine unverhältnismäßige Betonung, um nicht zu sagen Bevorzugung, zu teil geworden zu sein, sowohl was den Raum als was das Aufgebot der Forscherarbeit anlangt. Zweifelsohne begegnet man im Text wie in den Prolegomena oft weiten Ausführungen, die man in einer Quellensammlung zur Geschichte des Konzils wohl kaum erwartet hätte, und es ist der Verfasser selbst, der einmal (CVIII) das offene Geständnis macht.

Praktisch genommen ist dies jedoch kein Schaden, für die Arbeiten des Historikers eher ein Gewinn. Was sich in den zwanzig Jahren 1543—1563 in den regierenden Kreisen der Kirche abspielte, sei es bei der Kurie in Rom, sei es in den Konzilsräumen zu Trient, hing alles mehr oder weniger zusammen: die gleichen Machtfaktoren, welche Einfluß üben, die gleichen Persönlichkeiten, welche die Rollen spielen. So hat es den Vorzug der Bequemlichkeit, alles, was die Interessen der Gesamtkirche in jener Zeit berührt, in dem einen großen Werke gesammelt vor sich zu haben, um so mehr, da der Verfasser wirklich viel Brauchbares beigebracht,

vieles geklärt und in manchem (wie z. B. in der gegenseitigen Abhängigkeit der Berichte) erst festen Boden geschaffen hat. Insbesondere wird man für die scharfsinnigen und fleißigen Untersuchungen der Prolegomena dem Verfasser vielfach Dank wissen. Allein die Ausführungen über den braven Seripando ersetzen eine Monographie. Bei Pedro Gonçalez de Mendoza ist dem Verfasser die ältere Lebensbeschreibung entgangen: Historia de las Antiguedades de la Ciudad de la Salamanca: Vidas de sus Obispos.... Por Gil Gonçalez de Avila. Salamanca 1602, 500—509, aus dem das Compendio des B. Dorado nur einen Auszug zu geben scheint. Die Inschrift, die Merkle CXLIV n. 17 vermutet, findet sich dort gedruckt, nur heißt es statt des acabóse el año de 1574 des Dorado (acabóso ist offenbar Druckfehler) se acabò Anno 1578.

Die Zweifel hinsichtlich der Universitätsgründung durch Bischof Pseaulme von Verdun (S. 890) würde Merkle leicht beseitigt haben, hätte er den nahen Beziehungen dieses Prälaten zum Jesuitenorden geneigtere Aufmerksamkeit geschenkt. Schon J. Hansen (Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens, Bonn 1896) hat sich mit Pseaulme mehrfach beschäftigen müssen (z. B. S. 493 513), ausführlich aber ist das Wirken desselben behandelt bei Fouquerai, Histoire de la Compagnie de Jésus en France I, Paris 1910. Pseaulme war nicht nur der Gründer eines Kollegiums der Gesellschaft Jesu in Verdun; als Testamentsvollstrecker des am 26. Dezember 1574 verstorbenen Kardinals von Lothringen war er es, der mit Überwindung großer Schwierigkeiten die Universität Pont-à-Mousson 1575 tatsächlich ins Leben rief, nachdem durch die Bulle In Supereminenti vom 5. Dezember 1572 ihre Stiftung von päpstlicher Seite bereits vollzogen war.

Über Thomas Goldwell, Bischof von St Asaph, hat Merkle selbst S. 878 die Richtigstellung seiner früheren Angaben gebracht. Es wäre nur noch Goldwells Stellung als Oberer des Theatinerklosters von Neapel (Januar 1561) zu erklären gewesen, und es wäre mit Nutzen hingewiesen worden auf die ausführliche und treffliche neuere Lebensbeschreibung des Oratorianers J. F. Knox, aufgenommen in T. S. Bridgett, The True Story of the Catholic Hierarchy deposed by Queen Elizabeth, London 1889.

Daß die Texte selbst, die in sorgfältiger Rezension vorliegen, teils mit Nutzen neu revidiert, teils zum erstenmal aus den Handschriften ediert, ergiebig sind an wertvollen Nachrichten, war nicht anders zu erwarten in Anbetracht der Vorgänge, um die es sich handelt, wie der Stellung und Sachkenntnis der Tagebuchschreiber. Namentlich für die Anfänge der von der Kurie ausgehenden innerkirchlichen Reform, für die ersten Phasen des römischen Index und der römischen Inquisition findet man gutes Material, während auch nach anderer Richtung hin, wie für Verwaltung und Verproviantierung der Stadt, Armenpflege und Verkehrswesen, Literatur und Bautätigkeit, Theater und Volksbelustigungen usw., vieles der Spezialforschung dienen kann. Vollends ist es von dem größten Interesse, in diesen Tagebuchaufzeichnungen auch den persönlichen Aspirationen, zuweilen dem intimsten Innenleben der Schreibenden nachgehen zu können, und dies bei erwählten Geistern wie Seripando oder Onuphrio Panvinio. Selbst so geschäftige Männer wie Massarelli und Firmano und so ernste gelehrte Prälaten wie Mendoza und Pseaulme wissen manchmal recht traulich den persönlichen Ton anzuschlagen. Tritt unter den Klatschereien und Ränken, wie sie bei schwierigen Papstwahlen fast un-

ausbleiblich sind, so manche Seite menschlicher Erbärmlichkeit etwas stärker hervor, so fehlt es doch auch in solcher Umgebung nicht an Persönlichkeiten von gehobener Seelengröße und außerordentlicher Tugend. Papst Marcellus II., die Kardinäle Seripando, della Cueva, Cesi und Sirlet, Bischöfe wie Mendoza und Pseaulme gehören gewiß zu den auserlesensten Männern, wie sie dem geistlichen Stande zur höchsten Ehre gereichen, und sie stehen keineswegs vereinzelt.

Einen erfreulichen Fortschritt zeigt der neue Band gegen den früheren, sofern alle unerfreulichen Bemerkungen auf Rechnung Pallavicinis in Wegfall gekommen sind, so daß dieser verdiente Konzilshistoriker gleich der Mehrzahl der andern angeführten Autoren durchweg mit Ernst und Sachlichkeit behandelt wird. Auch sonst scheint der Verfasser mit Exkursen subjektiver Färbung sparsamer und vorsichtiger geworden zu sein, was nur zum Vorteil des Werkes gereicht und ausdrücklich anerkannt werden soll. Daß er der Versuchung, in seiner Weise Pikantes vorzubringen, immer und überall siegreich widerstanden habe, kann freilich nicht gerühmt werden, und es wäre daher ein weiterer Fortschritt in dieser Richtung für den ausstehenden dritten Band zu wünschen.

So wird z. B. in Massarellis Diarium V (S. 48) dem feurigen Glauben der Papstgetreuen Ausdruck gegeben, nie sei auf den Lehrstuhl Petri ein Häretiker oder auch nur der Häresie Verdächtiger erhoben worden (consedisse). Massarelli, der das schrieb, und die Prälaten, die so dachten, kannten zweifelsohne die Verwicklungen unter Papst Symmachus und die späteren böswilligen Anklagen gegen Bonifaz VIII. und Johann XXII.; es hätte daher kaum der Anmerkung 1 bedurft: Multi labuntur errore propter ignorantiam historiae (St Hieronymus). Der leidenschaftliche Parteigänger L. de la Prée nimmt S. 365 das Recht für den Kaiser in Anspruch, allgemeine Konzilien zu berufen (cuius auctoritatis est synodum convocare); der Verfasser verweist dazu auf Funks Abhandlung über diese Frage und sucht dann de la Prées Standpunkt durch ein Zitat aus Hieronymus zu stützen, wo dieser im Streit mit Rufin, um seinem Gegner den Mangel einer chronologisch genauen Datierung vorzuwerfen, einmal geschrieben hat: doce, qui eo anno consules fuerint, quis imperator hanc synodum iusserit congregari — ein fraglicher Beweis, und wozu?

Mitten im Berichte Massarellis über die Wahlvorgänge im Konklave Julius' III. (Diar. V, S. 88) bringt der Verfasser in der Anmerkung eine Stelle aus Firmano, als besonders geeignet, diesen Berichterstatter zu charakterisieren — etwas auffallend, da schon viele andere, oft lange Zitate desselben Zeugen gegeben sind und später auf 80 starken Quartseiten ein großer Teil seiner Aufzeichnungen im Zusammenhang sich darbietet, wo man den hausbackenen Plauderer mit seiner unverblümten Art der Aussprache über natürliche Dinge kennen zu lernen ausreichend Gelegenheit hat. Die Stelle handelt von der Entleerung der Latrinen und der dadurch erzeugten Belästigung für die Konklavebewohner. Nichts mehr und nichts weniger. Nichts an diesen Sätzen vermag in irgend einer Weise Interesse zu erwecken, nicht einmal die Ausdrucksweise hat etwas Bemerkenswertes, und im Zusammenhang mit den übrigen Partien des Berichtes wären sie kaum beachtet worden. Welchen Zweck kann es nun haben, gerade diese nichtsbedeutende Stelle als besonders charakteristisch hervorzuheben?

Man kann nicht sagen, daß die altkatholischen Koryphäen der siebziger Jahre in den bisherigen zwei Bänden der Diaria für ihre wissenschaftlichen Leistungen besonderes Lob fänden. Im Gegenteil müssen Döllinger, Schulte, Druffel Berichti-

gungen in großer Zahl und zuweilen auch ein Tadelwort über sich ergehen lassen. Dafür kommen sie auf andere Weise wieder etwas zu Ehren. Für alle den Index betreffenden Fragen ist Reusch die immer wiederkehrende, ziemlich einzige Autorität, und die gallikanischen Theorien, welche die Prälaten Frankreichs vor dem Konzil vertraten, geben Gelegenheit, an die vergessenen Streitschriften der Langen, Reinkens, Schulte wieder einmal die Erinnerung aufzufrischen. Die Belesenheit und Sorgfalt, welche hier aufgeboten sind, werden noch übertroffen durch die Akribie, mit welcher der Verfasser die Spuren pseudoisidorischer Sätze in den Reden der Konzilsväter herausfindet und feststellt. Wahrscheinlich sind nur wenige dieser Stellen direkt aus Pseudo-Isidor selbst geschöpft worden, und die scharfe Äußerung gegen die Worte des Kardinals Guise (847 n. 4) war daher nicht genügend motiviert. Einen Fall solcher Art hat allerdings Ehses (Conc. Trid. V 287) recht gut nachgewiesen in der Rede des Bischofs Johann Michael Saraceni (5. Juli 1546), nach seinem Bistum Materanus genannt, der einen angeblichen Brief des hl. Klemens direkt aus Pseudo-Isidor entnimmt. Aber der großen Mehrzahl nach sind solche Stellen wohl aus kanonistischen oder theologischen Werken jener Zeit in gutem Glauben entlehnt worden, und ihr Lehrinhalt braucht deshalb nicht unrichtig zu sein, weil ihre Formulierung nach Pseudo-Isidor übernommen worden ist. Der Nachweis, auf welche wissenschaftliche Hilfsmittel die einzelnen Reden der Konzilsväter sich stützten, wäre gerade durch solche Stellen ermöglicht worden, und der Verfasser hätte sich durch einen solchen Nachweis ein nicht geringes Verdienst erworben. Aber die Jagd auf pseudoisidorische Anklänge nimmt seine Aufmerksamkeit vor allem in Anspruch. Ein solches Aufgebot an Kleinarbeit und Zeitopfer war natürlich nicht nach allen Richtungen hin möglich, und es kann nicht wundernehmen, wenn der Verfasser mehr als einmal das Geständnis macht, daß er diese oder jene Stelle bei mittelalterlichen Mystikern, Theologen oder Predigern nicht habe auffinden können.

Solcher Geständnisse bedurfte es übrigens nicht, um davon zu überzeugen daß der Verfasser mit seiner Aufgabe als Kommentator der dargebotenen Texte es im ganzen ernst nahm. Die erläuternden Anmerkungen sind reichlich beigegeben und oft recht gut. Es steckt eine große, fleißige Arbeit in dem schweren Quartbande. Derselbe kann dem fachmännischen Historiker viele Dienste tun.

2. Mit der Ablegung des Glaubensbekenntnisses in der dritten öffentlichen Sitzung am 4. Februar 1546 waren die Vorstadien der eigentlichen Konzilsverhandlungen zum Abschluß gekommen; seit der Generalkongregation vom 8. Februar begannen die theologischen Beratungen mit allem Ernste einzusetzen. Die vierte öffentliche Sitzung am 8. April brachte die Dekrete über den Kanon und über den Gebrauch der Heiligen Schrift, die fünfte Sitzung am 7. Juni verkündete die kirchliche Lehre über die Erbsünde nebst den Reformdekreten über Predigt, klerikale Studien und Ordenswesen. Der sechsten Sitzung, 13. Januar 1547, fiel die Entscheidung zu über die am meisten umstrittene Frage, die Lehre von der Rechtfertigung, eine siebte Sitzung, 3. März, stellte fest, was zu glauben sei hinsichtlich der heiligen Sakramente. Nur eine Woche später, am 11. März, entschied die achte öffentliche Sitzung die Verlegung des Konzils von Trient nach Bologna, ein Vorgang, der auf Jahre hinaus eine vollständige Lähmung der Konzilsverhandlungen nach sich zog und somit einen ersten bedeutsamen Einschnitt bezeichnet.

Was an amtlichen Sitzungsprotokollen, Erklärungen, Dekretsentwürfen, Reden, Noten und Verfügungen aus dieser Zeit noch vorhanden ist, liegt wohlgeordnet und fleißig kommentiert hier in 408 Nummern vor (eine am Schluß der Introductio nachgetragen); außerdem sind 39 Breven des Papstes Paul III., welche Konzilsteilnehmer oder Konzilsangelegenheiten betreffen, beigefügt sowie eine Verrechnung der von der päpstlichen Kammer mit Rücksicht auf das Konzil von 1543 bis 1549 geleisteten Auslagen. Weitaus die meisten der bezeichneten Aktenstücke stehen in unmittelbarem Zusammenhange mit den großen Glaubensfragen, die jene Zeit bewegten. In langen, mühsamen Beratungen, oft unter heißen Kämpfen, mußten sie durchgearbeitet werden. Nicht minder waren die vom Konzil erlassenen Reformdekrete vielfach von einschneidender Bedeutung, und ihre Beratung gab oft Anlaß zu den schwierigsten Verwicklungen. Dies genügt, um den Wert des vorliegenden Bandes einigermaßen abzuschätzen. Die Art der Herausgabe ist die, so man von dem Verfasser erwarten konnte: mit voller Beherrschung der Sache, mit großer wissenschaftlicher Sorgfalt, mit Unbefangenheit und Gerechtigkeitsliebe und dabei mit der wünschenswerten theologischen Umsicht. Wie für den Historiker, so hatte der Verfasser auch für den Theologen eine große Arbeit zu leisten, und es war von entscheidendem Belang für das Ansehen des Gesamtwerkes, daß gerade dieser wichtigste Teil, die Herausgabe der Acta, in solche Hände gelegt wurde, wo Verständnis für die kirchliche Lehre und Vertrautheit mit der kirchlichen Tradition und Schule zu der strengen Sachlichkeit des Historikers die Kompetenz des Theologen hinzufügte.

Direkt und ganz dem Dienste der Wissenschaft bestimmt, für den sie eine wahre Errungenschaft bedeutet, kommt die schwierige Arbeit des Verfassers auch der Kirche zu gute. Nicht nur erschließt sie dem Fernstehenden für vieles in den viel verschrieenen Tridentinischen Dekreten ein leichteres Verständnis, auch der geschichtliche Verlauf der Verhandlungen zieht in würdevollem Ernste an den Blicken vorüber. Die kleinen menschlichen Armseligkeiten, die auch bei dieser denkwürdigen Kirchenversammlung mitunterlaufen, vereinzelte Zwistigkeiten und Verstimmungen, deren Spuren in den Akten zurückgeblieben sind, stören diesen Eindruck nicht. Das Konzil von Trient bleibt ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Kirche, ein unvergängliches Denkmal der ihr unvergänglich innewohnenden höheren Lebenskraft.

Von anderem Gesichtspunkte aus erscheint die Aufgabe, welche Msgr Ehses mit der Ausgabe der Acta zugefallen ist, weit weniger einladend und weit weniger lohnend als die der übrigen Mitarbeiter an dem Unternehmen. Die Herausgeber der Briefe, der Diarien, der Traktate verfügen über zusammenhängende, flottgeschriebene Texte, die dem Verständnis ohne weiteres offen liegen und oft durch ihr Interesse fesseln. Vieles von den betreffenden Stücken kann von ihnen zum erstenmal ans Licht gezogen, manches überhaupt erst zur Kenntnis gebracht werden. Die Acta hingegen sind zum großen Teil angewiesen auf die knappen, hastigen Aufzeichnungen, wie Severoli und Massarelli sie während der Verhandlungen selbst Sitzung für Sitzung niedergeschrieben haben, die niemals angenehm zu lesen sind und bei denen infolge der starken Kürzung zuweilen nicht einmal der Sinn mit voller Sicherheit festzustellen ist. Dabei handelt es sich meist um schwierige theologische Gegenstände,

ja um spitze Kontroversen, deren volle Realisierung die Durchbildung der theologischen Schule voraussetzt. Nur solche werden daher voraussichtlich zum Studium dieser Texte sich entschließen, welchen die Anforderungen einer wissenschaftlichen Spezialarbeit die Nötigung dazu auferlegen. Was aber die eigentlichen Dekrete und Kanones des Konzils, die offiziellen Akten der Berufung und Verlegung und die aufsehenerregenden Staats- und Gelegenheitsreden auf demselben angeht, so sind diese schon früh der Öffentlichkeit übergeben worden, angefangen von der Pariser und Antwerpener Ausgabe vom Spätsommer 1546, der vom Papste selbst angeordneten Bologneser von 1548 und der großen Löwener von 1567 bis zu Theiners Acta genuina S. Oecumenici Concilii Tridentini 1874 (2 Bde), welche den von Massarelli nach Beendigung des Konzils neu bearbeiteten Gesamtbericht wiedergeben sollten.

Das alles schien für die Übernahme einer so mühevollen Arbeit wenig verlockend; daß aber trotzdem die Neuherausgabe der Akten kein Luxusunternehmen war, erhellt schon aus der einfachen Tatsache, daß der von Ehses veröffentlichte Text wohl das Doppelte bietet von dem Theiners für die gleiche Konzilsperiode. August Theiner, abgesehen von seiner bekannten fahrlässigen Edierungsweise überhaupt, hat manche der Kongregationsberatungen gar nicht, manche zur Hälfte, manche nur bruchstückweise aus seiner Vorlage wiedergegeben und sich dabei ganz ausschließlich an die spätere Redaktion Massarellis gehalten. Dagegen ist Ehses auf die ursprünglichen Aufzeichnungen Massarellis zurückgegangen und hat auch die Berichte Severolis herangezogen, der, für die ersten Monate der Konzilsdauer die Hauptquelle, an vielen Stellen mehr bietet, als Massarelli es kann. Dazu ist es dem Forschungseifer des Herausgebers gelungen, eine große Zahl theologischer Meinungsäußerungen und Gutachten von Konzilsvätern und aus den Konzilsverhandlungen wieder aufzufinden und für sein Werk zu verwerten. Namentlich haben die Farnesinischen Papiere und der handschriftliche Nachlaß des Kardinals Seripando sich sehr ergiebig erwiesen. Alles in allem darf man sagen, daß man auf Grund dieser Aktensammlung über die Verhandlungen von Trient nunmehr die unverschleierte volle Wahrheit besitzt.

Es ist nicht möglich, auch nur annähernd auf das hinzuweisen, was neben den großen Glaubenskontroversen des Reformationszeitalters in diesen Akten die Aufmerksamkeit besonders wachruft. Theologisches, Biographisches, Literaturgeschichtliches, Politisches streiten sich da um den Vorrang. Katechismus und Bibellesung werden eifrig diskutiert, Seminarbildung und Bücherzensur, Predigtweise und Almosensammlung. Von hervorragender Wichtigkeit sind die Verhandlungen für die Geschichte des Streites um die Unbefleckte Empfängnis, für das Verhältnis von Welt- und Ordensklerus, von Episkopat und Kurie. Auch der neu auflebenden Begeisterung für die Heidenmission kann man hier begegnen, für die Erfolge des Christentums „bei den Antipoden“.

Ein ausnahmsweises Interesse beansprucht die Leitung und Geschäftsordnung des Konzils mit Rücksicht auf die später beim Vatikanum hervorgetretenen Schwierigkeiten. Es wäre wohl manches von diesen Wirrsalen von vornherein ausgeschlossen geblieben, hätte man damals die Trienter Vorgänge und Erfahrungen allgemein so klar und leicht faßlich vor sich gehabt, wie sie hier vor Augen gestellt werden. Eine Behauptung wie die, daß es zum Zustandekommen eines Konzilsdekretes der Einstimmigkeit bedürfe, wäre angesichts der ausdrücklichen Erklärungen in Trient schlechterdings unmöglich gewesen. Die anfängliche Einrichtung, die man in Trient getroffen hatte, außer den Verhandlungen auch nach Abteilungen (Classes) zu be-

raten, wobei jeder der drei Konzilspräsidenten in einer der Abteilungen den Vorsitz führte, bewährte sich schlecht. Der Geschäftsgang wurde dadurch so umständlich und schleppend, daß bereits am 10. Mai 1546 die Abteilungsberatungen eingestellt wurden. Um so mehr drängten sich jetzt die Generalkongregationen; es kam vor, daß deren zwei am gleichen Tage abgehalten werden mußten. Vortrefflich erwies sich die vorläufige Durchberatung der Vorlagen durch die Theologi minores, d. h. durch Theologen von Fach, welche nicht kraft bischöflicher Weihe oder amtlicher Stellvertretung bei Beschlüssen der Synode ihre Stimme abzugeben hatten. Allen Konzilsmitgliedern stand der Zutritt zu diesen freien Beratungen offen, und der Zudrang der Prälaten war oft ein recht ansehnlicher. Bei der Diskussion über die heilige Eucharistie am 5. Februar 1547 zählte Salmeron unter seinen Zuhörern außer dem Kardinal Cervini noch 23 andere Konzilsprälaten und über 30 Theologen; ähnlich war es an den vorausgehenden Tagen. Blieben nach den Debatten der Generalkongregationen über die durchgearbeitete Vorlage noch Schwierigkeiten bestehen, so wurden die Praelati theologi, die theologischen Notabilitäten unter den Konzilsvätern in engerem Kreise, zu Lösungsversuchen zusammenberufen und ähnlich seit Januar 1547 auch die Praelati iuris periti oder Praelati Canonistae. Mit der Formulierung der Dekrete oder deren Umarbeitung wurden besondere Vertrauensmänner, gewöhnlich kleine „Deputationen" von drei bis vier Vätern, beauftragt. Kardinal Cervini, der Eremitengeneral Seripando und der fleißige Konzilssekretär Massarelli hatten für diese erste Periode gewöhnlich die Hauptlasten zu tragen. Aber auch im ganzen schuldet man den Konzilsvätern das Zeugnis, daß ernst und angestrengt gearbeitet wurde mit vollem Pflichtbewußtsein, daß man anderseits von Pedanterie und Schablonentum sich freihielt und in Bezug auf den Gang der Verhandlungen den Umständen und Bedürfnissen sich mit Leichtigkeit anzupassen wußte.

Das deutsche Element war in Trient nicht stark vertreten, was aber der Kurie, die um die Beschickung aus Deutschland sich so sehr bemühte, am allerwenigsten zur Last fiel. Außer den beiden angestellten Übersetzern, Jodok Geuthin aus Freystadt und Heinrich Schweyker, werden unter den 22 eigentlichen Konzilsbeamten nur drei Deutsche genannt, unter den 25 beim Konzil anwesenden Rittern und Herren sieben Deutsche und noch einer unter den Gesandten des Kaisers. Unter den Konzilsvätern werden für diese Periode nur die Bischöfe von Mainz und Trient als persönlich anwesend genannt, der Bischof von Trier hat einen deutschen Dominikaner als Vertreter, der Bischof von Augsburg einen Jesuiten, aber es ist ein Nichtdeutscher. Im Auftrage der Kirchen von Brixen und Salzburg erscheinen zwei deutsche Domherren, und auch ein Abt läßt durch einen deutschen Abgesandten, Burchard von Berg (de Monte) aus Gelderland, seine Sache führen, der als Vertreter des Bischofs von Laibach dann auch später beim Konzil verbleibt.

Über P. Alfons Salmeron, der in dem Bande so oft genannt wird, bleibt gleichwohl eine kleine Unklarheit übrig. Im Verzeichnis seiner Schriften, die im Druck ausgegangen sind, pflegt an erster Stelle eine Rede angeführt zu werden, die er am 27. Dezember 1546 „auf dem Konzil von Trient" gehalten habe: Alphonsi Salmeronis Soc. Ies. Oratio nuper in Concilio Tridentino habita die festo D. Ioannis Evangelistae, in qua ad exemplum D. Io. Evangelistae vera Praelatorum forma describitur. Dieser Pariser Ausgabe war im gleichen Jahre 1547 eine römische vorausgegangen, und noch manche folgten ihr. Die Konzilssammlung von Labbe wie die von Le Plat gesammelten Tridentinischen Akten geben diese Rede als etwas dem Konzil selbst Zugehöriges; bei dem jetzigen Aktenherausgeber fehlt darüber jedoch

jede Andeutung. Nur die Vermutung bleibt, diese Rede im Unterschiede von den bei den öffentlichen Sitzungen gehaltenen, die zur Mitteilung kommen, bleibe vielleicht für die Sammlung der Konzilstraktate aufgespart.

Ein andere Unklarheit findet hingegen ihre volle Lösung. Die früheste Antwerpener Ausgabe der Konzilsdekrete, von Andreas Nutius 1546, schließt Bl. 97[2] das dogmatische Dekret der fünften öffentlichen Sitzung (Sessio IV der Ausgabe) ohne die vom Konzil beigefügte Erklärung hinsichtlich der Unbefleckten Empfängnis. Den gleichen auffallenden Mangel weisen die Pariser Ausgabe des gleichen Jahres 1546 auf und mehrere andere, die ganz von ihr abhängen. Aus den Originalpapieren Massarellis wurde alles klar. Dieser, der offenbar für die Pariser Ausgabe das Material liefern mußte, kopierte das ursprüngliche Dekret und vergaß den neuen Zusatz noch anzuflicken; derselbe ist in seinem Manuskripte mit späterer Hand am unteren Ende der Seite nachgetragen. Die nachfolgenden Ausgaben haben dann das Versäumnis gut gemacht.

Es wäre aus dem prächtigen Bande noch vieles hervorzuheben und vieles an demselben zu rühmen. Er ist eine überreiche Garbe, ausgereift in harter Arbeit unter klarem Sonnenlicht. Es ist ein Werk, über das man ungetrübt sich freuen und zu dem man ohne Rückhalt den Herausgeber beglückwünschen darf. Es bewährt sich wieder hier der immense Gewinn, den es der Wissenschaft bringt, wenn Quelleneditionen solcher Art und Wichtigkeit von Gelehrten besorgt werden, die in den betreffenden Gebieten völlig heimisch sind, die mit Verständnis und Liebe zur Sache, ohne vorgefaßte Meinung nicht nur der Wahrheit zu dienen willens, sondern auch die Wahrheit zu finden fähig sind.

Otto Pfülf S. J.

Mystik und Mystizismus.

1. **Deutsche Mystiker.** kl. 8° Kempten, Kösel.

Band I: **Seuse.** Ausgewählt und herausgegeben von Dr Wilhelm Oehl. [Sammlung Kösel. 35.] (204) 1910. Geb. *M* 1.—

Band II: **Mechthild von Magdeburg, das fließende Licht der Gottheit.** In Auswahl übersetzt von Dr Wilhelm Oehl. [Sammlung Kösel. 48.] (224) 1911. Geb. *M* 1.—

Die mittelalterliche Mystik, katholisches Erbgut, wird immer mehr von Nichtkatholiken mit Beschlag belegt. Es ist noch ein kleines Übel, daß wissenschaftliche Ausgaben durch Männer besorgt werden, von denen die Mystiker rechtes Verständnis nicht erwarten können. Aber es treten auch volkstümliche Ausgaben mit offen pantheistischer Tendenz ans Licht. Alle Gattungen von monistischer Pseudomystik suchen unsere alten Mystiker, gestützt auf gewisse mißverständliche oder wirklich unvorsichtige Wendungen, als die Ihrigen hinzustellen. Die „Neue metaphysische Rundschau", die Okkultismus und Theosophie zu ihren Arbeitsgebieten zählt, empfiehlt im ersten Hefte des laufenden Jahrganges eine neue Suso-Ausgabe. „Wie schön, sie neben Meister Eckhart und das Büchlein vom vollkommenen Leben . . . auf das Bücherbrett zu den Büchern stellen zu können, die uns die höchsten Feierstunden des Lebens gespendet haben." Eine Buchhändler-

empfehlung von „Simons Auswahl aus Mechthild von Magdeburg“ (1907) fand, daß Mechthild sich eins fühle „mit dem fließenden Lichte des Absoluten“, und daß ein edles Lesergemüt in hochfeierlicher Meditation von ihr das unnennbare Kleinod empfange, „welches nur wenig theosophisch Strebende kennen und besitzen“.

Schon wegen dieser Sachlage sind die beiden Bändchen der Sammlung Kösel, das erste eine Auswahl aus Suso, das zweite aus Mechthild, sehr willkommen. Suso und Mechthild sind miteinander verwandt durch ihr zartes und starkes Gefühl, unterscheiden sich aber auch voneinander und ergänzen sich wechselseitig dadurch, daß bei Suso die scholastische Wissenschaft, bei Mechthild dagegen die Vision, das phantasiemäßige Schauen eine herrschende Stellung einnimmt. Beide Bändchen streben, was sehr zu begrüßen, möglichst weitgehende Beibehaltung des alten Sprachcharakters mit seiner Naivität und seiner ursprünglich gestaltenden Kraft an. Von dem seligen Heinrich Seuse, dem Minnereichen, wurden die Schriften des „Exemplars“, das „Büchlein der Wahrheit“ ausgenommen, berücksichtigt. Besonderer Dank gebührt dem Herausgeber für die Sorgfalt, womit er die schwierigen spekulativen Kapitel der Vita bearbeitet hat; freilich werden auch jetzt kaum irgendwelche Leser ohne erklärende Anmerkungen wie die Denifles zum vollen Verständnis durchdringen. S. 36 Z. 23 f sind die Pronomina unklar. „Das fließende Licht der Gottheit“ der Begine und späteren Zisterzienserin Mechthild von Magdeburg, eine von fremder Hand besorgte Sammlung von Gesichten, Bildern, Gedanken, gehört ebenfalls zum Besten, was die deutsche Mystik hervorgebracht hat. Die Gottesminne erhebt sich hier zur höchsten Glut, die Minneklage findet die ergreifendsten Töne.

Es war für den Herausgeber schwer, im Beibehalten und Ausscheiden die rechte Linie zu treffen und, da es sich um eine volkstümliche Auswahl, nicht um eine wissenschaftlich vollständige Wiedergabe handelt, alles zu opfern, was nach seiner eigenen Meinung (S. 29) unsern neuzeitlichen Ansichten vom Passenden widerstrebt. Wir selbst hätten einerseits in der Einleitung (S. 28) die Bemerkung anders gefaßt, daß seit dem Hohenliede und seit St Bernhard „eine gewisse schwärmende Erotik Hauptmerkmal der christlichen Mystik“ sei; anderseits hätten wir auf manches Stück verzichtet, wo Mechthild ihre Bilder zu sehr der Liebe der Geschlechter entnimmt (z. B. I 44, aus ähnlichen Gründen I 22). Die neuere geistliche Literatur ist hierin nicht mehr so sorglos, zumal da gewisse Ungläubige sich nicht genug tun können, Mystik und Sinnlichkeit in eins zu setzen; auch ist der Durchschnittsleser nicht immer in der Lage, mit der Kraft einer Mechthild das Geistige im sinnlichen Bilde zu sehen. Auch das Wort „Wollust“ hätten wir, nachdem der Sprachgebrauch es nun einmal einseitig umgedeutet hat, lieber ersetzt. Für das Tanzmotiv auf neuplatonische Spekulationen zurückzugreifen, dürfte angesichts der allgemein menschlichen Tatsache des religiösen Tanzes nicht nötig sein, wo nicht wie bei Seuse (S. 37 f) besondere Gründe es nahelegen; das S. 176 verwendete Taubenmotiv wird eher aus Ps. 54, 7 als aus dem Hohenliede stammen. Mittelalterliche Belege zu der Visionsmesse S. 70 werden leicht zu finden sein; wir stießen, da wir aufs Geratewohl ein handschriftliches Missale aus dem 15. Jahrhundert öffneten, sofort auf drei Messen de Beata, die Mechthilds Angaben entsprechen. Gerne hätten wir gesehen, wenn der Heraus-

geber die christliche Mystik, der doch Suso und Mechthild angehören, deutlicher von der Mystik oder dem Mystizismus abgehoben hätte, die man nicht als göttlich anerkennen kann. Was wir Christen als Mystik verehren, ist ja nicht ein wesenhaftes Element der Menschennatur (Mechthild S. 26), sondern etwas doppelt Übernatürliches, über die „Theosis" durch die gewöhnliche Gnade Hinausgehendes; sie ist nicht das große Einheitsstreben, das die Einheit Gottes mit der Seele oder der Natur oder der Seele mit der Natur sucht (ebd.), sondern etwas über Pantheismus und jeden Monismus Erhabenes. Brigitta unterscheidet sich wesentlich von Swedenborg (Seuse S. 17), die Sufimystik steht hinter der christlichen Mystik nicht bloß darum zurück, weil ihr „die platonisch-aristotelisch-scholastische Ideenlehre, das unzerbrechliche Grundgerüste aller metaphysischen Spekulationen" fehlt (ebd. 20).

Nur durch ganz stringente Beweise würden wir Katholiken uns die Mystik als eine Provinz der Übernatur abringen lassen. Dr Oehl weist mit Recht die Ansprüche der Protestanten auf die mittelalterliche Mystik als auf eine Vorstufe der Reformation ab (Mechthild S. 34); aber mit ebensoviel Recht darf er die Einbruchsversuche des Unglaubens in den Gottesgarten abwehren, von dessen Blumen er uns zwei der schönsten in so ansprechender Weise dargeboten hat.

2. **Theologia mystica** et **Epistola Christi ad hominem.** Auctore ***Ioanne a Iesu Maria*** Carm. disc. — **Pugna spiritualis** secundum versionem latinam ab Olympio Masotto factam. Auctore ***Laurentio Scupoli*** O. Cl. Reg. [Bibliotheca ascetica mystica. Ed. A. Lehmkuhl S. J.] 12⁰ (XII u. 394) Friburgi 1912, Herder. *M* 3.50; geb. in Leinw. *M* 4.50

Die Theologia mystica des 1615 im Geruche der Heiligkeit verstorbenen Karmelitergenerals sieht mit den klassischen Autoren das Wesen der mystischen Vereinigung in der mit gewöhnlicher Kraft unerreichbaren Berührung, dem Kosten Gottes, dem experimentum Dei. Die große, immer wiederkehrende Frage ist für ihn, welche Rolle bei diesen Vorgängen dem Verstande, welche dem Willen zufalle; er selber betrachtet den Willen als den eigentlichen Träger der mystischen Erfahrung, ohne jedoch wie andere den Verstand ganz auszuschließen. Der große Geistesmann, der selbst divinorum patiens war, läßt doch deutlich merken, wie sehr er mit seiner schwierigen Frage ringt. Wer sich mit der Psychologie der mystischen Erscheinungen beschäftigen will, kann an Johannes a Jesu Maria nicht vorübergehen. Für den Praktiker sind von größerer Bedeutung das sechste Kapitel über die Stufen der Vereinigung, das achte über die Gesichte und Offenbarungen, das neunte über die Stoßgebete sehnsüchtiger Liebe als Weg zur Vereinigung. Der Text scheint an einigen Stellen noch Fehler aufzuweisen. Die Epistola Christi gehört dem gewöhnlichen geistlichen Leben an. Sie enthält Beweggründe zum Tugendstreben, zuerst in 14 Kapiteln allgemeine, dann in 28 Kapiteln besondere für die einzelnen Tugenden. Der „geistliche Kampf" von Scupoli ist zu bekannt, als daß wir ihn auch nur mit einem Wort empfehlen müßten.

3. **Mystica Theologia Divi Thomae.** Auctore *Thoma a Vallgornera* O. P. Editio tertia, curante I. I. Berthier O. P. Tomi 2. gr. 8⁰ (XXXII u. 608; 558) Augustae Taurinorum 1911, Marietti. *Fr.* 12.—

Die Eigenart Vallgorneras († 1665) ist im Titel angegeben. Der Schwerpunkt liegt bei ihm nicht in der mystischen Doktrin selbst, in der er sich vielmehr sichtlich an andere anlehnt. Poulain zeigt auf Philippus a Ss. Trinitate als Vorlage hin, mit dem Vallgornera in der Tat fast alles Theoretische gemein hat. Vallgornera will aber die mystische Theologie seiner Zeit im hl. Thomas nachweisen. Ein glühender Verehrer seines großen Ordensbruders, preist er Thomas, den „Zwilling", der die scholastische und mystische Theologie so in sich verbinde, daß sie ein untrennbares Ganzes bilden. Die Mystik muß nach seiner sehr gesunden Ansicht sich auf die Theologie stützen. Jene Spirituales indisciplinati, die sich mit Mystikern abgeben, ohne auf dem festen Boden der Theologie zu stehen, nehmen gar leicht Irrtümer in sich auf, wie man ja auch die Kirchenväter, die nicht immer mit schulgerechter Sorglichkeit gesprochen hätten, ohne Theologie nicht recht verstehen könne (S. xvi und n. 1104). Man kann sagen, das Werk enthalte auch die Aszese des hl. Thomas. Denn Vallgornera nimmt die Mystik in einem Sinne, der die bekannten aszetischen Stufen zuläßt, so daß außer dem Wege der Einigung auch die Reinigung und Erleuchtung zur Sprache kommen. „Und nachdem man die mystische Theologie in diese drei Stufen eingeteilt hat, muß man ebensoviele Definitionen aufstellen" (n. 5).

4. **Mystisches Gnadenleben.** Von **H. Jaegen.** 8⁰ (106) Trier 1911, Paulinusdruckerei. *M* 1.20

Es ist gewiß etwas Neues und Überraschendes, daß ein Bankdirektor a. D., Leutnant a. D., früherer Landtagsabgeordneter ein mystisches Kompendium schreibt, obendrein in erster Linie für Seelenführer und solche, die es werden wollen. Jaegen ist bereits 1904 mit einem aszetischen Büchlein hervorgetreten: „Der Kampf um das höchste Gut", einer Anleitung zur Vollkommenheit von einem Laien für Laien (s. diese Zeitschrift LXVIII 117). Auch die neue Schrift verdient mannigfache Anerkennung. Der erste Abschnitt: „Vorbedingungen, Baumaterial u. dgl. zum Aufbau des mystischen Gnadenlebens" bespricht Einleitendes, sodann aber auch schon das, was Scaramelli „klare" Beschauung, Poulain die außergöttliche Mystik nennt: Visionen und Ansprachen. Bemerkenswert ist eine Unterscheidung der Visionen, die die ganze Broschüre durchzieht. Bei den einen gebe Gott selbst das klare Phantasiebild. Bei den andern gieße er direkt nur eine Idee ein, und die Phantasie bilde dann unter Mitwirkung Gottes eine entsprechende Vorstellung, verkörpere diese Idee, sehe dann allerdings auch keine Einzelheiten, sondern nichts mehr als eben diese Idee. Vielleicht dachte Jaegen hier an einen ähnlichen Unterschied, wie er im Leben der hl. Theresia (Kap. 25) zu Tage tritt. Der zweite Abschnitt: „Das stufenweise Aufsteigen zum Gipfel

des mystischen Gnadenlebens" erklärt die eigentliche Vereinigung nach ihren verschiedenen Graden, deren Jaegen sechs unterscheiden möchte.

Er weicht hier in manchem von der gebräuchlichen Darstellung ab, z. B. darin, daß er die sog. umwandelnde Vereinigung als höchste Stufe noch über die Vermählung, oder wie er sich ausdrückt, über den „mystischen Ehestand" setzt, auch darin, daß er die „Zubereitungen", die vom Gebete der Ruhe zum persönlichen Verkehr mit dem Heiland hinüberführen, als eigene Stufe nimmt, obwohl sie eher reinigender Natur sind als einen wesentlich mystischen Fortschritt erkennen lassen. Es scheint aber überhaupt, daß der Verfasser weniger schulgerechte Abgrenzungen als anschauliche Beschreibungen zu geben beabsichtigte. Schon im ersten Abschnitt könnte man bei der Definition der Ekstase: Bindung der Sinne bis zu einem gewissen Grade, die Abgrenzung gegen die einfache Einigung vermissen; denn bis zu einem gewissen Grade bindet auch schon diese. Es gilt aber hier wie anderswo, daß der Verfasser, was er nicht schulgerecht sagt, an anderer Stelle und im Zusammenhange nachträgt. Bei der Mahnung an vermeintliche Ekstatiker, die nach der Ekstase nicht wissen, was in ihnen vorgegangen wäre, liegt die Annahme, es sei ein Schwächeanfall gewesen, noch näher als der Vorwurf, daß sie geschlafen hätten. Bei der Besprechung der sukzessiven Worte — eine Terminologie, die Poulain ganz ablehnt — tritt nicht so deutlich wie bei Scaramelli, an dessen Distinktionen und Termini sich Jaegen laut Vorwort sonst anschließt, hervor, daß es sich nicht um eigentlich göttliche Worte handelt. Einige Unstimmigkeit scheint auch bei der Definition der eingegossenen Beschauung vorzuliegen. Die drei Merkmale, die Jaegen anführt, gibt Scaramelli für die Beschauung im allgemeinen, sofern sie erworbene und eingegossene umfaßt, und doch betrachtet Jaegen wie Scaramelli als Wesenszug der eingegossenen Beschauung die experimentelle Erkenntnis Gottes.

So bleiben hie und da noch theoretische Wünsche, trotz deren aber die Broschüre geeignet ist, einen ersten Begriff vom mystischen Gnadenleben zu vermitteln. Hervorzuheben ist namentlich noch der Ernst und die Gediegenheit, womit Jaegen auf gründliche Tugend, auf Abtötung und Demut, Hingabe an den Willen Gottes und Erfüllung der Standespflichten dringt. Wer nur aus geistlicher Leckerhaftigkeit mystische Erlebnisse haben möchte, kommt bei Jaegen nicht auf seine Rechnung.

5. *Giovanni Busnelli* S. J. **Manuale di Teosofia.** Seconda edizione. 12⁰ Roma, Civiltà Cattolica.

Parte prima. (VIII u. 208) 1909. *Fr.* 1.—

Parte seconda: Teosofia e Cristianesimo. (VIII u. 470) 1911. *Fr.* 2.50

Die neue Theosophie ist pantheistische Pseudomystik mit dem Anspruch, den Menschen zur vollkommenen Einswerdung mit dem Absoluten zu führen (vgl. diese Zeitschrift LXXIX 388 ff). Ihre Prophetin war die russische Gräfin H. P. Blavatsky († 1891), auf die man die alten Regeln von der Unterscheidung der Geister nur ganz oberflächlich anzuwenden braucht, um sofort ihr ganzes Lehrgebäude in nichts zerfallen zu sehen. Busnelli sah sich zu seinem Buche, das

eine Zusammenfassung und Erweiterung von Artikeln der Civiltà Cattolica 1908—1911 ist, durch das erfolgreiche Auftreten der Theosophie auf italienischem Boden und die Unvorsichtigkeit mancher seiner Landsleute veranlaßt, die sich durch die theosophischen Versicherungen von einem höheren, „esoterischen" Christentum blenden ließen. Es ist namentlich dieser vorgebliche Esoterismus, den er eingehend und nicht ohne kräftige Wendungen bekämpft; Busnelli bezeichnet daher seine Arbeit treffend als ein smascheramento der Theosophie. Der erste Teil beschäftigt sich mit der Bewegung im allgemeinen, ihrem Esoterismus und falschen Mystizismus. Der zweite Teil geht ins einzelne, widerlegt die theosophischen Träumereien über Christus, die Dreifaltigkeit, über das Gebet und die Sakramente, nicht ohne die wirkliche christliche Lehre der theosophischen Verzerrung klar gegenüberzustellen. Die Werke, auf die sich der Kritiker zumeist bezieht, sind Rudolf Steiners, des (dem Vernehmen nach) abgefallenen Priesters und jetzigen Generalsekretärs der deutschen Sektion der Theosophischen Gesellschaft, „Christentum als mystische Tatsache", und Mrs Besants, der Präsidentin der Theosophischen Gesellschaft (Hauptquartier Adyar), „Esoterisches Christentum"; beide Bücher sind bereits ins Italienische übersetzt. Indem Busnelli auch den völligen Mangel an positiven Beweisgründen für die theosophische Lehre aufzeigt, mahnt er, wie der Meister den Dante: Non ragioniam di lor, ma guarda e passa.

Otto Zimmermann S. J.

Geschichte der böhmischen Provinz der Gesellschaft Jesu. 8° Wien 1910, Opitz' Nachfolger.

I. **Geschichte der ersten Kollegien in Böhmen, Mähren und Glatz** von ihrer Gründung bis zu ihrer Auflösung durch die böhmischen Stände 1556—1619. Nach den Quellen bearbeitet von P. Alois Kroeß S. J. [Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer. Durch die Leogesellschaft herausgegeben von Dr J. Hirn und Dr J. E. Wackernell, Professoren an den Universitäten Wien und Innsbruck. XI.] (XXVIII u. 1008) *K* 15.— (*M* 12.50)

Die böhmische Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu umfaßte das Königreich Böhmen, die Markgrafschaft Mähren, das Herzogtum Schlesien, dazu noch als eine Art Missionsgebiet das Kurfürstentum Sachsen. Eine Geschichte der Provinz hat 1747—1759 ein Mitglied der Provinz, P. Johannes Schmidl, in Prag erscheinen lassen; er kam aber nur bis zum Jahre 1653; zudem ist heutzutage das Werk sogar um schweres Geld kaum mehr zu haben; und wer mag noch fünf lateinische Foliobände lesen? Da mußte etwas Neues kommen. Wer, wie Alois Kroeß, mit der tschechischen Sprache vertraut ist, Land und Leute aus vielfacher Anschauung kennt, deren kirchliche und staatliche Archive und Büchereien durchforscht hat und alles, was die Böhmen über ihre Vergangenheit veröffentlicht haben, auf seinen Schreibtisch legen konnte, der durfte es wohl wagen, dieser Auf

gabe sich zu unterziehen. Zudem stand ihm neben den reichen Schätzen der Kaiserstadt Wien eine Quelle weit offen, die Auswärtigen gar nicht, dem alten Schmidl nur teilweise erschlossen war; es ist der lebhafte Briefverkehr zwischen den böhmischen Ordensgenossen und deren Obern in Rom. Oft hören wir die Augen- und Ohrenzeugen den Bericht erstatten. Überhaupt macht die Darstellung in ihrer leidenschaftslosen Ruhe und ungeschminkten Einfachheit den Eindruck der Glaubwürdigkeit; ab und zu ist allerdings der sprachliche Ausdruck etwas rauh und kahl, wie die Tiroler Berge, aus denen er kommt.

Die böhmischen Niederlassungen der Gesellschaft Jesu gehörten anfänglich zur oberdeutschen Ordensprovinz, später, nach deren erster Teilung, zur österreichischen; endlich wurden sie in einem Zeitraum, vor dessen Eingang dieser erste Band Halt macht, im Jahre 1623, zu einer eigenen böhmischen Provinz vereinigt. Gründer und erster Leiter ist kein Geringerer als der selige Petrus Canisius, damals Provinzial von Oberdeutschland. Unter ihm und bald nach ihm sind in den böhmischen und mährischen Häusern auch schon manche andere große Männer teils still herangereift, teils auf offenem Schauplatz erschienen; so Jakob Pontan, der berühmte Jugendbildner; so Wilhelm Lamormaini, der Gewissensrat des Kaisers Ferdinand III., und Peter Pazmany, der Erzbischof von Gran und Kardinal, und Johannes Ogilvie, der 1615 in Schottland die Marterkrone gewann. Zwei andere verdienten sich die Ehre, von der Kirche als selige Blutzeugen auf den Altar erhoben zu werden: Edmund Campion, gefeierter Lehrer und Kongregationspräses im Prager Kolleg, wurde 1581 zu London von den Anglikanern gräßlich gefoltert und schließlich am Galgen erdrosselt; Melchior Grodecky, apostolischer Arbeiter im Noviziatshause von Brünn, ward 1619 zu Kaschau in Ungarn von den Calvinern mit entsetzlicher Grausamkeit zu Tode gequält.

Das läßt uns ahnen, was alles in diesem Buch zu lesen ist. Es sei gestattet, seinen Inhalt mit einigen Zügen wenigstens anzudeuten. Als im Jahre 1577 der Abt von Bruck seine Stiftspfarren musterte, fand er in manchen Kirchen die eucharistischen Gestalten von Würmern angefressen und in Fäulnis übergehend. In dieser einzelnen Tatsache ist gewissermaßen der Gesamtzustand versinnbildet, in dem die Religion jener Länder sich befand. Die Herrschaft besaß jener Utraquismus, der in der Reichung der Kommunion unter einer Gestalt eine Zerstückelung des Vermächtnisses Christi erblickte, den Johannes Hus einen Heiligen nannte und seinen Todestag als Kirchenfest feierte. Von dieser bürgerlich anerkannten Gemeinschaft hatten die „Pikarden" oder Böhmischen Brüder sich losgelöst, eine priesterlose, den Glauben zersetzende Gemeinschaft, die den Kirchen- und Staatsgesetzen zum Trotz ihre Bethäuser und Schulen errichtete. Von Sachsen her drang zu alledem noch auf hundert Schleichwegen das Luthertum ein. Der erzbischöfliche Stuhl von Prag war seit mehr als 100 Jahren verwaist. Die katholischen Priester waren gering an Zahl, arm an Wissen und Tugend. Noch gegen Ende des 16. Jahrhunderts waren in Prag unter 44 000 Einwohnern nur ungefähr 2000 Katholiken zu finden; sie besaßen eine einzige Pfarrkirche. Die Gesamtzahl der böhmischen Katholiken wurde im Jahre 1575 auf 304 000 berechnet. Noch schlimmer sah es bei den Mähren aus; sie rühmten sich, daß bei ihnen jeder glauben könne, was er wolle; es galt als vornehm, Pikarde zu sein. Kein Wunder, daß das Volk verwilderte.

In Prag spien sie auf der Straße die Mönche an; im Jahre 1611 mordete der Pöbel Benediktiner, Augustiner, Franziskaner; als zu Kremsier der edle, fromme Olmützer Bischof Wilhelm Prusinowsky im Sterben lag, nahm Diebeshand ihm den kostbaren Ring weg, den er am Finger trug. Wenn es so weiter ging, mußte Böhmen ein Babel von Verwirrung und ein Sodoma von Lastern werden. Darob entsetzte sich der eifrig katholische König Ferdinand I.; mit ihm waren die obersten Kronbeamten und noch mehr die Häupter der Priesterschaft, der Bistumsverwalter und Dompropst Heinrich Pisek und der Kreuzherren-Großmeister und spätere Erzbischof Anton Brus von schwerer Besorgnis erfüllt. In äußerster Not rief man die Jesuiten zu Hilfe. Canisius kam nach Prag und eröffnete 1556, im Todesjahre des hl. Ignatius, das Kollegium mit Ordensgenossen, die der Ordensstifter noch selbst ausgewählt hatte. Danach erstanden Kollegien zu Olmütz, Krumau, Neuhaus, Komotau, Glatz und ein Noviziatshaus zu Brünn. Prag war eine königliche Stiftung, Olmütz eine Schöpfung des Bischofs Prusinowsky; Krumau war vom Oberstburggrafen Wilhelm von Rosenberg gegründet, Neuhaus von den Edeln Adam und Joachim Ulrich von Neuhaus, Komotau vom Obersthofmeister Georg Popel von Lobkowitz, Brünn von zwei Würdenträgern des Brünner Chorherrenstiftes, den Brüdern Johann und Wenzel Chrobecky; Glatz verdankte sein Entstehen dem Propste des dortigen Augustinerstiftes und dem Erzbischofe von Prag. Als geistige Bollwerke ragten diese Häuser in das Land hinein; die Bilder ihrer Schicksale sind Schlachtengemälde; war es ja den Gegnern keineswegs um bloße bürgerliche Gleichberechtigung mit den Katholiken und um friedliches Nebeneinander zu tun; die Kirche sollte mit Stumpf und Stiel von Böhmens Boden ausgerottet werden; da gab es nur die eine Losung: „Entweder kämpfen und siegen oder verderben!"

Kampf kostete vielfach schon das zeitliche Dasein. Wie oft wurden den Kollegien ihre Stiftungen angestritten, ihre Zinsen vorenthalten, ihre Gärten und Äcker verwüstet! Geistliche und weltliche Richter bis hinauf zu Papst und Kaiser mußte man in Bewegung setzen, um zu seinem Rechte zu gelangen. Und dieses Recht war oft so unbequem und verdrießlich; so haftete, um nur ein Beispiel zu nennen, Brünns Besitzstand an Häuserreihen in der Vorstadt und in Dörfern auf dem Lande.

Das beste Kampfmittel war die Schule. Olmütz zählte 1619 gegen 1000 Studenten. Das Prager Kolleg hatte 1598 ihrer 700; 1616 wurden ihm durch Kaiser Matthias die Güter vermehrt und die Rechte und Freiheiten einer Hochschule verliehen; es hatte leichte Mühe, das alternde, verarmte, vom Irrglauben verseuchte Karolinum aus dem Felde zu schlagen; selbst von den Hussiten zogen viele es vor, ihre Kinder zu den Jesuiten in die Schule zu schicken. Die Perlen der Jesuitenkollegien waren ihre Erziehungsanstalten. Da sah man junge Leute im langen roten Priestergewande; es waren die Zöglinge des Seminars, welches Gregor XIII. nach dem Muster des deutschen Kollegiums von Rom zu Prag gestiftet hatte; da sah man junge Schweden, Norweger, Finnländer in weltlichen Kleidern; es war ein anderes Werk des gleichen Papstes, das nordische Konvikt zu Olmütz; es legte nur die eine Verpflichtung auf, dem katholischen Glauben das ganze Leben treu zu bleiben. Das Prager Bartholomäushaus barg die Blüte des katholischen Adels; aus den verschiedenen Armenkonvikten gingen nicht nur musterhafte Priester hervor, sondern auch viele bekenntnisfreudige Lehrer, Verwalter von herrschaftlichen Gütern, Staats- und Gemeindebeamte. Selbstverständlich begann auch bald über die böhmischen Jesuitenschulen hin die Fahne des Marienbundes zu flattern; die Schilderungen des Entstehens der marianischen Studentensodalitäten, ihres Bet- und Bußeifers, ihrer

Liebestätigkeit gehören zu den lichtvollsten, herzerquickendsten Seiten unseres Buches. Einen Festungswall gegen die Einbrüche des kirchenfeindlichen Lehrertums schufen einzelne katholische Grundherren dadurch, daß sie erklärten, fortan keinen Schulmeister mehr anstellen zu wollen, es hätten ihn denn zuvor die Jesuiten auf Glauben und Sitten geprüft; aus gleichem Grunde übertrugen sie die Patronatsrechte ihrer 20 und mehr Pfarreien umfassenden Herrschaften dem Rektor des nächstliegenden Jesuitenkollegs.

Die Stärke des Gottesdienstes lag in den Predigten, böhmischen und deutschen; aber auch die Krippen, die heiligen Gräber, die Pracht des Fronleichnamsfestes lockten Katholiken und Nichtkatholiken zu den Jesuitenkirchen. Für die zahlreichen in Prag lebenden Italiener ward eine eigene Bürgersodalität errichtet, ein eigenes Kirchlein gebaut und ein besonderes Krankenhaus eingerichtet, das heute noch besteht. Unter den Landeskindern wurden Bruderschaften errichtet und halb erstorbene Wallfahrten, wie die zur Gottesmutter nach Graupen und zur hl. Anna nach Altwasser, zu neuem, frischem Leben erweckt. Sonntag für Sonntag zog aus den Kollegien das junge Volk des Ordens paarweise zu den Stadttoren hinaus, um weit und breit in den Dörfern der Umgegend Christenlehre zu halten.

Den Kampf auch auf schriftstellerischem Gebiete zu führen, erforderte die bittere Not; ist ja die Presse von jeher eine Hauptwaffe des Irrtums gewesen. Der Katechismus von Canisius erschien schon 1559 in böhmischer Sprache. Nikolaus Salius schrieb das tschechische Trauerspiel „Sankt Wenzeslaus, der Märtyrer"; 1567 wurde es zum erstenmal aufgeführt; die Prager konnten sich nicht satt daran sehen. Die Patres Balthasar Hostovin und Jakob Kolencz übersetzten zum Besten ihrer Landsleute eine Reihe von Schriften; mehrere ehemalige Schüler des Prager Kollegiums ahmten ihr Beispiel nach. Ein anderer Vollbluttscheche, der Pater Wenzel Sturm, drang tief, wie noch niemand vor ihm, in die Geheimnisse des Pikardentums ein und brachte demselben in gelehrten wie in volkstümlichen Schriften manche schwere Wunde bei.

Apostolischen Feldzügen glichen die Missionen, welche die Jesuiten von ihren Kollegien aus in der Nähe und der Ferne abhielten, in Pilsen, Troppau, Teschen, Oberglogau, Ratibor, Breslau und an andern Orten. Sie währten wochen-, ja oft monatelang. Da wurde dem Mißbrauch, im Beichtstuhle nur ein allgemeines Sündenbekenntnis herzusagen, der Garaus gemacht; der Laienkelch verschwand mehr und mehr; Ratsherren faßten nach Jahrzehnten wieder den Mut, die brennende Fackel in der Hand das Sakrament durch die Straßen zu geleiten; Priester ließen sich in Vorträgen über die Sittenlehre die Gewissen schärfen und in den geistlichen Übungen des hl. Ignatius die Herzen mit Begeisterung für das Reich Christi entflammen. Aus den ziffernmäßig überlieferten Verzeichnissen der Übertritte zeigt sich, daß man dem Irrtum Zoll für Zoll den Boden abringen mußte. Es fanden aber auch Massenbekehrungen statt. Auf diese Weise wurde die Herrschaft Leitomischl zur Kirche zurückgeführt. So ward auch die Herrschaft Nikolsburg vom Sektenwesen völlig gesäubert; zum guten Teile war dies dem Hirteneifer des Kardinals Franz von Dietrichstein zu danken; er hatte im römischen Kollegium zu den Füßen der Jesuiten gesessen; Bischof von Olmütz geworden, wollte er stets einen Priester der Gesellschaft als Beichtvater bei sich haben.

Hätte doch nur mit dieser geistlichen Läuterung und Kräftigung der böhmischen Katholiken die Besserung ihrer bürgerlichen Lage gleichen Schritt gehalten! Allein hier versagten nur allzu oft die gebornen Schutzherren der Kirche. Kaiser

Maximilian II. schwankte zwischen Katholiken und Protestanten hin und her; er war in Glaubenssachen weder Fleisch noch Fisch. Kaiser Rudolf II., im Herzen treu katholisch, vergeudete mit Brüten und Tändeln Zeit und Kraft. Der Adel schwächte sich selber durch Eifersüchtelei und Zwietracht. Es geschah auch wohl, daß ein Sohn der Gesellschaft in der Hitze des Streites einen ärgerlichen Fehlhieb tat; unser Verfasser ist der letzte, das zu verschweigen oder zu beschönigen. Die Gegner schreckten selbst vor List und Gewalt nicht zurück. So kam es zum Majestätsbriefe, der des Königs Arm lähmte, und zur neuen „Böhmischen Konfession", die für alle kirchenfeindlichen Umtriebe einen willkommenen Deckmantel bot. Die neugewonnene Macht der unbotmäßigen Stände richtete ihre Spitze zuallererst gegen die Jesuiten. Sie waren ja des Papstes geschworene Soldknechte, des Vaterlandes „Herumstörzer", die „neuen Tempelherren", alles Unheils Schmiede. Kaum war mit dem Prager Fenstersturz der Sturm losgebrochen, so erging auch schon der Befehl, alle Jesuiten hätten Böhmen zu verlassen. Mähren folgte dem Beispiele. Bei Todesstrafe, hieß es, hätten sie das Land zu meiden auf ewige Zeiten. Wohl wühlte man vergebens in ihren Gärten, durchschnoberte man umsonst ihre Kellerräume und Dachböden nach den fabelhaften Reichtümern, die sie gesammelt, den Waffen und Kriegsleuten, die sie versteckt haben sollten. Sie mußten fort, Böhmen und Ausländer, Gesunde und Kranke. Die Geschichte ihrer Vertreibung ist noch in zahlreichen Einzelheiten erhalten; es ist ein schönes Zeugnis für die Dankbarkeit und Anhänglichkeit der böhmischen Katholiken, aber auch eine wahre Schandsäule, welche der hussitisch-protestantische Jesuitenhaß sich selber gesetzt hat. „Nach zehn Jahren wird kein Papist mehr bei uns im Lande sein!" So konnte man damals jubeln hören. Es kam aber ganz anders. Von diesen Triumphen berichtet uns hoffentlich recht bald der zweite Band dieses hochverdienstlichen, lehr-, trost- und genußreichen Werkes. Otto Braunsberger S. J.

1. **Compendium Theologiae Moralis.** Auctore Fr. ***Eugenio Cornelisse*** O. F. M. 8⁰ Ad Claras Aquas (Quarrachi). [Zu beziehen von Herder, Freiburg i. B.]

Tomus I. (404) 1908. *Fr.* 5.— Tomus II. (400) 1909. *Fr.* 5.— Tomus III. (562) 1910. *Fr.* 5.—

2. ***Reginaldus Beaudouin*** O. P. **Tractatus de Conscientia.** Cura et studio R. P. A. Gardeil ejusdem Ord. editus. gr. 8⁰ (146) Tournai 1911, Desclée (Friburgi, Herder). *Fr.* 3.50

1. Ein holländischer Franziskaner gibt in diesen drei mäßigen Bänden die Moraltheologie in der Gestalt, wie er sie als Lektor des Faches für seine Ordenskleriker vorgetragen hat. Neben dem hl. Alfons hat er besonders seinen seraphischen Mitbruder Patrizius Sporer († 1683), dessen Werk auch heute noch nicht veraltet ist, zu Grunde gelegt.

Die „Franziskanermoral" unterscheidet sich natürlich nicht wesentlich von der in vielen ähnlichen Lehrbüchern vorliegenden katholischen Sittenlehre. Wie Sporer

ist auch Cornelisse allem pedantischen Rigorismus abhold, und da er sich gleich jenem einer möglichst einfachen und bestimmten Ausdrucksweise befleißigt, kann da und dort ein Satz Befremden oder Mißverständnis erzeugen; denn streng genommen wäre zuweilen noch eine Beschränkung wie: secundum ordinarie contingentia oder caeteris paribus oder suppositis supponendis angebracht, die beizufügen der Verfasser dem urteilsfähigen Leser oder der mündlichen Erklärung vorbehält.

Übrigens ist seine Abhängigkeit vom hl. Alfons und von Sporer nicht so unbedingt, daß er nicht auch beiden zuweilen ausdrücklich widerspräche, und noch weniger scheut er sich, abweichende Ansichten gegen andere Fachgenossen zu äußern. Es bekundet sich dabei das Streben, Festigkeit in den Grundsätzen mit den Forderungen der seelsorgerlichen Klugheit und den Pflichten des Seelenarztes zu vereinigen. Aber diese Forderungen werden auch von jenen andern Moralisten anerkannt, und so dürfte der Gegensatz in vielen Fällen nur ein scheinbarer sein. Jedenfalls bekunden die in Betracht kommenden Abschnitte reiche praktische Erfahrung und das Bestreben, eine Moral zu bieten, die auch der Anwendung im täglichen Leben standhält.

Im zweiten Bande, der die Gerechtigkeit im engeren Sinne behandelt, ist stets auf das bürgerliche Gesetz der Niederlande Bezug genommen, und auch sonst merkt man gelegentlich, daß dem Verfasser Verhältnisse wie die seiner holländischen Heimat vorschweben. Das wird dem Buche in manchen Kreisen nur zur Empfehlung dienen.

2. Das Buch ist nicht eine Monographie über das Gewissen, sondern ein Abschnitt aus einer vollständigen Moraltheologie, die der verstorbene Verfasser vorbereitete, aber nicht mehr druckfertig brachte. Daher hat sein Schüler P. Gardeil diesen Teil mit einigen Anmerkungen versehen und zum Druck befördert. Der Inhalt bewegt sich ganz um die Probabilismusfrage. Sachlich bekennt sich P. Beaudouin zu dem Prinzip des Äquiprobabilismus, wie es der hl. Alfons formuliert hat. Damit verbindet er den Nachweis, daß die Elemente für eine solche Lösung sich zum guten Teil schon beim hl. Thomas finden. Besonders in der einst so leidenschaftlich ventilierten Frage von der certitudo reflexa stellt er sich entschieden auf die Seite jener Theologen, welche diesen Begriff anerkennen und verwerten. Daß er dabei bestrebt ist, weitgehende Übereinstimmung zwischen seinem Äquiprobabilismus und dem Probabiliorismus anderer Thomisten hervorzuheben, wird man nicht tadeln. Es ergibt sich daraus von selber, daß der Abstand zwischen dem ersten System und dem einfachen Probabilismus noch viel geringer ist. Mit gleichem Recht weist er darauf hin, daß viel Verwirrung von der Art und Weise herkommt, wie manche Schulausdrücke, z. B. gerade das Wort probabile, ihre Bedeutung unvermerkt geändert haben. Ob aber die vom Herausgeber gebotene Erklärung von conscientia dubia und perplexa (S. 25) nicht vom gewöhnlichen Sprachgebrauch abweicht?

Das Buch ist mit dem ausdrucksvollen Bild des Verfassers geschmückt und mit seinem Elogium eingeleitet, bei dem wir nur die Angabe des Todesjahres vermissen.

Matthias Reichmann S. J.

1. **Der Ursprung des Menschen** oder die gegenwärtigen Anschauungen über die Abstammung des Menschen. Von Dr ***Alois Schmitt.*** gr. 8° (XII u. 118) Freiburg 1911, Herder. M 2.40

2. **Die Urgeschichte des Menschen.** Von Dr **Seb. Killermann.** [Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek. 57/58.] Mit 65 Illustrationen. 8° (VIII u. 262) Regensburg 1911, Manz. M 2.40

1. Der Verfasser will in dieser Schrift die Beweise für die tierische Abstammung des Menschen einer kritischen Prüfung unterziehen. In der Einleitung beschäftigt er sich mit der systematischen Stellung des Menschen. Der Hauptteil des Buches behandelt die gegenwärtigen Anschauungen über die Abstammung des Menschen, und zwar zuerst die verschiedenen Hypothesen und dann die bisherigen fossilen Menschenfunde. In einem kurzen Schlußteil sucht sodann der Verfasser die Bedeutung der dargelegten Anschauungen für Philosophie und Theologie abzuschätzen. Die geistige Entwicklung des Menschen aus dem Tierreich weist er als unannehmbar zurück, die körperliche hält er zwar nicht für unmöglich, aber zum mindesten für naturwissenschaftlich unbewiesen; auch vom philosophischen Standpunkt aus will er ihr keine große Wahrscheinlichkeit zuschreiben.

Im Verlaufe seiner Darstellung macht der Verfasser namentlich im Anschluß an Kohlbrugge auf die zahlreichen Widersprüche aufmerksam, die zwischen den verschiedenen Hypothesen über die tierische Abstammung des Menschen bestehen. Recht zutreffend ist auch seine Kritik C. Günthers, der es einerseits für eine „Unwahrheit" erklärt, von einer „Tatsache" der Tierabstammung des Menschen zu reden, anderseits aber trotzdem der Entstehung desselben aus einem Wesen, das man „Affe" nennen müsse, für sicher feststehend ausgibt. Bei Besprechung der Theorien von Kollmann und Klaatsch, welche nur für eine entfernte Verwandtschaft des Menschen mit den höheren Affen eintreten, weist er wiederholt darauf hin, wie durch deren Argumente die Beweise für die Affenabstammung des Menschen widerlegt werden, und umgekehrt. Pohlig, der es als unzweifelhaft hinstellt, daß der Mensch durch den Kampf ums Dasein während der Eiszeit aus einem affenähnlichen Wesen entstanden sei und die Gegner dieser Anschauung als Dilettanten bezeichnet, wird recht gut durch Klaatsch abgeführt, der die von Pohlig vertretenen Ideen für „Unsinn" und für „kindliche Spekulationen" erklärt. Mit Recht kann daher der Verfasser in Anbetracht der verschiedenen Hypothesen über die tierische Abstammung des Menschen sagen (S. 83): „Was der eine aufbaut, reißt der andere nieder; was dem einen als unzweifelhaftes Resultat der Wissenschaft gilt, das sich mit mathematischer Sicherheit ergeben soll, ist dem andern undenkbar...."

Manche Punkte von geringerer Bedeutung wären für eine folgende Auflage zu verbessern; ihrer seien nur wenige hervorgehoben. Wenn der Verfasser (S. 3) über Linné sagt, derselbe habe den Menschen „nach rein morphologischen Gesichtspunkten" klassifiziert, so ist dagegen zu bemerken, daß Linné den Menschen als vernunftbegabtes Wesen außerdem vor und über alle drei Naturreiche stellt (siehe diese Zeitschrift LXXVI [1909] 176). Auch ist es nicht zutreffend, daß der Unterkiefer von

Heidelberg „nach allgemeiner Ansicht" aus dem ältesten Diluvium stammt (S. 18), da manche Forscher wie Werth und Wilser ihn sogar in das Chelléen setzen, das in die letzte Zwischeneiszeit (nach Boule, Obermaier und Wiegers) fällt. Auch steht es keineswegs fest, daß der Schädel von Galley-Hill wirklich älter ist als die Neandertalrasse (S. 85) oder auch nur gleichalterig mit dieser (siehe diese Zeitschrift LXXX [1911] 186). Ferner darf man den Unterkiefer von Heidelberg bezüglich der Sicherheit der Altersbestimmung nicht auf die gleiche Stufe stellen mit dem Homo mousteriensis (S. 93). Bei letzterem kann nach den sorgfältigen Ausgrabungen von Hauser kein Zweifel bestehen, daß er dem Moustérien angehört. Das Zitat aus Branca, daß die Menschenknochen hinsichtlich ihres Alters noch mehr „lügen" als die Menschen (S. 94), darf daher gerade auf diesen Fund schwerlich angewendet werden. Die Anmerkung S. 92, wonach ein Autor die „Sintflut" in die erste Periode des Tertiärs verlegt, wäre wohl besser weggeblieben, da sie auf zu schwachen Füßen steht. Auch ist die Grenzbestimmung zwischen Deszendenz und Konvergenz keineswegs immer so unsicher, wie es der Verfasser S. 90 auf Grund der von Kohlbrugge erwähnten Beispiele allgemein anzunehmen scheint. Es gibt auch Fälle, namentlich unter den Anpassungserscheinungen in der Tierwelt, wo wir beide sicher unterscheiden können[1]. Auf Steinmanns Autorität, der die Bedeutung der wirklichen Organisationsmerkmale für die Deszendenz unterschätzt, ist ferner stellenweise zu großes Gewicht gelegt worden.

2. Der hochw. Verfasser macht hier den Versuch, „die Urgeschichte der Menschheit nach dem heutigen Stande der Forschung und auf Grund der besten und zuverlässigsten Quellen zu schildern, ohne phantastischen Ausmalungen derselben Raum zu geben". Hieraus werde sich zeigen, daß zwischen den wirklichen Ergebnissen der prähistorischen Forschung und der Offenbarung kein Widerspruch bestehe. Wir dürfen hoffen, daß es ihm gelungen ist, dadurch zur Aufklärung weiterer Kreise viel beizutragen. Trotz seines bescheidenen Gewandes bietet das Buch eine reiche Fülle wissenschaftlichen Inhalts in kritischer Weise und in leicht verständlicher Form. Gegenüber den populärwissenschaftlichen Schilderungen des Urmenschen durch Bölsche, Reinhardt und andere monistische Volksaufklärer, die einer tendenziösen Phantasie die Zügel schießen lassen, ist die vorliegende Arbeit besonders dankenswert. Über den Inhalt derselben soll hier nur eine kurze Übersicht gegeben werden.

Das 1. Kapitel „Ein Blick in die Urzeit der Erde" orientiert über die geologischen Formationsgruppen und insbesondere über das Diluvium. Sodann

---

[1] Siehe E. Wasmann, *Mimanomma spectrum,* ein neuer Dorylinengast des extremsten Mimikrytypus (194. Beitrag zur Kenntnis der Myrmekophilen), im „Zoologischen Anzeiger" 1912, 473 ff. — Mimanomma ist in Wirklichkeit ein Käfer aus der Familie der Kurzflügler. Aber er ist durch Konvergenz in seiner ganzen Körpergestalt so ähnlich einer Ameise, daß man nur aus der Bildung der Mundteile und der Füße seine ursprüngliche Natur noch erkennen kann. Die Unterscheidung zwischen Organisationsmerkmalen und Anpassungsmerkmalen läßt sich hier mit Sicherheit durchführen. — Dadurch verliert die von Kohlbrugge und Schmitt hervorgehobene Unsicherheit der Grenzbestimmung zwischen Deszendenz und Konvergenz beim Menschen offenbar nichts an ihrer Beweiskraft.

werden im 2. Kapitel die angeblichen Spuren des Menschen im Tertiär untersucht und gezeigt, daß für die Existenz eines Tertiärmenschen keinerlei wissenschaftliche Beweise vorhanden sind. Es ist in der Tat eine bedenkliche Täuschung, wenn v. Buttel-Reepen und andere Theoretiker den Tertiärmenschen für ebenso sicher bewiesen ausgeben wie den Eiszeitmenschen. Mit dem Diluvialmenschen beschäftigen sich die Kapitel 3—5. Die Skelettfunde aus dem älteren und jüngeren Paläolithikum werden zusammengestellt, die körperlichen Eigenschaften des Eiszeitmenschen mit dem rezenten Menschen einerseits und mit den Menschenaffen anderseits verglichen, und endlich die Kulturzustände in der älteren Steinzeit auf Grund der prähistorischen Forschungen untersucht. Das Ergebnis ist, daß der Diluvialmensch weder in körperlicher noch in geistiger Beziehung als ein Übergangsglied zwischen Tier und Mensch, sondern als ein echter Mensch anzusehen ist. Mit Recht legt der Verfasser besonderes Gewicht auf die geistigen Eigenschaften des Urmenschen, auf seine hohe Kulturbefähigung, die durch die neueren prähistorischen Forschungen über die Kunstleistungen desselben glänzend dargetan worden ist.

Die jüngere Steinzeit, die Bronze- und Eisenzeit werden im 6. Kapitel behandelt. Dann geht der Verfasser im 7. Kapitel zur Frage nach dem Alter des Menschengeschlechtes über. Er legt hier einen kritischen Maßstab an die Altersberechnungen der Eiszeitperioden und ist mit einigen neueren Forschern wie R. Lepsius und Geinitz geneigt, jene Zeiträume für kürzer zu halten, als sie bisher meist eingeschätzt werden. Das war übrigens auch schon die Ansicht des französischen Geologen de Lapparent. Eine Übersicht über die prähistorischen Perioden und ein Sachregister schließen das Buch.

Die Abbildungen sind meist recht gut. Besonders gilt das von den photographischen Originalaufnahmen des Verfassers, die zum Teil aus den von ihm selbst besuchten südfranzösischen Höhlen stammen. Einige Abbildungen (II 46 u. 47, Pithecanthropus) sollten wohl für eine folgende Auflage durch bessere ersetzt werden.

Noch einige kleine Bemerkungen. Falls der von Schlosser aus dem Oligocän von Ägypten beschriebene Propliopithecus wirklich zu den Anthropoiden gehört, ist das Auftreten der menschenähnlichen Affen schon vor das Miocän (S. 53) zu verlegen. Der Heidelberger Mensch wurde von Schoetensack nicht als ein „Bindeglied zwischen Affe und Mensch" betrachtet (S. 118 u. 120), sondern als ein gemeinschaftlicher Vorfahre beider. Für die Beweisführung des Verfassers ist dies übrigens von keiner Wichtigkeit.

E. Wasmann S. J.

Bücherschau.

Ein Karolingischer Missions-Katechismus. Ratio de Cathecizandis Rudibus und die Tauf-Katechesen des Maxentius von Aquileia und eines Anonymus im Kodex Emmeram. XXXIII saec. IX. Von Dr Joseph Michael Heer. [Biblische und Patristische Forschungen. 1. Heft.] Lex.-8° (VIII u. 104) Freiburg 1911, Herder. *M* 3.—

Heer, a. o. Professor an der Universität Freiburg i. Br., bietet uns hier aus einem Münchener Kodex, der aus St Emmeram in Regensburg stammt und dem 9. Jahrhundert angehört, den Text und eine kritische Untersuchung von sechs zusammengehörenden Ansprachen an Heiden, die den Zweck haben, die Heiden zur Annahme des Christentums zu bewegen. Der gemeinsame Titel lautet: Ratio de Cathecizandis Rudibus. Die erste Ansprache handelt nach einigen Vorfragen an den Proselyten über den Grund, weshalb er Christ werden wolle, von der Nichtigkeit der irdischen und dem Wert der himmlischen Güter sowie vom Ziel und Ende des Menschen. Die zweite spricht sehr summarisch von den „zehn Geboten" und dem Hauptgebote, der Liebe zu Gott und zum Nächsten. Die dritte richtet sich mit großem Nachdruck gegen Götzendienst und Aberglauben. Gegenstand der vierten und fünften Ansprache ist die Verehrung des einen, wahren Gottes. Die sechste entwickelt in ergreifender Weise den monotheistischen Gottesbegriff. Von Trinität, Menschwerdung, Erlösung, Kirche usw. ist noch keine Rede. Hierüber sollte offenbar bei der Erklärung des Glaubensbekenntnisses, die zum Taufunterricht gehörte, das Nötige gesagt werden. Heer hält es auf Grund einer voraufgeschickten kritischen Untersuchung für wahrscheinlich, daß dieser Zyklus katechetischer Belehrungen um das Jahr 800, wo die Karolingische Heidenmission lebhaft im Gange war, von einem praktischen Missionär, vielleicht einem Mönch aus St Emmeram in Regensburg, zum Zwecke der Bekehrung der südlichen Sachsen oder Avaren verfaßt worden sei. Die Gründe, die er für seine Annahmen beibringt, sind nicht ohne Gewicht, doch liegen zur Gewinnung eines sichern Resultates zu wenige Anhaltspunkte vor. Außer den genannten katechetischen Ansprachen enthält die Schrift noch Karls d. Gr. Enzyklika über die Taufe, die Taufkatechese des Patriarchen Maxentius von Aquileja und die eines Anonymus, die beide Antwortschreiben auf jene Enzyklika Karls d. Gr. darstellen. In einem dreifachen Anhang bespricht der Verfasser ferner das Epistel-Homiliar des Pseudo-Beda, zwei Karolingische Bußpredigten und eine deutsche Synode um das Jahr 800, die sich im gleichen Kodex Emmeram. XXXIII finden.

Das heilige Meßopfer dogmatisch, liturgisch und aszetisch erklärt. Klerikern und Laien gewidmet von Dr Nikolaus Gihr. Elfte bis dreizehnte Auflage. (21.—25. Tausend.) gr. 8° (XX u. 688) Freiburg 1912, Herder. *M* 7.50; geb. in Leinw. *M* 9.—

Beim ersten Erscheinen wurde das obige Werk in dieser Zeitschrift (XIV 93 ff.) lobend besprochen. Das Lob ist nicht allein geblieben, und es ist auch nicht allein beim Lobe geblieben: die weite Verbreitung, welche das Werk gefunden hat, verdient dasselbe, wie wenige andere eine solche verdienen. Vornehmlich für Priester und Priesterkandidaten berechnet, um dieselben zu einem tieferen Verständnis des großen Geheimnisses der heiligen Messe und zu um so andächtigerem Vollzug der Meßfeier anzuleiten, hat es doch auch in Laienkreisen Eingang gefunden, und der hochwürdigste Herr Verfasser hat besonders in der jetzt vorliegenden Auflage das Werk für eine gedeihliche Benützung seitens der Laienkreise noch zugänglicher gemacht. — In der Tat bietet es nicht nur eine gründliche dogmatische Belehrung über das heilige Meßopfer und die daran sich knüpfenden Fragen und eine allseitige

und salbungsvolle liturgische Erklärung des lateinischen Meßritus, sondern auch eine reiche Fülle aszetischer Anregungen, welche den Leser in den Stand setzen, in würdiger Weise an jenem hochheiligen Geheimnisse teilzunehmen und in ausgiebigem Maße sich die Früchte desselben anzueignen. — Einzelheiten können hier nicht näher besprochen werden. Um jedoch einen Punkt herauszuheben, möge hingewiesen sein auf die lichtvolle Behandlung der Fragen über das Priestertum Christi und dessen stellvertretende Sühne (§ 5—10 20), welche in jüngerer Zeit auf bedauerliche Weise selbst unter katholischen Gelehrten mißverständliche Deutungen erfahren hat und in gewissem Sinne zum Stein des Anstoßes ward. — Möge das prächtige Werk sich noch recht viele Leser erobern!

Eine babylonische Quelle für das Buch Job? Eine literar-geschichtliche Studie von P. Dr Simon Landersdorfer O. S. B. [Biblische Studien. Herausgegeben von Dr O. Bardenhewer. XVI, 2.] gr. 8° (XII u. 138) Freiburg 1911, Herder. *M* 4.—

Den Inhalt der Studie bildet das babylonische Lied des leidenden Gerechten (Transkription des Textes, Übersetzung, Kommentar), Würdigung des Liedes nach literarischen Gesichtspunkten, Würdigung des Buches Job nach literarischen Gesichtspunkten, Vergleichung der beiden Dichtungen. Ein Kapitel über die „mythologischen Einschläge“ im Buche Job wurde vom Verfasser als leicht entbehrlich ausgeschaltet, da diesbezügliche Berührungspunkte zwischen den beiden Dichtungen mangels jeglicher mythologischer Anspielung im babylonischen Gedicht ganz und gar ausgeschlossen sind. Als Entstehungszeit des Buches Job gilt dem Verfasser das Exil oder die Zeit kurz vorher, etwa des Propheten Jeremias, als Grundlage des Buches Job eine Prosaerzählung, die im Laufe der Jahrhunderte sich vielleicht mehrfach umgebildet hat, aber auf ein historisches Faktum aus der Patriarchenzeit, lange vor Moses, zurückgeht. Die Untersuchung über die literarische Abhängigkeit der biblischen Erzählung von der babylonischen wird methodisch durchgeführt. Alle in Frage kommenden Gesichtspunkte werden gebührend hervorgehoben und bei jedem einzelnen die äußere Möglichkeit und die innere Wahrscheinlichkeit sorgfältig gegeneinander abgewogen. Mit gesundem Urteil formuliert der Verfasser sein Schlußresultat: „Es ist kein Grund vorhanden, irgendwelche literarische Abhängigkeit des biblischen Buches Job von dem babylonischen Lied des leidenden Gerechten, weder eine direkte noch eine indirekte, anzunehmen.“ In der Tat erklären sich die Ähnlichkeiten aus der natürlichen Entwicklung des Erzählungsstoffes; ihnen steht eine große Zahl bedeutender Verschiedenheiten gegenüber, die das biblische Buch hoch über sein babylonisches Gegenstück erheben; schließlich fehlen alle positiven Beweise für eine Abhängigkeit. Das Schlußresultat des Verfassers bleibt auch dann zu Recht bestehen, wenn seine oben erwähnten Ansichten über das Buch Job nicht ungeteilten Beifall finden.

Messianische Weissagungen. Aus dem massoretischen und Vulgata-Texte für akademische Übungen zusammengestellt. Von P. Maternus Wolff O. S. B. kl. 8° (IV u. 104) Trier 1911, Verlag „Mosella“ G. m. b. H. *M* 1.20

Der hochw. Verfasser hat, wie schon der Titel lehrt und wie ein näherer Einblick bestätigt, ein für philologische und exegetische Übungen recht geeignetes, auch bei dogmatischen Vorlesungen gut brauchbares Büchlein geschaffen. Es genügt, darauf hinzuweisen und zu bemerken, daß der Druck, ganz wenige Fälle abgerechnet, gut und korrekt und ein vollständiges hebräisch-deutsches Wörterverzeichnis beigegeben ist. — Ps 16, 10 ist die Deutung לִרְאוֹת שַׁחַת experiri corruptionem (vgl. König, Hebr. Wörterbuch 424[b] 3c u. 495[b] oben) philologisch gut haltbar und im Sinne der messianischen Prophetie allein haltbar, daher nicht gegen die Übersetzung „das Grab schauen“ einzutauschen.

Die Apostelgeschichte. Übersetzt und erklärt von Dr E. Dentler. 12° (LXXII u. 484) Mergentheim 1912, Ohlinger. *M* 3.—; geb. *M* 4.20

Das sorgfältig gedruckte und gefällig ausgestattete Werk ist zu weiterer Verbreitung in gebildeten Kreisen bestimmt. Die ganze Anlage ist darauf berechnet, auch jedem nicht fachmännisch gebildeten, aber doch für die Heilige Schrift und die Urgeschichte der Kirche interessierten Katholiken einen eigenen Einblick in die Apostelgeschichte und das Verständnis ihres Inhalts zu ermöglichen. Die „Einleitung" orientiert eingehend über Verfasser, Echtheit, Glaubwürdigkeit, Zeit und Zweck des heiligen Buches. Daran schließt sich eine wohldurchgearbeitete, leicht faßliche Erklärung der ganzen Apostelgeschichte. Damit ist ein verständnisvolles und genußreiches Lesen der schönen Übersetzung angebahnt, die das Werk zum Abschluß bringt. Jeder der beiden Hauptteile, Erklärung und deutsche Übersetzung, bildet ein abgeschlossenes Ganzes für sich. Dem ganzen Werkchen, das sichtlich nach allseitigen gründlichen Vorstudien mit großer Sorgfalt und liebevollem Interesse geschrieben wurde, gebührt warme Anerkennung. Wir wünschen ihm eine gute Aufnahme und die Verbreitung in katholischen Kreisen, die es vollauf verdient. Übrigens wird auch der Theolog, der Geistliche, das Bändchen mit Genuß durchlesen, in welchem er die Resultate vieler Studien so bequem zusammenfindet.

Bijbellessen voor iedereen. De Eerste Brief van den Apostel Petrus, uit het grieksch vertaalt en verklaard door J. P. van Kasteren S. J. 16° (212) Utrecht, Van Rossum, u. s'Hertogenbosch, Tenlings 1911. *fl* 1.75

Geloof en Wetenschap: studiën voor onzen tijd. Serie VII, Nr 2 en 3. **Wat Jesus predikte.** Eene verklaring van het Onze Vader. Door J. P. van Kasteren S. J. 16° (132) Nijmegen 1911, Malmberg. 70 *cts.*

Die katholische Geistlichkeit der Niederlande ist rührig am Werke, das katholische Volk mit einer reichen, soliden Literatur religiös belehrenden Inhalts zu versehen. Der Apostolische Verein „Petrus Canisius" hat bislang einen Broschürenzyklus geschaffen, deren 36. Nummer das an erster Stelle von uns genannte Bändchen ist. Anderseits liegt von der Sammlung Geloof en Wetenschap schon die siebte Serie, im ganzen 38 Nummern, vor. — Die hier angezeigten zwei Bändchen zeichnen sich durch Wissenschaftlichkeit, populäre Anschaulichkeit und eine Sprache, die von Herzen kommt und zu Herzen geht, in gleicher Weise aus. Das erste bietet eine fortlaufende kurze Erklärung des ersten Petrusbriefs. Das zweite ergründet tief und vielseitig das Gebet des Herrn, und zwar, wie der Titel besagt, als Lehrstück oder vielmehr als kürzeste Zusammenfassung der Lehre Christi.

Patrologia orientalis. Migne-Format. Paris 1911, Firmin-Didot (Paris).

Tom. VI, Fasc. 4: **Sévère, Ibn Al-Moqaffa', Histoire des Conciles.** Édition et Traduction. Par L. Leroy et S. Grébaut. (640) Subskriptionspreis *Fr.* 6.60 (sonst *Fr.* 10.45).

Tom. VIII, Fasc. 1: **Jean Rufus Évêque de Maïouma, Plérophories,** éditées par F. Nau. (208) Subskriptionspreis *Fr.* 7.80 (sonst *Fr.* 12.35).

Tom. IX, Fasc. 1: **Le livre d'Esther, Version Éthiopienne.** Éditée et traduite par Francisco Maria Estève Pereira. (56) Subskriptionspreis *Fr.* 2.10 (sonst *Fr.* 3.35).

Der koptische Jakobit Severus, Bischof von Aschmounaïn, schrieb im 10. Jahrhundert dieses „zweite Buch" einer Konzilsgeschichte als Fortsetzung und Ergänzung seines Werkes gegen Eutychius (Patrolog. orient. III, 2). Die Ausgabe stützt sich auf ein arabisches Manuskript, das einzige in seiner Art. Trotz seiner Tendenz ist dieses Werk, wie auch die Plerophorien des monophysitischen Bischofs Rufus, von

nicht zu unterschätzendem Wert für die Geschichte des Symbols und der ältesten Konzilien. Man wird sich der ungeheuren Schwierigkeiten bewußt, welche die Christen zwischen dem Konzil von Ephesus und dem von Chalcedon durchmachen mußten. Die Sachlage war folgende: Philosophisch gebildete Nestorianer — aber nicht schon Nestorius, wie Nau anzunehmen scheint — vertraten nach dem Konzil von Ephesus die christologische Formel: „zwei Naturen und ein Subjekt (Hypostase, Person) in Christus“. Die rechtgläubigen Anhänger des Ephesinums hielten das für eine Ausflucht und wollten von dieser Neuerung nichts wissen; man gefiel sich in der als athanasianisch geltenden Formel, die auch dem hl. Cyrill von Alexandrien gefiel, „eine fleischgewordene Natur (φύσις) des Logos“. Als daher die Formel „zwei Naturen und eine Hypostase“ vom Konzil in Chalcedon angenommen wurde, gerieten gerade die eifrigsten Anhänger des Ephesinums in höchste Aufregung und denunzierten den Ausdruck als nestorianisch. Eutyches gaben auch sie vollkommen preis. Er galt allen gelehrten Monophysiten als Luft und komische Figur. Der Mann hatte nichts zu bedeuten. Die armen Gläubigen verloren vollends alle Sicherheit, als eine Reihe von Bischöfen, welche die Konzilsakten in Chalcedon unterschrieben hatten, erklärten, sie hätten gegen ihre Überzeugung nachgegeben. Hunderte von Mönchen, deren heiliges Leben überall verkündet wurde, bekamen jetzt Tag und Nacht Erscheinungen und Offenbarungen, in denen Christus ihnen „Anathem auf Chalcedon“ zurief. Eine Unmenge von Wundern wurde berichtet. Das alles wird uns bis in die kleinsten Einzelheiten mit den Namen aller Zeugen von Rufus in den Plerophorien erzählt. Die Monophysiten erklärten die Anhänger Chalcedons für verkappte Nestorianer, welche zuletzt doch nur Christi Gottheit leugnen wollten. „Derselbe, welcher Gottes Wort ist, ist auch gestorben“, das ist unsere Formel, wiederholten sie stets und behaupteten, daß man in Chalcedon diesen Satz geleugnet habe. Wenn man ihnen das abstritt, so zitierten sie aus Leos Brief an Flavian die Worte: „Das Wort vollführt, was dem Wort zukommt, der (menschliche) Leib, was ihm eignet; der eine wirkt die Wunder, der andere leidet.“ Die logische Konsequenz aus diesem Satz, riefen sie triumphierend aus, ist die, daß Gott nicht gelitten hat, und das ist die Lehre des Paul von Samosata, welche weiter geht als die nestorianische Irrlehre. Das Anhängsel von der einen Person in Christus sei widerspruchsvolle Ausflucht und ein Deckmantel der Bosheit. Übrigens leugneten alle bedeutenden Monophysiten, wenigstens nach dem Jahr 451, die Vermischung beider Naturen in Christus. Sie lehrten, „das Wort habe einen beseelten, wirklichen Leib angenommen; die Einheit werde eben durch die Vereinigung (unionis modus) hergestellt, und die menschliche Natur existiere dann als solche nicht mehr; sie nahmen also offenbar an, daß diese Natur nur durch die Existenz des Wortes existiert. Den Herausgebern und Übersetzern gebührt wärmster Dank. Sehr verdienstlich ist auch Pereiras Edition und Übersetzung des äthiopischen Buches Esther. Die Textgeschichte der Septuaginta hat hier manches zu holen. Die Ausbeute wäre noch bedeutender, wenn die äthiopischen Manuskripte nicht so jung wären. Über die früheren Bände der Patrologia und die Sammlung als Ganzes vgl. diese Zeitschr. LXXXI 84 f.

Die Amtsenthebung der Pfarrer im Verwaltungswege. Systematische Darstellung und Erläuterung des Dekrets der Konsistorialkongregation Maxima cura vom 20. August 1910 von Prof. Dr N. Hilling. 8° (68) Mainz 1911, Kirchheim & Co. *M* 1.50

Die längst bekannte amotio oeconomica hat durch das Dekret der Konsistorialkongregation Maxima cura eine genauere Bestimmung erhalten. Einmal sollen die seelsorglichen Interessen der Gläubigen stärker als bisher geschützt werden, weshalb die Gründe für die Amtsenthebung erweitert und vermehrt sind. Dann wird durch sorgfältige Ordnung des Verfahrens die nötige Bürgschaft gegen Willkür gewähr-

leistet. Hilling gibt dem Dekret eine eingehende Erklärung und beseitigt dadurch die Einwände, die anfangs hin und wieder gegen die päpstliche Bestimmung erhoben wurden.

Die Reformen des Papstes Pius X. auf dem Gebiete der kirchenrechtlichen Gesetzgebung von Prof. Dr Nikolaus Hilling. 8° (X u. 288) Bonn 1909, Hanstein. *M* 2.—

Die umfassenden kirchenrechtlichen Bestimmungen Pius' X. werden von Hilling nach ihrem Inhalte dargelegt, kurz erklärt, und Wünsche für andere Gestaltung oder Ergänzung werden angedeutet. Die Reformen betreffen die wissenschaftliche Ausbildung und Erziehung des Klerus, die Weihekompetenz der Bischöfe, die Standespflichten des Klerus, die Neuorganisation der römischen Kurie, die Persolvierung der Manualmessen, die Form der Verlöbnisse und der Eheschließungen, die religiösen Kongregationen, die Verleihung der päpstlichen Ehrentitel und Orden. Was gegen die etwaige Aufhebung der für Deutschland durch die Konstitution Provida sapientique geschaffenen Sonderstellung in Behandlung der Mischehen gesagt wird (S. 120 ff), wird kaum auf uneingeschränkte Zustimmung rechnen können. Für die weitreichende kirchenrechtliche Reformarbeit hebt Hilling treffend folgende Gesichtspunkte hervor, S. 15: Pius X. mißt dem Kirchenrechte wegen seiner seelsorglichen Bedeutung einen sehr hohen Wert bei. Die angestrebte Reform soll auf dem Gebiete der kanonistischen Studien seitens der Geistlichen und durch Zusammenfassung und Umgestaltung der kirchlichen Gesetze erfolgen.

Hat der heilige Apostel Thomas in Indien das Evangelium gepredigt? Eine historische Untersuchung. Von Karl Heck, Lehramtspraktikant. Mit Kartenskizze. 4° (44) Radolfzell 1911, Selbstverlag. *M* 1.—

Auf Grund fleißiger Durchforschung namentlich der frühchristlichen Literatur wird dargetan, daß das Christentum schon früh in Indien Eingang gefunden hat, daß eine weitverbreitete uralte Tradition die Wirksamkeit des Apostels in jenen Ländern bezeugt und daß die Nachrichten des Altertums über den lebhaften Handelsverkehr von Ägypten und Kleinasien nach Indien und China und über die starke Beteiligung daran von seiten der weit nach dem Osten Asiens hin zerstreuten Juden diese Tradition glaubhaft zu machen geeignet sind. Als Hauptwirkungskreis des Apostels ist das parthische Reich des Königs Gundaphar im Norden Indiens (Kabultal, Pandschab, Guzerat) anzunehmen; die Übertragung von Reliquien, die als die Überreste des Apostels verehrt wurden, von Indien nach Edessa etwa um 232 steht historisch fest. So weit stimmen die Ergebnisse mit dem, was P. Dahlmann in dem 107. Ergänzungsheft zu dieser Zeitschrift, Die Thomas-Legende (Freiburg 1912), seinerseits festgestellt hat. Verschiedenheit besteht hingegen in Bezug auf die von den Christen Südindiens seit vielen Jahrhunderten erhaltene Überlieferung, daß ihre Kirchen im Süden vom Apostel persönlich gegründet seien und daß dieser sein Grab ursprünglich im südlichen Vorderindien, in Meliapur, gehabt habe. Auch nach P. Dahlmann wäre es sehr wohl möglich, daß die ersten Christengemeinden des indischen Südens noch im apostolischen Zeitalter entstanden sind, und ebenso erklärlich, daß eine besondere Verehrung des Apostels Thomas und die Vorstellung von einem Zusammenhang zwischen seiner indischen Missionsreise und der Entstehung ihrer Kirchen schon früh sich ausbilden konnte. Indes setzt die Bezeugung der letztgenannten lokalen Traditionen viel zu spät ein, um eine Sicherheit zu gewähren. Trotz aller Achtung für die frommen Überlieferungen des indischen Südens sah Dahlmann sich außer stande, dieselben wissenschaftlich zu vertreten, hat dagegen triftige Momente dafür ins Feld geführt, daß die ursprüngliche Grabstätte des Apostels am Schauplatz seiner Wirksamkeit im Norden Indiens, im Reiche des Gundaphar gewesen sei. In den Hauptfragen stützen sich die beiden völlig unabhängig voneinander entstandenen

Untersuchungen und ergänzen sich gegenseitig. Es ist recht anregend, beide Schriften zu vergleichen auch in dem, worin sie nicht übereinkommen. Auch wenn die lokalen Traditionen Südindiens gegenüber den für den indischen Norden geltend gemachten Argumenten nicht bestehen können, hat der fleißige Verfasser doch keineswegs umsonst gearbeitet.

Päpste, Kardinäle und Bischöfe aus dem Cisterzienserorden. Von Dominicus Willi S. Ord. Cist. [Sonderabdruck aus der Cisterzienserchronik. 23. u. 24. Jahrgang.] gr. 8° (112) Bregenz 1912, Teutsch.

Von 2 Päpsten, 42 Kardinälen und 533 Bischöfen, die dem Zisterzienserorden angehörten, und von einer großen Zahl solcher, die irrtümlich oder auf unsichere Angaben hin dem Orden zugeteilt wurden, liegen die wichtigeren Lebensdaten nebst der hauptsächlichen Literatur vor. Abgesehen von den Heiligen und Seligen finden sich in dem Verzeichnis noch viele höchst merkwürdige Namen und bietet sich Gelegenheit zu mancher Beobachtung. Während des 12. Jahrhunderts werden nicht weniger als 15 Zisterzienser zu Kardinälen erhoben, im 13. Jahrhundert deren 13, im 14. noch 6. Das 17. Jahrhundert gab dem Orden 4 Kardinäle, und zwar von hervorragender Art. Innozenz IV. erhob 1244 gleich 3 Zisterzienser auf einmal zu Kardinälen, ähnlich Eugen III. schon 1150; daß zwei aus demselben Orden im gleichen Jahre kreiert wurden, wiederholte sich öfter; insbesondere die großen Päpste Innozenz III. und Alexander III. haben sich viele ihrer Ratgeber aus dem Zisterzienserorden geholt. Unter den Bischöfen des 19. Jahrhunderts begegnet man nicht wenigen Zisterziensern wie in Amerika so auch in Deutschland. Erzbischof Boll von Freiburg, gest. 1836, der Apostolische Vikar von Sachsen F. L. Mauermann, gest. 1845, der bekannte Dichter Ladislaus Pyrker, Erzbischof von Erlau, gest. 1847, gehörten dem Orden an, endlich der hochw. Bischof von Limburg, der Verfasser dieses Werkchens selbst. Für Livland werden im ganzen 6 Zisterzienserbischöfe nachgewiesen: der Märtyrer Bertold, der Kriegsheld Bernhard v. d. Lippe, Hermann Buxhoeven, der den Bischofsitz 1224 von Leal nach Dorpat verlegt, und Hermann Wessel, der als letzter Bischof von Dorpat durch die russischen Eroberer fortgeschleppt wurde. Genannt werden als „Bischof von Livland" noch A. L. Wolf von Lüdinghausen, gest. 1678, und August Wessel, gest. 1735, von denen jedoch keiner im Lande selbst sich behaupten konnte. Ähnliche interessante Erscheinungen hat die Kirche fast jedes Landes, und so kann der Geschichtsfrennd nur mit vielem Vergnügen das Verzeichnis überschauen. Dasselbe leistet aber auch nützliche Dienste dank der kritischen Sichtung und Ausscheidung der vielen irrtümlicherweise dem Orden zugeschriebenen kirchlichen Würdenträger, wie auch der bequemen Zusammenstellung der Lebensdaten.

Der Anteil des Elsaß an den geistigen Bewegungen des Mittelalters. Rede zur Feier des Geburtstages Sr Majestät des Kaisers am 27. Januar 1912. Gehalten von Dr Clemens Baeumker. gr. 8° (60) Straßburg 1912, Heitz. *M* 2.—

Es müßte kein Deutscher sein, der nicht für Straßburg und das Elsaß eine besondere Anteilnahme im Herzen trüge. Über die innige Zusammengehörigkeit der dortigen Geisteskultur mit der des deutschen Südwestens bringt der Festredner, nachdem er den Pflichten patriotischer Huldigung Genüge geleistet, auf knappen 25 Druckseiten so viel Neues und Schönes, daß weitere 25 Seiten voll gedrängter Anmerkungen kaum ausreichen, alles zu belegen. Da ist die karolingische Bildungsblüte, vertreten durch Bischof Bernald und Otfried von Weißenburg, die Zeit des Minnesanges hat neben Gottfried von Straßburg Reinmar den Alten und Heinrich den Glichezaere. Dem derben, kraftvollen Propst Mangold aus der Zeit des Investiturstreits folgt unter den Hohenstaufen der Scholastikus Gunther, der Dichter des Ligurinus. Die Hochscholastik schafft sich Eingang im Elsaß und ergänzt in dem

Dreigestirn Ulrich, Hugo und Thomas, doch wird dieses noch weit überstrahlt durch das mächtige Aufleuchten jenes mystischen Zuges, der dem Elsaß zu eigen verliehen ist. Tauler und Merswin sind Elsässer, Meister Eckart hat vorzüglich im Elsaß gewirkt. Anderes hat der Redner nur kurz zu streifen vermocht, aber alles, was er gegeben hat, verdient Dank. Besonders gilt dies von den Mitteilungen über die Pflege der Scholastik im 13. Jahrhundert und das kostbare Stück (S. 48—50) aus dem noch ungedruckten Werke des Dominikaners Ulrich Engelberti. Daß die für Straßburg äußerlich glänzende Zeit des Humanismus und der religiösen Neuerung als bekannt vorausgesetzt wurde, war gerechtfertigt, der Einblick in die Abirrungen und Gefahren des 14. Jahrhunderts war ungleich wichtiger. Die Rede als Ganzes erweckt den Eindruck, als ob hier Grundlinien hingezeichnet wären, über denen einmal ein prächtiger Bau sich erheben könnte.

Die wichtigeren Stifte, Abteien und Klöster in der alten Erzdiözese Köln. I. Von E. Podlech, em. Pfarrer. gr. 8⁰ (VIII u. 334) Breslau (o. J.), Görlich u. Coch. *M* 6.80

Die untergegangene Welt der zahlreichen geistlichen Genossenschaften, mit welchen die alte Kölner Erzdiözese (mit Einschluß des Herzogtums Westfalen und des Gelderlandes) dereinst übersät war, soll den Blicken der Jetztlebenden anschaulich vor Augen geführt und dadurch über vergangene Zeiten wie über heute noch Fortdauerndes lehrreicher Aufschluß gegeben werden. Vorliegender Band gibt die Geschichte von 34 Stiften, von denen der Stadt Köln 11 angehören; die Zahl der männlichen Stifte ist stark überwiegend. Ein folgender Band soll 22 Abteien, der dritte 44 kleinere Klöster behandeln. Was angestrebt zu werden scheint, ist neben der richtigen Gesamtvorstellung eine umfassende Aufsammlung der in Fachzeitschriften und Spezialuntersuchungen weithin verzettelten Einzelforschungen, aber mit solcher Schlichtheit und Gemeinverständlichkeit der Darstellungsweise, daß dieselbe weitesten Kreisen zugänglich bleibt. Ähnlich war Podlechs 1879 erschienene „Geschichte der Erzdiözese Köln“ gehalten, und die Fertigstellung des vorliegenden Werkes dürfte wohl zum großen Teil auch jener etwas zurückliegenden Zeit angehören, wenn schon einiges nachgetragen worden ist. Auch das Literaturverzeichnis an der Spitze des Bandes erscheint als spätere Zugabe, während bei den einzelnen Stiften die Spezialliteratur vollständig fehlt. Unterabteilung, Zusammenstellung, Übersicht darf man nicht erwarten. Weder ein Lehrbuch noch ein Nachschlagewerk liegt im Plane, sondern ein Buch zum Lesen. Die Geschichte des geistlichen Hauses von der Gründung bis zur Aufhebung durch die verschiedenen Entwicklungsphasen hindurch wird kurz erzählt, Kirchen und Gebäude genetisch beschrieben, auf namhaftere Persönlichkeiten oder merkwürdige Ereignisse wird hingewiesen. Gern hebt der Verfasser wissenschaftliche Verdienste oder Beispiele christlicher Hochherzigkeit hervor; Kritik übt er mit Mäßigung und Schonung, mag er sich auch einmal derb ereifern gegen die Legendenpoesie, in der er Fälschungen sieht. Der Historiker von Fach und zumal der Spezialforscher wird nicht in allem befriedigt sein; für die Weiterbenutzung macht der Mangel an Belegen sich unangenehm fühlbar. Aber brauchbar und bequem ist ein solches Sammelwerk und wird es noch mehr sein, wenn es einmal mit seinem Register fertig vorliegt. Man kann recht vieles Wissenswerte hier beisammen finden, und etwas Besseres in diesem Gebiet bzw. dieser Art ist einstweilen nicht zur Stelle.

Honoré Tournely und seine Stellung zum Jansenismus. Mit besonderer Berücksichtigung der Stellung der Sorbonne zum Jansenismus. Ein Beitrag zur Geschichte des Jansenismus und der Sorbonne. Von Dr theol. Joseph Hild. [Freiburger Theologische Studien. 5. Heft.] gr. 8⁰ (XX u. 188) Freiburg 1911, Herder. *M* 3.60

Über einen so vielseitigen und gediegenen Theologen der alten Schule, der in die dogmatischen Kämpfe seinerzeit so tief verstrickt war wie Tournely, eine Mono-

graphie wagen, setzt ernste Arbeit voraus, nicht bloß Findigkeit in Beschaffung des historischen Materials, sondern mehr noch Beschlagenheit in der Dogmatik und ein in beharrlichem Studium geklärtes Urteil. Den Anforderungen, welche an eine solche Arbeit gestellt waren, hat der Verfasser in anerkennenswerter Weise entsprochen. Über Tournelys Persönlichkeit, Lebenslauf, Doktrin und öffentliches Ansehen hat er mit großem Fleiß das Erreichbare gesammelt und damit zugleich der schulgemäßen Theologie des 18. Jahrhunderts, die in Tournely einen ihrer glänzendsten Vertreter aufzuweisen hat, gegenüber so vielen summarischen Verdikten die beste Genugtuung verschafft. Größere Bedeutung und weiterreichenden Nutzen hat die gewissenhafte Studie für die Geschichte des Jansenismus. Soweit es die umstrittenen Lehrpunkte und soweit es die charakteristische Kampfesweise des jansenistischen Lagers angeht, hat die Schrift trotz ihres bescheidenen Umfanges ganze Arbeit getan. Neben der klaren Erörterung der schwierigsten dogmatischen Kontroversen bietet sie die Frucht aus der Durcharbeitung einer ebenso umfangreichen wie leidenschaftlich getrübten Streitliteratur. Wenn auch für die jansenistischen Parteikämpfe im großen der politische und gesellschaftliche Hintergrund, für die Führer der Sekte die psychologische Entwicklung noch mehr zu ergründen bleibt und tausend Einzelfragen einer gründlicheren Erforschung offen stehen, ist doch hier die zutreffend richtige Diagnose gegeben, die den Sitz des Übels und die störende Wirkung auf die Gesundheit des Gesamtkörpers klar erkennen läßt. Daß gelegentlich der Appellation vom Papst an das künftige allgemeine Konzil (S. 136) der strengen kirchlichen Verbote mit keiner Silbe gedacht wird, erscheint etwas auffallend unerachtet der richtig betonten Voreingenommenheit auf seiten Tournelys. Für Dubois' nicht unbedeutendes Eingreifen in die geschilderten kirchlichen Wirren wäre Bliard (Dubois Cardinal et Premier Ministre II 279—308) mit Nutzen herangezogen worden. Im übrigen erscheint die Schrift als reife Frucht beharrlicher und gewissenhafter Arbeit, und wenn auch durch etwas Umständlichkeit in der Form sich als Erstlingsschrift verratend, eine recht tüchtige und erfreuliche Leistung.

La Russie et le Saint-Siège. Études Diplomatiques. Par le R. P. Pierling. V. 8° (VI u. 480) Paris 1912, Plon. *Fr.* 7.50

Die Zeiten Katharinas II., Pauls I., Alexanders I., mit welchen der gegenwärtige Band sich zu beschäftigen hat (vgl. diese Zeitschr. LXXIII 106 f), sind an großen Ereignissen, die auf das Los der Katholiken im russischen Reiche Einfluß übten, gewiß nicht arm gewesen. Die Teilung Polens, die Aufhebung der Gesellschaft Jesu, das Zuströmen der vor der Revolution flüchtigen französischen Emigranten, die Ermordung Pauls I., die politische Stellungnahme Alexanders I. mußten für die Katholiken des Zarenreiches ihre Wirkung fühlbar machen. Doch sind es nicht diese Ereignisse selbst, welche eingehender zur Darstellung kommen. Es handelt sich vielmehr um die diplomatischen Beziehungen zwischen Rom und St Petersburg, um Nuntiatur und Gesandtschaft, um die gesetzliche Regelung der den Katholiken unentbehrlichsten Freiheit, um die geistliche Jurisdiktion und den Verkehr mit dem Heiligen Stuhl in Religionsangelegenheiten. Die Entwicklung der Dinge, wie sie hier zu berichten ist, zeichnet sich nicht gerade aus durch Mannigfaltigkeit der Auffassungen oder Reichtum überraschender Wechselfälle. Je näher verhältnismäßig die Regierungsperiode jener drei Beherrscher aller Reußen uns noch gerückt ist, um so schroffer erscheint der Anachronismus in ihrem Regierungssystem, der Herrschaft der brutalen Gewalt auch über die Gewissen. Historisch merkwürdige Persönlichkeiten waren immerhin alle drei, so daß ihr Charakter zu vertiefter psychologischer Betrachtung geradezu herausfordert. Merkwürdige Menschen waren auch viele der übrigen Handelnden, die aus dem hier geschilderten Gewebe von Diplomatenkünsten, Intrigen, Torheiten und Gewalttätigkeiten deutlicher sich abheben. Neben den Päpsten Pius VI. und Pius VII., die an den Beziehungen zu Rußland persönlich

großen Anteil nahmen, kommen hier insbesondere die Kardinäle Consalvi und Litta, die päpstlichen Diplomaten Garampi und Archetti in Betracht. Trotzdem bedurfte es der außergewöhnlichen Kunst der Darstellung, wie sie dem Verfasser eignet, um auch diese trostlose Periode mit all ihren Schatten und all ihrer Ergebnislosigkeit zu einer so anziehenden Lesung zu gestalten, daß man nur ungern sich von ihr trennt, und zugleich so inhaltreich und vollständig, daß nichts von Bedeutung der Aufmerksamkeit entgeht. In Bezug auf das traurige Los der Griechisch-Unierten muß man mit den allgemeinen Umrissen und Andeutungen sich begnügen, wie die diplomatischen Verhandlungen sie aufweisen. Um so gründlicher wird die Lage der römischen Katholiken des lateinischen Ritus dem Verständnis und der Anschauung erschlossen, und viel Bemerkenswertes folgt noch nebenbei. Über die eigentümlich verwickelte Stellung Pauls I. zum Malteserorden findet man die trefflichsten Aufschlüsse, nicht minder über den aufregenden diplomatischen Streitfall wegen des russifizierten französischen Emigranten Du Vernègues, dessen Auslieferung der Erste Konsul von der päpstlichen Regierung erzwang. Von ungleich größerer Bedeutung als solche ephemere Zwischenfälle war die Weitererhaltung und das erneute Wachstum der Gesellschaft Jesu in Weißrußland unter dem Schutze Katharinas II., unerachtet des Aufhebungsbreves von 1773. Durch die besondere Art der Promulgierung, die für die rechtskräftige Ausführung derselben päpstlicherseits vorgeschrieben war, wurde es dem Eigensinn jener herrschgewaltigen Frau ermöglicht, im kritischen Zeitpunkt der Unterdrückung entgegenzuwirken und bald schon auf vertraulichem Wege für ihr Tun die stillschweigende Zustimmung der höchsten autoritativen Stelle zu sichern. Wiewohl von dem Wirken der Jesuiten in Weißrußland eine erschöpfende Geschichte nicht gegeben, sondern die Angelegenheit nur nach Maßgabe der diplomatischen Dokumente gelegentlich gestreift wird, ist doch diese Sache mit so viel Klarheit und so reichem und neuem Quellenmaterial behandelt, daß dies allein schon dem Bande bleibenden Wert gibt. Merkwürdig, daß hier schon für das Jahr 1779 die „Kölnische Zeitung" als die heftigste Bekämpferin der Jesuiten bezeichnet wird und daß Katharina II. dies auf den direkten Einfluß der französischen Enzyklopädisten zurückführt (S. 112).

Fünfzig Jahre für Kirche und Papst. Chronik der Erzbruderschaft vom heiligen Erzengel Michael in Wien (1860—1910). Von Msgr Joseph Wolny. Mit vielen Faksimiles, Porträts und 15 Beilagen. gr. 8° (VI u. 460) Wien 1911, Selbstverlag der St Michaelsbruderschaft. Kanzlei: Wien I, Singerstraße 18.

Der Besitz des souveränen Papstes, der ganzen Kirche heilig, war mit Gewalt zerstückt und durch Revolutionierung verarmt; der mittellose Papst sah sich bedroht, er bedurfte der Armee und der Hilfsquellen, sie zu schaffen. Das weckte in der alten Kaiserstadt an der Donau den Entschluß, dem Papste zu Hilfe zu kommen. Ein Verein trat ins Leben 27. November 1860 zur Pflege der Papsttreue und zur wirksamen Papstunterstützung. Aus den andern Kronländern Österreichs schloß man sich an, und in vielen Diözesen Deutschlands zündete der heilige Funke. Ähnliche Vereine bildeten sich in den meisten Ländern Europas, und solange der Kirchenstaat bestand, hat diese Tätigkeit nicht gerastet. Seitdem ist mancherorts die Bewegung abgeflaut und gekühlt. Wien aber ist treu geblieben. Die Rechnungsbücher der Bruderschaft weisen auf über 15 Millionen Kronen, die während der verflossenen fünfzig Jahre als Gaben der Liebe dem Papste zu Füßen gelegt werden konnten, und die Versammlungen der Erzbruderschaft sind noch heute der Boden, auf welchem die tätigsten und einflußreichsten Katholiken Österreichs sich die Hand reichen. Die „Chronik", wie der Band zubenannt wird, enthält vor allem die Berichte und Reden dieser Generalversammlungen, die zahlreichen Adressen an den Papst und deren Beantwortung, Nachrichten über die von der Bruderschaft ausgegangenen Wallfahrten

und Audienzen und schließlich einen Anhang mit kurzen biographischen Notizen über all die angesehenen katholischen Männer, die in der Vereinssache sich betätigt haben. Auch die Tätigkeit der Michaelsvereine in den Diözesen Deutschlands wird berührt, und bekannte deutsche Männer wie Moufang, P. Pachtler, P. Klemens Schrader sieht man in der Vereinssache in Wien auftreten. Die Festschrift, so voll der Freudigkeit und des heiligen Stolzes, kommt nicht zu ungelegener Zeit. Liebe und Treue für den Papst bleiben auch heute noch das Kennzeichen des echten Katholiken, die Krone katholischer Pietät. Treu zum Papst — treu zur Kirche — treu zu Gott!

Der Kulturkampf. Sein Wesen und seine Wirkung. Ein Vortrag. Von A. von Ruville, Universitätsprofessor. 8° (44) Essen-Ruhr (o. J.), Fredebeul u. Koenen. 50 *Pf.*

Es ist eine in die Tiefe gehende geschichtsphilosophische Betrachtung, geistreich und selbständig durchdacht; man folgt gerne der so klaren wie glänzenden sprachlichen Darstellung und findet sich durch manche überraschende Lichtblicke belohnt. Die Gefahr einer inneren Zersetzung für den deutschen Katholizismus durch die Gifte des Rationalismus und des Staatskirchentums hat der Verfasser scharfblickend abgeschätzt als eine Bedrohung nicht nur der kirchlichen Einrichtungen, sondern eine Verkehrung der Herzen. Bei den Nationalliberalen der Kulturkampfzeit betont er die Ungeheuerlichkeit der Überhebung verbunden mit ebenso ungeheuerlicher Unwissenheit; sehr richtig wird im Kulturkampf, wenigstens während seiner brutalsten Periode, der „Versuch der Vernichtung" erkannt. In jeder Richtung erschöpfend möchte der kurze Vortrag gleichwohl nicht genannt, noch gerade jeder der geäußerten Auffassungen ohne Unterscheidung beigestimmt werden. Daß z. B. eine wirkliche Besorgnis vor dem neugegründeten Zentrum für Bismarck ein Bestimmungsgrund zur Eröffnung des Kulturkampfes gewesen sei, erscheint doch gar zu sehr wie eine Herabsetzung seiner staatsmännischen Urteilsfähigkeit. Die feindselige Agitation der Altkatholiken wird mit gutem Fug in Rechnung gezogen; ihr tatsächlicher Einfluß vielleicht aber doch überschätzt. Sehr hübsch wird der Schlußgedanke entwickelt, wie gerade das Zentrum, und durch dasselbe sogar der Kulturkampf, zur inneren Einigung des Deutschen Reiches beigetragen habe.

Kulturschatten. Essays von Franz Zach. 8° (XII u. 308) Graz u. Wien 1912, Verlag „Styria". *M* 2.40

Die einzelnen Kapitel dieses Buches sind als getrennte Essays entstanden und später gesammelt worden. Was sie aber zusammenhält, das ist die aktuelle Bedeutung, die alle diese kleinen Abhandlungen haben für jeden modernen Menschen, für den Kulturenthusiasten, aber auch für den Kulturpessimisten. Denn es ist nicht die Lust am Nörgeln, am Zerstören, die verbitterte, grämliche Negation, die das Buch geschrieben hat, sondern ein reiner, idealer Sinn, der „den Lichtwegen in eine bessere Zukunft" nachwandelt und im Gegensatz zu dem leuchtenden Ideal einer christlichen Weltgestaltung die tiefen Schatten, die auf der modernen Welt liegen, um so schärfer und kraftvoller sieht, um so schmerzlicher empfindet. Die besprochenen Gegenstände sind lauter moderne Fragen, deren ungestümes Drängen und Fordern wir täglich neu empfinden. „Zeitbilder, Seelenkultur, Zeitirrtümer, Schule und Religion, Zur Frauenfrage, Poesie und Religion, Schlechte und gute Bücher", das sind die großen Gruppen, unter welche die einzelnen Betrachtungen eingereiht sind. „Der Jude in der deutschen Literatur", „Der Tod in der modernen Literatur und Kunst", „Frauentum" sind besonders lehrreiche und gedankenvolle Kapitel. „Suche dir ein stilles Königreich" ist von wahrhaft feiner und lebenskundiger Psychologie eingegeben.

A. **Hartlebens Volksatlas,** enthaltend 86 Hauptkarten und 84 Nebenkarten in 125 Kartenseiten. Mit Text und alphabetischem Namenregister. Fünfte, vollständig umgearbeitete und erneuerte Auflage. gr. Folio. (44 S. Text.) Wien u. Leipzig 1911, Hartleben. *M* 12.50; geb. in Halbfranz *M* 15.—

Hartlebens „Volksatlas" bietet in der neuen, fünften Auflage ein vorzügliches, reichhaltiges und zuverlässiges Kartenwerk. Von den 125 Kartenseiten dienen 21 der allgemeinen Geographie, der Darstellung des Sternenhimmels und der Beschreibung des Erdbildes. Erwähnt seien Karten 12 und 13, die Anhaltspunkte bieten über Luftdruck und Wind in den Monaten Juli und Januar. Karte 18 stellt den Verkehr auf dem Mittelmeere dar; Karte 19, 20, 21 sind Tiefenkarten der Ozeane und 9 und 10 dienen der Geologie. Es kommen sodann 57 Karten auf die Darstellung Europas, 16 auf Asien, 10 auf Afrika, 15 auf Amerika, 6 auf Australien und Ozeanien. In der Terraindarstellung erscheinen die Erhebungen in der bekannten Raupenform mit Gefällsschraffen. Eine nicht allzu ausgeprägte Symbolik der Vertikalgliederung vermehrt die Deutlichkeit und erleichtert die rasche Entzifferung der Beschreibung. Für Ortschaften und Verkehrslinien ist der Atlas ein zuverlässiger Ratgeber; die Verkehrslinien sind dem neuesten Stande entsprechend ersichtlich gemacht. Ein erläuternder Text und ein alphabetisches Schlagwortregister von über 26 000 Namen erleichtern die Orientierung. Verläßlichkeit und Schönheit der Ausführung vereinigen sich also hier mit Wohlfeilheit im Preise, so daß dieses Kartenwerk ein „Volksatlas" im wahren Sinne des Wortes genannt werden darf.

Naturwissenschaftliche Bibliothek für Jugend und Volk. Herausgegeben von Konrad Höller und Georg Ulmer. 8° Leipzig, Quelle u. Meyer.

Im Hochgebirge. Von Prof. Dr C. Keller. Mit 27 Abbildungen. (144) 1912. In Orig.-Leinenband *M* 1.80

Das vorliegende Buch „Im Hochgebirge" behandelt das Pflanzen- und Tierleben der ganzen Welt. Zuerst wird die Frage der Lebensbedingungen und der Zukunft dieser Lebewesen nach den neuesten Forschungen erörtert, hierauf werden uns die verschiedenen Formen derselben in der europäischen und außereuropäischen Hochgebirgswelt vorgeführt, wobei der Verfasser auf die Tatsache hinweist, daß manche Vertreter sich in den verschiedenen Gebieten finden, was auf einen gemeinsamen Ausgangspunkt hinweist. Zugleich wird hervorgehoben, wie Pflanzen und Tiere aufeinander angewiesen sind und in inniger Wechselbeziehung zueinander stehen. Es ist staunenswert, wie das organische Leben den scheinbar ungünstigsten Bedingungen sich anzupassen versteht, so daß die reißendsten Gebirgsbäche, die nackten, steilen Felswände, ja sogar die Gletscher ihre Lebewesen besitzen. Das Buch mit seinen ausgezeichneten Schilderungen von einem solchen Kenner der Hochgebirgswelt ist wohl geeignet, den Besucher der Berge nicht bloß auf die Großartigkeit der Szenerie hinzuweisen, sondern ihn auch zu veranlassen, auf die Pflanzen- und Tierwelt zu achten, und zu bewundern, wie jeder Fleck Erde, jeder Wassertümpel, wenn auch nur kurze Zeit eisfrei, ihnen zur Ansiedelung und Entwicklung genügt.

Durch Tirol. Wanderbilder von Joseph Weingartner. 8° (188) Brixen a. E. (Südtirol) 1912, Verlagsanstalt „Tyrolia". *K* 2.—; geb. *K* 3.—

„Die losen Blätter, die hier gesammelt in die Hände der verehrten Leser gelegt werden, erzählen von frohen Wanderungen, die ein fahrender Schüler in sonnigen Ferienwochen unternahm", sagt der Verfasser im „Geleitwort". Das Büchlein enthält 12 Wanderungen durch verschiedene Gegenden von Tirol in den Jahren 1905—1911, worin die Schönheiten der Natur in schöner Sprache anschaulich geschildert und mit geistreichen Bemerkungen gewürzt werden. Namentlich möchte

der Verfasser das Interesse des Wanderers auf die zahlreichen alten Burgen und Kirchlein hinlenken, welche ein beredtes Zeugnis ablegen von dem religiösen Sinne und der christlichen Kunst früherer Zeiten, da manche Bauten mit ihren Fresken und Statuen bis ins 11. Jahrhundert und weiter zurückreichen. Mit Recht bedauert er, daß von berufener Seite so wenig geschehen ist und geschieht, um die wenigen noch vorhandenen Fresken zu erhalten, da die meisten durch Verfall der alten Burgen und Kirchen oder „durch unglückselige Übermalung oder Bewurf" bereits verschwunden sind.

Le Conflit de la Morale et de la Sociologie. Par Simon Deploige. gr. 8° (414) Louvain 1911, Institut Supérieur de Philosophie, Dewit (Bruxelles) u. Alcan (Paris). *Fr.* 7.50

Es ist ein Werk von hohem wissenschaftlichen Werte, das wir hier empfehlend zur Anzeige bringen. Eine große Zahl von Philosophen fühlt sich zur Soziologie hingezogen; man nimmt deren wesentliche Aufstellungen an, fährt aber zugleich fort, die Moraltheorie nach den traditionellen Methoden vorzutragen. Man muß wählen, sagt Lévy-Brühl, Professor der Geschichte der Philosophie in Paris. Der Gegensatz ist zu groß, geradezu unversöhnlich. Entweder die eine oder die andere Disziplin muß geopfert werden, die traditionelle Moral oder die moderne Soziologie. Es handelt sich übrigens hierbei um ähnliche Gegensätze, wie sie augenblicklich auch auf nationalökonomischem Gebiete zu Tage treten. Die positivistischen Forscher verwerfen jede „normative Wissenschaft", die von Grundsätzen ausgeht und diese Grundsätze zu praktischen Regeln formt in Anwendung auf die konkreten Verhältnisse des menschlichen Lebens und Handelns. Der Begriff einer praktischen, normativen Wissenschaft gilt ihnen als widerspruchsvoll in sich selbst. Darum lehnen sie auch den wissenschaftlichen Charakter der Moraltheorie ab. Wer von Wissenschaft spricht, redet nur von dem, was ist, sucht nach den Gesetzen, welche die Phänomene beherrschen. Das ist wahre Theorie, ein *θεωρεῖν*, ein Schauen des Seins, der Wahrheit, das allein ist voraussetzungslose, von subjektiver Weltanschauung unabhängige und darum auch nicht interessierte Forschung. Mit außerordentlichem Scharfsinn wendet sich der katholische Gelehrte gegen diese positivistischen Angriffe auf den traditionellen Begriff, den Gegenstand, die Forderungen, Probleme und Methoden der Moral, indem er namentlich Durkheims Lehren widerlegt. Er bleibt aber dabei gerecht und weitherzig genug, um dem, was richtig und wertvoll in der modernen Soziologie ist, in gebührendem Maße Anerkennung zu zollen.

Antike und moderne Gedanken über die Arbeit, dargestellt am Problem der Arbeit beim hl. Augustinus. Von Dr Heinrich Weinand. [Apologetische Tagesfragen. 10.] 8° (60) M.-Gladbach 1911, Volksvereinsverlag. *M* 1.20

Der Verfasser hatte sich schon in einer früheren Schrift (1910) mit der „Gottesidee, dem Grundzug der Weltanschauung des hl. Augustinus" beschäftigt (vgl. diese Blätter LXXXII 98 f). Hier geht er den Spuren sozialen Denkens bei Augustinus nach. Es sind nur „Spuren", wie er sagt, weil im 4. nachchristlichen Jahrhundert kaum, und am wenigsten bei Augustinus, von einem sozialen System noch die Rede sein kann. Lehrreich ist jedoch der vielfache Gegensatz, in welchem Augustinus zum antiken Heidentum steht, und es ist das Verdienst Weinands, diese Gegensätzlichkeit für bestimmte Punkte und Fragen klar hervorgehoben zu haben, so in Bezug auf die Arbeit im allgemeinen, und im speziellen bezüglich des Handwerks, des Handels, der Landwirtschaft. Die Schrift ist auf reicher Literatur aufgebaut, sie liest sich leicht und angenehm und bringt manche neue, interessante Auffassungen von hohem apologetischem Wert.

Das gewerbliche Lehrlingswesen in Deutschland seit dem Inkrafttreten des Handwerkergesetzes vom 26. Juli 1897 mit besonderer Berücksichtigung Badens. Von Dr Bernhard Jauch. gr. 8° (XII u. 228) Freiburg 1911, Herder. *M* 3.60; geb. in Leinw. *M* 4.50

Ein Schüler des Nationalökonomen Karl Diehl in Freiburg behandelt hier eingehend das gewerbliche Lehrlingswesen, die „Lehrlingsfrage", die Frage einer guten Fachbildung und einer moralischen Ausbildung der Lehrlinge, welche Schönbergs Handbuch „den Kardinalpunkt der Handwerkerfrage" genannt hat. Den Lehrling für die Ausübung seines späteren Berufes mit den erforderlichen Eigenschaften und Kenntnissen auszustatten, dienen die praktisch-technische Ausbildung des Lehrlings in der Werkstatt, die theoretisch-kaufmännische Bildung im gewerblichen Schulunterricht, die leibliche, geistige und sittliche Befestigung und Erziehung durch Lehrlingsschutz und Lehrlingsfürsorge. Mit der praktisch-technischen Ausbildung beschäftigt sich darum auch der erste Teil der Schrift; der zweite behandelt den gewerblichen Schulunterricht, der dritte den Lehrlingsschutz und die Lehrlingsfürsorge. Besondere Aufmerksamkeit schenkt der Verfasser der Frage, welchen Einfluß die Regelung des gewerblichen Lehrlingswesens durch das Handwerkergesetz von 1897 auf die wirkliche Gestaltung der gewerblichen Ausbildung der Gegenwart gehabt hat. Man kann nur wünschen, daß die Schrift auch den praktischen Zweck gegenüber einer gewissen Planlosigkeit und Kräftezersplitterung, welche das Werk der gewerblichen Ausbildung und Erziehung schädigt, zur rationellen Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung unter den verschiedenen, auf diesem Felde tätigen Faktoren erfolgreich anzuregen, voll und ganz erreichen möge. Mit gründlicher nationalökonomischer Schulung verbindet der Verfasser eine geradezu hervorragende Begabung für die Behandlung des vorliegenden Stoffes. Indem Jauch hiermit menschlich und christlich schöne Liebe zur Jugend vereinte, die er aus seiner praktischen Tätigkeit in der Jugendfürsorge mitbrachte, war er imstande, mit bewundernswerter beharrlicher Exaktheit in alle Details der gewaltigen Lehrlingsfrage einzudringen, durch klare und ansprechende Darstellung den Leser zu fesseln, für seinen Stoff und seine Ergebnisse zu gewinnen.

Persönliche, geschäftliche, politische Reklame. Lehrbuch der Reklamekunst, deren Wesen, Bedeutung und Konsequenzen. Von Karl Liesenberg. gr. 8° (VIII u. 288) Neustadt a. H. 1912, Pfälzische Verlagsanstalt.

Unter Reklame versteht der Verfasser allgemein jedes „empfehlende Werben", jede Bekanntgebung unter betonter Ausdrucksform in werbender Absicht. Er erkennt daher die Reklame nicht nur im Geschäftsleben, sondern auch im persönlichen Voranstreben und im politischen Treiben der Machthaber und Parteien. Die Reklame ist um so wirksamer, je mehr die Form, in welche die werbende Absicht sich kleidet, sympathische und suggerierende Eigenschaften aufweist. Letztere sind aber nicht etwas Absolutes, sondern wurzeln in den harmonischen Beziehungen zwischen der Sache, dem Ausdruck, dem Werbenden und dem Umworbenen. Dies die Grundgedanken, die mit philosophischen Erwägungen teils tiefer begründet und weiter ausgeführt, teils auf die Erscheinungen des Lebens praktisch angewendet werden. Tatsächlich hat man eine Philosophie der Reklame vor sich, nicht eigentlich ein Lehrbuch. Der Verfasser verspricht daher auch nicht allgemeine, feststehende Regeln, sondern nur bestimmte „Gesichtspunkte", d. h. eine Klarlegung des Wesens der Reklame, durch die jeder in den Stand gesetzt werden soll, je nach Art und Lage die Wirkung der Reklame zu berechnen und dadurch dieselbe erfolgreich zu betätigen. Was gewöhnlich als „Reklame" bezeichnet wird, die auf die Menge geübte Suggestion durch häufig wiederholte, auffallende, überraschend entgegentretende, durch Originalität eindrucksvolle Bekanntmachung oder Anpreisung, gilt dem Verfasser als „Sensation" oder als „Propaganda", welche zwar die Reklame zuweilen glücklich unterstützen, aber nicht mit derselben

zu identifizieren sind. Die kaufmännische Reklame, als wichtigstes Hilfsmittel der Verkaufstechnik, wird nach Gebühr eingehender behandelt, bedeutet aber doch im System des Verfassers eine bloße Unterabteilung, und innerhalb dieser Unterabteilung bildet die Reklame durch Inserierung, Plakat und Drucksache wiederum einen bloßen Teilgegenstand. Daß der Verfasser sich den Standpunkt so hoch gewählt und den Gegenstand so weit gefaßt hat, wäre an sich nicht zu tadeln; zu bedauern ist aber, daß er sich in allgemein philosophische Fragen und Probleme viel zu viel eingelassen hat. Neben vielem gutgemeinten, aber nicht immer glücklichen Philosophieren begegnet man jedoch nicht selten trefflichen Bemerkungen, die von gesunder Einsicht und glücklicher Beobachtung zeugen, und lernt den Verfasser schätzen als einen selbständig denkenden Mann von soliden, rechtlichen und menschenfreundlichen Grundsätzen. Der Kaufmann, dem es um praktische Winke zu tun ist und der nach einer Anleitung sucht, um seine Vertriebsarbeit durch geschickte Reklame möglichst wirksam zu unterstützen, wird durch die breitgesponnenen, nicht immer einwandfreien philosophischen Erwägungen sich vielleicht abgeschreckt fühlen. Immerhin enthält das Werk vieles sehr Nützliche für jeden kaufmännischen Betrieb, insbesondere lehrreiche Winke für Detailgeschäfte und Sortimentshandlungen.

Frauenbildung und Frauenstudium im Lichte der Zeitbedürfnisse und Zeitgegensätze. Zwei Vorträge von Prof. Dr Joseph Mausbach. gr. 8° (40) Münster i. W. 1910, Aschendorff. 75 *Pf.*

Das Ziel dieser gehaltvollen Schrift ist, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die heute aktuellen Fragen der Frauenbildung hinzulenken. Der erste Vortrag, gehalten auf der Augsburger Katholikenversammlung 1910, betont besonders die Notwendigkeit einer besseren Vorbereitung auf den häuslichen und sozialen Beruf (Frauenschule) und beleuchtet dann die dem höheren Frauenstudium gegenüber einzunehmende Haltung: wohlwollendes Verständnis und aktive Förderung, aber auch offener Blick für die Gefahren dieses „Ausnahmeberufes" und entsprechende Schutzmaßnahmen. Der zweite Vortrag ist eine Ansprache bei dem 25. Jubiläum des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen zu Koblenz in der Pfingstwoche 1910. Der Inhalt ist eine treffende Verteidigung der altbewährten, christlichen Erziehungsweisheit, die sich auch den Zeitumständen anzupassen versteht, gegen die Modebestrebungen neuzeitlicher Pädagogik. Beide Vorträge zeigen die Vorzüge Mausbachscher Darstellung: Gedankenreichtum und maßvolles Urteil, Klarheit und Formvollendung. Auch fehlt nicht der apologetische Einschlag, den Mausbach so geschickt in seine Ausführungen zu verweben weiß.

Charakterbildung. Von P. Dr Gillet O. P. Autorisierte Übersetzung nach der zwölften Auflage der französischen Neubearbeitung. Von F. Muszyński. 8° (220) Regensburg 1911, Pustet. *M* 2.—; geb. *M* 2.80

Gillet definiert den Charakter als die Gesamtheit der sittlichen Gewohnheiten, in vernünftiger Weise um die Willensachse gruppiert. Einheit und Festigkeit gelten ihm als die zwei Hauptmerkmale. Er behandelt in diesem Buche, das aus Vorträgen vor Löwener Studenten hervorgegangen ist, die natürliche Seite der Charakterbildung, während die übernatürliche dem Werke La virilité chrétienne vorbehalten bleibt. Nach dem ersten Teile: Ideal und Charakterbildung, bespricht der zweite ein besonders anziehendes Thema: Die Leidenschaften und der Charakter. Das Problem lautet: Wie bringen wir es zustande, daß der Wille sich vom Ideal anziehen läßt? Gillet sucht die Hilfe gerade dort, wo man sonst die Behinderung zu sehen gewohnt ist: er ruft die Leidenschaften (im psychologischen, nicht ethisch-tadelnden Sinne) heran und stellt sie in den Dienst des Ideals, indem er die an sich minderwertigeren Ziele, die geeignet sind, unsere Leidenschaften zu wecken, mit den höheren Stimmungen assoziiert. Die Leidenschaften sollen demnach nicht aus-

gerottet, getötet werden; denn das christliche Leben vollzieht sich nicht in einer menschlichen Leiche. Aber da man mit ihnen gute oder schlechte Musik machen kann, wollen wir gute machen. Wir wollen die zwei Manuale der Orgel, die unsere Seele ist, Wille und Leidenschaft, so koppeln, daß sie zusammentönend einander unterstützen. P. Gillet wäre hier der rechte Mann gewesen, um noch mehr ins Einzelne zu gehen, noch konkreter abzuleiten, wie denn die Leidenschaft bei dieser oder jener individuellen Anlage auf das rechte Ziel gelenkt werden könne; aber schon was er bietet, verdient Dank. Der dritte Teil erläutert das Verhältnis des Charakters zur sittlichen Gewohnheit, die zu erwerben das Ziel jedes Tugendstrebens ist, die aber nur durch Ausdauer, auf Grund der „Gesetze des Unendlichkleinen und der Stetigkeit“ erworben werden kann. Mancherlei Anliegen des studentischen Lebens werden im Vorübergehen gestreift, von den höchsten bis herab zur Kunst sich zu erholen, der „Rückseite der Arbeitskunde“. Muszyński macht in seiner Einleitung mit einer Reihe verwandter Schriften bekannt.

Der Charakter. Ein Büchlein zur Aufmunterung von J. Guibert. Autorisierte Übersetzung von P. Mod. Schaller O. S. B. aus der Beuroner Kongregation. 8° (112) Würzburg 1911, Ott (vorm. Etlinger). Eleg. geb. *M* 2.—

Der Benediktinerpater Modestus Schaller hat einen guten Griff getan, daß er dem Werkchen Guiberts über den Charakter durch eine ansprechende Übersetzung die Wege in Deutschland ebnete. Fern von jedem Schwulst und aller Gelehrttuerei behandelt Guibert klar und knapp den Begriff Charakter, die Bedeutung des Charakters im Leben, die Züge des guten Charakters, den Ursprung und die Bildung des Charakters sowie die Einteilung der Charaktere. Das Werkchen ist eine energische Ablehnung jener Betätigung, die sich einzig auf Lust oder Unlust gründet, eine treffliche Auseinandersetzung des berühmten tantum—quantum in den Exerzitien des hl. Ignatius. Jungen Leuten sollte das kleine, wohlfeile Büchlein zum Vademekum werden. Viele brauchten dann nicht im späteren Leben über das Schicksal oder vielmehr über sich selber Klage zu erheben. Sie fänden, daß das Wort Montaignes der Wahrheit entspricht, es sei im Grunde genommen leichter, „an seiner Seele zu schmieden als sie auszumöblieren“.

Methodik des gesamten Religionsunterrichts in der Volksschule unter Miteinbeziehung der Mittelschule. Bearbeitet von Josef Schiefer. 8° (XVI u. 148) Köln 1911, Bachem. *M* 2.20; geb. *M* 2.80

Dieses Buch bringt keine ausführliche theoretische Methodenlehre, sondern die wichtigsten Ergebnisse der neuen wissenschaftlichen Katechetik in Form von Fragen und Antworten und unmittelbar für den Gebrauch hergerichtet. Diese Beschränkung auf die Resultate und der kurze sprachliche Ausdruck ermöglichten es, eine Fülle ausgezeichneter Vorschriften und Winke auf kleinem Raume zusammenzubrängen. So scheint uns denn das Buch sehr brauchbar zu sein. Auch schwierige theoretische Fragen, wie z. B. „Was halten Sie von den kulturhistorischen Stufen . . . im Religionsunterrichte der Volksschule?“ „Auf welche Weise verwenden Sie im Religionsunterrichte das Prinzip der konzentrischen Kreise?“ „Welche Anforderungen stellen Sie an die biblischen Bilder?“ „Wie behandeln Sie ein Vorbild methodisch?“ „Wie betreiben Sie Bibelkunde in der Volksschule?“ u. a. m., werden kundig und gut beantwortet. Der Verfasser ist ein warmer Anhänger der textsynthetischen, sog. Münchener Methode im Katechismusunterricht und weiß sie geschickt zu vertreten. Man würde aber vielleicht besser sagen, daß diese Methode wohl eine ganz brauchbare, aber nicht die Methode ist. Ausnehmend schöne Dinge finden sich im vierten Teil des Büchleins S. 111—136. Was da über die Missionskunde in der Volksschule (aber wozu die Zitate des alle katholischen Missionsbestrebungen grimmig an-

feindenden Warneck?), über das Schülerzeichnen im Religionsunterricht, über die Erziehung zur Genügsamkeit und Mäßigkeit und über die sexuelle Aufklärung gesagt wird, kann nur fruchtbar und anregend wirken.

Ausgeführte Katechesen für den Religionsunterricht der Fortbildungsschule und die Christenlehre. Von Johann Schwab, Fortbildungsschulkatechet. 8° Donauwörth, Auer. Jedes Bändchen geb. *M* 2.50

I. Bändchen: **Gott, Christus, die Kirche.** (266) 1911.
II. Bändchen: **Glaube, bürgerliche Tugenden, christliche Sitte, Charakter.** (304) 1911.
III. Bändchen: **Gnade, Buße, Altarssakrament, Ehe, Gebet, Krankheit und Tod.** (338) 1912.

Der Religionsunterricht in der Fortbildungsschule hat seine eigenartigen Schwierigkeiten. Die Gedanken- und Gefühlswelt, die Interessen und Bestrebungen, die Versuchungen und Gefahren der in der Pubertätszeit befindlichen und eben in die Kämpfe des Lebens eingetretenen jungen Leute sind wesentlich andere geworden gegenüber der vorhergehenden Altersperiode. Der Religionsunterricht muß daher bei diesem Schülermaterial, wenn er Interesse finden soll, wesentlich anders gestaltet sein als in der Volksschule. Geeignete Muster fehlten bisher. Schwab, gegenwärtig Fortbildungsschulkatechet in München, hat es versucht, auf Grund mehrjähriger Erfahrung diese Lücke in unserer katechetischen Literatur auszufüllen. Den Grundsätzen, die er dabei befolgte, kann man im großen und ganzen zustimmen. Er hat aus dem reichen Stoff der christlichen Glaubens-, Gebote- und Gnadenmittellehre eine beschränkte Anzahl wichtiger Themata ausgewählt, um ihnen eine möglichst eingehende Behandlung zu widmen. Den Stoff dazu liefert ihm neben der Heiligen Schrift und der Kirchengeschichte auch die Legende, die Naturwissenschaft, die Profangeschichte, die schöne Kunst und Literatur; selbst Märchen sind nicht verschmäht. Als begeisterter Anhänger der sog. Münchener Methode befolgt er den von dieser vorgezeichneten Lehrgang, wobei er sich jedoch eine weitgehende Freiheit bewahrt. Daß er die geistige Verfassung seiner Schüler kennt und ihr Interesse rege zu halten versteht, unterliegt keinem Zweifel. Das viele positive, den Schülern meist noch unbekannte Material kommt dem gesteigerten Wissensdrange derselben entgegen. Die lebhafte, packende, hie und da sogar etwas derbe Form der Darstellung entspricht ganz deren Geschmack. Das Bestreben, auf solche Weise den Unterricht interessant zu gestalten, bringt allerdings die Gefahr mit sich, daß manche weniger solide Partien mit einfließen und die Beweisführung, die bei der apologetischen Tendenz dieses ganzen Unterrichtes gewiß nicht nebensächlich ist, öfter allzuschwach ausfällt. Abstrakte Deduktionen würden freilich auch ihren Zweck verfehlen; konkret müssen die Ausführungen sein, aber das schließt nicht aus, daß sie zugleich solid und beweiskräftig seien. Uns will scheinen, daß in dieser Hinsicht die vorliegenden Katechesen einiges zu wünschen übrig lassen. Gleichwohl stehen wir nicht an, sie als ein recht brauchbares Hilfsmittel für den Religionsunterricht in der Fortbildungsschule bestens zu empfehlen. Der verständige Benutzer wird vieles daraus lernen können.

Lebensvolle Biblische Geschichte oder Schulbibel? Von Joseph Krug, Hauptlehrer in München. Lex.-8° (IV u. 120) Regensburg 1911, Verlagsanstalt vorm. Manz. *M* 2.—

Im Anfang des 19. Jahrhunderts hatte der bekannte Jugendschriftsteller Christoph v. Schmid eine Biblische Geschichte verfaßt, die sich nicht auf eine bloße Wiedergabe der biblischen Erzählungen, wie sie in den heiligen Büchern vorliegen, beschränkte, sondern dieselben durch erklärende Zusätze und Einstreuung moralischer Lehren wesentlich erweiterte. Sie fand in den bayrischen Volks- und Mittelschulen eine ziemlich allgemeine Aufnahme und blieb bis in die letzten Jahre vorherrschend im Gebrauch. Durch eine zweimalige Bearbeitung wurde aber das Beiwerk wieder

entfernt, so daß sie in ihrer jetzigen Gestalt sich eng an die Darstellung der Heiligen Schrift anschließt. In Konkurrenz mit ihr trat vor sechs Jahren die „Schulbibel“ von Dr Ecker, Professor der alttestamentlichen Exegese in Trier. Eckers Prinzip war: möglichstes Festhalten am Wortlaut der Bibel und Herbeiziehung sämtlicher biblischen Bücher, nicht bloß der historischen. Deswegen wählte er nicht mehr die Bezeichnung „Biblische Geschichte“, sondern nannte sein Buch „Schulbibel“. Bald kam eine neue Konkurrentin dazu, die sich gleichfalls „Schulbibel“ nannte und alle biblischen Bücher berücksichtigte, in der Darstellung sich aber wieder Christoph v. Schmid in seiner urspünglichen Gestalt näherte. Es war das Alte Testament von Stieglitz und Krug, dem das Neue Testament von Stieglitz nachfolgte. In der hier angezeigten Schrift sucht nun Lehrer Krug die von ihm (und Stieglitz) gewählte Form als die weitaus bessere zu erweisen. Eine Darstellung, die nur den biblischen Text mit einigen Modifikationen im Ausdruck wiedergibt, scheint ihm zu dürftig, um auf das Gemüt der Kinder den erforderlichen Eindruck zu machen; zu diesem Zwecke müsse sie „lebensvoller“ gestaltet werden. Uns will scheinen, die anschauliche, dramatisch lebendige Erzählungsweise der Heiligen Schrift werde durch erklärende und moralische Zusätze eher verwässert als „lebensvoller“. Krug setzt voraus, daß beim Gebrauch des Eckerschen oder eines ähnlichen Buches zuerst der Text gelesen und dann trocken exegesiert werde, so daß es zu einem das Gemüt ergreifenden Vortrag nicht komme. Aber was hindert denn den Lehrer, die Erzählung zuerst frei vorzutragen? Selbst eine genauere Ausmalung der Situationen und Verhältnisse, die Ausfüllung etwaiger Lücken im Zusammenhange und dergleichen sind ihm durch das Buch nicht verwehrt und Hilfsbücher liefern ihm den nötigen Stoff dazu. Was man aber dem Kinde als biblisches Stück in die Hand gibt und was es seinem Gedächtnis einprägt, sollte unseres Erachtens das einfache Wort Gottes ohne menschliches Beiwerk sein. Damit wollen wir nicht sagen, daß das Bibelwort ohne jede Modifikation den Kindern geboten werden soll. Kleine Abänderungen des Ausdrucks sind im Interesse des kindlichen Verständnisses geboten, da die biblischen Autoren nicht direkt für Kinder geschrieben haben. Auch die Beifügung des einen oder andern Sätzchens zur Herstellung des Zusammenhanges zwischen den verschiedenen Erzählungen erweist sich öfter als notwendig. Ein unnötiges Abweichen vom heiligen Texte aber oder namhafte Erweiterungen können wir nicht für das Richtige halten.

Initia tractatuum musices ex codicibus editorum collegit et ordine alphabetico disposuit P. Coelestinus Vivell O. S. B. 8° (VIII u. 352) Graecii 1912, Moser. *K* 15.— (*M* 12.80); geb. *K* 17.— (*M* 14.20).

Forschungen über die mittelalterliche Musikgeschichte stehen heute bei den Fachgelehrten im Vordergrunde des Interesses. Der Forscher stößt aber bei der Durchsuchung von Archiven leicht auf große Schwierigkeiten, da die Manuskripte oft gar nicht oder doch vielfach sehr mangelhaft katalogisiert, häufig ohne Namen und Titel sind und nicht selten nur Bruchteile eines größeres Werkes bilden. Es blieb bislang nichts übrig, als in den vielbändigen Werken Gerberts und Coussemakers nachzusuchen, ob das betreffende Manuskript bereits veröffentlicht ist — eine meist recht undankbare und zeitraubende Arbeit. Dieser Arbeit ist der Forscher nunmehr überhoben. Die Veröffentlichung Vivells bietet ihm einen zuverlässigen Schlüssel zu diesen Quellenwerken. In mühsamer, selbstloser Arbeit hat der Verfasser alle bei Gerbert, Coussemaker u. a. veröffentlichten Schriften ihren Kapitelanfängen nach alphabetisch geordnet, so daß man sich in Zukunft auch bei anonymen und titellosen Manuskripten sowie auch bei Bruchteilen größerer Werke schnell vergewissern kann, ob sie bereits veröffentlicht sind. Eine höchst verdienstvolle und des Dankes aller Musikforscher würdige Arbeit. Auch die drei kleineren Register im Anhang zeichnen sich durch eminente praktische Brauchbarkeit aus.

Christliche Kunst im Bilde. Von Dr Georg Graf Vitzthum. Mit 48 doppelseitigen Tafeln. 8° (60) Leipzig 1911, Quelle u. Meyer. Brosch. *M* 1.—; geb. *M* 1.25

Das Schriftchen will an der Hand von Abbildungen charakteristischer Kunstwerke aus allen Zeiten und allen Zweigen der Kunst eine Übersicht über den Gang der Entwicklung der christlichen Kunst in ihren Hauptzügen und in ihrer jeweiligen Eigenart geben. Grundgedanke und Anlage des für weitere Verbreitung bestimmten und darum auch im Preise niedrig angesetzten Büchleins verdienen alle Anerkennung. Auch was der Verfasser über die altchristliche und die mittelalterliche Kunst sagt, ist recht gut, dagegen ist die Darstellung der Renaissance und des Barocks reich an Schiefheiten und den zwar landläufigen, aber darum nicht auch schon richtigen Redensarten von „Ersatz der Lehre der Kirche durch das religiöse Erlebnis des Einzelnen", von der „Souveränität der Barockkunst über die Kirche", der „Versinnlichung der Religion, die mit den äußeren Reizmitteln einer leidenschaftlichen und virtuosen Kunst auf die Gemüter der Gläubigen zu wirken sucht", von einer Änderung der Aufgabe des Kirchenraumes, die nicht mehr war, die Geister zu sammeln auf die gottesdienstliche Handlung, noch weniger die Seelen zu erheben zu überirdischem Gefühl, sondern in erster Linie dem Auge einen sinnlichen Genuß zu gewähren, um dadurch das Gemüt in einen gleichmäßigen Ruhezustand zu versetzen, wie er dem Verhältnis der damaligen Generation zur Kulthandlung entsprach, die nicht mehr als dramatisches Ereignis oder als mystischer Vorgang, sondern als gewohnheitsmäßige Zeremonie erlebt wurde". Es scheint nicht, daß der Verfasser persönlich mit den Schöpfungen der Renaissance und des Barocks näher vertraut ist, sonst hätte er unmöglich S. 40 schreiben können, daß „der Innenraum der Barockkirchen im üppigen Reichtum seiner malerischen und plastischen Dekoration und im wechselvollen Spiel des Lichts den Beschauer andauernd in Atem halte, ihn in eine sinnliche Erregung, in einen traumhaft zwischen Albdruck und körperlicher Entbundenheit schwankenden Zustand versetze." Oder hat er schon in einer Barockkirche diese Wirkung an sich erfahren? Schmunzeln muß man, wenn man liest: „Der größte Genius der christlichen Malerei, Rembrandt, konnte nur in einem protestantischen Lande geboren werden." Die Erklärung, welche auf S. 58 f von der „Kreuzigungsdarstellung" Klingers gegeben wird, mag für den Verfasser, der auf dogmenfreiem Boden steht und für den Christus, sein Erdenleben und sein Tod nur Symbol für die Idee der Erlösung sind, keinen blasphemischen Beigeschmack haben, für den gläubigen Christen hat sie ihn: „Maria Magdalena und Christus — das ist der Kern des Bildes. Wer die unsichtbare Linie nur einmal erlebt hat, die von den Händen der Magdalena zu den Augen Christi läuft und wieder zurück, dem ist es unauslöschlich eingeprägt, was sie enthält an furchtbarem menschlichen Weh und erhabener Erlösungskraft." Es kann eben „Max Klinger die Idee der Erlösung nicht tiefer begreifen, als als Erlösung des Weibes".

Die Kunst zu beten. Ars orandi. Von Msgr de Mathies. 12° (VIII u. 140) Trier 1912, Petrus-Verlag. In Elfenbeinkarton *M* 2.50; in Pergament *M* 3.60

„Bete, wie du magst und kannst, aber bete, du Mensch des 20. Jahrhunderts. Und gerade, weil dieses Jahrhundert so wenig betet, bete du!" (S. 74 f.) Woher doch kommt es, daß viele Gebildete unserer Zeit sich so leicht dem Gebete entfremden lassen? Ist es Äußerlichkeit und Zerstreuung, ist es selbstgenügsamer Stolz, ist es mangelndes Verständnis für die innere Größe des Gebetes, sind es die törichten monistischen Einwürfe, als könnte der gewöhnliche Naturlauf keinem Bittgebete weichen oder als bedeute jede Gebetserhörung eine Zertrümmerung des Weltplanes? Msgre de Mathies geht in seinem fein ausgestatteten, gefällig darstellenden, lebenskundigen Werkchen auf eben diese Schwierigkeiten ein und zeigt, wie man sehr

wohl ein moderner und gebildeter Mensch und zugleich ein Mensch des Gebetes sein kann, ja muß. Wer sich vom Beten dispensiert, wirft so recht die Blüte edeln Menschentums weg; denn das Gebet, der Verkehr mit dem vollkommensten, reichsten Geistesleben, ist für den Menschengeist das allernatürlichste, allerentsprechendste von der Welt. Die kleine Ars orandi leitet auch an, wie und wofür man beten soll, wie man Zerstreuungen bekämpft und aus ihnen Gebete macht, und auch, daß und wie man immer beten soll. „Gerade das ist eine feine Kunst, mein Lieber!" (S. 19.)

Bücher für Priester und Priesterstandskandidaten. 1. Die Standeswahl und der Beruf zum Priestertum insbesondere. Von Johannes Flesch, Priester. Zweite Auflage. kl. 8° (108) Warendorf i. W. 1911, Schnell. *M* 1.— Diese „Worte der Belehrung und Beherzigung dem christlichen Volke und der studierenden Jugend vorgelegt", erschienen zuerst in der Zeitschrift „Sankt Joseph", stützen sich auf reiche Lebenserfahrung und sind auch Eltern bei der Standeswahl ihrer Kinder zu empfehlen. Das über den Eintritt in ein Kloster Gesagte müßte in einer weiteren Ausgabe genauer und ausführlicher gefaßt werden.

2. Zwei Hauptsachen, Gebet und Arbeit, empfiehlt P. Mannes M. Rings O. P. Studierenden in dem Buche: „Der Engel von Aquino". 8° (XVI u. 180) Dülmen i. W. 1911, Laumann. *M* 1.80. In ihm wird das ganze Leben des Lehrers der Schule geschildert unter dem Gesichtspunkte, daß er sich in allen Lagen wie ein Engel benahm, demnach verdient, als Patron der studierenden Jugend mehr Verehrung zu finden.

3. Auf den Stufen zum Heiligtum. Geistliche Lesungen für Priesterseminarien und Priester. Von M. Kreuser, Religionslehrer. 8° (VIII u. 259) Dülmen i. W. 1911, Laumann. *M* 2.— Kurz, inhaltreich und den Umständen geschickt angepaßt, sind die hundert Abschnitte, worin das ganze Seminarleben behandelt und der Priester an die Zeit der Vorbereitung zu seinem hohen Amt erinnert wird. Sie gleichen Knospen, aus denen man reiche Früchte zu gewinnen vermag.

4. Der junge Priester. Von Herbert Kardinal Vaughan. Frei nach dem Englischen von Dr Matthias Höhler, Domkapitular. Zweite, verbesserte Auflage. 12° (XVI u. 346) Freiburg 1911, Herder. *M* 2.40; geb. in Leinw. *M* 3.20 Das Buch erscheint verdientermaßen in einer neuen Auflage, für die das in dieser Zeitschrift LXXII 240 Gesagte recht behält.

5. Der fünfte (Schluß-)Band des umfangreichen Werkes des Rottenburger Domkapitulars Dr Franz Xaver Reck, Das Missale als Betrachtungsbuch (gr. 8° [VIII u. 452] Freiburg 1912, Herder. *M* 5.60; geb. in Kunstleder *M* 6.80) behandelt die Fastenferialmessen, wie die übrigen Teile des Missale in den früheren Bänden der Betrachtung vorgelegt wurden. Ihm gilt also das in dieser Zeitschrift LXXVIII 236 und LXXX 107 gespendete Lob. Daß dieser Band, wie der vierte, gleich in erster und zweiter Auflage erschien, für den ersten bis dritten so bald eine zweite Auflage nötig wurde, ist ein außergewöhnlicher Erfolg, welcher das Verdienst des Verfassers gebührend anerkennt. Er bemerkt hinsichtlich der Meßformulare mehrerer Donnerstage der Fastenzeit, daß sie nicht recht zu den übrigen passen. Sie sind eben spätere Einschaltungen.

6. Das Zeichen des Heiles. Von P. J. Hättenschwiller S. J. 8° (198) Innsbruck 1912, Rauch. *M* 1.60. Der Redakteur des „Sendboten des göttlichen Herzens" sucht hier den auf der Herz-Jesu-Priesterkonferenz von Einsiedeln am 5. und 6. September 1910 gehaltenen Vorträgen weitere Verbreitung zu verschaffen und die Herz-Jesu-Andacht zu immer schönerer Blüte zu bringen. In dieser zweiten Auflage hat er einige Vorträge des ersten schweizerischen Herz-Jesu-Kongresses von 1907 beigefügt, so daß jetzt in 15 Abhandlungen die Stellung des Priesters zu fast allen Äußerungen der Herz-Jesu-Andacht sachgemäß und mit Hingebung behandelt ist.

Volksbücher. Die Herdersche Verlagshandlung konnte in letzter Zeit drei wertvolle, für die weitesten Kreise bestimmte Bücher in neuen Ausgaben auf festem Papier herausgeben und mit trefflichen Bildern ausstatten, wodurch sie auch dem heute so oft wiederholten Rufe entspricht: Die Kunst dem Volke. Die beiden ersten sind verfaßt von Franz Hattler S. J.: Das Haus des Herzens Jesu (Fünfte und sechste, gänzlich neu illustrierte Auflage, herausgegeben von Arno Bötsch S. J. Mit 5 Farbentafeln und 49 Textbildern nach Führich u. a. 4° [VIII u. 264] *M* 5.—; geb. in Leinw. *M* 7.—); Katholischer Kindergarten (Siebte, verbesserte Auflage. Mit vielen Bildern. gr. 8° [XVI u. 608] *M* 6.40; geb. in Leinw. *M* 8.—). Der „Kindergarten" empfiehlt sich sehr als Geschenk an Erstkommunikanten. Das dritte Buch: Die heilige Elisabeth (Ein Buch für Christen. Von Alban Stolz. Mit 12 Bildern. Feine Ausgabe. gr. 8° [X u. 436] *M* 6.—; geb. in Leinw. *M*. 8.—), liegt bereits in achtzehnter Auflage vor. Keines dieser Werke sollte in einer katholischen Volksbibliothek fehlen; allen ist zu wünschen, sie möchten in vielen Familien einen Ehrenplatz einnehmen und viel gelesen werden.

A Phonology of the north-eastern Scotch dialect on an historical basis. By Heinrich Mutschmann. [Bonner Studien zur englischen Philologie.] 8° (88) Bonn 1909, Hanstein. *M* 3.—

Das Material dieser Studien entzieht sich unserer Nachprüfung; der Verfasser hat sich ein abgelegenes, sehr eingeschränktes Gebiet der Forschung ausgesucht. Die Methode der Stoffbehandlung ist jedenfalls vortrefflich, echt wissenschaftlich. Buchkenntnis, Studium an Ort und Stelle, aufmerksames Verhör von Personen, die über ihre Muttersprache ein spontanes oder auch ein durch eigene Sprachstudien gereiftes Urteil abgeben konnten, all diese Mittel machen die wohlgeordnete Zusammenstellung der Ergebnisse zu einer, soviel wir sehen, recht zuverlässigen. Interessant ist im einzelnen das S. 7 ff durch selbständige Beobachtung gewonnene Lautgesetz über die Auflösung der Konsonanten in Vokale. Lautbestand und Lautwert sind mit eindringender Schärfe ermittelt, und ein genaues Wortregister ermöglicht die Auffindung alles einzelnen.

Studies in the History of Classical Teaching. Irish and Continental, 1500 to 1700. By the Rev. T. Corcoran S. J., Professor of Education in the National University of Ireland. 8° (XX u. 306) Dublin 1911, The Educational Company of Ireland. *s* 7/6 net.

Der Verfasser hat im Jahre 1907 zu Madrid einen kostbaren Fund gemacht. Es handelt sich um ein Exemplar der einst als Lehrbuch so berühmten, jetzt aber äußerst seltenen Ianua linguarum von 1611. Weitere fleißige Quellenforschungen in englischen und festländischen Bibliotheken lieferten ihm das Material zu einer umfassenden Studie. Der erste Teil derselben behandelt Entstehung, Anlage, Schicksale und Erfolge der Ianua; der zweite schildert in interessanten Einzelbildern mit teilweise neuem Material den Schulbetrieb der Spätrenaissance. Für Deutschland hat der erste Teil ein besonderes Interesse wegen des Verhältnisses der alten Ianua zu der so berühmt gewordenen Ianua linguarum reserata des Comenius. Zwar wußte man bisher schon aus der Vorrede des Comenius, daß bereits vor seinem Buche ein ähnliches Werk irischer Jesuiten aus Salamanca weit verbreitet war. Doch genaue Einzelheiten waren nicht bekannt. P. Corcoran hat Licht in dieses Dunkel gebracht. Eine Reihe wichtiger Tatsachen wird durch ihn genau festgestellt. Hauptverfasser der älteren Ianua ist der irische Jesuit William Bathe (latinisiert Batheus), von 1604 bis 1614 Professor am irischen Kolleg zu Salamanca. Sie fand rasche Verbreitung. Zwanzig Jahre später, bei Erscheinen der Ianua des Comenius, war sie bereits in vielen Bearbeitungen in allen europäischen Ländern zu finden. In Deutschland allein existierten damals nicht weniger als fünf ver-

schiedene Ausgaben. Die Vorwürfe des Comenius gegen das ältere Werk sind, wie P. Corcoran überzeugend dartut, zum Teil unberechtigt, zum Teil treffen sie die Ianua reserata in noch höherem Maße. Ein als Anhang beigegebener reichhaltiger Auszug aus der älteren Ianua mit den einschlägigen Stellen aus Comenius gestattet eine unparteiische Nachprüfung dieser Behauptung. Daß dies auch die Meinung vieler zeitgenössischer Gelehrten war, wird im einzelnen nachgewiesen. Trotz der Konkurrenz des Comenius konnte die ältere Ianua bis zum Jahre 1708 auch in Deutschland immer wieder neu aufgelegt werden.

Die verdienstvolle Arbeit des P. Corcoran wird dem Werke seines Landsmannes und Ordensbruders gewiß wieder zur gebührenden Anerkennung verhelfen; denn die Geschichte der Pädagogik kann an ihr nicht achtlos vorbeigehen, sondern wird die bisher in den meisten Handbüchern sich findende Behauptung von dem „unsterblichen Ruhm" der Ianua reserata einer Revision unterziehen müssen.

Disputatio critica de carminibus Horatii sex quae dicuntur odae romanae. Scripsit A. P. H. A. Slijpen S. J. 8° (VIII u. 182) Lugduni Batavorum 1912, Théonville. *fl* 2.—

Es war nicht eine sonderlich lohnende Aufgabe, welche dem Verfasser durch ein Preisausschreiben der Universität Amsterdam zufiel. Wieviel ist nicht über vorliegendes Thema geschrieben worden, und wie wenig bleibt zu sagen übrig! Wie wenig Reiz hat es, statt des ästhetischen Wertes der Gedichte die widersprechenden kritisch-historischen Meinungen der Gelehrten von Mommsen bis Peter Corssen zu prüfen! Da aber auch das zum allseitigen Verständnis beiträgt, so ist es auch ein Buch wert. Slijpen konnte dabei sein gesundes Urteil glücklich bewähren. Die geistreichen Phantasien Mommsens weist er mit Recht ab. Man kann ja vieles in solche irgendwie politisch-sozialen Gedichte hineinlesen, unsere Aufgabe darf es aber nur sein, das Sichere herauszulesen. Danach bemißt sich weiter auch das Urteil über die Gliederung der einzelnen Oden, ihre Beziehung zueinander und ihre Verbindung zu einem einheitlichen Zyklus. Im ganzen folgt Slijpen der älteren einfachen und verständigen Auffassung, bringt aber wiederholt auch Eigenes, besonders zur näheren Begründung, bei. Die Sprache ist durchweg gut; nur hätte wohl eine sorgfältigere Druckkorrektur vorgenommen werden sollen; das Latein und Griechisch hat da weniger zu klagen als das Deutsche der vielen Zitate. Die Klarheit hätte für den Leser nur dadurch etwas gewonnen, wenn die in Frage kommenden neueren Ausleger von vornherein kurz charakterisiert wären. Über die Person und den Dichter Horaz wird maßvoll geurteilt; bei der ersten Ode wird doch wohl zu viel „Prosa" gefunden. Das Buch im ganzen erscheint recht zusagend.

1. **Friderici de Schiller carmina optima** eademque a Dominico Fuss conversa edidit Dr phil. Joseph Plassmann. 8° (150) Monasterii Guestfalorum 1909, Aschendorff. *M* 1.50

2. Schillers **Lied von der Glocke** und **Ode an die Freude.** Lateinische Nachdichtung von Leonz Füglistaller, Professor und Stiftspropst zu Luzern. 8° Luzern 1905, Räber. 60 *Pf.*

1. Merkwürdig; mancher wird glauben, die Zeit der Lateindichtung liege weit hinter uns, und nun tritt hier noch ein lateinischer Nachdichter unseres Schiller auf, der erst 1860 das Zeitliche segnete. Es ist der Dürener Johann Dominikus Fuß, der von 1817 bis 1848 die Professur der klassischen Philologie an der Universität Lüttich bekleidete. Aus dessen Gedichten (herausgegeben zu Lüttich 1837) hat Plaßmann als Ehrengabe für den deutschen Dichter diejenigen zusammengestellt, welche dessen Bild in altklassischer Umprägung so treu wie neu wiedergeben. Der Umdichter versteht den Grundtext bald in antiken Versen oder Strophen, bald in mittelalterlichen gereimten Zeilen verständlich und schön umzudichten. Die Metrik

der Alten beherrscht er vollkommen. Dinge wie Ac homini werden wohl in Schreibfehlern oder ähnlichem ihren Grund haben. Einige Freiheiten hat er sich allerdings genommen. Die Akzentmetrik in Liedern wie „Die Glocke“ wird jedoch vielleicht mehr Freunde finden. Im ganzen ist es unterhaltend und nützlich, dem Büchlein eine Mußestunde zu widmen.

2. Schillers Ideendichtung mit ihrer klingenden Sprache weckt im Leser alle schlummernden Geister auf. Nur so erklärt es sich, daß so mancher selbst zur Nachdichtung in lateinischer Form gereizt wird. Eine solche „Nachdichtung“, die wahrlich auch eine Übersetzung heißen darf, bietet in unsern Tagen ein würdiger Priester und Gelehrter, Leonz Füglistaller. Mit erfreulicher Gewandtheit handhabt er im antiken Idiom den Reim, macht sich an einer Stelle, nahe dem Anfang des Liedes von der Glocke, sogar das Vergnügen, die Zahl der Reime zu vermehren, und schadet dadurch dem Gedichte gewiß nicht. Natürlich werden die gereimten Verse nicht nach der Prosodie, sondern nach dem Akzent gemessen und weiterhin auch der Hiatus (etwas oft) zugelassen. Die Verse sind wohllautend und ganz leicht verständlich; nur daß man im Lateinischen die kühneren Metaphern, die losere Gedankenverbindung und die Gedankensprünge nicht gewohnt ist und so bei manchem Ausdruck etwas stutzig wird. Ein guter Lateiner, der zugleich ein Freund Schillers ist, wird das kleine Heft nicht ohne bewundernde Freude durchlesen.

Fügung und Führung. Konvertitenbilder, herausgegeben von Dr Julius Mayer. 8° Freiburg 1911, Herder.
II. Teil: **Alban Stolz** und Friedrich von Drais, Eduard Steinbrück, Augustin Arndt, Berta von Bernitz, Klotilde von Werthern. Erste bis dritte Auflage. (VIII u. 312) *M* 2.60; geb. in Leinw. *M* 3.50

Der erste Teil von „Fügung und Führung“, d. h. die Korrespondenz zwischen Alban Stolz und Julie Meincke, wurde in diesen Blättern ausführlich besprochen (LXXIX 202—204). Das prächtige Buch ist mittlerweile bereits in zweiter und dritter Auflage erschienen und verdient die günstige Aufnahme von seiten der Kritik und des Lesepublikums vollauf; erhalten wir doch in diesem Briefwechsel ein vollständiges Bild der seelischen Kämpfe einer jungen, geistig hochstehenden Konvertitin, wie es in ähnlicher Anschaulichkeit uns selten vor die Seele tritt. Weniger einheitlich und nicht so erschöpfend wie der erste, zeichnet sich der nun vorliegende zweite Teil um so mehr durch eine interessante Mannigfaltigkeit der Bilder aus, die uns einen Einblick in die große Verschiedenheit der Wege gestattet, auf denen Gott die Seelen aus dem Irrtum zur Wahrheit führt. Fünf Konvertiten, welche alle in Alban Stolz ihren geistlichen Wohltäter verehren, sind hier mit ihren Briefen vertreten. Die Antworten aus Freiburg fehlen zum Teil; doch hat der Herausgeber die Lücken möglichst durch einführende biographische Notizen und aufklärende Fußnoten ausgeglichen. Der Name Berta v. Bernitz ist Pseudonym, die übrigen Korrespondenten sind in weiteren Kreisen bekannt, Klotilde v. Werthern vielleicht ausgenommen, die auch hier mehr durch die Briefe ihres geistlichen Führers Alban Stolz als durch die spärlichen von ihr selbst noch erhaltenen Briefstellen gekennzeichnet wird. Das Buch verdient uneingeschränkte Empfehlung.

Katie. Aus dem Leben einer jungen Gräfin. Dem Englischen nacherzählt von Anna Hilden. Mit 3 ganzseitigen Tonbildern und 8 Textillustrationen von W. Rohm. [Bibliothek für junge Mädchen. Herausgegeben von Karl Ommerborn.] kl. 8° (164) Würzburg (o. J.), Bucher. Geb. *M* 1.50

Katie Umfraville, deren Vater dem englischen Adel angehörte, war Waise geworden und genießt nun ihre Erziehung bei bürgerlichen Verwandten. — Durch den Tod ihres Vetters gehen Titel und Grundbesitz einer Gräfin von Caergwent auf Katie über. Nun erst erkennen die beiden Tanten Barbara und Jane ihre Pflicht,

sich der Kleinen anzunehmen, die im Alter von 10—11 Jahren steht. Katie muß das ihr lieb gewordene Haus der Wardours, in dem sie treue Gefährten gefunden, verlassen, um durch zwei alte, nervöse Damen ihre standesgemäße Ausbildung zu erhalten. Der Mangel an Altersgenossinnen und das kalte Benehmen der Lady Barbara verursachen dem talentvollen, aber aufgeregten wilden Kinde viel Leid und Bitterkeit. Endlich wird Katie aus der harten Lage befreit und in die Familie ihres von Indien nach London zurückgekehrten Onkels aufgenommen. Hier findet sie die Behandlung und den Umgang, welche die schönen Anlagen des Kindes zur glücklichen Entfaltung führen. Wenn auch die Verwandtschaftsverhältnisse und die Motivierung für Lady Barbaras kaltes Benehmen nicht verständlich und klar genug hervortreten, so muß doch die frische deutsche Erzählung nach englischer Vorlage als eine anziehende, nützliche Lektüre für die Jugend bezeichnet werden, die zugleich wohl zu beherzigende Lehren für Eltern und Erzieher enthält.

Vom Untersberg. Zwei Erzählungen für die Jugend. Von Isidor Hopfner S. J. kl. 8° (132) Salzburg (o. J.), Pustet. *M* 1.20

Südwestlich von Salzburg erhebt sich der sagenumwobene Untersberg, ein Teil der Berchtesgadener Alpen, von dem bereits Freisauff so viel Interessantes zu berichten wußte. In der Märchenpracht des Berginnern, in welche die erste Erzählung einführt, thront Kaiser Karl, umgeben von den Großen des Reiches, und harrt der Auferstehung. Ein ideales Bild der Vergangenheit bietet sich dem beschauenden Auge, so daß der kleine Gottschalk nicht mit Unrecht an die Herrlichkeit des Himmels gemahnt wird. Die zweite Erzählung „St Severin“ geleitet uns in die alte römische und zum Teil christliche Kolonie Juvavum, schildert in anschaulicher Weise deren Zerstörung durch die Germanen, den Martertod des hl. Maximus und seiner Gefährten, wie ihn die Legende überliefert hat, und endet mit dem Hinweis auf den Wiederaufbau der Stadt durch den hl. Rupert gegen Ende des 7. Jahrhunderts. Der Leser wird mit einer Reihe Einzelheiten vertraut, die für die Vergangenheit Salzburgs nicht bloß geschichtliches, sondern, wie der Verfasser mit Recht betont, hohes poetisches Interesse haben.

Miszellen.

Mißhandlung eines verdienten Toten. In zahlreichen Beurteilungen von fern und nah, welche P. Baumgartners Geschichte der italienischen Literatur seit ihrem Hervortreten zu Ende 1910 gefunden hat, ist die Weitherzigkeit und Milde besonders anerkannt worden, mit welcher er bei Autoren jeder Richtung je nach dem Wahrbestand Talent und Leistung unbefangen zu würdigen gewußt hat. Nicht so meint es ein Vertreter des jungen Italien, A. Farinelli, der in der letzten Nummer der „Süddeutschen Monatshefte“ einen wahren Abschlachtungsversuch an dem nachgelassenen Werke des Verstorbenen unternommen hat. Er führt in der Tat gegen Baumgartner bittere Klage:

„Die ‚Modernen‘, die ‚Patrioten Italiens‘, die neuen ‚Liberalen und Radikalen‘ erregen immerfort den Zorn, die bitterste Entrüstung unseres Literarhistorikers. Aus ihrem Denken und Schaffen kann nur Unheil und Verderben entspringen. Was sie loben, mußte somit mit strenger Folgerichtigkeit getadelt werden; die von ihnen errichteten Altäre mußten erbarmungslos niedergerissen

werden. Das Werk seiner Gegner brandmarkt P. Baumgartner als ‚tendenziöse Parteischriftstellerei', wahre, wissenschaftliche Literaturgeschichte fließt ja nur aus dem Geiste seiner Unduldsamkeit. Wäre nur sein Haß versöhnlich, fiele nur ein Tropfen Milde auf die unselige Erbitterung! Dieser fromme Verfasser einer italienischen Literaturgeschichte rüttelt gewalttätig an den Heiligtümern des italienischen Volkes und spricht seinen Bannfluch über alle die teuersten Erinnerungen und Eroberungen des neu geeinten Italiens. Wir übergehen hier seine Herzensergießungen über den moralischen und literarischen Verfall einer Nation, welche ihre Fesseln gesprengt, dem Papste, dem ‚Lehrer aller Völker', die weltliche Macht entrissen hat.... Erträglich würde eine solche Kritik immerhin noch erscheinen, wäre sie mit wohlwollender Milde und Nachsicht für die Irrenden und Abtrünnigen geübt, [aber] wo Baumgartner einen Widerstand oder gar eine Empörung gegen seine Kirche wittert, da schwingt er seine Geißel; die Zornadern schwellen fürchterlich; es fliegen die bittersten Worte der Verdammung. Die literarhistorische Forschung ist zum Tummelplatz wilder Parteilichkeit geworden.... Überall finden wir nur gewollte und unerschütterliche Engherzigkeit.... Auf die ewigen Fluten des ewig wechselnden, ewig sich ergänzenden Lebens blickt finster der Geist der Erstarrung.... Wer rettet sich vor seinem Zorn, seinem Tadel und seiner Mißachtung?"

Damit ist der Ton der Ouvertüre angegeben. Es handelt sich jetzt nur noch darum, Zorn, Tadel und Mißachtung mit Wucherzinsen heimzuzahlen. Ein erster vernichtender Vorwurf lautet: Es ist überhaupt „eine gänzliche Unmöglichkeit, ein Wahn, eine Weltliteraturgeschichte zu entwerfen". Schon die Versuche J. Scherrs und A. Sterns — Norrenberg u. a. kennt Farinelli nicht — waren „gewagt"; sie an Reichtum des Gebotenen übertreffen zu wollen, wie Baumgartners Plan, war vollends „ein tolles Wagnis".

Die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens hat niemand besser gekannt als Baumgartner selbst. Er war sich aber auch völlig darüber klar, in welcher Weise eine Ausführung des Gedankens möglich sei und welche Berechtigung derselben zukomme. Im Ergänzungsband zu seiner Weltliteratur schreibt er darüber (S. 19):

„Der nächstliegende praktische Zweck einer ‚Allgemeinen Literaturgeschichte' ist nun wohl der eines handlichen Nachschlagebuches, das uns über die wichtigsten Schriftsteller und deren Werke orientiert und uns als Führer dienen kann, diesen oder jenen Autor, diese oder jene Periode, dieses oder jenes Volk je nach Wunsch oder Bedürfnis genauer zu studieren. Ein höheres Ziel ist einem solchen Buch darin gesteckt, daß es bei aller Treue eines kompendiösen bibliographischen und biographischen Führers das umfangreiche Detail zu faßlichen, charakteristischen Gruppen gestaltet, in welchen das Wesentliche hervor-, das Unwesentliche zurücktritt, das Charakteristische der einzelnen Perioden und Völker sich deutlich abhebt und der geistige Zusammenhang zwischen den einzelnen Schriftstellern und der Nation selbst sich faßlich erklärt. Ein noch höheres Ziel ist in der Solidarität des gesamten Menschengeschlechtes geboten...."

Das unmittelbare Ziel, das Baumgartner selbst seiner „Weltliteratur“ vorgesteckt hatte, ist in schlichten Worten ausgesprochen in der Vorrede zum ersten Bande des gesamten Werkes:

„Ein einzelner kann unmöglich selbständig alles beherrschen, was Hunderte von Gelehrten in rastloser, jahrelanger Mühewaltung erforscht und für die Wissenschaft gewonnen haben. . . . Es kann sich also nur darum handeln, im Anschluß an die bewährtesten Autoritäten die wichtigsten und sichersten Forschungsergebnisse zu sammeln und zu einem Gesamtbilde zu vereinigen, das ungefähr Gemeingut aller Gebildeten werden kann und zu werden verdient. . . . In den meisten Fällen wird man sich begnügen müssen, durch Anmerkungen oder Literaturangaben auf einläßlichere Spezialarbeiten hinzuweisen. Die Hauptsache bleiben natürlich die großen Haupterscheinungen der Weltliteratur, wie z. B. die älteren Religionsbücher und Nationalepen der verschiedenen Völker, die Hauptgruppen und Hauptvertreter der übrigen Poesie und poetischen Prosa, der Gesamtentwicklungsgang der einzelnen Volksliteraturen und endlich der Zusammenhang der verschiedenen Literaturen im allgemeinen Verlauf der menschlichen Bildung. Mag bei der Bevorzugung, deren sich heute das Spezialstudium erfreut, eine solche Darstellung auch als weniger wissenschaftlich erscheinen, so kann sie vielleicht doch einigermaßen auch wieder der Spezialwissenschaft zu gute kommen, indem sie . . . entlegene Forschungsgebiete verbindet und weitere Leserkreise für die unermüdliche Tätigkeit der Gelehrten mit ins Interesse zieht.“

Genau nach diesem Programm und mit steter Rücksicht auf diese weiteren Leserkreise ist Baumgartner bei der Abfassung seiner italienischen Literaturgeschichte verfahren, und es hat daher keinen Sinn, wenn Farinelli ihm vorwirft, daß er Casinis als vorzüglich anerkannten Grundriß, Carduccis vielfach vortreffliche Einleitungen und P. Heyses ausgezeichnete Übersetzungen sich gut zunutze gemacht habe. Baumgartner hat bei redlicher eigener Arbeit alles Gute und Beste für sein Werk herangezogen, was sich finden ließ. Auch an poetischen Übersetzungen bietet er mindestens ebenso vieles und gutes von seinem Eigenen, als er von andern entlehnt.

Farinelli macht ihm weiterhin zum Vorwurf „das Aneinanderreihen von Lebensabrissen der verschiedensten Dichter und Schriftsteller, von Inhaltsangaben der verschiedensten Werke, die rein äußerliche Stütze der gebotenen Aufzählungen und Exzerpte durch bibliographische Angaben“. „Er säet überall Inhaltsangaben“, wird bald darauf wiederholt, „fügt seine Textproben bei, schöpft unermüdlich aus den Übersetzungen Paul Heyses und schleppt sich mühsam auf den Krücken anderer.“ Das alles, im rechten Sinne verstanden, hatte Baumgartner in seinem Programm von vornherein angekündigt, das erwartete man von ihm, und gerade diese wechselreiche und lebensvolle Darstellung erwarb seinem großen Werke so viele begeisterte Freunde.

Farinelli freilich will sich unter Weltliteratur etwas ganz anderes vorgestellt haben, er erwartete „eine Entwicklungsgeschichte des schaffenden Geistes“:

„Wir dachten uns den Universalhistoriker auf seiner hohen Lebenswarte, die Schicksale der Völker im ewigen Laufe der Zeiten überblickend, die gewaltige

Geistesarbeit in den aufeinanderfolgenden Kultur- und Kampfperioden fassend und prüfend, den Entwicklungsgang im Wirrwarr der Menschengeschichte verfolgend, den Pulsschlag des Ewigen, dieses Regen des Unendlichen in allem fühlend und alsdann entschlossen, die mächtige Fülle der gewonnenen Eindrücke in einer Riesensynthese harmonisch und klar in einem organischen Werke zur Anschauung zu bringen."

Aber eben deshalb blieb Farinelli bei dem bloßen Gedanken an eine Geschichte der Weltliteratur „verblüfft", es „wurde ihm schwindelig zu Mute", er erklärte sie für „Wahn" und „gänzliche Unmöglichkeit".

Baumgartner hatte den gesunden Sinn, eine Weltliteratur zu planen, wie sie keine Unmöglichkeit war, sondern einem wahren Bedürfnis der gebildeten Kreise und dem Verlangen vieler entgegenkam. Diesen Frevel muß er büßen. „Gott hat ihm nur die bescheidenen Gaben eines Kompilators verliehen", er ist „ohne den geringsten Sinn für die im Innern wirkenden Kräfte", er „beweist sein gänzliches Unvermögen, Kunst- und philosophische Probleme nicht allein zu ergründen, sondern überhaupt zu erfassen und irgendwie in die Tiefe der phantastischen und der logischen Schöpfung einzudringen". Auch nicht „einen Funken von Verständnis für die Arbeit der nach Erkenntnis ringenden Gründer philosophischer Systeme und wirklicher Leiter der Menschheit" kann man dieser Geschichte der italienischen Literatur zugestehen! „Eine Geistesgeschichte im Herderschen Sinne würde dem neuen Verkünder der Menschheitsideale (d. h. P. Baumgartner) als ein Greuel erscheinen." Zufällig hat Baumgartner in dem Vorwort zur gesamten Weltliteratur (I VIII) über Gottfried von Herders „Stimmen" und „Ideen" mit Hochachtung und Sympathie sich ausgesprochen, im Ergänzungsbande zur Weltliteratur (S. 326) stellt er die verschiedene Art Geschichte der Literatur zu schreiben nach ihrer beiderseitigen Berechtigung und ihrem beiderseitigen Nutzen einander vergleichend gegenüber, und die Würdigung Herders und seiner Geistesgeschichte gehört zu den Glanzpartien des Ergänzungsbandes (S. 398 f).

Farinelli hat also von vornherein versäumt, über Aufgabe und Anlage des Gesamtwerkes sich Rechenschaft zu geben. Es erweckt aber auch starke Zweifel, ob er den Band selbst, den er zu zerzausen unternimmt, im Zusammenhang gelesen habe, wenn er als zweite Anklage ausspricht: „Italien ist (in Baumgartners Werk) seiner Entwicklung allein überlassen, eine Insel mitten im Ozean der Völker."

Selbstverständlich war dieser Band der überreichen italienischen Literatur allein vorbehalten, wie andere Bände den Literaturen anderer Völker; selbstverständlich mußte auch die Isolierung zur Darstellung kommen, in welche die italienische Literatur in ihrer klassizistischen Periode geraten war. Die Neuerwecker des literarischen Lebens in Italien haben dies selbst unumwunden anerkannt. Soweit aber die italienische Literatur Einflüsse erfahren hat, sei es durch den Minnesang der Provence, sei es durch die Sagenströme vom Norden her, durch die altklassischen Studien oder das Aufblühen der bildenden Künste, durch die Kreuz-

züge oder die Universitäten, durch Voltaire oder die napoleonische Ära, durch Ossian oder Werthers Leiden, durch Byron oder Walter Scott, durch Goethe oder Heine, alles ist entsprechend und ausgiebig zur Darstellung gebracht. Baumgartner ist auch dem Einflusse vollauf gerecht geworden, den das Literaturschaffen Italiens auf andere Völker geübt hat. Dieser Vorwurf ist also gänzlich unbegründet. Ebenso ist es die Behauptung, Baumgartner habe für das italienische Mittelalter die Poesie in der Vulgärsprache mit der Volkspoesie „verwechselt". Er hat nur richtig dargetan, daß dank der Pflege der Vulgärsprache auch die Volkspoesie frisch und lebendig erhalten wurde.

Hätte Baumgartner sein nachgelassenes Werk noch mit einer Vorrede begleiten können, so wäre er wohl einem weiteren ungerechtfertigten Vorwurf schon zuvorgekommen. So viele Schriftsteller und Literaturwerke auch von ihm besprochen waren, er überschaute noch die Unzahl anderer, die nicht genannt wurden und auch der Anlage und dem Zwecke des Werkes nach nicht mehr genannt werden konnten. Er schrieb ja nicht einen Leitfaden der Literaturgeschichte oder ein Lehrbuch für Studierende. Was er anstreben mußte, war eine lehrreiche und fesselnde Lesung für die weiteren gebildeten Kreise. Ihnen sollten die verschiedenen Hauptserscheinungen, Gruppen, Strömungen der italienischen Literaturgeschichte anschaulich vor Augen geführt und nach ihren charakteristischen Merkzeichen eingeprägt werden. Mit einer Häufung von Namen war dabei nicht gedient; von seinem ursprünglichen Plane, den einzelnen Kapiteln lange Namensverzeichnisse in den Anmerkungen beizugeben, ist Baumgartner noch glücklich abgekommen; es hätte sein Werk nicht lesenswerter gemacht. Hinsichtlich der Auswahl der Namen werden, wo es sich um so viele handelt, immer Meinungsverschiedenheiten möglich sein. Hatte Baumgartner jene beisammen, die einer Periode oder Gruppe das Gepräge gaben, so wählte er aus den sie umgebenden Sternen minderer Größe mit voller Freiheit solche, die ihm mehr Anziehung boten, die Wechsel für die Darstellung versprachen oder Gelegenheit zu weiteren Ausblicken gaben. Ihm hierüber Vorwürfe zu machen, ist gegen alle Billigkeit. Er mußte sich Maß und Grenzen setzen. Manche, wie der von Farinelli vermißte Pomponio Leto, hatten als Humanisten bereits im vierten Bande ihre Würdigung gefunden.

Kaum minder unbillig ist das Nörgeln wegen des Maßes der Literaturangaben. Wer Tadel sucht, findet da immer etwas auszusetzen. „Warum hat auch Baumgartner", fragt Farinelli, „der eine reiche, aber chaotisch zusammengewürfelte Bibliographie über Dante bietet, jede Erwähnung des schönen Werkes Voßlers vermieden?" Baumgartner hat Voßlers italienische Literaturgeschichte wiederholt genannt, sein Werk über „Die göttliche Komödie" hatte er noch 1909 in den „Stimmen aus Maria-Laach" (LXXVI 340—342) genauer gewürdigt; in die Danteliteratur seines Werkes hat er diese Schrift aber nicht einreihen wollen, eben weil diese Literaturangaben nicht „chaotisch von ihm zusammengewürfelt", sondern aus einem fast unermeßlichen Meere sorgfältig und mit großer Überlegung zusammengestellt waren und nur solches enthalten sollten, was den Leser im Verständnis wirklich zu fördern geeignet wäre.

Für Baumgartner, der kein Lehrbuch schrieb, sondern, der Aufgabe seines Werkes entsprechend, in der Art des Historienmalers lebensvolle Gruppen zu gestalten hatte, war ein bloßes chronologisches Aneinanderreihen von selbst ausgeschlossen. Die Haupteinteilung war nach Zeitperioden getroffen, auch innerhalb derselben macht sich eine gewisse Rücksicht auf die Zeitenfolge bemerkbar, aber doch so, daß Freiheit blieb, soweit Rücksichten einer künstlerischen Darstellung oder einer besseren Übersichtlichkeit es heischten, die verwandten Erscheinungen zusammenzuordnen. Farinelli, der dem Bande „wohlgeordnete Kapitel" und „schön abgezirkelte Literaturperioden" zugesteht, konnte sich füglich die Mühe ersparen, über „Anarchie" der Anordnung zu klagen nur deshalb, weil im einzelnen die Zeitenordnung oft nicht eingehalten wird. Was sollen Vorwürfe bedeuten wie der: „Vasari folgt Paruta und Botero!" Baumgartner hat die große Übeltat begangen, die Historiker und Politiker unter den Prosaschriftstellern des Cinquecento zu einem geschlossenen Kapitel zu vereinigen und diesem ein anderes mit den Kunstschriftstellern und Belletristen folgen zu lassen. Paruta und Botero gehörten zu den ersteren, Vasari zu den andern. So hat Baumgartner auch die großen Prosaschriftsteller des Seicento, die naturwissenschaftlichen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, die Dichter und Prosaiker der Aufklärung je zu einem Kapitel vereinigt, ohne um die zeitliche Aufeinanderfolge der in auseinanderliegenden Kapiteln behandelten Autoren sich ängstlich zu sorgen. Die künstlerische und zugleich zweckmäßige Gruppierung der ungeheuren Masse der verschiedenartigsten Erscheinungen war gerade das schwierigste Problem, das bei diesem Bande zu lösen blieb. Baumgartner hat mit unendlicher Sorgfalt und Mühe dieser Aufgabe sich unterzogen und oft erst nach vielfältigen Versuchen und Umstellungen sich für eine bestimmte Ordnung entschieden. Es wäre Baumgartner nie in den Sinn gekommen, den Verfasser eines Leitfadens dafür herabzusetzen, daß er die einzelnen Schriftsteller in streng chronologischer Ordnung verzeichnet. So hat aber auch er selbst ein gutes Recht, der völlig verschiedenen Natur seines Werkes entsprechend von der chronologischen Ordnung im einzelnen zuweilen abzugehen.

Wie weit Farinelli es für der Mühe wert hielt, in den Geist und Gehalt des Werkes wirklich einzudringen, das er moralisch zu zertreten den Vorsatz hatte, verraten ein paar Bemerkungen gleich zu Anfang seines Aufsatzes, über deren Zuversichtlichkeit man staunen muß. Mit anscheinend voller Sicherheit ruft er Baumgartner entgegen: „Reichlich fließen die Urteile Baumgartners aus der italienischen Literaturgeschichte Cantùs, welche die christliche Moral als Leitstern für die Kunst und Poesie betrachtet. Warum ist diese Hauptquelle in der einleitenden Bibliographie totgeschwiegen?" — „De Sanctis ‚glänzend geschriebenes Werk' selbst würdigt Baumgartner kaum eines flüchtigen Blickes, er mißversteht es völlig."

Tatsächlich hat Baumgartner, solange er an seiner sechsbändigen Weltliteratur arbeitete, Cantùs italienische Literaturgeschichte auch nicht ein einziges Mal in der Hand gehabt, dieselbe befand sich nicht einmal in der ihm zu Gebote stehenden Bibliothek. Baumgartner kannte und schätzte Cantù als Historiker und würdigte

freundlich auch seine Dichtungen. In den sympathischen Ausführungen, die er im Laufe des Bandes (S. 799—804) diesem ausgezeichneten Italiener gewidmet hat, gedenkt er auch seiner verdienstvollen literarhistorischen Arbeiten. Aber als Führer für die Literaturgeschichte hat Cantù ihm niemals gedient, und wo er einmal seine Storia della Letteratura Italiana anzuführen hat (S. 536), geschieht es nach T. Concari. Wohl aber pflegte Baumgartner, wenn er über geschichtlich wichtige Literaturerscheinungen der späteren Jahrhunderte, etwa Machiavelli oder Galilei, Vico oder Botero, sein Urteil zusammenzufassen hatte, vorher auch noch Cantùs Geschichte Italiens oder dessen Weltgeschichte zu vergleichen. Das geschah stets nur, nachdem er schon vieles über jene Männer studiert und gesammelt hatte, und gar manches Mal konnte er sich der Übereinstimmung der Urteile Cantùs mit den seinigen erfreuen. Francesco de Sanctis hingegen war unter allen für ihn in Betracht kommenden Fachschriftstellern derjenige, den er unter dem rein literarischen Gesichtspunkte am höchsten schätzte. Sein Buch lag beständig vor ihm auf dem Tisch, er gebrauchte es nicht nur zu seiner Arbeit, oft las er darin zu seinem Vergnügen und zu seiner Erholung, und er konnte immer von neuem anfangen. Baumgartner hat denn auch in der Einleitung des Bandes (S. 2) dieses bevorzugten Schriftstellers ehrend gedacht, und mehrmals bringt er aus ihm längere Zitate. Der Name Francesco de Sanctis steht im Register sechsmal verzeichnet, im Werke selbst wird er sich noch öfter finden. Das nennt dann Farinelli verständnisvoll: „Er würdigt ihn kaum eines flüchtigen Blickes."

Es ist geradezu überraschend, wie sehr auch sonst die von Farinelli erhobenen Vorwürfe der Wahrheit stracks zuwiderlaufen. Gleich im zweiten Kapitel des ersten Buches, wo die Troubadourpoesie Mittelitaliens als Vorbereitung auf Dante deutlich gezeichnet wird, verweilt Baumgartner unter eben dieser Rücksicht ausführlicher bei Guido Guinicelli (S. 43—47) und greift, nachdem das unmittelbar folgende Kapitel die Vorbereitung auf Dante nach anderer Richtung etwas ausgeführt hat, schon nach zwölf Seiten wieder auf den Minnesänger von Bologna mit den Worten zurück: „Die Weiterbildung des von Guido Guinicelli eingeführten ‚süßen neuen Stiles' übernahm in Toskana ein anderer Guido, Dantes unmittelbarer Vorläufer Guido Cavalcanti." Ohne vom inneren Zusammenhang dieses Kapitels das geringste zu erfassen, erhebt Farinelli die Anklage: „Als Vorläufer Dantes erscheint Guido Cavalcanti völlig losgelöst von dem Meister des dolce stil nuovo Guido Guinicelli."

Wo Baumgartner prachtvoll das mediceische Zeitalter schildert mit all seinem Glanz und seinen tiefen Schatten (S. 241 f), da bespricht er auch den Mönch Savonarola mit seiner untergeordneten Bedeutung für die Literatur, aber seiner gewaltigen Bedeutung für das Geistesleben Italiens. Mit dem Literaturschaffen von Florenz, mit den Dichtungen Polizians und Lorenzos haben Savonarolas fromme Lauden, Briefe und Predigten kaum mehr gemein als die Einheit nach Zeit und Ort. Unvermögend auch hier, Baumgartners tiefe und geistvolle Auffassung zu verstehen, urteilt Farinelli, lediglich auf den äußeren Rahmen des

Inhaltsverzeichnisses gestützt: „Aus dem Kreise Polizianos und Lorenzo de Medicis trennt sich gewalttätig Savonarola, ganz willkürlich an ein Kapitel ‚Neapel und die Musenhöfe Oberitaliens‘ angelehnt.“ So kann nur schreiben, wer das Kapitel gar nicht gelesen hat.

Die ebenso gründlich gearbeiteten wie ergreifend schönen zwei Kapitel über Torquato Tasso schätzt der Kritiker als „einen lang hingestreckten Panegyrikus“. „Ein dem Umschwung der Profanwissenschaften gewidmetes Kapitel“, so tadelt er, „endigt mit der Aufzählung einiger jüngst verstorbenen Gelehrten.“ Allerdings hatte Baumgartner zur Ehre Italiens sich vorgesetzt, zu zeigen, daß bei jenem Aufschwung es sich nicht um vereinzelte Namen handelt, sondern um „eine lange, ununterbrochene Reihe katholischer Italiener, welche durch zwei Jahrhunderte die Forschung eines Galilei weiter- und den glänzendsten Erfolgen entgegengeführt haben, die in Berlin, London und Paris weiterarbeiteten an der großen internationalen naturwissenschaftlichen Forschung“. Dazu mußten freilich auch Namen aus neuerer Zeit genannt werden. Farinelli ist ja sonst so sehr auf Namen aus!

Beim dritten Kapitel des dritten Buches in Baumgartners Werk lautet die Aufschrift: „Giuseppe Parini und Alfons von Liguori.“ Die beiden Namen erschöpfen keineswegs den Inhalt des Kapitels, sondern bezeichnen zwei hervorragende Gestalten, die für die entgegengesetzten Geistesströmungen der Literaturperiode typisch sind, den verweltlichten Salonabbé und den Heiligen. Aber ohne das schöne, reiche Kapitel auch nur gelesen zu haben, auf die bloße Titelüberschrift im Inhaltsverzeichnis hin kritisiert Farinelli in wahrhaft schreiendem Gegensatz zum wirklichen Tatbestand: „Parini und Alfons Liguori übernehmen gleichwertig und gleichbedeutend die Geistesführung einer Literaturperiode!“

Und wieder auf die bloße oberflächliche Musterung des knappen Inhaltsverzeichnisses hin fährt der Kritiker geringschätzig fort: „Und was besagt die Bezeichnung Bartolis als ‚der Bourdaloue Italiens‘?“ Natürlich gar nichts, und eine solche Benennung wäre Baumgartner nie aus der Feder gekommen. Das verhängnisvolle Inhaltsverzeichnis verweist auf S. 485, wo ausschließlich von Paolo Segneri, dem größten italienischen Kanzelredner, die Sprache ist, dem jener Ehrentitel wirklich zukommt.

Noch mehr grollt der Kritiker, daß „Cantù, Bresciani und den Helden der Civiltà Cattolica ein eigenes Kapitel gewidmet“ sei, „dem Lobgesange der Le Moyne und Bouhours in der französischen Literaturgeschichte folgt nun das (!) Panegyrikus der Tiraboschi und Bettinelli“.

Daß die Richtung der Literatur, die durch Cantù und Bresciani vertreten wird, einer eigenen Behandlung bedurfte, ist für jeden Kenner der italienischen Literatur selbstverständlich. Ob die Ausführungen Baumgartners über den merkwürdigen Bettinelli ein Panegyrikus seien, darüber mag jeder redliche Leser urteilen. Über den sehr bedeutenden und hochverdienten Tiraboschi hat Baumgartner (S. 535 bis 536) sich ganz kurz gefaßt; er brauchte dem Lobe, das Casini dem italienischen Landsmanne gespendet hatte (S. 2), auch kaum etwas hinzuzufügen. Hinsichtlich

der Civiltà und Brescianis hat Baumgartner sich begnügt, die Urteile Karl Wittes, des bekannten protestantischen Danteübersetzers, wörtlich wiederzugeben.

Jedem, der in Baumgartners Buch (S. 475 f) über Galilei nachliest, wird die freundliche Sympathie auffallen, mit welcher der unglückliche Gelehrte da behandelt wird; und der strenge Kirchenhistoriker könnte Ursache haben, über diese poetische Verklärung eines so wenig anziehenden Charakters sich zu wundern. Aber selbst über eine solche liebevolle Idealisierung findet der Kritiker nur das abfällige Wort: „Jeder Versuch des Charakterisierens muß unvermeidlich zu Zerrbildern führen."

Es lautet von vornherein unglaublich, wenn Baumgartner von seinem Kritiker die Forderung beigemessen wird, die Dichter, als Priester des Schönen ebenso wie die Diener der Kirche verpflichtet das heilige Feuer des Glaubens zu hüten, „übernehmen strenge Pflichten, müssen jedes Spiel der Phantasie als müßige Tändelei unterdrücken". Das soll anscheinend belegt werden durch Sätze, die Baumgartner über Fogazzaros Il Santo geschrieben, natürlich nur dadurch, daß man sie verstümmelt. Baumgartner hatte mit vollem Recht geschrieben: „Man kann von einem Dichter und Romanschriftsteller nicht fordern, daß er sich in die großen religiösen Fragen der Gegenwart mische und sie in künstlerischer Form zu lösen suche. Wenn er sich aber diese Aufgabe stellt, so erwächst ihm die Pflicht, mit so wichtigen Gegenständen kein bloßes Phantasiespiel zu treiben, zum wenigsten nicht irrtümliche Ansichten auszustreuen und zu verbreiten."

Auf ungefähr gleicher Höhe mit dieser Beweisführung steht Farinellis einziger Beleg für die „zahllosen Widersprüche", die er bei Baumgartner entdeckt hat. Dieser, der Machiavellis wenige dramatische Dichtungen bei den Komödien des Cinquecento nach ihrem Unwert kurz erörtert (S. 421 f), hatte ihm vorher (S. 333 bis 341) als prosaischem Schriftsteller die größte Aufmerksamkeit gewidmet, dabei aber sachgemäß bemerkt: „Der schönen Literatur gehört Machiavelli nur durch einige Komödien an, sonst hat er an der grandiosen Kunst- und Literaturentwicklung der Hochrenaissance keinen Anteil gehabt." Da Machiavelli aber gleichwohl als Prosaiker von Bedeutung ist, konnte Baumgartner ohne Widerspruch gleichzeitig über ihn das Urteil abgeben: „Als Schriftsteller nimmt Machiavelli unzweifelhaft keine geringe Stelle ein. Wie keiner der Humanisten hat er den Geist der altrömischen Geschichtschreibung in sich aufgenommen ... man glaubt einen alten Klassiker zu lesen."

Das Bedürfnis nach Anlaß zum Tadel muß schon recht groß gewesen sein, daß man zu solchen Handhaben zu greifen sich veranlaßt fühlt. Aber da auch diese noch nicht genügen, wird zurückgegangen auf Baumgartners Goethewerk und seine Geschichte der französischen Literatur. Hat er doch in dem letzteren Werke „Racine Saint François de Sales untergeordnet, und beanspruchte dort de Maistre die zwanzigfache Aufmerksamkeit vor Alfred de Musset und Alfred de Vigny"! Der Leser mag sich aus dieser, freilich auf grober Entstellung beruhenden Aussage von vornherein eine Vorstellung machen, wie gründlich verfehlt

Baumgartners Geschichte der italienischen Literatur sein muß. Dieser arme Baumgartner pflegt, so sollte man meinen, mit ausgesuchter Pedanterie den Grad der Wertschätzung, die er für einen Dichter hat, und die Bedeutung, die er einem Schriftsteller beimißt, genau durch die Zahl der Seiten und der Zeilen zum Ausdruck zu bringen, die er auf die Erzählung ihres Lebenslaufes und die Erörterung ihrer Schriften verwendet. Und nun höre man! „In der neuen Wertschätzung muß Ariost und selbst Dante einem Tasso bedeutend nachstehen, Bettinelli und Monti einen Foscolo übertreffen, Silvio Pellico wichtiger erscheinen als Leopardi, Fra Paolo Sarpi wichtiger als Galilei, Boccalini von verschwindender Bedeutung gegenüber Segneri, Gerolamo Muzio bedeutender als Savonarola, Botero bedeutender als Guicciardini!" Und derselbe Mann, der ein solches Meisterstück von literarischer Kritik geleistet hat, wagt es, nur zwei Seiten später den von ihm so ungerecht herabgesetzten Toten zu apostrophieren: „Wie konnte sich Baumgartner herablassen, die Geistesgröße mit Meter und Wage zu schätzen?"

Es soll nicht bestritten werden, daß einige berühmte italienische Autoren, die für Baumgartners hauptsächliche Leserkreise ein vorzugsweises Interesse boten, und über die er früher besondere Studien veröffentlicht hatte, ausführlicher bedacht worden sind, als es genau den Proportionen des Gesamtwerkes entspricht. Dem Verfasser war dies wohl bewußt. Genötigt, vor allem die Vollendung des Werkes zu fördern, hat er hierin von der Autorenfreiheit Gebrauch gemacht und auf die Nachsicht seiner Leser gerechnet. Ein Schaden für die Sache ist daraus nicht erwachsen. Die wenigen Dichter, die dabei in Betracht kommen, wie Petrarca, Tasso, Manzoni, Pellico, Fogazzaro, waren einer solchen Bevorzugung doch wohl nicht ganz unwert.

Was Baumgartners Darstellung immer und überall ausgezeichnet hat, war vornehme Einfachheit und durchsichtige Klarheit. Einem Ausländer, der nicht einmal den Geist unserer Sprache recht erfaßt zu haben scheint, war es vorbehalten, zum erstenmal seine Ausführungen verächtlich hinzustellen als „hochtönende Worte, leeren Wortschwall, nichtssagende Adjektive und Redefloskeln". Zum Beleg für diesen Vorwurf wird eine Anzahl kurzer, klargefaßter Werturteile aneinandergereiht, von denen die Mehrzahl auf Baumgartners Lieblingsautoren sich beziehen, deren Lesung und Studium er wie bei Dante, Petrarca und Tasso fast sein Leben hindurch gepflegt, und die er aufs genaueste gekannt hat. Und am Schluß dieser aneinandergereihten knappen, sorgfältig abgewogenen Urteile ruft der Italiener theatralisch aus: „Das Reich der Geschichte wird [hier] zum Tempel der Phrase!"

Weniger war es gegen die Wahrheit gefrevelt, wenn Farinelli in den einleitenden Sätzen zu seinem Attentat wider die Ehre eines Verstorbenen die Bemerkung vorausschickte, daß Baumgartner, als er zu den fünf Bänden seiner Weltliteratur „nahezu tausend Seiten eines neuen, der Geschichte der Literatur Italiens gewidmeten Bandes, hinzufügte", die „nimmermüde Hand" entsinken fühlte. Baumgartner hat, wie die „Stimmen aus Maria-Laach" (LXXX 98) kurz nach seinem Tode näher ausführten, „dem Werk den letzten Abschluß nicht zu geben vermocht. Nur den ersten zwei Büchern (S. 1—518) hat er noch sein letztes Siegel auf-

gedrückt, für die ersten dreihundert Seiten die Druckkorrektur noch selbst besorgt [freilich als ein zu Tode Kranker!]. Für das dritte Buch mußte er auf eine noch beabsichtigte letzte Durchfeilung verzichten, das vierte Buch sogar teilweise als Fragment zurücklassen."

In Anbetracht dieser Sachlage wird es niemand wundernehmen, daß ein so eifervoller Kritiker unter den Tausenden von Namen und Büchertiteln eine Anzahl von kleinen Druckversehen aufzuspüren vermocht hat. Der Umstand, daß in den verschiedenen Literaturgeschichten und Nachschlagewerken die italienischen Namen oft verschieden geschrieben werden, und der fernere Umstand, daß bei sehr vielen italienischen Dichtern statt des einen bestimmten Rufnamens gleich zwei oder drei Vornamen beigesetzt werden, was Baumgartner zu umständlich war, hat dazu beigetragen, die Anzahl solcher Versehen zu vermehren. Wie genau es Farinelli hierin nimmt, mag man daraus ersehen, daß er es schon zum Fehler anrechnet, wenn ein Giovanni als Johannes (J. statt G.) in die Palästra eingeführt wird. In zwei Fällen, wo Autoren des gleichen Namens verschiedenen Perioden angehören, ist vereinzelt eine Verwechslung der Vornamen zu beklagen, für die wohl Baumgartner persönlich nicht verantwortlich zu machen ist. Solcher berechtigten Korrekturen, für die man dankbar sein könnte, sind aber verschwindend wenige gegenüber völlig unbegründeten Machtsprüchen, die man zurückweisen muß. Wie Farinelli alles zu bemängeln sucht, ereifert er sich sogar über die „Chrestomathie", aus der Baumgartner einzelne Stücke geschöpft hat. Diese Chrestomathie Bartolis erklärt Farinelli freilich als „nun gänzlich abgetan"; Baumgartner, der sie mit andern sehr wohl verglichen hat, gab ihr mit voller Entschiedenheit wegen ihrer gediegenen Eigenschaften vor den andern den Vorzug. Farinelli rechnet es zum Fehler an, daß Baumgartner das Werk Dantes über die italienische Volkssprache mit dem Titel De vulgari Eloquio eingeführt habe. Baumgartner hat in der Anmerkung auch den später aufgekommenen Titel genannt, aber er hat mit voller Kenntnis der Sachlage, entgegen der späteren Sinnentstellung, das festgehalten, was er wissenschaftlich für das Richtige hielt.

Allein dem Kritiker der „Süddeutschen Monatshefte" ist es nun einmal darum zu tun, um jeden Preis zu tadeln, zu bekritteln und verächtlich zu machen. Er erschöpft sich in Expektorationen über Baumgartners Geistlosigkeit, Verständnislosigkeit, „gänzliches Unvermögen", „trostlose Gedankenleere", Oberflächlichkeit, Gedankenlosigkeit, „leblosen Mechanismus" usw. Wer auch nur eine einzige von Baumgartners zahlreichen Schriften ruhig gelesen hat, wer je mit dem geistvollen, ideenreichen Mann auch nur vorübergehend in Gedankenaustausch getreten ist, mag beurteilen, wie hoch die Kompetenz eines solchen Kritikers zu werten ist. Der Mann der „Süddeutschen Monatshefte" nennt Baumgartners Werk „eine Gedankenwüste, aus der nie Quellen des Lebens fließen". Aber ein solch ödes, geistloses Gewebe von Herabsetzungen fremder Arbeit und oberflächlich zusammengerafften unwahren Aussagen wäre Baumgartner niemals möglich gewesen. Farinelli spricht von Haß, Zorn, Engherzigkeit, von Oberflächlichkeit und Phrasenschwall. Auf welcher Seite sie sich wohl finden mögen??

Gegen eine Schmähschrift, die nichts bezweckt und nichts vermag als Schmähung und Herabsetzung, gibt es keine Möglichkeit der Verteidigung. Jeder Lebende, und wäre er der unantastbarste und bestverdiente, steht gegen solche Attentate wehrlos. Daß ein solches Verfahren gegen Verstorbene eingeschlagen werde, gehört glücklicherweise zu den Seltenheiten; unter rechtlich denkenden Menschen gilt es als ausgeschlossen, von Noblesse des Denkens und Fühlens gar nicht zu reden. Aber eine geheime psychologische Triebfeder lag hier zu Grunde. Farinelli selbst hat nicht unterlassen können anzudeuten, was so sehr seinen Ingrimm gereizt hat. Aus ehrlicher christlicher Überzeugung hatte Baumgartner geschrieben: „Jene großen Männer, welche an Gott und Jesus Christus als den Sohn Gottes glaubten, haben der wirklichen Wissenschaft weit mehr genützt als Spinoza und Hobbes, ... oder gar der seichte Apostat Toland und die Väter des Deismus...." „Durch die Renaissance ist Italien das Stammland der neueren Kunst geworden ... Cristoforo Colombo, der kühne Genuese, steht an der Spitze der modernen Entdecker.... Auch die moderne Philologie und Altertumswissenschaft, die moderne Philosophie und Naturwissenschaft haben ihren Ausgangspunkt in Italien genommen. Auf diesen Gebieten liegen Leistungen vor, welche die allgemeine Anerkennung und Bewunderung verdienen, und welche auch in der Literatur glänzende Furchen hinterlassen haben.

„Wenn die neueren Liberalen und Radikalen Italiens und ihre Gönner in Deutschland aber nur jene ‚neuen' Männer und jene Werke verherrlichen, in welchen sich der Kampf gegen Papst und Kirche, christlichen Glauben und christliche Weltanschauung verkörpert, so ist das nicht mehr wissenschaftliche Literaturgeschichte, sondern tendenziöse Parteischriftstellerei."

Wie wahr und zutreffend dies gesagt sei, läßt sich nicht lebendiger illustrieren als durch Farinellis Schmähartikel in den „Süddeutschen Monatsheften".

Für „talentvolle" junge Dichter. Ferdinand Avenarius verrät im zweiten Märzheft seines „Kunstwarts", daß „nach der letzten Zählung" bei ihm „in einem Jahr 1450 Gedichtmanuskripte" eingelaufen seien — nicht etwa zur Veröffentlichung, sondern bloß mit der privaten Frage: „Habe ich Talent?" Dabei seien Romane, Novellen, Epen und Dramen nicht mitgerechnet. Wer weder hoffnungsfroher Absender noch geplagter Empfänger solcher Manuskripte ist, dem nötigt der papierene Berg meist nur ein überlegenes Lächeln ab. Gerade deshalb ist es gut, daß ein so erfahrener Ratgeber wie Avenarius einmal auf die sehr ernste Seite dieser Erscheinung hinweist. „Die Monomanie Talentitis", sagt er, „reizt in so und so viel tausend Familien zu falschen Berufswahlentschlüssen, und in tausend andern Menschenleben frißt sie Jahrzehnte hindurch vom Glück. Alles, was hier in Frage kommt, ist unsicher, alles." Wir haben Beispiele genug, daß anerkannte Dichter und sogar Klassiker so aussichtslos begonnen haben wie nur irgend ein Stümper, und daß Talenten, die Außergewöhnliches zu verheißen schienen, nicht ein einziges bedeutendes Werk gelungen ist. Um einem Anfänger dichterische Erfolge versprechen zu können, müßte man vor allem wissen

ob er dauernd etwas zu sagen haben wird. „Wie stark, wie tief und wie reich einer erfahren, wie viel er von ursprünglich erlebtem Gehalt aus dem Sein unmittelbar herausschöpfen und nun ‚den Brüdern geben‘ kann, das macht die Bedeutung der Großen, nie und nimmermehr aber ihre Mitgift an formalem Talent. Solches Talent ist die Gabe, zu sagen, was einer ‚leidet‘, vor allem aber muß er ‚leiden‘, muß er nach dem alten Griechenwort ‚den Gott erleiden‘ können. Auch das ist Talent-, ist Begabungsfrage, gewiß. Aber in ganz anderem und einem Sinne, über den die gefragten ‚Autoritäten‘ nach Erstlingsproben erst recht nichts sagen können. Denn erst die Zeit, erst die Entwicklung selber, erst der Abbau in diesen Bergwerken kann erweisen, wie reich an Edelmetallen die Persönlichkeiten sind.“ Hoffst du also, einst ein Dichter sein zu können, so „sichere dir dein Leben, ohne dich auf Kunst festzulegen! Sichere dir das durch irgend eine nützliche Arbeit, und sei sie nüchternster Art!“ Und wenn das trotz ehrlicher und langer Versuche nicht geht, d. h. wenn ihr jungen Dichter meint, das gehe nicht, weil ihr eben durchaus und nur dichten müßtet, so bedenkt, daß ihr „ganz Ausnahmsmäßiges vom Leben verlangt: ein Verweilen bei dem, was einem selber die höchste Befriedigung schafft. Wie vielen geht es denn in irgend einem Berufe so gut? Wollt ihr das haben, schön, so hungert dafür! Und auch das noch mit dem Bewußtsein, daß trotzdem alle Wahrscheinlichkeit dafür spricht — daß ihr euch mit eurer Selbsteinschätzung täuscht.“

Im vorigen Jahre sind in dieser Zeitschrift (LXXXI 175) zwei Briefstellen angeführt worden, in denen Eichendorff und Uhland sich gegen die Nurdichter ebenso entschieden aussprechen wie hier Avenarius. Wir Katholiken haben allen Anlaß, die Urteile solcher Männer nicht zu überhören. Hundert Aufgaben wissenschaftlicher und praktischer Art warten auf jede junge Kraft, die Gott uns schenkt. Da wäre es unverantwortlich, wenn wir auf eine so zweifelhafte Karte wie die Dichtkunst einen vollen Einsatz wagen wollten. Avenarius erzählt von einem Maler und einem Zeichner, die beide nur in den spärlichen Mußestunden ihres Berufes der freien Kunst leben konnten. So wünschen wir ohne jede Ausnahme die Anfänge unserer Dichter — auf Jahre hinaus. Und wenn dabei in neun unter zehn Fällen der dichterische Drang sich überhaupt verlöre, so hätten wir weniger unzufriedene Existenzen und weniger unnütze Bücher, aber nicht weniger Kunst.

Eine neue Kulturtat der belgischen Katholiken.

Die Volksbibliotheken sind in Belgien lange Zeit hinter der allgemeinen Kulturhöhe des Landes zurückgeblieben. Während seit den neunziger Jahren Skandinavien und das deutsche Sprachgebiet mit Erfolg dem glänzenden Beispiel Englands und Nordamerikas nacheiferten, kam die Bewegung in Belgien nicht über vereinzelte Anfänge hinaus. Unter den zahlreichen blühenden Städten des Landes besaßen eine größere Volksbibliothek bis vor kurzem nur Brüssel, Antwerpen und Lüttich.

Kaum erfreulicher wirkt die Darstellung, die P. Vermeersch S. J. im zweiten Band seines Manuel social vom katholischen Bibliothekswesen gibt. Es begann schon 1861 als Œuvre de St Charles Borromée und wurde im folgenden Jahre durch die Bibliothèques paroissiales der Damen von der ewigen Anbetung erweitert. Allmählich bildeten sich fast überall noch andere Büchereien von geringem Umfang und ohne gemeinschaftliche Verwaltung. Den Forderungen, die heute an die Volksbildung gestellt werden müssen, konnten alle diese Unternehmungen auch nicht von ferne genügen. Die Bibliothèques paroissiales bestanden meist aus zufälligen Geschenken von bereits gelesenen und dann für überflüssig erachteten Büchern. Eugène Gilbert, der Sekretär der Revue générale, der bedeutendsten katholischen Monatsschrift Belgiens, schreibt auf Grund zwanzigjähriger Erfahrungen: „Zu einer Zeit, die noch nicht so weit zurückliegt, waren in Belgien die Bibliotheken sogenannter guter Bücher nichts als verstaubte Löcher, wo die Langweile zwischen der Geringfügigkeit und der Wertlosigkeit schlummerte. In diesen Archiven einer übel angebrachten Gutherzigkeit und Geschmacklosigkeit reichte irgend ein verdutzter, ungebildeter Küster mißtrauisch ein ängstlich ausgewähltes Futter, das ein Hohn auf unsern berechtigten Hunger nach den Meisterwerken des 19. Jahrhunderts war."

Teils als Ursache, teils als Wirkung solcher Zustände erscheint die auch von P. Vermeersch beklagte Tatsache, daß man zu viel Zeitungen und zu wenig Bücher las. Und das nicht nur in den niedern Klassen; denn bekanntlich sind auf die Benutzung von Volksbibliotheken auch die Gebildeten

angewiesen. Der Löwener Universitätsprofessor Gustav Verriest schrieb im Jahre 1907: „Ich habe vielhundertmal bei Ärzten, Rechtsanwälten, Geistlichen und in wohlhabenden Bürgerfamilien flüchtig den Bücherschrank durchmustert. Da sieht es arm aus! Und wie bedauerlich ist es, daß in den besseren, ja in den besten Gesellschaftskreisen der Geist fast ausschließlich mit Zeitungskost genährt wird!"

Die lange Vernachlässigung eines der unerläßlichsten Bildungsmittel hat dem belgischen Volke schweren Schaden gebracht. Der Generaldirektor der Königlichen Bibliothek in Brüssel, P. van den Gheyn S. J., sagt darüber sehr entschieden: „Der Nutzen, ja die unbedingte Notwendigkeit des Lesens wird heute von niemand bezweifelt. Wir leben nicht mehr in den Tagen des Timeo hominem unius libri. Übrigens ist es schon lange her, daß diese Weisheit abgetan ist, und daß einer unserer Freunde mit Recht meinte: Ja, ich fürchte den Mann eines einzigen Buches, denn das wäre ein richtiger Tölpel." Noch schlimmer war es allerdings, daß die Leute, die überhaupt Bücher lasen, immer zahlreicher den Reizen der schlechten Literatur zum Opfer fielen. Es kam auch in Belgien so weit, daß Edmond Picard, der liberale Senator und Professor an der Universität in Brüssel, 1907 im Matin schreiben konnte, ein großes „Reinmachen" sei nötig, aber den literarischen Augiasstall vermöge nur ein Herkules zu säubern.

Als dieser Hilferuf erscholl, hatten einsichtige Katholiken bereits mit der Herkulesarbeit begonnen. In der alten Universitätsstadt Löwen, im Schatten der mächtigen Peterskirche und des wunderbaren Rathauses, hatten sie eine meisterhaft entworfene Organisation ins Leben gerufen: die Aktiengesellschaft Bibliothèque Choisie. Der Katalog, dessen zweite Auflage 1911 als Großoktavband von über tausend Seiten im Verlag der Gesellschaft erschien, gewährt einen äußerst lehrreichen Einblick in die Technik und die Grundsätze dieser katholischen Volksbibliothek. Wir stehen hier vor einer Erscheinung, die auf dem Gebiete des Bildungswesens völlig neu ist, die aber ihre Berechtigung durch das Urteil der berufensten Autoritäten und durch fünfjährige, stets wachsende Erfolge bewiesen hat.

Vor allem war es den Leitern des Unternehmens klar, daß sie nicht bloß darauf sehen durften, ob ein Buch religiös und sittlich unbedenklich sei. Damit hätten sie sich von vornherein dem Vorwurf ausgesetzt, den man so oft mit Unrecht unserem hochverdienten Borromäusverein gemacht hat: er stehe ganz außerhalb des neuzeitlichen Bildungswesens, weil es ihm nicht eigentlich um Vermittlung von Bildungsgütern, sondern um den Schutz

der katholischen Religion zu tun sei. Abgesehen davon, daß die Glaubens- und Sittenlehre der katholischen Kirche schon an sich ein unermeßlicher Schatz echter Bildung ist, widerspricht es durchaus der kirchlichen Auffassung, die weltlichen Kulturgüter den breiten Volksmassen vorenthalten zu wollen. Wahre Nächstenliebe fühlt sich immer gedrängt, möglichst viele mit allem zu beglücken, was das Menschenleben wirklich erhöhen und bereichern kann. Eine Geisteskultur, die nicht von der Teilnahme des ganzen Volkes getragen wird, der nicht immer wieder aus dem Jungbrunnen der tieferen Gesellschaftsschichten kraftvolle Führer erstehen, geht auf die Dauer an Mißgunst und Unfruchtbarkeit zu Grunde. Selbst vom rein religiösen Standpunkt aus mußte man wünschen, die belgischen Arbeiterheere durch Förderung des Bildungsbedürfnisses gegen die Macht niedriger Instinkte und den Mißbrauch der Sonntagsruhe zu schützen. Das Aufsteigen des englischen Arbeiterstandes im 19. Jahrhundert hatte ja den bequemen Einwand, die Bildung mache den Arbeiter bloß begehrlicher, endgültig widerlegt. Und was den belgischen Bauer angeht, so warnt P. Vermeersch ausdrücklich vor dem Gedanken, der komme für weltliche Bildungsbestrebungen nicht so sehr in Betracht. „Die Feldarbeit“, sagt P. Vermeersch, „erschöpft die Leute weniger und läßt ihnen mehr Zeit als die Fabrikarbeit. Der Landbewohner verbirgt unter einem gröberen Äußeren oft mehr echte Bildung und mehr Sinn für ernstes Wissen als der Städter.“ Nicht zuletzt zwangen auch die von allen Wissensgebieten aus unternommenen Angriffe, mit denen die liberale und sozialdemokratische Presse in Belgien wie überall den Glauben der Katholiken zu erschüttern sucht, zu allseitiger Schulung des ganzen Volkes. „Mögen selbstsüchtige Dilettanten“, schreibt Georges Goyau sehr richtig an die Gründer der Bibliothèque Choisie, „auf der Höhe ihrer stolzen Eleganz meinen, die Bildung erlaube ihnen, der Gewöhnlichkeit des Alltags, in den Gott sie hineingestellt hat, teilnahmslos den Rücken zu kehren. Wir wollen in der Bildung eine Forderung verfeinerter Höflichkeit gegen unsere Zeitgenossen erblicken. Dann wird bei ihnen unser Apostolat, weil es in gewinnendem Schmuck erscheint, leicht Gehör finden.“

Aus solchen Gesichtspunkten heraus hat die Bibliothèque Choisie denn auch kein einziges Gebiet der Wissenschaft oder der Kunst ausgeschlossen. Sie erwirbt selbstverständlich keine Fachliteratur im engsten Sinn; aber alle Werke, die irgendwie über die eigentlichen Fachkreise hinausreichen und dabei gediegen und lesbar geschrieben sind, heißt sie will-

kommen. Der Sprache nach überwiegen naturgemäß die französischen Bücher bei weitem die niederländischen. Daneben werden in stattlicher Zahl deutsche und englische Werke eingestellt, und auch andere Sprachen fehlen nicht ganz. Wie immer in den Volksbibliotheken, ist die schöne Literatur viel stärker vertreten als die wissenschaftliche. Doch sinkt der Anteil der Romane erfreulicherweise von Jahr zu Jahr. Neben der Büchersammlung besteht auch eine mit ebenso weitschauendem Blick ausgewählte Partiturensammlung. Kurz, die Benutzer der Bibliothek sollen allmählich den ganzen Reichtum der heutigen Kultur vor sich ausgebreitet sehen. Fern bleiben soll nur das Wertlose und das ausgesprochen Schlechte, mit einem Wort: das Bildungsfeindliche, die Spreu, die den Weizen verunreinigt. Der echt belgische Kunstsinn der Bibliotheksleiter hat deshalb als Plakat und Schutzmarke des Unternehmens einen Getreideschwinger gewählt. P. Taeymans S. J. hat ihn trefflich radiert und darübergeschrieben: Ventilabis eos et ventus tollet.

Der Zweck der Bibliothek ergab natürlich ohne weiteres die bare Unmöglichkeit, nur katholische Werke zu berücksichtigen. Selbst die für die Volksbibliotheken unseres Borromäusvereins gewählte und ihren Zielen durchaus entsprechende Formel, „daß das aufzunehmende Buch der katholischen Glaubens- und Sittenlehre nicht widerspricht", mußte für die Bibliothèque Choisie zu eng erscheinen. Denn es ist leider nicht wahr, daß wir die ganze Bildung, auf die wir ein Recht haben, in den Werken finden, die nirgends zu den Forderungen unserer Religion in Gegensatz treten. Freilich wäre es ein Verstoß gegen das Sittengesetz und deshalb im Grunde auch mit wahrer Bildung unvereinbar, wenn jemand eine Schrift läse, der sein Glaube oder seine Tugend nicht gewachsen ist. Aber bekanntlich zeigt die Widerstandskraft gegen derartige Gefahren von Mensch zu Mensch die größte Verschiedenheit. Eine Volksbibliothek ist nicht verpflichtet, ein Buch, das vielen nützt, deshalb nicht anzuschaffen, weil es vielen andern schadet. Außerdem ist wohl zu erwägen, ob Glauben und Sittlichkeit nicht viel ärger gefährdet würden, wenn die Leser der hier in Betracht kommenden Bücher ihren Bedarf dort decken müßten, wo ihnen auch das Schlimmste zu Gebote stände. Sozialdemokratische Zeitschriften und Broschüren veröffentlichen zuweilen statistische Mitteilungen, aus denen sich ergibt, daß unter den am meisten benutzten Bänden der sozialistischen Arbeiterbibliotheken ebensowohl Meisterwerke der Literatur wie äußerst frivole Romane und giftige Tendenzschriften stehen. Solchen Stätten der Ver-

führung und noch schlimmeren Leihbibliotheken möglichst viele Leser fern zu halten, ist wahrhaftig eine würdige und dringende Aufgabe katholischer Bildungsbestrebungen.

Um dieser Sachlage gerecht zu werden, haben die Gründer der Bibliothèque Choisie einen bisher noch nicht betretenen Weg eingeschlagen. „Man beachte wohl", erklären sie in der Einleitung zu ihrem Bücherverzeichnis, „daß es uns fern liegt, alle Werke, die der Katalog aufführt und die in unserer Bibliothek vorhanden sind, zu empfehlen. Wir sagen und wiederholen das oft genug. Es gibt Bücher, deren Gegenwart wir dulden, weil wir unsere Leser nicht veranlassen wollen, sich an gewissen andern Orten das zu verschaffen, was sie zu lesen berechtigt und vielleicht gezwungen sind. Der erste Grundsatz der Bibliothèque Choisie ist der Appell an das persönliche Gewissen. Ohne dem Leser jemals ausgesprochen schlechte Werke zu bieten, macht sie ihn durch geeignete Zeichen da aufmerksam, wo er sich gestoßen fühlen könnte. Es ist eines jeden eigene Sache, sich zu kennen, um Rat zu fragen, den Vorschriften unserer Geschäftsordnung nachzukommen und mit Bedacht das zu wählen, was für ihn paßt. Man braucht nur vernünftig zu sein, um bei uns auch das zarteste Empfinden vor jeder Verletzung zu bewahren. Wer unklug ist und auf Abenteuer ausgeht, hat die Folgen nur sich selber zuzuschreiben." Die „geeigneten Zeichen", von denen hier gesprochen wird, sind J für Bücher, die sich besonders an die Jugend wenden, R (d. h. réservé) und RR (d. h. doublement réservé) für Bücher, bei denen aus religiösen oder sittlichen Gründen Vorsicht geboten ist. Außerdem steht neben vielen Verfassernamen eine Raute, die anzeigt, daß der Verwaltung augenblicklich keine weiteren empfehlenswerten Werke dieses Schriftstellers bekannt sind. Wer ein mit R oder RR versehenes Buch wünscht, muß dieses Zeichen auf den Bestellschein setzen: dann besagt seine Unterschrift ohne weiteres, daß er die Bibliothek jeder moralischen Verantwortung für die Benutzung des Buches enthebt. Eltern können diese Erklärung bei Büchern, die nur mit R bezeichnet sind, auch für ihre Familie abgeben. Die Unterschrift von Minderjährigen wird nicht angenommen. Ist das Buch mit RR versehen, so steht es an der Grenze des Zulässigen und wird nur reifen und gebildeten Personen zu ihrem streng persönlichen Gebrauch anvertraut. Wer sich an diese Bestimmungen nicht hält, wird von der Benutzung der Bibliothek ausgeschlossen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß dieses Verfahren sehr sachgemäß ist. Denn sobald in der Bibliothek keine ausgesprochen schlechten Werke vorhanden sind, bestimmt sich der Nutzen oder Schaden eines Buches bloß nach den Eigenschaften des Lesers — und sich über die ausreichend zu vergewissern, kann nicht Sache der Bibliotheksleitung sein. Daher wird hier mit Recht das persönliche Gewissen angerufen, dessen Schärfung ja heutzutage um so wichtiger ist, als äußere Schutzmittel die verderblichen Geistesströmungen weniger als je fern zu halten vermögen. So bekommt jeder ohne Schwierigkeit den Anteil an der Kultur, zu dem ihn seine Fähigkeiten berechtigen. Beispielsweise haben Dramatiker wie Henry Bernstein, Heijermans, Ibsen, Maeterlinck, oder Erzähler von der Art eines Balzac oder Maupassant oder Anatole France gewiß nicht einwandfrei geschrieben. Aber ihre Werke sind ein bedeutender Ausschnitt aus dem Wissen und Können unserer Zeit, sie sind mindestens nicht alle ausgesprochen schlecht, und soweit sie das nicht sind, haben sie in der Bibliothèque Choisie ihren Platz.

Manchem wird ein solches Vorangehen fast zu kühn erscheinen. Wenn man sich indessen bewußt bleibt, daß es sich hier um eine schwierige Frage der Praxis und nicht um eine abstrakte Theorie handelt, und daß gewissenhafte und erfahrene Männer diese Lösung der Frage seit Jahren gutheißen, so wird man sich hüten, strengere Grundsätze für die allein richtigen zu halten. Sehr beachtenswert sind die Worte, mit denen der Primas von Belgien, Kardinal Mercier, die Leiter des Unternehmens beehrt hat. „Sie haben", heißt es in einem Schreiben vom 15. Oktober 1911, „Ihr Werk nicht auf einen bestimmten Kreis von sozial, politisch oder religiös gleich gerichteten Personen beschränkt. Sie haben kühn das große Publikum ins Auge gefaßt, das Volk mit all seinen verschiedenen Ständen und Vorurteilen, seiner ungleichen geistigen Entwicklung, seinen mannigfachen und wechselnden Ansprüchen. Das hieß fast absichtlich die Schwierigkeiten der Organisation häufen. Aber das war auch der einzige Weg, den Sie einschlagen konnten, wenn Sie Erfolg haben wollten. Um Ihren Zweck zu erreichen, mußten Sie im Entwurf des Werkes, in seiner Geschäftsordnung und sogar in der Auswahl der Bücher, die Ihren Lesern geboten werden sollten, einen freien Blick bekunden. Katholizismus ist gleichbedeutend mit Weite des Geistes, und die sehr bestimmten Pflichten der Ehrfurcht vor der dogmatischen Wahrheit und vor der sittlichen Kultur des einzelnen sowie die aus diesen Pflichten naturgemäß folgende besondere Vorsicht in der Leitung

lassen sich mit den berechtigten Forderungen der allgemeinen Bildung vollkommen vereinigen. Man sucht dem Publikum vorzuspiegeln, daß in katholischem Geist gegründete Bibliotheken nicht so gediegen und interessant und nicht so gut eingerichtet sein könnten wie die andern. Wenn es darauf ankäme, bewiese Ihr Werk, daß dieser Schluß irrig ist." Das letzte bestätigen übrigens in Briefen an die Bibliothèque Choisie zwei der bedeutendsten Kritiker der Gegenwart: Emile Faguet und Jules Lemaître, also Leute, die niemand im Verdacht irgend welcher Engherzigkeit hat.

Nicht minder bemerkenswert als die Grundsätze sind die technischen Einrichtungen des neuen Unternehmens.

Der Katalog hat sich die Errungenschaften der heutigen Bibliographie in überraschender Weise zu nutze gemacht. Er vereinigt in einem einzigen Alphabet die Namen der Verfasser und der verschiedenen großen und kleinen Wissensgebiete, die in der Bibliothek vertreten sind. Bei jedem Schriftsteller werden kurze biographische Angaben geboten. Die Nummer vor dem Buchtitel dient zur Bestellung und läßt zugleich das Format des Buches erkennen, was unter anderem auch für die Leihgebühr von Wichtigkeit ist. Zum Beispiel tragen die nicht über 20 cm hohen Bücher eine Nummer zwischen 1 und 7000 oder zwischen 20 000 und 30 000. Wie der sittliche und religiöse Standpunkt zum Ausdruck kommt, ist schon gesagt worden. Meisterwerke sind durch ein Ehrenkreuz, preisgekrönte Schriften durch einen Kranz hervorgehoben. Rechts von jedem Buchtitel steht eine Zahl, die nach Art des Dezimalsystems der internationalen Bibliographie die Gattung des Werkes bestimmt. 9 bedeutet z. B. Geschichte und Geographie, 92 Biographie, 92.2 erbauliche Biographie, 92.9 Memoiren usw. Auf das 980 zweispaltige Seiten umfassende Hauptverzeichnis folgen lange Reihen von anonymen Werken und Zeitschriften. Dann kommt der Katalog der Musikpartituren und zuletzt sind die geographischen und historischen Romane nach den Ländern zusammengestellt, über die sie handeln. Das Verzeichnis der Neuerwerbungen wird jedes Jahr so umgearbeitet, daß ein Alphabet die ganze Zeit seit dem Erscheinen der letzten Auflage des Hauptbandes umfaßt. Der Katalog würde wegen seines reichen Inhaltes auch in Deutschland sehr vielen, namentlich für französische Bücher, ein willkommener Berater sein. Die 10 *Fr.*, die der starke Band kostet, wären nicht schlecht angelegt.

Den vielgestaltigen Geschäftsbetrieb wickelt die Bibliothek bis jetzt in den beiden Hauptstellen Brüssel und Löwen und in 22 über das ganze Land verteilten Nebenstellen ab. Wer Bücher benutzen will, muß ent-

weder einem Beamten bekannt sein oder sich ausweisen. Gegen Quittung hinterlegt er eine Kaution von 5 *Fr.* Damit ist er eingeschrieben, und es steht ihm frei, entweder für kürzere oder längere Zeit zu abonnieren — der Jahrespreis ist 10 *Fr.* — oder von Fall zu Fall eine Gebühr von 10 *Cts.* für den gewöhnlichen und 20 *Cts.* für den großen illustrierten Band zu entrichten. Die Leihfrist ist für beide Arten der Benutzung acht Tage. Der Abonnent kann zwei gewöhnliche Bände oder einen großen illustrierten Band beanspruchen und täglich umtauschen. Auswärtige Abonnenten erhalten bis zu zehn Bänden zugleich auf einen Monat. Für die Versendung, deren Kosten der Abonnent zu tragen hat, vermietet die Verwaltung genau passende Kisten mit Schloß. Auf Unregelmäßigkeiten in der Rücksendung und in allen Fällen auch auf das Weitergeben eines geliehenen Buches sind ziemlich hohe Geldstrafen gesetzt. Musikpartituren werden auf eine Woche gegen eine Gebühr von 35 *Cts.* ausgeliehen. Da nachgewiesen ist, daß die Bücher der Leihbibliotheken unglaublich oft zu Verbreitern ansteckender Krankheiten werden, so läßt die Bibliothèque Choisie jeden Abend alle während des Tages zurückgegebenen Bücher in einen gewaltigen Ofen sperren, in dem sie die ganze Nacht Formaldehyddämpfen ausgesetzt bleiben. Die Verwaltung hatte die Freude, daß der internationale Kongreß für Bibliothekswesen ihr Desinfektionsverfahren als das beste anerkannte.

Um die Neuheiten des Buchhandels, soweit sie den Grundsätzen der Bibliothèque Choisie entsprechen, möglichst schnell und bequem allen zugänglich zu machen, ist eine eigene Abteilung für Ansichtssendungen eingerichtet worden. Sie liefert aus jedem gewünschten Gebiet und in jeder Sprache monatlich oder auch öfter die jüngst erschienenen Werke vollständig oder in beliebig beschränkter Anzahl auf vier Tage ins Haus. Je nach dem durchschnittlichen Umfang der Sendungen ist dafür eine Kaution von 10 bis 100 *Fr.* zu hinterlegen. Gleichartige Interessenten werden zu Gruppen vereinigt, deren Mitglieder dann der Reihe nach dieselben Bücher spätestens innerhalb zweier Monate nach dem Erscheinen erhalten. Die Gebühren belaufen sich auf 10 Prozent des Ladenpreises. Kauft ein Abonnent eines der Bücher, so kommen außer diesem Betrag auch noch 10 Prozent Rabatt in Abrechnung. Wer die Bücher länger als vier Tage behalten will, nimmt einfach mehrere Abonnements.

Für die Benutzung von Zeitschriften gelten, sobald sie gebunden sind, dieselben Bestimmungen wie für Bücher. Bis dahin aber besteht für sie

ein besonderes Abonnement. Die Verwaltung legt eine internationale Liste von mehreren hundert Titeln vor, aus denen jeder nach einem mäßigen Tarif eine beliebige Anzahl von Zeitschriften wählen kann, wofern nur der gesamte Jahresbetrag nicht unter 10 *Fr.* bleibt. Die Mappe, in der sich immer wenigstens eine neue Nummer und niemals eine seit mehr als zwei Monaten erschienene befindet, steht zunächst eine Woche lang und dann auf besondern Wunsch, sobald sie ihren Kreis durchlaufen hat, auch noch länger zur Verfügung.

Neben dem Leihverkehr außer Haus unterhält die Bibliothèque Choisie auch Lesesäle. Gegen ein Eintrittsgeld von 5 *Cts.* können dort die ausliegenden Zeitungen, Zeitschriften und Nachschlagewerke benutzt werden, andere Bücher gegen die Hälfte der sonstigen Leihgebühr.

Naturgemäß mußte sich aus einem so weitverzweigten Betrieb eine Menge buchhändlerischer Beziehungen zum In- und Ausland ergeben. Die Verwaltung entschloß sich, auch daraus Vorteil für ihre Kundschaft zu ziehen. Sie eröffnete in ihren Häusern zu Brüssel und Löwen eine Buchhandlung großen Stils, die mit allen umliegenden Ländern in täglichem Verkehr steht. Im Verlag dieser Buchhandlung erscheinen neben zwei Monatsschriften allgemeinen Charakters die beiden bibliographischen Zeitschriften Le Vanneur und Keurboek voor Vlamingen. So kommt die ungeheure Arbeit der Sichtung, die ja für die Zwecke der Bibliothek ohnehin erforderlich ist, aufs glücklichste einem möglichst weiten Kreise zu gute.

Das sind die wesentlichen Grundlinien des neuen sozialen Werkes der katholischen Belgier. Eine lange und doch nicht zu lange Reihe von genaueren Bestimmungen regelt den Geschäftsgang bis in seine kleinsten Teile. Der organisatorische Geist, der hier waltet, hat es ausgezeichnet verstanden, alle Hilfsmittel, nicht zuletzt die geringen Entfernungen des Landes und sein dichtes Eisenbahnnetz, dem Unternehmen dienstbar zu machen.

Als der Plan der Bibliothèque Choisie im Jahre 1907 bekannt wurde, schrieb ein Kritiker: „Die Gründung verrät einen weiten und doch gesunden Geist. Um sie zu verstehen, muß man allerdings einen offenen Blick und etwas praktischen Sinn haben, und deshalb werden nicht alle sie verstehen.“ Die Vorhersagung hat sich mehr als einmal erfüllt. Aber allmählich sprachen die Taten lauter als alle Bedenken der oft recht lebensfernen Theoretiker. Nach kaum vier Jahren besaß die Bibliothek bereits an die 200 000 Bände. Der Monatsdurchschnitt der Entlehnungen stieg

ohne Rückgang von etwa 8300 im Jahre 1907 auf rund 27300 im Jahre 1911. Dabei zeigen namentlich die bereits geplanten Erweiterungen des Katalogs und des Zeitschriftenverkehrs, daß die Entwicklung noch lange nicht abgeschlossen ist. Im Jahre 1907 bewunderte der belgische Minister Jules Le Jeune die Größe des Planes und seine moralische und soziale Tragweite: heute beweist die Ausführung, daß die kühnen Berechnungen richtig waren. „Ich wüßte nicht“, schrieb Kardinal Mercier am 15. Oktober 1911 an den Leiter der Bibliothèque Choisie, „daß irgend eine Organisation existierte, die sich mit Ihrem Werk vergleichen ließe.“

Die heutige Kultur hat mit ihren oft unentwirrbar scheinenden Gegensätzen das Volksbildungswesen zu einer sehr schwierigen und sehr wichtigen Frage gemacht. Von ihrer Lösung hängt es wesentlich ab, welche Gedanken unsere nächste Zukunft beherrschen werden. Deshalb ist hier jeder gelungene Versuch ein willkommener Wegweiser. Und die Bibliothèque Choisie ist das um so mehr, als sie uns vor allem das zeigt, worin nach den treffenden Worten des Kardinals Mercier das ganze Geheimnis des Sieges liegt: schneller handeln als der Gegner und es besser machen als er!

Jakob Overmans S. J.

Moderne Malerei von gestern und heute.

(Schluß.)

Daß die Neurasthenie nicht nur die Krankheit der modernen Menschen ist, sondern auch der von ihnen gezeugten Kultur, wird heute sogar von solchen zugestanden, die sonst für alles Neue schwärmen. Das an sich schon so zart organisierte Geschöpf der Kunst mußte naturnotwendig besonders heftig von dieser Nervenkrankheit heimgesucht werden. Selbst ein so unermüdlicher Tamtamschläger für die moderne Malerei, wie es Rich. Muther[1] war, gestand uns in einem schwachen Augenblicke: „... Neue Noten müssen à tout prix ertönen; neue Schauer sollen à tout prix die Nerven kitzeln. Deshalb hat die Kunst von heute nicht mehr jene Selbstverständlichkeit und ruhige Gelassenheit, die man an den Schöpfungen von einst bewundert. Die Modernen wirken neben den Alten oft so bizarr und kapriziös verschnörkelt, weil die nervöse Sucht nach Neuem, prononziert Persönlichem ihre normale natürliche Gestalt verkümmert, weil sie sich auf den Kopf stellen und Purzelbäume schlagen, um einen ungewohnten Aspekt zu bieten."

Ist die Krankheit nun zum Tode oder zum Leben? Natürlich meinen die Optimisten, der augenblickliche Krankheitszustand habe nur purgierenden Charakter und sei der Vorbote einer starken, gesunden, männlichen Zeit. „Ein Kind, das Zähne bekommt, ist krank, genau so lange, als es sie ‚bekommt'. Ein Kind, das Zähne hat, ist gesund und nicht nur gesund, sondern hundertmal leistungsfähiger als ein Kind, das noch keine hat.... Der bisherige Zustand war die Neurasthenie, wir aber nähern uns dem Zeitalter der Neurosthenie."[2] Mögen solche Prophetenstimmen recht bekommen!

Es gibt freilich auch solche, die an eine Krankheit überhaupt nicht glauben. Die Überzeugung von der Größe unserer jetzigen Kunst durchdringt sie ganz und gar. Sie merken nicht, daß der hastige, fliegende

---

[1] Geschichte der Malerei III 515.

[2] E. Friedell, Der Mensch nach 1900 (Österr. Rundschau, 1. März 1912).

Atem, die heißen roten Wangen, der schnell dahineilende Puls Symptome der inneren Fieberglut sind; sie halten das für Zeichen eines besonders intensiven Lebens.

Der Impressionismus ist tot, so ruft man heute schon jubelnd in alle Lande. Seine Tyrannis hat ihr Ende erreicht. Seine innere Kraft war nicht stark genug, die Zeiten zu überdauern; an der eigenen Schwäche mußte er zu Grunde gehen. Wie eine Mode ins Land zieht, so kam er und ging er, betrauert nur von denen, die ihn auf den Thron gesetzt und fürstliche Gehälter von ihm bezogen hatten.

Eine andere Parole gilt jetzt. Das Geistige in der Kunst heraus! Die Menschen von heute haben den lärmenden Straßentaumel des krassen Materialismus und die auf seinem Boden gewachsene Wirklichkeitskunst satt; sie ziehen sich lieber zurück in ein stilles, ruhiges Plätzchen, wo sie wieder jene lang vermißten, geheimnisvollen Klänge ihrer Seele vernehmen können, die sie wie eine Gebetsglocke rufen zum Verkehr mit einer unsichtbaren Welt.

So kam denn jene Ausdruckskunst zustande, die nicht aus sinnlicher Anschauung, sondern aus dem Geiste geboren wieder Geist zeugen und die mystikdurstende Seele hineinführen sollte in jene schauerdurchrieselten Räume, wo der Traum seine Heimstätte hat und die Elemente der Wirklichkeit sich zu ganz neuen und ungesehenen Gebilden zusammenwirbeln.

Den alten Künstlern waren die Formen der organischen und anorganischen Natur heilig. Nur in ihnen und durch sie wollten sie den Geist sprechen lassen. Heute will man ohne Scheu die Wirklichkeitsformen dem inneren Ausdruck opfern. Die äußeren Formen, so heißt es, enthalten viel zu viel Zufälliges, den geistigen Ausdruck Störendes. Kümmere dich darum nicht um Anatomie, nicht um Perspektive, wenn du siehst, daß sie den inneren Gehalt mehr verschleiern als enthüllen. Nur so kann die Kunst zum Gipfel ihrer Entfaltungsmöglichkeiten gelangen.

Kühne Versprechungen sind immer verdächtig. Wir wollen sehen, wie weit der neue Expressionismus dieses Versprechen bereits eingelöst hat.

Da lebte in der zweiten Hälfte des 16. und im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts zu Toledo ein merkwürdiger Maler, Domenico Theotocopuli, genannt El Greco. Geboren in Kreta, also von echt griechischem Geblüt, kam er bald nach Venedig in die Schule Tintorettos, dessen Art er sich so sehr zu eigen machte, daß seine ersten Werke keine Zweifel ließen, von welchem Lehrmeister sie inspiriert waren. Dann kam er nach Spanien, und dort vollzog sich die Umwandlung seines Stiles, das Heraus-

arbeiten der persönlichen Eigenart. Die Barockbewegung ging über in stürmische Raserei, die Proportionen des menschlichen Körpers wurden ins Ungeheuerliche verzogen und in maßlose Länge gezerrt, die Farben in unheimlicher Derwischekstase hingesetzt. Das nervös-hysterische Temperament des Meisters hatte etwas Schauerliches an sich. Besonders seine mystischen Bilder, wie etwa die apokalyptische Siegelöffnung oder der Traum Philipps II., könnten einen fast mit Entsetzen erfüllen. Es sind Werke, „die wie im Delirium, wie in Trance gemalt zu sein scheinen" (Muther). Durch einen physischen Sehfehler allein, den kürzlich ein Arzt bei El Greco nachwies, läßt sich die Malerei des Meisters nicht genügend erklären. Der Urgrund seiner berauschten Farben- und Formenkunst liegt tiefer. Auch Justi meint, ohne die Annahme einer pathologischen Störung ließe sich ein solcher Stil nicht begreifen.

Jahrhundertelang blieb denn auch Greco so gut wie verschollen. Der gesündere Organismus früherer Zeiten stieß solche Fremdkörper und Krankheitskeime von selbst aus. Erst in unsern Tagen, in denen, wie der Wiener A. F. Seligmann (Kunst und Künstler) sagt, „alles Absurde und Krankhafte von vornherein gewonnenes Spiel hat", konnte eine solche „Greco-Epidemie" ausbrechen, unter der wir seit etlichen Jahren leiden. Es gab wohl keine größere allgemeine Revue, die sich nicht an der Ehrenrettung dieses degenerierten Genies beteiligt hätte.

Den Profit davon hatte vor allem der Großkunsthandel, dem diese Ehrenrettung neue Möglichkeiten gab, die Preise für Grecos auf wahnsinnige Höhe zu treiben. Man hat schon öfter versucht, diesen von Einsichtigen längst erkannten Zusammenhang zwischen Kunsthandel und Berühmtmacherei abzuleugnen. Es hilft aber das Ableugnen nichts bei offenkundigen Tatsachen. Erst kürzlich sagte ein bekannter Professor der Kunstgeschichte, der mit den Kreisen des Großkunsthandels in innigster Fühlung steht, im öffentlichen Vortrag: „Wer wie ich hinter die Kulissen geblickt hat, der weiß, welche Rolle der Kunsthandel in der Hinaufpreisung Grecos gespielt hat." Auch die modernen Größen sind fast durchweg von ihm geschaffen. Nicht mehr die Grundsätze einer vernünftigen Ästhetik stufen die künstlerischen Werte ab, sondern die schändlichsten Geldinstinkte.

Diese Greco-Epidemie hat zum großen Teil Meier-Graefe verschuldet, einer der unglückseligsten Kunstschriftsteller, die je existiert haben. Seine singenden und klingenden Phrasen bestachen das urteilslose Publikum, so daß es den Mangel an solidem Fundament gar nicht beachtete. Er ward der Held des Tages. Wie viel nüchterner hatten doch andere Kunsthistoriker — Forscher von verdientem Ruf — über den Griechen geurteilt! Aber Meier-Graefes Stimme reichte weiter; er überschrie — man verzeihe den trivialen Vergleich — diese Rufe zur Be-

sonnenheit wie der billige Jakob die andern Kaufleute auf dem Jahrmarkt. Zwar beginnt man jetzt den Mann abzuschütteln, allein es ist zu spät; seine tollen Ideen sind kaum mehr tot zu machen.

Greco ist der Urtypus des modernen Expressionismus, zwar nicht in seinem äußersten Extrem, in seiner letzten Konsequenz, wo alles erkennbare Gegenständliche verschwunden ist, sondern im Zustande der Auflösung und Zersetzung, der willkürlichen Subjektivierung und Verzerrung desselben.

Diese Zweiteilung des Expressionismus bitten wir festzuhalten.

Zur ersten Entwicklungsphase gehören die berühmt gewordenen Cézanne, van Gogh und die große Schar ihrer Nachahmer.

Cézanne ist gestorben 1906 im Alter von 67 Jahren. Er war zeitlebens ein Einsamer geblieben, um den sich weder die große noch die kleine Welt kümmerte. Er mußte erst tot sein, bevor man sich für den Fanatismus seiner Farbe erwärmen konnte. Geistig war er nicht normal; er litt an schweren Depressionen, an Größen- und Verfolgungswahn. Mit einer rücksichtslosen, durch keinerlei Mißerfolge beirrten Hartnäckigkeit hat er ungefähr gleichzeitig mit Gauguin das Prinzip durchgeführt, ein Gemälde habe nichts anderes zu sein, als ein schönes, brillantes Nebeneinander farbiger Flächen, ein Teppich, ein Mosaik.

Um ja den Beschauer nicht zu täuschen, hat er immer und immer wieder die Naturwirklichkeit aufs grausamste verhöhnt. „Er malte Hände", berichtet uns sein glühender Verehrer Meier-Graefe, „die wie Fischflossen, Füße, die wie Lehmklumpen, Frauenleiber, die wie geplättete Taschentücher aussehen." Aber warum nahm er denn die Natur überhaupt zum Ausgangspunkt, wenn es ihm doch nur darauf ankam, schöne Farbenbouquets fertig zu bringen? Das ist die große Inkonsequenz seines nicht in Worten, sondern nur in Farben ausgesprochenen Programms. Daß man ihm zujubelt, ist ein Beweis dafür, daß das Natürliche, Angenehme, richtig Wiedergegebene die abgestumpften Nerven des modernen Genußmenschen nicht mehr kitzelt. Es muß herber, beißender Pfeffer in die Speise. Das Messer auf dem Stilleben muß schartig sein und schief auf dem Stiel aufsitzen, der Apfel muß eckig werden, der Fuß der Fruchtschale nicht durch die Mitte gehen, die Perspektive absichtlich verzeichnet sein. Das alles soll sich dann im Beschauer von selbst korrigieren, und der psychische Prozeß des Korrigierens soll ein ganz exquisiter, pikanter und prickelnder Genuß sein. Etliche Jahre — und auch dieser Reiz wirkt nicht mehr.

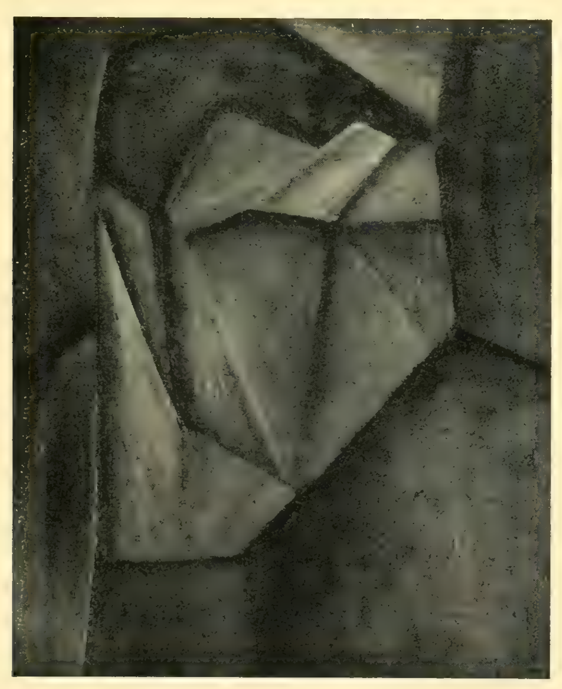
Zu einer ähnlichen Farbenanschauung kam auch der unglückliche van Gogh. Schon sein häufiger Berufswechsel: Kunsthändler, Lehrer, Buchhändler, Prediger, Maler, kündet die innere Unruhe dieses kranken Menschen,



Vincent van Gogh: Selbstbildnis.



Kath. Schäffner: Melancholie.
Aus der Kunstwartmappe: „Eine neue Sprache".
(München, G. D. W. Callwey.)



W. Burljuk: Bildnisstudie.
Aus „Der blaue Reiter". Ausstellungskatalog 1911/12.



R. Delaunay: Der Turm. Aus „Der blaue Reiter“.
Ausstellungskatalog 1911/12.



Kandinsky: Improvisation Nr 22. Aus „Der blaue Reiter“.
Ausstellungskatalog 1911/12.

die schließlich in unheilbarem Irrsinn und Selbstmord (1890) endete. Er ist nur 37 Jahre alt geworden, von denen die letzten sieben dem Maler gehören, zum großen Teil im Irrenhaus. In dieser kurzen Zeit seiner künstlerischen Tätigkeit hat er eine fast erschreckende Zahl von Bildern geschaffen, sehr viele davon — wie einige meinen, die besten — „umflammt von den Purpurgluten verzückten Wahnsinns“ [1]. (Abb.)

Wieder ist es Meier-Graefe, der uns in anschaulicher Weise den Werdeprozeß van Goghscher Bilder schildert: „Van Gogh malte seine Bilder nicht, er stieß sie aus. . . . Es war schauerlich anzusehen, wie er malte, ein Exzeß, bei dem die Farbe wie Blut umherspritzte.“

Daß van Gogh Talent besaß, ist zweifellos; aber gerade deswegen ist die von ihm ausgestoßene Kunst — wie bei Nietzsche — ein so getreues Abbild seiner kranken Seele. Nur in der mit Perversitäten aller Art geschwängerten Atmosphäre des 20. Jahrhunderts können solche Werke ein künstliches, durch unablässige, zähe Reklame gespeistes Leben führen.

Die Natur wurde von van Gogh fast noch mehr vergewaltigt als von Cézanne. „Ich wäre verzweifelt“, sagte er selbst, „wenn meine Figuren gut wären.“ Seine Bäume sind oft wie Feuergarben, seine Felder wie zuckende Wellenlinien, seine Wolken wie ein kämpfendes Heer. In manchen seiner Landschaftsbilder flutet wirklich brausendes Leben bis zu pantheistischer Beseelung. Die nature morte wird unter seinem fiebernden Pinsel zur nature vive, und wenn er den Sturm malt, dann fährt alles auf dem Bild empor in wildem Schrecken und seine Farben rauschen zusammen zu gellenden Akkorden. Aber aus allen Ecken und Enden seiner Bilder starrt uns das wahnsinnige Auge des Künstlers entgegen und läßt uns auch des Großen nicht froh werden, das in manchen seiner Bilder — man müßte eigentlich sagen: Improvisationen — ohne Zweifel liegt.

Van Gogh hat Schule gemacht, und zwar nicht etwa der gute van Gogh am meisten, sondern der Stümper; denn weitaus die Mehrzahl seiner Bilder sind Stümpereien. Das war so die richtige Art für solche, die nichts mehr lernen, sondern dem elektrischen Strom vom Gehirn zum Pinsel freien Lauf lassen wollen. Ihre Zahl ist ins Ungeheure gestiegen, seitdem sie erfahren haben, daß es ein Übermenschentum gibt, für das der Zwang einer Schule Herabwürdigung bedeutet. „Van Gogh ist tot“, schrieb Avenarius im Kunstwart (1. Okt.-Heft 1910), „aber die van Gogh-Leute leben. Und wie leben sie! Keine moderne Kunstausstellung von der juryfreien aufwärts, in denen nicht irgend ein Männ- oder Weibchen titanenhaft mit einem Kartoffelfeld, einer Windmühle oder einer Melone kämpft. Überall van Goghelt's. Gute Menschen, die in irgend einem Kontor, vielleicht sogar in einer Kunstanstalt Freundliches und Nützliches leisten könnten, hauen mit ihren Pinseln, mauern mit ihren Farben und stechen mit ihren Zeichenfedern, als litten ihre Kunstorgane an Krämpfen.“ Das ist geschrieben 1910.

---

[1] Georg Fuchs, Deutsche Form.

Unterdessen sind Kraftgenies wie Emil Nolde, Oppenheimer, Hans Schüz, Egon Schiele durch die deutschen Ausstellungen gezogen und haben dem Publikum für sein Eintrittsgeld wenigstens den Genuß ungetrübter Heiterkeit verschafft [1].

Dem modernen Zug nach dem Übersinnlichen und Geistigen, wenigstens in der Form des Monismus, Spiritismus und Okkultismus entspricht die Kunstrichtung der Symbolisten und Mystiker. Ihre innerliche Kunst steht natürlich im schroffsten Gegensatz zur Augenkunst des Impressionismus; trotzdem haben sie sich auch während dessen Vorherrschaft nicht in ihrem ruhigen Dasein beirren lassen. Die Engländer Hunt und Burne-Jones, der Belgier Khnopff, der Holländer Toorop, der Österreicher Klimt, der Franzose Moreau, die Schweizer Böcklin und Hodler, die Deutschen Thoma und Stuck u. a. haben alle eine starke und treue Gemeinde gefunden und beibehalten. Der Symbolismus dieser Künstler ist meist noch verständlich; dabei machte sich aber schon damals eine Richtung geltend, deren Symbole dem Verstand nichts mehr boten, sondern nur dem Gemüt. Tolstoi berichtet uns in seinem arg rigorosen Büchlein „Gegen die moderne Kunst" von einer Ausstellung der Pariser Symbolisten im Jahre 1894 aus dem Tagebuch eines Besuchers: „... Daneben hängt ein anderes Bild: ein gelbes Meer, auf dem ein Ding schwimmt, das ungefähr einem Schiff und ungefähr einem Herzen ähnlich sieht; am Horizont steigt ein Profil mit einem Glorienschein und gelben Haaren auf, die sich im Meere verlieren.... Ein anderes Bild war noch seltsamer: ein Mannesprofil, vor ihm eine Flamme und schwarze Strahlen, welche, wie man mir später gesagt hat, Blutegel darstellen. Denn schließlich habe ich doch einen Besucher gefragt, was das alles zu bedeuten hätte. Er hat mir gesagt, das auf dem gelben Meer schwimmende Herz sei die Illusion, und der Mann mit den Blutegeln das Böse." Es ist klar, daß hier mehr eine Wirkung aufs Gemüt beabsichtigt war, als auf den Verstand.

[1] Leider haben auch ernstere Künstler die Mode mitgemacht, und selbst die christliche Kunst erinnert bisweilen an van Gogh. Den wirklich Modernen imponiert man durch bloße Aufnahme von Einflüssen ja doch nicht, und so mußte z. B. Karl Caspar sich im Aprilheft des „Cicerone" eine scharfe Abweisung als Eklektiker gefallen lassen, die nicht recht paßt zu den hohen Lobpreisungen, mit denen er in letzter Zeit von verschiedenen Seiten bedacht wurde (z. B. in Thiemes Künstlerlexikon VI [1912]). Die alten religiösen Ideale und die neueste Kunstform stoßen sich gegenseitig ab. Wie sagte doch Georg Fuchs in seinem Buch „Deutsche Form"? Die neue Kunst sei etwas, „zu dem nur solche Menschen wirklich ein Verhältnis haben können, die sich selbst eine Religion und sich selbst eine Kultur schaffen können".

Der Maler wird wohl Odilon Redon gewesen sein, der diese von dem Mystiker Huysmans besonders verehrte Kunst gepflegt hat.

In einem Aufsatz[1] schildert uns Joh. Cohen-Gosschalk dieselbe folgendermaßen: „Redon führt uns in die ungesehenen Sphären seiner Einbildung. Er bevölkert sie mit Traumwesen, er materialisiert, was im Traum kaum bewußt an wunderbarer Phantasie zu uns dringt. Es ist Redons Kraft, daß er dem Unwahrscheinlichen die Logik und Realität des Möglichen zu geben weiß.... Redons Kunst widerstrebt jeder verstandesmäßigen Auslegung; sie will nichts beweisen, sie suggeriert nur, so wie Musik Sensationen suggeriert ...; man hat sie (seine Werke) als musikalische Gefühle in körperlicher Form zu betrachten, diese leise weinenden symphonischen Gedichte in Moll, in denen klagende Töne der Wehmut wie ferne Sphärenmusik aus den Unterströmungen unseres Seins auftauchen.... Wunderliche Köpfe mit fremdartigen, weit aufgerissenen Augen schweben auf Fledermausschwingen durch den unendlichen Äther, Menschengestalten, die sich in der gewaltigen Architektur einer Halle mit mächtigen Säulen bewegen, sehen am Himmel ein fliegendes Auge, das von einem unheimlich flackernden Lichtschein umstrahlt ist; Köpfe taumeln wie Planeten durch den Raum, wo man tief unten die lichten Wohnungen der Menschen gewahrt. Angst und Leid, Verzweiflung und ein Gefühl der Kleinheit gegenüber der Unendlichkeit des Raumes sprechen aus solchen Werken."

Ähnliche Wege wie der Franzose Redon geht in Deutschland Katharina Schäffner.

Avenarius beschäftigte sich in dem Artikel „Eine neue Sprache"[2] aufs eingehendste mit den Werken dieser Künstlerin. Da dieselben mit den bisherigen Anschauungen über die Aufgabe der Malerei nicht vereinbar schienen, mußte vorerst die Theorie so weit zurechtgebogen werden, daß sie sich auch zu solchen Werken neigte. Daß ein Bild richtig sein, d. h. den dargestellten Gegenstand so wiedergeben müsse, wie er aussehe, wird als überwundener Standpunkt bezeichnet. „... Innerhalb aller ‚Parteien' der Malkunst wird die Wertschätzung der Richtigkeit gerade jetzt von den Künstlern gegen die Laien und Dilettanten zurückgedrängt...." „Das Neueste der Art sind vielleicht die von Geistern eingegebenen koloristischen Grotesken der Somnambule Aßmann...."

---

[1] Zeitschrift für bildende Kunst, Dezember 1910.

[2] Kunstwart 1908, 2. Augustheft.

Natürlich muß die Musik wieder als Vergleichungspunkt herhalten. Diese habe ihre höchsten Werte gerade dort, wo sie nicht nachahme. Warum sollte nicht auch die Malerei, und zwar nicht nur die ornamentale, sondern auch die freie, dort ihr Höchstes leisten, wo sie nicht — wie das bis in die jüngste Zeit ausschließlich der Fall gewesen sei — sich als Nachbildnerin der Außenwelt erweise, sondern ein völlig freies Farben-, Licht- und Linienspiel hinzaubere?

So dreht sich die Welt. Vor zehn Jahren noch galt es als Dogma, daß der Maler nur malen dürfe, heute soll er mit seinen Farben musizieren. Ein neuer extravaganter Kunstschriftsteller denkt in logischem Ausspinnen dieses Gedankens schon mit Sehnsucht an jene künftigen Zeiten, wo es eine Theorie des Farbenkontrapunktes geben wird.

Wie konnte doch ein so fundamentaler Irrtum über das Wesen zweier so grundverschiedener Künste entstehen, wie es Malerei und Musik sind!

Schon das Kunstmaterial wirkt psychisch ganz verschieden. Ein Ton ergreift viel intensiver die Nerven des Gemütes als eine bloße Farbe. Und selbst wenn man den Farben gewisse Gefühlswerte beilegt, beruht das vielfach nur auf Assoziation und Konvention. Die Chinesen haben z. B. eine andere Trauerfarbe wie wir. Aber selbst angenommen, das Ton- und Farbenmaterial hätten dieselbe Wirkungskraft auf das Gemüt, so ist doch nicht zu vergessen, daß die große Wirkung der Musik gerade in dem zeitlichen Nebeneinander der Töne und Akkorde besteht. Ein freies Farben-, Licht- und Linienbild kann dagegen das Gemüt wesentlich nicht tiefer berühren als ein durch die verschiedensten Klangnuancen der Orchesterinstrumente gesättigter musikalischer Akkord, den man so lange aushält, als der Beschauer das Bild betrachtet. Nur ein steter kinomatographischer Wechsel von Formen und Farben könnte in dieser Supposition eine ähnliche Wirkung auslösen. Vielleicht wird das das Kunstwerk der Zukunft sein! Und vielleicht sieht ein westfälischer Kieker schon die Ankündigung solcher Farbenkonzerte an allen Litfaßsäulen der Großstädte. Aber sind denn nicht die Kaleidoskope der Kinder bereits etwas Ähnliches? Oder die Seifenblasen? Oder die Farbenklaviere, mit denen man schon einmal Fiasko gemacht hat?

So geht's! Stimmt irgend einmal die ästhetische Theorie nicht mit der Praxis eines Neuerungsdurstigen überein, dann muß immer die Theorie die Sünderin sein. Und umgekehrt. In diesem Sinne sagt Tolstoi in seinem bereits erwähnten Büchlein: „Wenn eine Theorie die falsche Stellung

rechtfertigt, in der ein gewisser Teil der Gesellschaft lebt, so mag es dieser Theorie noch so sehr an Fundament fehlen, oder sie mag sogar offenkundig falsch sein; sie wird von diesem Teil der Gesellschaft als Glaubensartikel aufgenommen."

Daß freie Farben- und Liniengebilde die Phantasie anregen können und mittelbar das Gemüt, ist eine alte Sache. Es fragt sich aber, ob das etwas besonders Kulturwürdiges ist. Jedenfalls ist es eine gefährliche Sache, namentlich in unserer psychisch so leicht affizierbaren Zeit, und man sagt besser: Weg mit dem Spielzeug!

Eine alte Sache, sagte ich eben, sei es. Wer erinnert sich nicht an jene optischen Kunststücke, die man zu Dutzenden in illustrierten Knabenbüchern findet, wo bei längerem Fixieren gewisser Figuren Komplementärfarben auftreten oder aufgezeichnete Kreise in wirbelnde Bewegung geraten? Wer hat sich nicht schon als Kind das Vergnügen gemacht, aus ungeformten Wolkengebilden sich allerlei menschliche und tierische Unholde zusammenzuphantasieren? Und stiert man mal in Gedanken versunken ein Tapetenmuster an, wie leicht wandeln sich da die ausdruckslosen Zierformen in lebende Gebilde. Das ist die Psychologie des Ergänzens, von der wir schon im ersten Teile gesprochen haben.

Die ganze Kunst dieser Farben-, Licht- und Liniensymbolisten ist also nicht „eine neue Sprache", sondern uralt, so alt wie unser Geschlecht. Extreme berühren sich. Die Kunst unserer Überkultur nähert sich wieder der Kunst der Urvölker, die in dieser Phantastik und Abstraktionskraft stark sind wie die Kinder. Ein Holzklotz mit einer Kugel gibt ihnen die lebendigste Vorstellung von einem Menschen, und eine Puppe mag noch so abscheulich aussehen, sie wird gestreichelt und liebkost wie das lebendige Schwesterchen[1].

Sollen wir wirklich allen Ernstes wieder in dieses Kindheitsstadium zurückkehren?

Die oben genannte Katharina Schäffner hat ihren Darstellungen wenigstens noch ein anmutiges Linienspiel gewahrt, mag das Dargestellte noch so phantastisch und die Unterschrift noch so willkürlich sein. Wie

---

[1] Bei den altgriechischen Ausgrabungen kamen manche Gebilde zutage, die man sich nicht erklären konnte. Sie sahen aus wie eine in der Mitte nicht ganz eingeschnürte arabische 8. Erst durch weitere Funde, die eine immer klarer sich entwickelnde Gestaltung dieser 8 zeigten, kam man zur Sicherheit, daß jene alten Gebilde nichts anderes waren als Götterbilder.

weit sie in Abstraktion geht, läßt Avenarius ahnen, wenn er schreibt: „Bei weitem die meisten größeren Zeichnungen Schäffners sind dieser Art: ein allgemein und traumhaft gesehener landschaftlicher Untergrund verbindet sich mit Symbolen, will sagen mit Trägern von Assoziationen (Flammen, Wellen, Wolken, Augen, Schwerter, Stacheln, Räder, Tränen, Kränze, mikroskopische Zellengebilde u. a. m.) oder mit Bewegungsgefühlen, die schon nicht mehr an Körperliches, die nur noch an Linien gebunden sind, und mit den eigentümlichen Gefühlen, die das Zusammenwirken von Licht und Schatten in uns anregt." (Abb.)

Aus welchen dunkeln Quellen die Inspiration zu solchen von ahnungsschwerem Pessimismus getragenen Werken hervorquillt, verrät uns Fidus[1], der Mitbegründer einer theosophischen Vereinigung in Berlin, der auch selbst ähnliche künstlerische Tendenzen verfolgt: „... Aber ich will gleich bekennen, daß die Erfindung derartiger ‚freier Linienkunst' nicht aus mir allein kam, sondern daß einerseits einige Eindrücke orientalischer Kunst sowie deren Verbindung mit abendländischer Kunst durch Jan Toorop und anderseits das Studium okkultistischer und theosophischer Literatur mich darauf gebracht hat. ..." Man erinnere sich wieder an die oben genannten „von Geistern eingegebenen koloristischen Grotesken der Somnambule Aßmann".

Alles Große, was die Malerei bis in unsere Zeiten geleistet hat, gilt Herrn Fidus als „das elementare Stammeln der Naturnachahmung", die losgelöste reine Linienkunst ist ihm das Ziel der sichtbaren Kunst überhaupt.

So weit wagt sich Avenarius nun doch nicht vor. Er meint, die „neue Sprache" würde immer nur einen kleinen Kreis finden, der sie verstehe. Ja aus den Schlußzeilen seines Artikels klingt sogar etwas wie Mißtrauen und Bangen vor der Zukunft: „Voraussichtlich werden sich der neuen Sprache in den nächsten Jahren ziemlich viele zu bedienen suchen. Ob wir uns dessen freuen dürfen, hängt von der Kraft der Talente und von der Gesundheit der Menschen ab, die sich da durch ihre Talente ausdrücken.... Aber näher noch als in anderer Kunst liegt beim Verzicht auf jede Kontrolle an der Wirklichkeit auch die Gefahr, daß Gemachtes und Geblähtes als Gewordenes und Gewachsenes und daß Verzärteltes als feinfühlig und Pathologisches als besonders eigenartig den Ästheten und den Snobs imponiert. ..."

---

[1] Kunstwart 1911, 1. Februarheft.

Ausgezeichnet! Und heute? Noch sind keine vier Jahre verstrichen, seit Avenarius diese das Kommende vorausahnenden Worte geschrieben hat, und schon haben wir den Segen. Der „blaue Reiter" reitet mit stolz erhobenem Haupt wie weiland Ritter Don Quichotte durchs Land oder besser durch alle Länder, denn er spricht die Sprache des vollendeten Wahnsinns, und die ist international.

Was ist der „blaue Reiter"?

Zuerst ein Buch, dann eine Künstlervereinigung und drittens eine Ausstellung.

Ein Buch. Eigentlich Bücher, denn es ist eine zwanglose Folge geplant. Das erste Buch ist kürzlich erschienen. Der Prospekt verkündet, daß man es in drei Ausgaben haben könne, in der allgemeinen, die 10 Mark kostet, in der Luxusausgabe, die 30 Mark kostet, und in der Museumsausgabe, die man um 100 Mark haben kann. Letzterer ist ein Originalkunstwerk beigegeben. Aus dem Inhalt seien nur ein paar Abhandlungen erwähnt: Die „Wilden" Deutschlands, Die „Wilden" Rußlands, Der gelbe Klang (eine Bühnenkomposition) usf. Im Begleitwort verkündet man uns, daß die Kunst heute Wege gehe, von denen unsere Väter sich nichts träumen ließen, daß man vor den neuen Werken stehe wie im Traum, daß man die apokalyptischen Reiter in den Lüften höre, daß überall neue Künstler sich zuwinken, denen ein Blick, ein Händedruck genügt, um sich zu verstehen.

Eine Künstlervereinigung. In ihr finden alle ihre Zuflucht, die sich nach jenem Blick, nach jenem Händedruck verstanden haben. Ihre Zahl ist größer, als man meinen möchte, in Frankreich, Rußland und Deutschland. Von der modernen Sehnsucht nach einem unbekannten Gott erfüllt, sind sie unzufrieden mit sich, mit der jetzigen und vergangenen Welt, sehnen sich nach Neuem, lachen über jede Ästhetik, verachten jede Schule, bekennen sich — vom Christentum abgewandt — zu einer Religion, die indisch, pessimistisch, skeptisch, spiritistisch gefärbt ist. Ihr Ideal ist das Kinderglück der Primitiven.

Jüngst hat ein russischer Maler Kandinsky das Programm dieses neuesten Expressionismus in einem höchst merkwürdigen Buch niedergelegt: „Über das Geistige in der Kunst" [1]. Alle diese Stimmungen ziehen bunt gemischt durch das Buch. „In unserer Seele ist ein Sprung, und sie klingt, wenn man es erreicht, sie zu berühren, wie eine kostbare, in den Tiefen der Erde wiedergefundene Vase, die einen Sprung hat." Über den Urquell dieser Kunst können wir nicht mehr im Zweifel sein, wenn auch dieser Verfasser — offenbar unabhängig von Avenarius

[1] München, Pieper & Co. *M* 3.— Nach 5 Monaten erschien bereits die 2. Aufl.

und Fidus — sich als überzeugten Spiritisten bekennt, die Theosophie, „die auf dem Wege der inneren Erkenntnis sich den Problemen des Geistes zu nähern versucht", als eine der größten geistigen Bewegungen bezeichnet, die „als Erlösungsklang zu manchem verzweifelten in Finsternis und Nacht gehüllten Herzen gelangen wird". Auch ein anderer Expressionist, Franz Marc, sagt im „Pan" (Nr 16, 1912), die Kunst sei in ihrem Wesen jederzeit „die kühnste Entfernung von der Natur, die Brücke ins Geisterreich, die Nekromantik".

Wir begreifen es, und es ist konsequent, daß auch Kandinsky mit Neid nach den Ausdrucksmöglichkeiten der Musik sieht. Wenn er uns mitteilt, daß Frau A. Sacharijn-Unkowsky und Skrjabin Methoden konstruiert hätten, die Laute farbig zu sehen und die Farben musikalisch zu hören, so beweist das nur, daß die experimentelle Psychologie auf dem Gebiete der Synästhesien noch manche neue Forschungsergebnisse erzielen kann. Für die wahre und echte Kunst fällt dabei nichts ab.

Das ganze Buch des Verfassers ist voll von Richtigem und Falschem. Das erstere sind Dinge, die man bis jetzt auch schon gewußt hat, nur sind sie so fein und zierlich verpackt, daß man mit Spannung die Schnüre löst, um — enttäuscht zu werden. Das letztere scheint oft bestrickend in seiner Konsequenz. Erst wenn man die Sache nach rückwärts verfolgt, entdeckt man falsche Voraussetzungen, unbewiesene Grundsätze, gehaltlose Phrasen. Was sollen wir uns denn denken unter dem inneren Klang der Form (S. 54), der jede Verzeichnung rechtfertigen soll?

Was der Verfasser über Farbensymbolik sagt, ist meist recht interessant; nur hat der Verstand dabei zu viel zu schaffen, als daß die Kunst profitieren könnte. Es mag richtig sein, daß Gelb in sich die Tendenz hat, nach außen zu strahlen, Blau dagegen in sich zu kehren und ein innerliches Leben zu führen, aber bei der Unzahl möglicher Nuancierungen dieser Farben geht es unmöglich ohne Willkürlichkeiten ab. Nun verstehen wir aber, warum die neue Vereinigung sich der „blaue Reiter" nennt. Reiter, um das mutige Voranschreiten auf dem Wege der Kunst zu zeigen, blau, weil sie sich nur um den inneren geistigen Ausdruck von Linie und Farbe kümmern will. Wir verstehen auch, warum ein Maler dieser Richtung eine rasend dahinstürmende Kuh gelb gefärbt hat. Die dem Gelb zukommende Wirkung soll noch den Ausdruck der äußeren Bewegung verstärken.

Diese Bedeutung der Farben, „das Übertönen der einen über die andere, das Präzisieren eines Farbfleckes, das Zurückhalten eines fließenden Farbfleckes durch zeichnerische Grenzen, das Übersprudeln dieses Fleckes über die Grenze, das Ineinanderfließen, das scharfe Abtrennen, . . . die Dicke oder Dünne einer Linie, weiter das Stellen der Form auf der Fläche, das Überschneiden der Form durch eine andere" usf. sollen nach dem Verfasser die Grundlage bieten für die noch zu erwartende Lehre vom Generalbaß und Kontrapunkt in der Malerei.

Er muß freilich zugeben, daß man heute „infolge des elementaren Zustandes der Malerei" noch sehr wenig fähig sei, ein inneres Erlebnis von einer so ganz emanzipierten Farben- und Formenkomposition zu erhalten. Die ganze Wirkung

bleibe im Bereich der Nerven, weil sie zu schwache Gemütsvibrationen, Erschütterungen der Seele hervorrufen wird. Doch würden uns nur noch „wenige Stunden" von diesem ersehnten Ziel trennen.

Der Haupt- und Grundfehler dieses ganzen, mit so viel Aufwand von scheinbarer Logik konstruierten Systems ist der, daß es nicht wie jede starke Kunst an die natürlichen, gesunden Fähigkeiten der Menschenseele anknüpft, sondern an krankhaft gesteigerte. Die Verteidiger dieses Systems sagen es ja nicht gerade heraus, aber doch ist es so: ihre Bilder sollen nur den materiellen Anreger darstellen zu einer Art hypnotischen Traumzustandes.

Wie könnte auch etwas anderes gedeihen auf dem Boden einer solchen inneren Zerrissenheit, wie sie Kandinsky in fast wahnsinnigem Pathos schildert: „Kampf der Töne, das verlorene Gleichgewicht, fallende ‚Prinzipien', unerwartete Trommelschläge, große Fragen, scheinbar zielloses Streben, scheinbar zerrissener Drang und Sehnsucht, zerschlagene Ketten und Bänder, die mehrere zu einem machen, Gegensätze und Widersprüche — das ist unsere Harmonie."

Nun sollten wir noch einen Blick auf die Ausstellungen werfen, die der „blaue Reiter" bereits veranstaltet hat. Die Darbietungen sind aber so entsetzlich, daß die Feder nicht mehr mit will. Diese kaum mehr als solche kenntlichen Menschenleiber eines Pechstein in Weiß, Braun, Rot, der betrunkene Turm Delaunays (Abb.), die auseinandergeplatzten Tintenkleckse Kandinskys (Abb.), die nur aus Ecken und Kanten, nicht aus organischen Formen gebildeten Kopfstudien Burljuks (Abb.), die in geometrische und stereometrische Figuren übersetzten Akte seines Lehrmeisters Pablo Picasso sind Bilder, die sich unmöglich beschreiben lassen, die man gesehen haben muß. Sonst wird man den Berichterstatter ganz gewiß einer tendenziösen Übertreibung beschuldigen.

Man glaube nicht, es handle sich hier um eine Bewegung, deren Aufkommen zugleich ihr Tod ist. Unser Kulturorganismus ist ein zu guter Nährboden für Krankheitsbazillen. Wer hätte denn vor einem Jahre geglaubt, daß auch die Münchner Sezession sich auf solche Tendenzen einließe, wie sie es in der diesjährigen Frühlingsausstellung getan? Und erst gar die Kölner Sonderbundesausstellung! Man glaube auch nicht, es sei ungerecht, diese modernste Malerei mit der eines Cézanne und van Gogh in Verbindung zu bringen. Es ist in der Tat nur der von ihnen angefangene Zersetzungsprozeß zu Ende geführt. So sagt Franz Marc: „Picasso ist der logische

Interpret Cézannes; denn in dessen zauberhaften Werken liegen latent alle Ideen des Kubismus und der neuen Konstruktion, um welche die Welt ringt." Auch Dr W. Niemeyer ist ehrlich genug, in seiner Antwort auf den Vinnenschen Protest zu gestehen, daß Matisse und Picasso nur logischerweise das weitergebildet haben, was Cézanne und van Gogh grundgelegt hatten.

Das Treiben dieser Neuesten wird allmählich auch denen zu toll, die sonst einen großen Respekt haben vor jedem, der bislang Ungehörtes sagt. So hat Max Liebermann im verflossenen Jahre Worte des schärfsten Protestes gegen Pechstein und Konsorten gefunden. „Der ist ein größenwahnsinniger Narr", sagt er, „der die Akademie glaubt überspringen zu können." Unter Akademie versteht Liebermann als echter Sezessionist freilich nicht die Kunstschulen, sondern die durch jahrhundertelanges Ringen gewonnenen Kunsterfahrungen. Auch die Zeitschrift „Janus" (1. März 1912), die gewiß ebensowenig wie Liebermann im Verdachte steht, in Weltanschauungsfragen mit uns übereinzustimmen, berichtet über die „Fülle der scheußlichsten Farben" und über den „überströmenden Reichtum von Nicht-Können", der sich in diesen Ausstellungen zeige.

Die Expressionisten lassen sich dadurch natürlich nicht abschrecken. So schrieb kürzlich ein Mitglied des „blauen Reiters" im „Pan"[2]: „Gegenüber der Welt der Philister haben wir eine andere Kampfesweise, die uns vor ihr sicher zum Ziele verhilft: wir werden vor ihr einen solchen Reichtum von Bildern aufstellen, daß sie bald kleinlaut wird und verstummt."

Man droht uns also mit einer Bildersintflut. Gut, wir sind bereit. Wir haben unsere Arche längst gezimmert. Es ist die Arche der ewigen Kunstgesetze, auf der wir ruhig über die flutenden Wogen hingleiten werden. Und wenn sich dann das große Wasser wieder verlaufen hat, dann freuen wir uns auf die Friedenstaube, die mit dem grünen Zweig im Schnabel Kunde bringen wird vom neuen Aufblühen der wahren Kunst, die zum Himmel weist, wo ewige Sterne blinken, und nicht wie die nekromantische Pseudokunst der Expressionisten hinabführt in hoffnungsbare spiritistische Abgründe.

[1] 1912, Nr 16.

Joseph Kreitmaier S. J.

Das Wiederaufleben des Skotismus in Frankreich.

Im Jahre 1903 erschien in Paris-Havre eine neue Zeitschrift mit dem Titel: La bonne Parole des grands Scolastiques. Revue Scotiste. Es war ein Unternehmen der französischen Franziskaner und bezweckte, der alten Franziskanerdoktrin und ihrem Meister Duns Skotus inmitten der frisch aufstrebenden Neuscholastik Gehör zu verschaffen. Das Unternehmen war kühn, da der Skotismus wie ausgestorben schien und die meisten Theologen ihm gleichgültig gegenüberstanden. Aber begünstigt durch die Vorliebe unserer Zeit für geschichtliches Verständnis der Theologie und für die richtige Bewertung alles geschichtlich Bedeutsamen, war es nicht aussichtslos. In den zehn Jahren ihres Bestehens hat die Zeitschrift viele begeisterte Leser gefunden und kann nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb des Franziskanerordens schöne Erfolge rücksichtlich der Erreichung ihres Zieles verzeichnen.

Trotzdem war sie kein Glückskind, sondern erfuhr mehrfaches Mißgeschick. Das erste war die mehrfache Änderung des Titels. Am 10. Dezember 1910 wurden die Leser benachrichtigt, daß die Zeitschrift nicht mehr La bonne Parole heiße, sondern Revue Duns Scot. Zwei Gründe seien dafür maßgebend gewesen: „Erstens lag uns daran, daß die Bonne Parole Association nicht mit der Revue verwechselt werde, die von jener nur ihren Titel entlehnt hat. Die Zeitschrift ist nun groß genug geworden, um auf eigenen Füßen zu stehen, und braucht volle Bewegungsfreiheit; die beiden verschiedenen und nebeneinander hergehenden Unternehmungen sollen sich gegenseitig nicht behindern. Zweitens aber scheint es zugleich nützlich und angemessen, daß bei der großen Ausdehnung der von uns zuerst angeregten skotistischen Bewegung in der jüngsten Zeit auf dem Titel der Revue selbst der Name des großen Franziskanerlehrers stehe, der ihre Seele und ihr Leben ist.“ Hier redet die Begeisterung des Schülers für den Meister. Diese Begeisterung hinderte aber nicht, daß nach Verlauf eines Jahres Duns Skotus von dem Ehrenplatz wieder heruntersteigen mußte. Am 25. Januar 1912 hieß es, das Comité propriétaire habe beschlossen, den Namen der Revue vorläufig zu ändern und ihr einen andern zu geben, der umfassender sei

und mehr Abwechslung in den Artikeln gestatte. Jetzt war es L'École Franciscaine. Traditions et Actualités. Solche Vielnamigkeit ist fast so schlimm wie Namenlosigkeit. Häufiger Namenswechsel legt die Befürchtung nahe, es fehle an klarer Erkenntnis des Zieles und der Mittel.

Ein anderer Übelstand war, daß in der theologischen Zeitschrift auch politisiert wurde. Man kann es ja verstehen, daß in einem französischen Blatte notwendig etwas pour la patrie et la gloire de la France geschehen muß; aber es mutet einen doch sonderbar an, wenn unter dem Titel Revue Duns Scot der erste Leitartikel in einer Nummer über Cuirassés nécessaires, d. h. über die unumgänglich notwendige Vermehrung der Panzerschiffe in der französischen Flotte, handelt. Von Skotus zu Panzerschiffen ist ein weiter Weg. Das leuchtete auch dem Comité propriétaire ein, und man beschloß, eine reinliche Scheidung vorzunehmen. Die politischen Kannegießereien (denn um mehr handelt es sich nicht) wurden in ein Beiblatt verwiesen sowie alles, „was sich nicht unmittelbar unter die dreifache Rubrik: Exegese, Philosophie, Theologie unterbringen läßt". Es stand also zu hoffen, daß die École Franciscaine in Zukunft der Idee einer theologischen Zeitschrift skotistischer Richtung vollständig entsprechen würde.

Aber jetzt kam erst das Verhängnis. Der Leiter der Zeitschrift, P. Déodat, gibt zugleich einen Auszug aus den Werken des Skotus heraus, von dem nachher die Rede sein wird. In der École Franciscaine vom 25. Juni 1912 erklärte er nun, es sei ihm nicht möglich, sich beiden Arbeiten mit der nötigen Hingabe zu widmen. Die Zeitschrift habe infolgedessen schon einmal eine Unterbrechung erlitten und sei nur auf dringenden Wunsch wieder fortgesetzt worden. Aber immer mehr habe sich die Unmöglichkeit der Vereinigung beider Arbeiten herausgestellt, so daß schließlich den Ordensobern in Rom die Frage vorgelegt werden mußte: Die Zeitschrift oder die Bücher? Darauf erfolgte die Antwort: Suspendre la Revue. Das so hoffnungsvoll begonnene und zehn Jahre lang so mutig durchgeführte Werk wird vorläufig verschwinden, damit P. Déodat sich mit ungeteilter Kraft der wichtigeren Aufgabe zuwenden kann, seine Zeitgenossen dem Meister selbst zuzuführen.

Es handelt sich also nicht um ein Aufhören der skotistischen Bewegung; und da die eingegangene Zeitschrift interessante Aufklärungen über diese Bewegung gibt, so mögen ein paar Worte über ihren Inhalt gesagt werden.

Blättert man einige Jahrgänge durch, so entdeckt man bald, daß neben der Darlegung und Empfehlung der skotistischen Lehre die Bekämpfung des Thomismus mit gleichem Eifer betrieben wird. So wird z. B. in vielen Artikeln der Jahre 1910 und 1911 die Behauptung als eine unbeweisbare Legende zurückgewiesen, daß beim Konzil von Trient die Summa theologica des hl. Thomas auf dem Altare neben der Heiligen Schrift aufgelegen habe. Die irrtümliche Meinung des hl. Thomas über die unbefleckte Empfängnis Mariens wird selbstverständlich gründlich ausgenutzt. Das Bene scripsisti de me, Thoma, wird als eine wenigstens sehr zweifelhafte Erzählung dargestellt (10. März 1911). Die Gegnerschaft des hl. Thomas gegen den hl. Bonaventura und Alexander von Hales wird in vielen Artikeln besprochen. Mit Entschiedenheit wird die Behauptung bekämpft, daß infolge der Bestimmungen Leos XIII. und Pius' X. die Lehre des hl. Thomas auch für die Franziskaner offizielle Ordenslehre geworden sei.

Bei dem Übereifer mancher Neuthomisten, ihre Auffassungen als die einzige wahrhaft kirchliche Lehre allen Theologen aufnötigen zu wollen, war eine kräftige Zurückweisung unvermeidlich. Wir haben es ja in den letzten Jahren sogar erleben müssen, daß die Annahme der distinctio realis inter essentiam creatam et exsistentiam als unbedingtes Erfordernis der echt kirchlichen Gesinnung eines Theologen hingestellt wurde. Das ist nun an und für sich gar nicht so schlimm; denn auch der sonst so ernsten Theologie kann einiger Humor nicht schaden; und für den sorgen, wenn auch unfreiwillig, jene theologischen Eiferer. Wenn man aber einmal gegen solche Entgleisungen Verwahrung einlegen will, dann muß es allerdings mit Entschiedenheit geschehen. Im Anschluß an einen Artikel von Rivière in der Revue du Clergé français wird in der Nummer vom 10. Dezember 1911 jene Behauptung als eine „der bedauernswertesten Übertreibungen" bezeichnet, die in schroffem Gegensatze stehe zu der hohen Unparteilichkeit, welche die Kirche in derartigen Fragen zu beobachten pflege. Das ist jedenfalls sehr mild ausgedrückt. Kräftiger lautet schon die Aufforderung, „sich aller perfiden Insinuationen zu enthalten, die niemand anstehen, am wenigsten einem katholischen Universitätsprofessor". Es war nämlich behauptet worden, wer jene Unterscheidung nicht annehme, verfalle dem Pantheismus und begünstige den Modernismus. Also wer sagt, die von Gott geschaffene Wesenheit sei sachlich dasselbe wie das von Gott hervorgebrachte Dasein, wird dadurch zum Pantheisten. Es hätte genügt, zu erwidern, eine solche Behauptung bekunde bedenklichen Mangel an meta-

physischem Verständnis; aber die mehr persönlich zugespitzte Form ist bei der verblüffenden Unverfrorenheit des Angriffes auch zu verstehen.

Man sieht an diesem einen Beispiel, wie wünschenswert es vielen erscheinen konnte, daß eine Zeitschrift existiere, die den Heißspornen auf die Finger sehe und mit hinreichender Unabhängigkeit und nötigem Mut ausgerüstet sei, um allen Einseitigkeiten und Verschrobenheiten mannhaft entgegenzutreten. Die Einheit der kirchlichen Lehre fordert keineswegs, daß alle Theologen nachsagen, was der hl. Thomas oder die Thomisten ihnen vorgesagt. Solange die Kirche über einzelne Lehren nichts entschieden hat, dürfen die Skotisten so gut ihre Ansichten vertreten, wie die Thomisten die ihrigen. Sowohl Leo XIII. wie Pius X. haben die Franziskaner aufgefordert, den Überlieferungen ihrer Schule treu zu bleiben. Die Skotisten handeln also in durchaus kirchlichem Geiste, wenn sie alle Angriffe auf die Lehre ihres Meisters entschieden abwehren. Der Kampf ist nützlich, ja notwendig. Wären wir himmlische Geister, so würde aller Zwiespalt der Meinungen vor der klaren Erkenntnis der Wahrheit weichen. Da wir aber hienieden nur stückweise erkennen, so möchten viele ihr Stück für das Ganze oder doch wenigstens für das Allerwichtigste und Wesentlichste ausgeben und alle Theologen darauf einschwören. Ist es da nicht wünschenswert, daß andere ebenfalls ihren Teil der Wahrheitserkenntnis geltend machen und darauf hinweisen, daß außer dem durch Schulmeinungen eingeengten Horizont auch noch ein schönes Stück Welt liegt? Oder, wie es in der Nummer vom 10. März 1912 heißt: „Sollte der engherzige Panthomismus jemals triumphieren, so wäre das der Tod jener weisen Denkfreiheit, die wir in den großen katholischen Schulen des Mittelalters bewundern, und die zweifellos eine der Quellen ihrer erstaunlichen Fruchtbarkeit war."

Anderseits ist nicht zu leugnen, daß die Polemik der weniger erquickliche Teil einer theologischen Zeitschrift ist, und daß ihre Stärke in der positiven Darlegung ihrer Lehre liegen muß. Die klar vorgetragene Wahrheit trägt ihre beste Empfehlung in sich selbst. Auch in dieser Beziehung suchte die École Franciscaine ihrer Aufgabe gerecht zu werden. So bietet sie z. B. Untersuchungen über die Bedeutung des Skotus für die Lehre von der unbefleckten Empfängnis Mariens, über die univocatio entis nach Skotus, über das wahre Motiv der Menschwerdung usw. Nach und nach sollten also die Hauptpunkte aus dem System des Doctor subtilis erörtert und etwaige Dunkelheiten beseitigt werden. Es schien ja unglaublich, daß ein Genie wie Skotus gar nichts gesehen habe, was Thomas

entgangen wäre, und daß er in seiner Kritik des Aquinaten immer und überall unrecht geredet habe. Ein Schulbeispiel ist und bleibt die Lehre von der unbefleckten Empfängnis; aber dieses Beispiel ist gewiß nicht das einzige. Darum dürfen die Skotisten wacker für ihren Meister eintreten. Aus dem Kampf der Geister geht, wenn er in richtiger Weise geführt wird, geläuterte und erweiterte Kenntnis der Wahrheit als herrlicher Preis hervor.

Wichtiger aber als alle Abhandlungen über Skotus ist die Kenntnis der Lehre des Doctor subtilis selber. Doch da türmen sich Berge von Schwierigkeiten auf. Die 12 Folianten der Ausgabe von Wadding oder die 26 Quartbände der neuen Pariser Ausgabe stellen durch Preis und Umfang an die meisten Theologen unerfüllbare Forderungen. In durchaus richtiger Würdigung der Sachlage hat der Redakteur der École Franciscaine, P. Déodat Marie de Basly, beschlossen, die Lehre des Skotus allen zugänglich zu machen durch die Herausgabe eines Auszuges, der die für alle Theologen bedeutsamsten Abschnitte mit des Meisters eigenen Worten bietet und zugleich genau angibt, woher die einzelnen Sätze entnommen sind. Es handelt sich also nicht um ein Kompendium ad mentem Scoti, sondern um die capitalia opera Scoti selbst oder, wie P. Déodat kurz sagt, um die Capitalia Scoti[1].

In den französisch geschriebenen Einleitungen erörtert P. Déodat die Bedeutung des Skotus für die Theologie. Wir geben im folgenden eine Übersicht über diese Erörterungen, ohne eine Entscheidung für oder wider zu treffen: 1. Skotus ist einer der hervorragendsten Fürsten der Scholastik, also jener Lehre, welche die Kirche heutzutage wiederhergestellt zu sehen wünscht. 2. Auf dem Gebiete der Philosophie ist es Hauptregel des großen Franziskanertheologen, nichts als wahr anzunehmen, was dem katholischen Dogma zuwider ist. 3. Da die Kirche in Sachen der reinen Vernunft niemals die Freiheit des Denkens unterdrücken wollte, so hat Skotus, diesem Geiste entsprechend, gezeigt, wie ausgedehnt das Feld der freien Meinungen und der kritischen Untersuchungen ist. 4. Skotus hat

[1] Bis jetzt sind zwei handliche Bändchen erschienen, das erste schon in dritter Auflage, im Format 18 × 12 cm. Nr 1 enthält die Praeparatio philosophica, 562 Seiten und LVI Seiten Einleitung. Die folgenden sieben Bändchen sollen die Synthesis theologica enthalten; jedes einzelne Bändchen kostet *Fr.* 7.50, bei Gesamtabnahme *Fr.* 6.— Nr 2 enthält die Credenda de Deo uno et trino und einen Prologus de Theologia, zusammen 803 Seiten nebst einer Einleitung von LVIII Seiten. Verlag: La bonne Parole, Rue des Noyers, 3, Le Havre.

bewiesen, bis zu welcher Höhe die Freiheit der Vernunft sich erschwingen darf, und wie unwahr die Behauptung ist, daß die Katholiken nur mit ihrem Glauben philosophieren dürfen. 5. Mit Hilfe der Vernunft, diesem einzigen Kriterium der Modernen, hat Skotus zum voraus ihre Aufstellungen erkannt und die Grundsätze festgelegt, durch die sie geschlagen werden. 6. Unsere Zeit mit ihrem Streben nach Synthese ist gerade die rechte Zeit für das Wiederauftreten des Skotus. Denn sowohl als Philosoph wie als Theolog ist Skotus durch seine ganze Geistesrichtung und die Art seiner Arbeiten der große Vereinfacher, le grand simplificateur. Diese sechs Sätze bilden das Thema für die Einleitung des ersten Bandes.

Unter Nr 1 wird auseinandergesetzt, daß die scholastische Theologie ein Geschenk der göttlichen Vorsehung an die Kirche sei. Glaubt man nun das Ganze zu haben, wenn man Bonaventura und Thomas oder auch Thomas allein hat? Das Zusammenwirken des lateinischen und keltischen Geistes, in den Italienern Bonaventura und Thomas einerseits und dem Irländer Skotus anderseits, soll nicht beigetragen haben zum glücklichen Gleichgewicht des philosophischen Gedankens? Bonaventura, Thomas und Skotus bilden zusammen den höchsten Gipfel der Schule. Die Mystik Bonaventuras können wir nicht entbehren, und Thomas' Werke sind die notwendige Vorbedingung für die Leistungen des Skotus. Die Scholastik ist nur im Zusammenhange zu verstehen; aus der lebendigen Verbindung herausgerissen, bleibt die Arbeit des einzelnen ein Rätsel. „Überlassen wir uns der Anschauung der wunderbaren Trilogie, die Gott durch die so verschiedenen Federn des hl. Bonaventura, des hl. Thomas, des sel. Duns Skotus schreiben ließ. Jeder der Lehrer hat seine Seele in seine Arbeit hineingelegt. Die drei Seiten bilden das ganze Werk. Zerstöre eine von ihnen, der Rest bleibt noch riesengroß, aber der Anblick des großen und verstümmelten Werkes müßte uns um so mehr bittere Tränen entlocken" (S. XVI).

In der dritten Nummer betont P. Déodat die große Freiheit, welche die Scholastik auf rein philosophischem Gebiete verlangte und gewährte. Die Engherzigkeit, mit der gewisse Neuscholastiker ihr System vertreten und nur das ihre gelten lassen wollen, ist so unscholastisch wie möglich und das größte Hindernis einer Wiederbelebung der wahren Scholastik. „Nach der großen Scholastik, in der die Meister wie Fürsten des menschlichen Denkens dastehen, kam jene kleine Scholastik. Klein, weil man damals glaubte, es handle sich gar nicht mehr darum, etwas von Grund aus zu

erforschen. Die Philosophie segelte vertrauensselig nach fertigen Seekarten. Die Meister machten die Schulen. Die Schulen fanden ihre, für vollkommen erklärte, Navigationskarte in den Schriften ihres Meisters. Das ist der Unterschied zwischen der großen und der kleinen Scholastik. An welche von beiden halten sich gewisse professionelle Wiederhersteller? Nicht einmal an die letztere; denn diese gestattete doch wegen der Verschiedenheit der philosophischen Karten, dem gut beratenen Lehrer, der sich mit mehreren versehen hatte, die Möglichkeit des Vergleichens. In Zukunft soll nur mehr eine Karte für die Schiffe aller Linien gelten. Das ist unter dieser Rücksicht die reinste Antischolastik. Es ist nicht einmal mehr die entartete Scholastik; denn auch diese Scholastik hielt in der reinen Philosophie immer die Freiheit hoch. Dagegen lautet das Gesetz unserer Wiederhersteller Unterdrückung der Freiheit, ausgenommen die Freiheit, darüber zu disputieren, welches der Sinn dieser oder jener Stelle des Meisters sei. Dieser Sinn ist dann a priori Wahrheit. Keine Freiheit mehr, gründlich zu denken. Keine Freiheit mehr, von einer philosophischen Karte zu einer andern zu gehen. Ein einzelner Mann ist die ganze Philosophie der Vergangenheit, ein Mann die ganze Philosophie der Gegenwart, derselbe Mann die ganze Philosophie der Zukunft. Und die Philosophie dieses Mannes ist die Philosophie der Kirche. Seine Philosophie, d. h. seine philosophischen Meinungen; denn was könnte es in der Philosophie geben als wenige offenkundige Wahrheiten und viele anfechtbare Meinungen?" Das ist nicht die Auffassung der Kirche, welche die große Scholastik des Mittelalters in ihrer ganzen Größe und Allseitigkeit neu zu beleben wünscht, wie die Päpste bis in die neueste Zeit es oft genug ausgesprochen haben. Die Werke des Skotus, der den Vorzug hatte, nach so vielen bedeutenden Vorgängern zu kommen, sind der beste Beweis für die freiheitliche Gesinnung der Kirche auf dem Gebiete der reinen Philosophie; diese Werke „bieten uns das großartige Schauspiel eines Ideenturniers aus jener unvergleichlichen Zeit, wo die Gestalten der Lehrer wenigstens so hoch ragen wie die der Ritter und der Erbauer der Dome" (S. xxx ff).

Nr 6: Skotus widerlegt zum voraus die modernen Irrtümer: den Relativismus durch die Unterscheidung zwischen unvollständiger und bloß relativer Erkenntnis. Den Subjektivismus durch den Nachweis, daß die Vernunft zuerst das Einzelne erfaßt, und daß der intellectus possibilis eine aktive Fähigkeit ist. Den Agnostizismus durch die Lehre von der logischen Eindeutigkeit (univocatio) des Seinsbegriffes. Den Pantheismus

durch den Nachweis der metaphysischen Verschiedenheit des Seins. Den Pragmatismus, indem er den Einfluß des Willens auf die Erkenntnis zugibt, aber auf das richtige Maß beschränkt. Den Immanentismus, indem er das natürliche Streben der Seele nach Gott anerkennt, aber zugleich betont, daß daraus ein Schluß auf die Wirklichkeit der übernatürlichen Ordnung unstatthaft ist. Den Determinismus, indem er lehrt, daß der Wille sich durch den Intellekt zwar überreden, aber nicht nötigen läßt. Den dogmatischen Transformismus, indem er die Entwicklung einer strittigen Lehre zum Dogma in seiner These von der Unbefleckten Empfängnis klar darstellt, aber zugleich an der einmal definierten Wahrheit nicht rütteln läßt. Kurz, bei Skotus finden sich die Präzisionswaffen, deren die Kirche im Kampfe gegen die modernen Irrtümer bedarf (S. XXXVI ff).

Der Text der Praeparatio philosophica umfaßt drei Teile: a) Die Psychologie oder die Lehre „von meiner Erkenntnis der endlichen Dinge", b) die natürliche Theologie oder die Lehre „von meiner Erkenntnis des unendlichen Seins", c) die philosophisch-apologetische Propädeutik oder die Lehre „von meiner Erkenntnis der Beziehung des Endlichen zum Unendlichen". In diesem letzten Teil wird eine Reihe Fragen erörtert, die nicht sehr eng unter sich zusammenhängen, über Wassein und Diesessein (quidditas, haecceitas), über Wesenheit und Dasein, über Materie und Form, über Seele und Leib, über das Endziel des Menschen, über die in der katholischen Kirche fortlebende göttliche Offenbarung, über die Heilige Schrift, über die theologischen Beweisquellen. Hier geht offenbar die Synthese in die Brüche. Skotus hat eben seine philosophischen Anschauungen nirgendwo systematisch vorgelegt. Die Praeparatio philosophica sollte aber vollständig sein. Nachdem darum in den beiden ersten Teilen eine leidliche Synthese der Lehre über die Erkenntnistätigkeit und über Gott gelungen war, der übrige Stoff sich aber einer strengen Systematisierung nicht fügen wollte, mußte der dritte Teil einfach als Sammelbecken dienen. Der Herausgeber hat den Mangel ebenmäßiger Gliederung selbst empfunden und sucht ihn zu entschuldigen (S. XLV).

Diese Schwierigkeit bestand nur für den ersten Band. Die folgenden Bände enthalten die eigentliche Theologie, bei der die Systematik viel leichter und von Skotus selbst gegeben war. Das ganze Gebiet der Theologie umfaßt die Gegenstände des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung. Die Bände 2—5 behandeln die Credenda, Band 6 die Diligenda oder die Gegenstände der Sittenlehre, Band 7 die Speranda oder die letzten Dinge.

Die vier Teile der Credenda sind a) der dreieinige Gott, b) die Vorausbestimmung Christi und der Seinen, c) die Individualität Christi (individualitas Christi) in ihrer Annahme und Beseligung, d) die Familie Christi, Kirche und Sakramente. Doch hat P. Déodat jüngst erklärt, es werde noch ein achter Band nötig sein.

Wie man sieht, ist das nicht gerade etwas besonderes Neues. Trotzdem jubelt P. Déodat in der Einleitung zum zweiten Bande förmlich über seine Synthese. „Ein Wort, eine Welt. Der Titel ‚Theologische Synthese‘ ist so ein Wort. . . . Es handelt sich weniger darum, die kleine Scholastik fortzusetzen, als die große wieder ins Leben zu rufen. Nun war es gerade die große Scholastik, welche die Theologische Synthese aufbauen wollte.... Die Scholastik war wesentlich konstruktiv. Die Materialien prüfen, um das Gebäude zu errichten, sie genauer prüfen, um es prachtvoller zu errichten, das war für das 13. und 14. Jahrhundert das allgemeine Gesetz; und aus der Beobachtung dieses Gesetzes ging die schönste Epoche theologischer Weisheit hervor“ (S. IX f).

Welche Methode führt zur richtigen Synthese? Es gab schon zur Zeit der Kirchenväter eine zweifache Methode. Der hl. Hieronymus (Epist. 68) war der Ansicht, die katholischen Lehrer sollten nicht aneinander Kritik üben, sondern jeder für sich seine eigene Auffassung entwickeln und nur kämpfen gegen die Feinde der Kirche: Methode der Parallelwege. Der hl. Augustin (Epist. 82) dagegen betonte, da die Werke der Kirchenschriftsteller nicht unfehlbar seien wie die Heilige Schrift, so müßten ihre Aussprüche miteinander verglichen und der Kritik unterworfen werden; er verlange für seine Schriften durchaus Kritik, aber gerechte, offene, wahrheitsliebende Kritik; nur so könnten Irrtümer und Schiefheiten verbessert und die Erkenntnis immer mehr geläutert werden: Methode der Gegenüberstellung (S. XV ff).

Das System des hl. Hieronymus hat jahrhundertelang die Oberhand behauptet. Petrus Lombardus nahm die kritische Vergleichung der Väter in seinem Sentenzenbuch wieder auf. Aber mit seiner diesbezüglichen Leistung begnügte man sich auch für lange Zeit. Die folgenden Lehrer der Theologie nehmen wenig oder keine Rücksicht aufeinander. Sie mögen für sich Kritik geübt haben, aber in ihren Werken zeigt sich davon kaum eine Spur. „Die Bücher des hl. Bonaventura eröffnen mir einen Blick in die Seele des hl. Bonaventura. Das ist alles. Die Werke des hl. Thomas zeigen mir den hl. Thomas. Weiter nichts. Die ganze

Kritik besteht in drei oder vier Einwänden, die ein gedachter Gegner bei jeder Frage macht.... Was ist die Folge? Zwei Lehrer tragen auf ihren benachbarten Lehrstühlen, ohne sich je ins Auge zu schauen, durch und durch widersprechende Theorien über erstklassige Gegenstände vor.... Die lästigen Gegenüberstellungen beiseite gelassen, warum sollte da nicht jeder Meister seinen eigenen Hymnus anstimmen? Er stimmt ihn an und beendigt ihn, ohne daß zunächst jemand sich aufregt. Trügerische Ruhe! Die Meister schonen sich, und die Schüler werden sich für ihre entgegengesetzten Lehren schlagen." Universitäten und Bischöfe kämpfen gegen die neue Ordenslehre; in den Orden selbst entstehen Spaltungen, bis schließlich im Dominikanerorden das einzige und absolute Magisterium des hl. Thomas anerkannt wird (S. xxiv ff).

Diese Ausschließlichkeit hatte für die Synthese der Theologie eine böse Folge. Nach der Einteilung der Gegenstände der Theologie in fruenda und utenda bei Lombardus war Christus den utenda zugeteilt worden; er wurde nur betrachtet als Weg und Mittel zu unserer Beseligung. Bonaventura und Thomas behalten diesen großen Fehler bei. „Skotus kommt, und Augustinus erhält seine Genugtuung. Sie ist vollständig. Ich öffne die Kommentare des Duns Skotus, den Oxforder, den Pariser, seine allgemeine Abhandlung über das Prinzip der Dinge, seine Quodlibeta. Überall, bei jeder Frage zeigt er die Stellungen, welche die Doktoren der Vorzeit oder die Doktoren seiner Zeit einnehmen. Ich habe den ganzen Gedankenlauf des 13. Jahrhunderts vor mir. Und diese großen Meister, diese Fürsten der Schule, Duns Skotus zeigt sie uns, wie sie ihre widersprechenden Thesen aufstellen. Er unterstreicht ihre Gegensätze und die Schattierungen ihrer Widersprüche, wie er auch den Grad ihrer Übereinstimmung hervorhebt.... Meistens gibt er dem Mittelweg den Vorzug" (S. xxxii).

Skotus ist wesentlich ein synthetischer Lehrer. Zwei Fragen galt es zu lösen: a) Welche Stellung nimmt die Theologie unter den Wissenschaften ein? b) Welche Stellung kommt den einzelnen theologischen Gegenständen im Organismus der Theologie zu? Die theologische Synthese ist höchst einfach. Die Theologie ist die leitende Wissenschaft des göttlichen Glaubens, der göttlichen Liebe, der göttlichen Hoffnung. Ihr Gegenstand ist Gott als die höchste Wahrheit für unsere Vernunft, als das höchste Gut für unsere Liebe, als die höchste Seligkeit für unser Verlangen. Gewiß, sehr einfach, aber durchaus logisch und allumfassend. Das Zer-

reißen der Theologie in einen spekulativen und einen praktischen Teil hört auf. Gott in sich und in seinem Abglanz in den Geschöpfen, das ist der Mittelpunkt, um den alles kreist. Gott in sich der Hauptgegenstand, Gott in seinen Geschöpfen der zweite Gegenstand. Die Seele dieses zweiten Gebietes ist der Gottmensch, die höchste Offenbarung Gott nach außen. Um ihn muß sich alles gruppieren. Das Gebäude war fertig, in all seinen Teilen vollendet, als Skotus starb. Wir brauchen nur mehr das Gerüst abzubrechen und den Bauplatz zu säubern, und es steht in seiner ganzen Herrlichkeit vor uns (S. XL ff).

Leider haben auch die Skotisten die prachtvolle Synthese des Skotus vielfach vernachlässigt. Hoffentlich werden die Capitalia dazu dienen, dieselbe wieder zur Geltung zu bringen. Allerdings den freiwillig Blinden ist nicht zu helfen; aber es gibt doch auch viele, die sehen wollen. „Die These des Skotus über die unbefleckte Empfängnis ist in ihrem ganzen Umfange zum katholischen Dogma geworden. Wie viele seiner sonstigen Lehren (von denen nie eine einzige von einer kirchlichen Zensur betroffen wurde) sind ebenfalls in die Kanones der Konzilien aufgenommen worden! Wie viele! Können diese unleugbaren Tatsachen wenigstens einen Teil der Hoffnungen rechtfertigen, die wir auf die endlich klargelegte Synthese des Skotus bauen? Denn, wir gestehen es, unsere Hoffnungen sind groß, Gott gebe seinen Segen dazu!“ (S. LVII.)

Gärender Most, wird mancher denken. Gut, aber vielleicht wird's doch ein brauchbarer Wein. Rhetorik ist in Frankreich und anderswo unentbehrlich im Kampfe der Geister. Warum soll nicht auch der Deutsche sich eine Weile daran erfreuen? Er kann ja immer noch aus den volltönenden Worten den Gehalt herausschälen und prüfen. Manche Behauptungen des P. Déodat fordern zur Kritik heraus. Wir wollen hier auf Einreden und Widerreden verzichten. Wer sich für die großen wissenschaftlichen Leistungen des Mittelalters interessiert, wird in den Capitalia Scoti ein dankenswertes Hilfsmittel zum Studium finden. Wie weit die Aussprüche des Herausgebers begründet sind, kann er dann selbst beurteilen.

Christian Pesch S. J.

Kaspar Druzbicki, ein Aszet aus dem 17. Jahrhundert.

Mißverständnisse nur können zwischen christlicher Mystik und Aszese einen Gegensatz aufstellen. Nicht feindliche Brüder, sondern innigst umschlungene Schwestern treten unter diesen Namen uns entgegen. Hand in Hand schreiten sie einher; die eine als freuden- und wonnetrunkene Königsbraut, angetan mit dem Myrtenkranz und dem Goldring göttlicher Vermählung; als ehrsame, arbeitsfreudige, opferwillige Magd die andere. Bewohnt die Mystik die höheren Regionen und die seligen Gefilde wundersamer Beschauung und Gottesvereinigung, so strebt die Aszese am Talgelände mutig zur Höhe empor. Immer wieder berühren die Füße der hochbegnadeten, himmelanstrebenden Königstochter die rauhen Pfade des Bergtales, und öfters taucht die mühsam Pilgernde ihr Haupt in die sonnigen Wolken seliger Ruhe und Verklärung.

Zwischen Mystik und Aszese läßt sich keine künstliche Scheidewand aufrichten. Es führen tausend Wege von der Höhe zum Talgrund; unzählige, unwägbare Fäden spinnen sich von einem Gebiete zum andern. Schablonenmäßiges Abmessen versagt, wo der Strom des Lebens fließt. Mystik ist ja wie die Aszese Leben, seelisches, geistiges Leben, aber höheres, gesteigertes Seelenleben. Mystik ist das Überfließen und Überschäumen eines Gnadenquells, der lang im Innern der Erde sich einen Weg gebahnt und geläutert, gestärkt zum Himmel springt.

Das Leben aller großen Mystiker ist daher mit aszetischen Übungen in solcher Fülle durchwirkt, daß wir, verwöhnte Kinder eines nervösen Zeitalters, von Übertreibungen und Unklugheiten zu reden geneigt sind. Je inniger der Mensch durch die reine Liebe sich mit Gott vereinigt, um so gewaltiger drängt es ihn, allen Erdenstaub abzuschütteln, von aller Selbstsucht des Fleisches und des Geistes sich loszuwinden, um die innere Freiheit und Reinheit zu gewinnen. Ohne fortgesetzte aszetische Geistes- und Willensschulung verliert die Seele die Aufnahmefähigkeit für starke, hochgespannte Gnadenströme; es fehlt ihr die sittliche Kraft und Energie, die erforderlich bleibt, um auf mystischen Höhenpfaden zu wandeln.

Anderseits finden wir auch meistens im Gewebe des Lebens und Betens namhafter Aszeten die goldenen Fäden mystischer Einschläge. Was den Aszeten zu den Übungen des Gebetes und der Selbstüberwindung, zum Entsagen und Ertragen, zum Kampfe gegen das Böse und zum Ringen um das Gute antreibt, ist nicht blinde Lust und Freude an Körperqual oder Geisteskнechtung; es ist vielmehr das Bedürfnis nach innerer Läuterung, nach sittlicher Kraft und Energie; es ist die Liebe und die Nachfolge Jesu, die ihn drängt, sich immer mehr von allen Geschöpfen zu „entbilden", um nach Christus umgestaltet und mit Gott vereinigt zu werden[1].

Die treibende Kraft im Leben und Streben des Aszeten ist die Liebe, reumütige, sühnende, büßende, kämpfende, siegende Liebe. Dem Auge des fremden Beobachters und des kritischen Forschers bleibt allerdings diese geheime, innerste Triebkraft meistens verborgen. Es tritt vielfach nur die äußere Tat, das gewaltsame Ringen der Abtötung, die unablässige Übung des Gebetes, das heldenhafte Entsagen und Ertragen in die Erscheinung. Wenn aber ein Aszet einmal einen Einblick in das innerste Triebwerk seines geistlichen Lebens gewährt, wenn er die Schatzkammer seines Herzens eröffnet, den Schleier lüftet, der die intimsten Vorgänge seiner Seele verhüllt, dann weht und duftet uns die Liebe entgegen, die reinste und edelste Gottes- und Menschenliebe.

Eine Seltenheit ist es, daß ein Geistesmann Unbefugten das Innerste seiner Seele offenbart. So oft es geschah, konnte nur der Drang, Gottes Erbarmungen laut zu preisen und dem Nächsten Nutzen zu bringen, den Aszeten dazu bestimmen. Einen solchen Fall bietet uns das Leben eines der bekanntesten Geisteslehrer aus dem 17. Jahrhundert, des P. Kaspar Druzbicki.

Druzbickis aszetische Werke sind in Fachkreisen hinlänglich bekannt. Schon kurz nach seinem Tode wurden mehrere seiner Schriften dem Druck übergeben. 1732 erschienen in Ingolstadt unter dem Titel: Venerabilis Patris Gasparis Druzbicki e Societate Jesu opera omnia ascetica zwei stattliche Foliobände. Unter diesen aszetischen Abhandlungen erlangten große Berühmtheit die Considerationes de soliditate verae virtutis, die später unter der Aufschrift: Lapis lydius boni spiritus eigens herausgegeben worden sind (Regensburg, Coppenrath 1876).

Der Gesamtausgabe der Werke Druzbickis geht eine Lebensbeschreibung voraus, die einen seiner Schüler und Ordensgenossen, Daniel Pawlowski,

---

[1] Vgl. Zahn, Einführung in die christliche Mystik (1908) 103 ff.

zum Verfasser hat. Was dieser Biographie besondern Wert verleiht, ist nicht der Reiz der Darstellung, nicht die übersichtliche Bemeisterung des Stoffes, nicht die psychologische Verkettung der Einzelerscheinungen — denn alle diese Eigenschaften gehen ihr vielfach ab —, wohl aber der Umstand, daß sie schon acht Jahre nach dem Tode Druzbickis erschienen und großenteils aus Selbstaufzeichnungen des Aszeten zusammengestellt ist.

Das Lebensbild ist schlicht und treu entworfen. Geboren am 5. Januar 1590 zu Sieradz an der Warthe in Großpolen, trat Druzbicki am 14. August 1609 ins Noviziat der Gesellschaft Jesu zu Krakau ein. Nachdem er seine Studien vollendet und sich einige Jahre hindurch im Lehrfache betätigt hatte, übernahm er die Leitung des Noviziates der polnischen Provinz. Längere Zeit stand er den Kollegien von Kalisz, Ostrog und Posen vor; zu zwei verschiedenen Malen war er während sechs Jahren Provinzial der polnischen Provinz und nahm an der achten (1645—1646) und zehnten (1652) Generalkongregation teil[1]. Er starb am 2. April 1662 eines gottseligen Todes. — Was der Biograph über das Gebetsleben und das Tugendstreben des P. Druzbicki berichtet, über seine äußere und innere Abtötung, über seine Demut und Liebe, über seinen stetigen Wandel in Gottes Gegenwart, über seine Erfolge in der Seelenleitung und seine unentwegte Treue in der Amtsführung, all das unterscheidet sich nicht wesentlich von den Großtaten christlicher Geistesmänner, die, sich selbst abgestorben, nur für Gott gelebt haben. Wo immer der göttliche Gnadenfunke auf eine großzügig angelegte Seele fällt, da zündet er, und es lodert das verzehrende, reinigende, heiligende Feuer der Gottesliebe auf. Rastlos arbeitet dieses Feuer an der Läuterung, Durchdringung, Umgestaltung der Seele, bis sie, um mit Suso zu reden, entbildet von der Kreatur, gebildet mit Christo, überbildet wird in der Gottheit.

Weitaus das größte Interesse beanspruchen die Selbstaufzeichnungen, die Druzbicki schriftlich hinterlassen. Viae Domini nennt er sie, „Wege des Herrn, auf denen er im Ordensstande geleitet worden". Diese intimen Blätter, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, sollten ihn ständig an die Erbarmungen des Herrn erinnern. Uns aber bieten sie einen willkommenen und lehrreichen Einblick in das Innenleben einer hochherzigen Seele, die Schritt für Schritt alle Stufen des aszetischen Strebens durchwandert,

---

[1] Vgl. Sommervogel, Bibliothèque de la Compagnie de Jésus III (1892) 212—223.

bis sie durch Gottes Gnadenfügung in das geheimnisvolle Land der christlichen Mystik eingeführt wurde.

Die Aufzeichnungen heben mit dem Eintritt ins Noviziat, dem Jahre 1609 an[1]. „In der ersten Prüfungszeit (Kandidatur) erinnere ich mich, den Geist der Weltverachtung gehabt zu haben. Zu Beginn des Noviziates gab mir der Herr eine überaus klare Erkenntnis seiner göttlichen Vorsehung und bewog mich zur vertrauensvollen Hingabe in allen Dingen. Diesen Geist hab' ich zu meiner Seele Trost und Beruhigung bis auf den heutigen Tag bewahrt und geübt. Zugleich gewährte mir der Herr eine herzinnige Sündenreue und Selbstverachtung und eine solche Selbsterkenntnis, daß ich mich nicht entsinnen kann, jemals eine größere erlangt zu haben; damit war auch eine tiefempfundene Andacht zum Leiden Christi, besonders zum Geheimnis seiner Geißelung, verbunden. Es entbrannte dann in mir das Verlangen nach dem ständigen Wandel in Gottes Gegenwart; und da ich diese Übung nicht fassen konnte und die Erklärungen meines Novizenmeisters die Verwirrung nur noch vermehrten, hat sie mich der Herr selbst innerlich gelehrt. Zu dieser Zeit wuchs auch in mir die Liebe zum allerheiligsten Altarssakrament; ich begann nach Empfang der heiligen Kommunion auf die Eingebungen und Belehrungen des Herrn acht zu geben. Manchmal nahm ich solche Begierde nach Erlangung der Vollkommenheit in mir wahr, daß mein Herz keine Rast und Ruhe mehr finden konnte. Die Liebe zum Gebete nahm zu, sowie das Bedürfnis, diese Übung zu vermehren und zu verlängern. Eine vertrauensvolle Andacht zur seligsten Jungfrau wurde mir zu teil; von ihr habe ich mir die Gesundheit der Lunge, an der ich nicht unbedenklich erkrankt war, nicht so sehr erfleht als geradezu erzwungen."

Wie ein frohgemuter Wanderer war Druzbicki am Morgen seines Ordenslebens ausgezogen und hatte hurtigen Schrittes die ersten Strecken des geistlichen Weges zurückgelegt, die erste Anhöhe erstiegen. Das Hochland der übernatürlichen Welt hat sich ihm erschlossen; hohen Dranges wallt der jugendliche Pilger dem ersehnten Ziele zu.

Die folgenden Jahre 1611—1615 führen den jungen Scholastiker in die humanistischen und philosophischen Studien. Mit dem Feuereifer seines kraftvollen Geistes gibt er sich der Wissenschaft hin;

---

[1] Wir teilen die Schrift nur in einem Auszuge mit und wählen jene Züge heraus, die den psychologischen Werdegang der Seele am besten beleuchten.

unverkümmert bleibt aber das aszetische Streben. Er wendet sich der Übung praktischer Alltagstugenden zu. Die Studien bieten ihm Gelegenheit zur Pflege der Geduld; früh schon eignet er sich die wertvolle Erfahrung an, daß man mit Freude schweigen, aus Pflicht nur sprechen solle. Veranlaßt durch seine schwankende Gesundheit beschäftigt der Gedanke an den Tod des öfteren seinen Geist; jeden Tag verwendet er mit Nutzen eine Viertelstunde zur Vorbereitung auf den Tod. Die Neigung zur geistlichen Lesung und die Andacht zum heiligsten Altarssakrament erfahren eine gewaltige Zunahme. Das Allerheiligste besucht er sechsmal des Tages und begrüßt jedesmal dabei die seligste Jungfrau. Dem Gehorsam, der dem Neuling im geistlichen Leben oft Schwierigkeiten bereitet, bringt er eine wachsende Hochachtung entgegen; die innerliche Auffassung dieser Mannestugend wird ihm ganz geläufig. Es bahnt sich zugleich in seiner Seele ein inniges Verhältnis zur ewigen Weisheit an, das sich später immer zarter entwickelt und seinem Geistesleben ein eigenartiges Gepräge aufgedrückt hat.

Gegen Ende dieses Zeitabschnittes traten plötzlich hartnäckige, skrupelartige Seelenleiden auf, die ihn veranlaßten, eine Generalbeicht über das bisherige Ordensleben abzulegen. Diese inneren Unruhen und lästigen Beängstigungen vermehrten seinen Bußgeist. In der Fastenzeit 1614 nahm er jeden Tag eine Geißelung bis zum Blutvergießen vor; und er fühlte sich durch die Selbstkreuzigung in der Andacht zum Leiden Christi gestärkt und befördert. Diese Periode der inneren Prüfungen scheint länger angehalten zu haben. Noch im Jahre 1615, das Druzbicki dem Lehramte widmete, melden die Aufzeichnungen von großer Dürre und Trockenheit im Gebetsleben, so daß die Betrachtung ihm ungewohnte Schwierigkeiten bereiteten, während die mündlichen Gebete größeren Nutzen und Trost gewährten.

Es pflegen diese inneren Seelenstürme vielfach die Vorboten eines kommenden Frühlings, das Vorspiel der Erteilung höherer Gnadengaben zu sein. „Sie gehören zu den regelmäßigen Erfahrungen des geistlichen Lebens überall dort, wo eine Seele mit besonderem Ernste nach Läuterung und Heiligung ringt, und nicht minder überall da, wo Gott eine Seele für den Empfang besonderer höherer Güter und besonderer Sendungen vorbereiten will.“ [1]

Die nächste Zeit verlief ruhig und eifrig. Die Selbstbiographie verzeichnet nur eine Vertiefung des Strebens nach Vollkommenheit, Neubelebung

[1] Vgl. Zahn, Einführung in die christliche Mystik 316.

der Liebe zum gemeinschaftlichen Ordensleben, eine stetige Entwicklung in der Reinigung des Herzens, in der rückhaltlosen Hingabe an Gott und in der praktischen Nachahmung des Leidens des Herrn.

1618 begann Druzbicki seine theologischen Studien, die vier Jahre in Anspruch nahmen. Dieser Lebensabschnitt scheint reich begnadet gewesen zu sein. Der Geist der Innerlichkeit ergriff ihn immer mehr und erfüllte seine Seele. „Dieses Jahr", berichtet er, „lernte ich Gott innig lieben und die Sünde herzlich bereuen. Gottes gütige Leitung und Führung erfuhr ich in ganz besonderer Weise, und dieses Erlebnis vermehrte mein Vertrauen und meine Hingabe. Sehr behilflich zur Andacht und zumal zur Erinnerung an die göttliche Gegenwart war mir das Leben des P. Joseph Anchieta[1]. Einen Freund gewann ich auch, der mir später Anlaß zu vielen Gnaden und Wohltaten wurde."[2]

Um diese Zeit schwanden vollständig alle Hindernisse und Hemmnisse, die sich vor einigen Jahren eingestellt hatten. Die Leichtigkeit der Vereinigung mit Gott im Gebete kehrte in einem erhöhten Maße wieder, und die Liebe zur Betrachtung stieg so hoch wie noch nie zuvor.

Besonders gnadenreich gestaltete sich daher das Jahr 1620. Frei von allen hemmenden Banden der Sinnlichkeit, die er durch langjährigen Kampf vollkommen bemeistert, ledig aller lästigen Störungen, die zeitweilig den Flug nach oben erschwert, schwang sich nun seine Seele ungehindert empor. Er pflegte innigen Verkehr mit den Seligen des Himmels und den Leidenden des Fegfeuers. Das Reich der Übernatur breitete sich in ungeahnter Pracht und Herrlichkeit vor seinem Geiste aus. Die Notwendigkeit, der Wert, die Verwendung der Gnade enthüllten sich ihm mit überwältigender Klarheit und Deutlichkeit. Das Leben der Gnade hat ihn ganz erfaßt. Alles Erdhafte ist abgestreift. Die Seele ist für höhere Gnadenmitteilungen wohl disponiert.

Und in der Tat empfing er um diese Zeit den Vorgeschmack des beschaulichen Gebetes, die Vorahnung höherer Gaben (prolusionem contemplativam a Deo accepi). Das Frührot mystischer Begnadigung ist über seiner Seele aufgegangen.

---

[1] Joseph de Anchieta, 1533 zu La Laguna geboren, starb 1597 zu Retirygba in Brasilien. Vom Jahre 1553 an bis zu seinem Tode lebte er fast ausschließlich für die Eingebornen des Landes und wird daher auch vielfach der Apostel Brasiliens genannt. Sein Seligsprechungsprozeß wurde 1736 eingeleitet.

[2] Der Freund, der hier erwähnt wird, ist P. Jakob Lichanski, ein Ordensgenosse Druzbickis, eine ebenfalls gottbegnadete Seele.

Im vierten Jahre der theologischen Studien, 1621, wurde Druzbicki zum Priester geweiht. Die Gnade des Priestertums brachte seinem Innenleben einen neuen Aufschwung. Zuwachs in der Andacht zur hehren Gottesmutter, glühender Seeleneifer, strahlende Herzensreinheit, friedliche Ruhe der Seele, vollendete Bemeisterung der Sinne und der Leidenschaften, lichtvolle Erkenntnis, tiefempfundene Liebe zu Gott und zu den Menschen sind die charakteristischen Züge des damaligen Seelenbildes. Wie zart und innig das Verhältnis zur allerseligsten Jungfrau sich gestaltete, sagen seine eigenen Worte: „Am Feste der Darstellung Marias im Tempel kam es mir in den Sinn, daß unter allen Titeln der Lauretanischen Litanei die Anrufung ‚wunderbare Mutter' ihr am genehmsten sei, und als ich diese Anrufung innerlich wiederholte, fiel mir ein anderer Titel ein, der sich tief meiner Seele einprägte, parens pretiosissima, teuerste Mutter. Diese Anrufung hab' ich seitdem vertrauensvoll gebraucht. Am 24. November fühlte ich mich im Gebete angetrieben, die reinste und treueste Mutter, nach Gott allen rein geschöpflichen Dingen vorzuziehen, und ich bestätigte diesen Vorsatz durch einen Schwur."

Im Jahre 1622—1623 befand sich Druzbicki im sog. dritten Probejahr, das der hl. Ignatius als die schola affectus, die Schule des Herzens, bezeichnet. Nach den langen wissenschaftlichen Studien durfte er sich nun wieder ausschließlich der Pflege des inneren Lebens widmen. Seine Seele wandelte auf Höhenpfaden. „In diesem Jahre fing ich an, während der heiligen Messe um die Gnade des Martyriums zu bitten. Der Herr verlieh mir Lust und Liebe zur Selbstverdemütigung und zum Selbsthaß. Er gab mir eine einsichtsvolle Erkenntnis der dem göttlichen Willen schuldigen Ehrfurcht und den Drang, Gottes Willen allein in allen Werken und Handlungen zu suchen. Es wurde mir auch eine Gnade zuteil, in der viele andere eingeschlossen sind, nämlich die Gnade, die Torheit des Kreuzes um Christi willen zu lieben."

In diese Zeit fällt auch eine der eigenartigsten Erscheinungen aus dem mystischen Leben Druzbickis. Er hat den Vorfall selber ausführlich berichtet. Am 18. Januar betete er, nicht so sehr aus eigenem Antrieb als auf höhere Eingebung hin, um Erlangung der Befestigung in der Gnade. Nach längerem, inständigem Gebete lösten sich Tränen aus, und er erhielt die Zuversicht, daß seine Bitte Erhörung finden werde. Die Wirkung dieser Verheißung war ein großer Eifer im Dienste Gottes, eine tiefe Demut und eifrige Sorge um das eigene Heil und die Heiligung des Nächsten. Am Feste Mariä Reinigung vernahm er während der

heiligen Messe klar und deutlich eine innere Stimme, die ihm sagte: Confirmo te in gratia mea. Diese Wahrnehmung war mit der reflexiven Gewißheit verbunden, daß die Stimme übernatürlichen Ursprungs sei. Dies in kurzen Zügen der überraschende Selbstbericht.

Wir stehen nun vor der Frage: Was haben wir davon zu halten? Werden wir an dieser Erscheinung des Seelenlebens eines hochbegabten Mannes mit dem überlegenen Lächeln eines modernen Psychiaters vorübergehen, der darin nur eine Gehörhalluzination zu erblicken vermag? Oder mit dem rasch fertigen Urteil des oberflächlichen Denkers, der solche Seelenerfahrungen in das Reich der Fabeln verweist?

Wir werden uns gewiß bewußt bleiben müssen, daß wir uns hier auf einem Gebiete befinden, auf dem alle Formen der Selbsttäuschung nicht selten aufzutreten pflegen, daß kluge Vorsicht und maßvolles Abwägen vor allem am Platze sind. Anderseits dürfen wir ebensowenig vergessen, daß das höhere Gnadenleben Tatsachen aufweist, die sich mit einer leichten Handbewegung nicht beseitigen lassen. Von besonderem Interesse wird es sein zu erfahren, wie Druzbicki selbst sich dazu stellt. Auch er kennt die bange Frage: Ist es Wirklichkeit oder Täuschung? Das unmittelbare Empfinden läßt ihm keinen Zweifel über die Echtheit und den übernatürlichen Charakter des Vorgefallenen; trotzdem untersucht er den ganzen Vorgang mit der wohltuenden Objektivität und dem psychologischen Blick eines erfahrenen Geistesmannes, der mit allen Regeln der Unterscheidung der Geister wohl vertraut ist. Seine eigene Seele und alle ihre Regungen und Betätigungen beobachtet er so sachlich und verständnisvoll wie ein kundiger Arzt, der zum ersten Mal einen interessanten Fall behandelt. Alle Wirkungen dieses seelischen Vorganges werden einer genauen Prüfung unterzogen. Als unmittelbare Folgen stellten sich eine außergewöhnliche Andacht und eine über jeden Zweifel erhabene Gewißheit über die Erlangung der Gabe ein. Damit waren anhaltende innere Tröstungen und Erleuchtungen verbunden, lebhafter Reueschmerz, habitueller intensiver Haß und Abscheu gegen die Sünde, fester Vorsatz, Gott jeden Tag eifriger und treuer zu dienen. Alle diese Tröstungen waren nicht weichlicher, süßlicher Art, nicht Sinne und Phantasie reizend, sondern vernunftgemäß, den Willen stärkend, von solcher Kraft und Intensität, daß er sich gegen dieselben gar nicht wehren konnte.

Seit dieser Zeit wurde Druzbicki häufiger Seelenbegnadigungen gewürdigt, zumal beim betrachtenden Gebete und bei der Feier der ersten

heiligen Messe. Er lebte in Höhenregionen. Am 14. November 1623 erwählte er sich Heinrich Suso zum besondern Beschützer. Zeitlebens bewahrte er eine kindliche Verehrung zu dem minniglichen deutschen Mystiker, auf dessen Schriften er mit Vorliebe hinweist.

Die Jahre 1624—1627 führten ihn immer höhere Stufen der Gottesvereinigung hinan, bis endlich 1628 die Hochflut der mystischen Beschauung in seine Seele drang. Es erfüllte ihn ein glühender Eifer; neues Gnadenleben erwachte, als ob das Land seiner Seele bis dahin nur Disteln und Dornen getragen. Er feierte eine geistige Vermählung mit der göttlichen Weisheit. Das beschauliche Gebet ward ihm leichter, süßer, wonnevoller. Es blieb ihm kein Zweifel mehr übrig, daß er zum mystischen Leben berufen und erhoben sei. Sensi me vocari ad actus theologiae mysticae.

Leider brechen die Selbstaufzeichnungen mit diesem Jahre ab. Daß der Strom des mystischen Lebens aber weiter floß, daß die Seele des Aszeten sich zu stets vollkommenerer Gotteseinigung erhob, daß es keinen Stillstand mehr gab, sondern ein Fortschreiten in aufsteigender Linie von Tugend zu Tugend, beweisen die Schriften des hochbegnadeten Geisteslehrers, die so recht das Spiegelbild der Erfahrungen und Erlebnisse seines Innern darstellen. Seine Werke sind nicht so sehr die Frucht angestrengter Studien und wissenschaftlicher Forschungen als der spontan hingeworfene, niedergeschriebene Ausdruck der Gedanken, Gefühle und Gesinnungen, die zu bestimmten Zeiten seine große Seele bewegten.

Unter den Abhandlungen Druzbickis verdienen besonders hervorgehoben zu werden der Fasciculus exercitiorum et considerationum de praecipuis veritatibus christianae fidei et sapientiae; ferner der Tractatus de moribus, amore, servitio aeternae sapientiae, die nicht in lehrhafter Form, sondern in geist- und gemütvoller Weise das Verhältnis der Menschen zu Gott dem Schöpfer, zu der ewigen Güte und Weisheit behandeln. Die Centum modi passionem dominicam meditandi und besonders das Exercitium liturgicum et eucharisticum enthalten herrliche mystische Blüten von einem Gedankenreichtum, von einer Glut und Innigkeit der Empfindung, die Herz und Verstand in gleichem Maße befriedigen.

Druzbicki ist der echte Geistesmann, dessen gesamtes Leben und Streben durch aszetische Innerlichkeit beseelt ist. „Der Mensch", sagt Zahn[1], „ist allzu leicht geneigt, das religiöse Leben zu isolieren, nur

[1] Einführung in die christliche Mystik 100.

in einzelnen Radien und Segmenten es zu suchen, vielleicht gar in der Peripherie seines inneren Lebens, um nicht zu sagen in der Peripherie äußeren Tuns." Der große Aszet, dessen Geist wir kennen gelernt, weiß innerliches Schauen und äußeres Tun harmonisch zu verbinden. Ob er schreibt, predigt, reist, regiert, stets und überall fließt der Strom des äußeren sozialen Wirkens aus dem Born des innerlichen Lebens. Je reicher die Quelle aszetischer Kraft und mystischer Begabung, um so reiner der Strom des menschlichen Schaffens. Aszetisch geschulte und mystisch begnadete Männer gleichen jenen Riesenwerken, die Menschenfleiß in unsern Hochtälern errichtet, in denen unermeßliche Energievorräte aufgespeichert sind, mächtig genug, ganze Länderstriche auf Jahrhunderte mit Licht, Kraft und Wärme zu versorgen. Gotteslicht, Gotteskraft und Gottesliebe ergießt sich in alle Tiefen ihrer Seele, staut sich in mächtiger Stärke und Fülle an und strömt dann weiter über Tausende zum Wohl und Segen ihrer Zeit sowohl als der Nachwelt.

Solche Licht- und Kraftgestalten sind der Ruhm und der Trost unserer christlichen Religion. Die Kirche vertritt bei ihnen die Rolle des Gebers und des Empfängers. Sie vermittelt ihnen den Schatz ihrer übernatürlichen Wahrheiten, schenkt ihnen alle Gnadenmittel, die sie zu den höchsten Leistungen befähigen, gewährt ihnen Schutz und Leitung in allen Prüfungen und Tröstungen, in allen Erfahrungen und Erlebnissen des innerlichen Seelenlebens. Alle großen Aszeten und Mystiker sind aus dem Schoße der Kirche zum Gnadenleben geboren; aus ihrer Hand haben sie die geistliche Seelennahrung erhalten, unter ihrer Führung sind sie groß, glücklich und heilig geworden. Diese Heldensöhne bleiben die Ehre und Freude der Mutter, die sie erzogen; sie bilden eine strahlende, lebensvolle Apologie der christlichen Religion, deren Wahrheits- und Gnadenschätze reich und mächtig genug sind, schwache Menschenkinder, die sich ihrer Leitung ganz anvertrauen, zu den Höhen sittlicher Vollendung und göttlicher Liebeseinigung emporzuführen.

Paul de Chastonay S. J.

Ein zweiter Besuch auf Honolulu.

Der Morgen brach an, und mit ihm das feinste Reisewetter. Dann kam wieder die Fahrt durch den taubeladenen Farnwald. Im Vorbeisausen griff ich hinein in die dargestreckten Hände. Es riß mir fast den Arm aus. Lebt wohl, ihr herrlichen grünen Wedel! In Glenwood stand schon der Zug bereit, der diesmal mit lobenswerter Eile sich auf den Weg machte und in beschleunigtem Tempo nach Hilo hinunterrollte, so daß wir noch ein gutes Stück vor Mittag die Landung erreichten, wo die „Mauna Kea" vor Anker lag und sich eine große Menschenmenge angesammelt hatte. Die meisten waren da, um abfahrenden Freunden und Bekannten das Geleit zu geben. Japaner, Chinesen, Hawaiier und viele andere, die denkbar kosmopolitischste Versammlung. Sie redeten, schrieen, winkten, weinten. Auch bei den Antipoden spricht das Herz meine Muttersprache. Ich brauche bloß Mensch zu sein, um den babylonischen Wirrwarr zu entziffern.

Wenn Menschen auseinandergehn,
Dann sagen sie: Auf Wiedersehn! auf Wiedersehn!

Neben mir am Schiffsgeländer stand ein altes hawaiisches Mütterchen mit einem Blumenkranz, dem obligaten „Lei", um den Hals. Sie wischte sich mit zitternder Hand die dicken Abschiedstränen von den Wangen. Ihr gegenüber, auf der Landungsbrücke, stand die braune Tochter, ebenfalls verweint und machte noch schnell eine Momentaufnahme . . . vielleicht das letzte Bild der Mutter! . . . Später wird es den Bekannten gezeigt: „So sah sie aus." Ob dann wohl jemand fragt: „Wer ist denn der Weiße daneben?" — Gleichgültiges Achselzucken. . . . Irgend jemand. Das hat man davon, wenn man auf Reisen geht.

Die Schiffsgesellschaft hat die glückliche Idee gehabt, den Fahrplan so einzurichten, daß man auf der Rückfahrt nach Honolulu gerade jene Strecke bei Tag zurücklegt, die man auf der Fahrt nach Hilo nächtlicherweile passierte. Das gibt Gelegenheit, die Nordostküste von Hawaii durch und durch kennen zu lernen. Bis gegen Abend geht es daran vorbei in einer Entfernung von etwa zwei Kilometern. Nur auf eines müssen wir verzichten, auf Strand, Strandszenerie und Uferniederlassungen. Die Küste ist senkrecht schroff wie eine Mauer. Mit einem gewaltigen Messer ist sie abgeschnitten. Der Schnitt geht durch Bergzüge und Täler, die von der Höhe der Insel gegen den Ozean laufen. Die Schnittfläche ist dunkelbraun, oben von tiefgrünem Wald umsäumt, der den gotischen Bogen hinauf und hinunter folgt, unten von der weißen Brandung wagerecht unterstrichen. Die engen Schluchten münden halbwegs über dem Wasserspiegel, und aus dem tiefsten Punkt der Kerbe schießen Bächlein hervor, deren Wasser im Fall durch die Luft in hellstrahlende Tröpfchen zerstäuben, und sich von hier

wie flatternde Seidenbänder ausnehmen, doppelt zierlich und silberweiß im Kontrast mit der kahldunkeln Wand, über die sie herabhängen.

Weiter nach dem Innern der Insel zu erblickt man ausgedehnte Pflanzungen, auch ab und zu ein Japanerdörfchen. Über einem derselben flatterte ganz lustig Weiß-Rot, das Symbol der Aufgehenden Sonne — und Onkel Sam wird nicht nervös.

Spät abends erreichen wir die Insel Maui und damit den Teil der Inselgruppe, welchen wir vor ein paar Tagen im Sonnenlicht durchwanderten[1]. Jetzt sind es nur dunkle Ausschnitte am Saum des Sternenzeltes. Und weil ich diesmal glücklicherweise eine lustige Kabine mein eigen nannte, so zog ich mich bald dahin zurück und überließ der Vorsehung die weitere Sorge um meinen Lebenslauf.

Der Morgen brachte Oahu und Honolulu, und für mich das gastliche Heim der Brüder. Es ist doch schön, wieder zu Hause zu sein. Das bin ich hier. Jetzt kann man sich mal ruhig hinsetzen und all die Eindrücke ordnen, auch den Beobachtungsnerven einen halben Tag zur Abspannung gönnen. Heute wollen wir uns daher mit einem Gegenstande beschäftigen, der keine neuen Beobachtungen erheischt. Was ich den Kanaken diese letzten Tage abgelauscht, ihre eigenartige Sprache, soll hier im Zusammenhang eine kurze Berücksichtigung finden.

Die Sprache, ich meine die gesprochene, bildet einen wichtigen Bestandteil der Physiognomie eines Volkes und sogar des Individuums. Das Auge überblickt nur die äußeren Züge, beobachtet das Spiel der Gesichtsmuskeln; das Ohr dringt tiefer. Es verrät uns die innere Anlage des Sprachorgans, die Eigenart der unsichtbaren Faktoren, welche an der Bildung der Sprachlaute Anteil haben und reicht hinab tief in die Menschenbrust, der der Strom entquillt. Beide Wahrnehmungen ergänzen sich harmonisch und liefern uns ein umfassendes Bild des Menschen, der uns sprechend gegenübersteht.

Nirgends tritt diese Tatsache klarer zu Tage als im Umgang mit den guten Hawaiiern. Wenn man diese treuherzigen Menschen zuerst sprechen hört, wundert man sich gar nicht, daß sie eine so eigenartige Sprache haben. So muß eben ein Kanake reden. Ein Blinder, der die Laute hört, kann sich, falls er nicht blind geboren ist, den Kanaken kaum anders vorstellen, als er dem Sehenden gegenübertritt. Er würde ihn etwa folgendermaßen charakterisieren: Groß und stark, aber ohne viel Energie; schön gebaut, mit abgerundeten Zügen, kindlich, freundlich, heiter, leichtlebig, folgsam, leicht beeinflußt, frei von starken Gemütsbewegungen. So ist er und so fließt die Sprache dahin, lieblich, aber nicht reizend; klangvoll, aber nicht klangreich; voluminös, aber nicht markig; eine Musik ohne Fortissimo, ohne Staccato, ohne Maëstoso; sie ähnelt dem Murmeln eines Bächleins im sanften Wiesengrund, dem vergnügten Gurren des Kindes in der Wiege. Mit einem Wort, für uns eine Sprache ohne Saft und Kraft.

Wie kann es auch anders sein bei einer Sprache, die nur mit zwölf Lautelementen operiert, die kein s, keinen einzigen Zahn- oder Zischlaut hat, in der die Vokale, voran das a, alles zu überwuchern drohen. Im Hawaiischen gibt

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXXXII 427.

es nur sieben Konsonanten, davon gehört die Mehrzahl der Klasse der Liquida an, l m n w, also alles weiche Elemente. Außerdem hat die Sprache noch k h und p. Der letzte Buchstabe aber spielt gar keine Rolle, da er unter hundert aufeinanderfolgenden Elementen kaum einmal vorkommt.

Die Vokale sind a e i o u wie im Deutschen und haben annähernd die uns geläufige Aussprache. Wie schon bemerkt, herrschen die Vokale unverhältnismäßig vor. Der gesprochene Satz besteht zu zwei Dritteln aus Vokalen. Dabei gilt die Regel, daß zwei Konsonanten nie unmittelbar aufeinander folgen können, wohl aber Vokale, sogar ein und derselbe Vokal, wie z. B. in paahoa, hoopaaia, wo die Verdoppelung nicht Dehnung, sondern getrennte Aussprache bedeutet. Worte wie „Hirngespinst", „Postkutschkasten" sind für den Kanaken im buchstäblichen Sinne unaussprechlich.

Da die phonetische Seite dieser sonderbaren Sprache mich zu interessieren begann, verfiel ich auf den Gedanken, ein wenig Statistik zu treiben und das durchschnittliche Vorkommen der einzelnen Vokale und Konsonanten an einer hinreichenden Anzahl von Versuchsreihen zu bestimmen. Zu diesem Zweck machte ich 10 Stichproben, jede 100 aufeinanderfolgende Lautelemente umfassend, und erhielt dabei die folgenden Durchschnittszahlen: Auf je 100 Elemente, Vokale und Konsonanten, kommen 28 a, 12 i, 11 o, 10 e, 5 u, also zusammen 66 Vokale; und jeder dritte oder vierte Laut ist ein a. Für die Konsonanten bleiben noch 34 Möglichkeiten, und zwar kommt k 8mal vor, h 7mal, n und l 6mal, m 5mal, w 2mal und p 1mal.

Nun wagte ich mich auch noch auf das Gebiet der Sprachvergleichung, zog Italienisch wegen seines vielgerühmten Vokalreichtums und aus begreiflichen Gründen auch Deutsch zum Vergleich heran. Dabei wurden natürlich nur die Elemente der gesprochenen Sprache berücksichtigt, d. h. im Deutschen wurde beispielsweise sch als e i n Konsonant, z als zwei Konsonanten, ie als e i n Vokal behandelt; im Italienischen gia als Gruppe von zwei Konsonanten und einem Vokal. Ich beschränkte mich bloß auf die Vokale. Das Resultat: Im Italienischen kommen auf 100 Laute 45 Vokale. Es dominiert e und o, jeder dieser Vokale kommt 12—13mal vor. U ist der seltenste (3mal). Im Deutschen machen die Vokale — Diphthonge wurden als 2 Vokale gezählt — 40 Prozent aus, davon fallen auf u allein 20 Prozent. Der Verwässerung, die unserer schönen deutschen Sprache durch die starke Beimischung des ausdruckslosen e droht, arbeitet der Sprachgebrauch spontan entgegen, indem er fast die Hälfte der e nach Möglichkeit abschwächt und sie dabei in eine verschiedene Klangfarbe hüllt.

Und nun noch ein Punkt, die Schrift! Hawaiische Bücher und Zeitungen werden in lateinischen Lettern gedruckt. Dabei tritt wieder die erwähnte Lautarmut der Sprache verblüffend zu Tage. Läßt man das Auge ganz oberflächlich über einen hawaiischen Text gleiten, ohne im einzelnen ein Wort zu fixieren, so fragt man sich unwillkürlich: Was ist denn mit diesem Druck los? Es sind doch alles lateinische Buchstaben, und doch so fremdartig! Der Grund der Erscheinung ist leicht einzusehen. Es fehlt dem Druck die Verschnörkelung durch die Buchstaben

s g z r t. Ferner fehlen die Buchstaben, welche unter die Hauptlinie gehen. Der einzige, der unter diese Linie verläuft, ist p, und der kommt oft in zwei bis drei aufeinanderfolgenden Druckzeilen kaum einmal vor. Schließlich ist das charakteristische Aussehen einer solchen Druckseite bedingt durch die vielen kleinen Ovale der Buchstaben o a e, welche obendrein noch so oft in hartnäckiger Aufeinanderfolge aa oo ee einhermarschieren.

Doch nun von einem andern Gegenstande. Die interessanteste Sehenswürdigkeit Honolulus war für mich das Bernice Pauahi Bishop Museum, in der Vorstadt Kahili gelegen. Ein kleiner Spaziergang brachte uns dahin.

Es war ein glücklicher Gedanke des Begründers, Charles R. Bishop, in dem modern eingerichteten, feuerfesten Gebäude eine Zufluchtsstelle zu eröffnen für alles, was sich aus der reichen Vergangenheit der Hawaiier auf unsere Tage gerettet, soweit die Sachen nicht schon durch Touristen verschleppt oder an ausländische Museen übergegangen waren. Schon jetzt, nach etwas mehr als 20 Jahren seit der Gründung, bildet das Museum eine wahre Schatzkammer für den Ethnologen und den Geschichtschreiber dieses merkwürdigen Inselvolkes. Es kann deshalb meine Absicht nicht sein, auch nur annähernd auf das reiche Material einzugehen oder gar den sorgfältig bearbeiteten Museumskatalog auszuschreiben.

Nur ein paar Beobachtungen und Gedanken. Was mir an dieser prächtig geordneten Ausstellung am meisten auffiel, war das einheitliche, abgeschlossene Bild eines Volkes, das uns in ihr entgegentritt. „Von der Wiege bis zum Grab" möchte man die Sammlung betiteln.

Gleich rechts in der Vorhalle, die zur hawaiischen Abteilung überleitet, erhalten wir einen Einblick in die Schiffsbaukunst der alten Hawaiier. Das deutet auf ihre Herkunft. In schwanken Holzkähnen, wie wir sie da in kleinen Modellen vor uns haben, mit Segel und Luvbaum ausgerüstet, — oft waren zwei aneinandergekoppelt, die dann bis an fünfzig Personen fassen konnten — landeten die ersten Ansiedler auf Hawaii. Von einem fernen Eiland im Süden waren sie gekommen. Die Tradition deutet auf Savaii, eine Insel der Samoagruppe, dieselbe, von der auch die Maoris auf Neuseeland ihre Herkunft ableiten. Wir haben es also mit einem Zweig der großen Völkerfamilie zu tun, die sich den Stillen Ozean zum Tummelplatz erkoren [1]. Begeben wir uns diesem Fingerzeige folgend in die polynesische Abteilung. Hier tritt der ethnologische Zusammenhang klar zu Tage. Götterfratzen, Waffen, Geflechte, Töpfe, Ornamentik in buntester Mannigfaltigkeit, wie es die getrennte insulare Weiterentwicklung mit sich brachte. Und trotz allem ist eine Verwandtschaft in den Formen, den Ideen, den Lebensbedürfnissen, ein gemeinsamer Grundcharakter, unverkennbar. Die Hawaiier brachten

[1] Sprachlich ist „Savaii" dasselbe wie „Hawaii" und das „Hawaiki" der maorischen Überlieferung. Merkwürdig ist auch die Tatsache, daß vier aufeinanderfolgende Häuptlingsgeschlechter der Maoris sich in der hawaiischen Tradition wiederfinden. Anderseits gleicht von allen malaiischen Sprachen der Dialekt der Marquesasinsulaner am meisten dem Hawaiischen.

dieses Erbe mit nach der neuen Heimat. Hier entwickelten sich die polynesischen Grundelemente zu einer spezifisch hawaiischen Kultur. Was das Volk der Ankömmlinge in Benutzung des vorgefundenen Materials und in der Anpassung an die neuen, vielfach ungünstigen Bedingungen geleistet, davon legt der „prähistorische" Teil der hawaiischen Ausstellung beredtes Zeugnis ab. Es war die jüngere Steinzeit des Inselvolkes. Sie dauert bis zur Ankunft der Weißen. Eine harte Lavaart, die man auf den Höhen des Mauna Kea fand, lieferte das Material zu den scharf geschliffenen Steinbeilen, die eine den skandinavischen Kelten sehr ähnliche Form haben. Aus Lava oder Korallenfels verfertigte man Mörser, Mörserkeulen und steigbügelartige Stößel, Gefäße zum Mischen von Farben und zylindrische Lampen. Messer und andere Schneidinstrumente waren aus Bambus oder Haifischzähnen gefertigt. Ein Pfahl aus hartem Holz, entweder zugespitzt oder schaufelartig abgeplattet, diente zur Bearbeitung des Bodens sowohl beim Ackerbau als auch bei Anlage von Bewässerungsrinnen und andern Erdarbeiten. Neben dem Ackerbau war das Volk vornehmlich auf den Fischfang angewiesen. Hier herrscht die größte Mannigfaltigkeit in Größe, in Form und Material der Angelhaken. Jede Fischart hatte ihre eigene Angel. Da sieht man Angeln aus Knochen, aus Perlmutter, aus Haifischzähnen, Korbnetze, Harpunen für große Fische und ungeheure, kunstvoll gestrickte Netze zum Einfangen eines ganzen Fischschwarmes. Das regnerische Klima nötigte zum Bau wasserdichter Hütten. Man hat eine derselben sorgfältig in das Museum verpflanzt. Beim Eintritt — tüchtig bücken! — erstaunt man über die Fertigkeit der Hawaiier, die mit so beschränkten Mitteln, Holzstämmen, Bast und Gras, eine so festgefügte, kunstvoll verflochtene Behausung herstellen konnten. Von weitem sieht eine hawaiische Hütte aus wie ein viereckiger, schön geformter Strohhaufen. Der Boden ist mit gewöhnlichen, die erhöhte Schlafstelle mit besonders kunstvoll geflochtenen Matten bedeckt. Überhaupt lernt man in dieser Ausstellung die große Geschicklichkeit und das erfinderische Genie der Hawaiier auf dem Gebiete der Flechtkunst bewundern. Der Webstuhl ging ihnen ab. Wolle hatten sie nicht. Aber was sie im Flechten von Gras, Blättern, Bambus, Bast, Ruten und feinen Wurzeln leisteten, die Körbe, Matten, Segel, Decken, Taschen, Hüte, Fächer, die sie daraus technisch vollkommen herstellten, überragt nicht bloß ähnliche Erzeugnisse bei andern Naturvölkern, sondern bildet auch die Grenze dessen, was mit so beschränkten Mitteln sich überhaupt erreichen läßt.

Wie den andern Polynesiern war auch den Hawaiiern die Töpferei unbekannt, obschon das Material in Fülle vorlag. Man behalf sich mit Holz. Und welche Fülle und Abwechslung in Holzgefäßen finden wir hier nicht vor. Mit Steinäxten wurde der harte Koablock mühevoll bearbeitet, bis das zierliche Näpfchen zum Abwaschen der Finger nach der Mahlzeit oder die 20 Liter haltende Schüssel, stilgerecht geformt, den Anforderungen des Meisters genügte. Und sie schauen wirklich prächtig drein, diese Schälchen und Tassen, Teller und Riesenbowlen aus Holz, vollkommen rund und glatt, als wären sie auf der Drehbank gearbeitet und kunstvoll poliert.

Von besonderem Interesse für jeden Besucher ist die Ausstellung im sog. Kahilizimmer. Die hawaiischen Potentaten liebten den Prunk. Diamanten, Seide, Hermelin standen ihnen nicht zur Verfügung. Aber die Vogelwelt, obschon weniger prächtig und reich, bot manches schöne Federchen, womit die hawaiischen Könige sich zu schmücken wünschten. So entstanden die wunderbaren Federmäntel, Federkragen, Federkränze, Federhelme, die Prunkstücke der königlichen Garderobe. Kahili ist der Name für die übermäßig hohen Untersträuße, die auf langer, schwerer Stange bei königlichen Leichenbegängnissen getragen wurden. Sie sind aus großen Federn gemacht. Für die Kleidungsstücke benützte man die kleinen, flaumartigen Federchen gewisser Vögel.

Honolulu besucht und nicht den weltberühmten Federmantel Kamehamehas I. gesehen zu haben, wäre unverzeihlich. Ist es ja das kostbarste Kleidungsstück der Welt. Und ich habe es gesehen hinter Glas. Auf Hawaii gibt es einen Vogel, den die Eingebornen Mamo nennen[1]. Was ihn begehrenswert macht, ist ein vereinzeltes gelbes Federbüschchen auf jeder Seite des Körpers. Aus diesen Federchen ist der lange, breite Mantel Kamehamehas gewirkt. Tausend und abertausend Vögel mußten diesen Teil ihres Gefieders hergeben, hundert Jahre wurden nach der Überlieferung die gelben Federchen gesammelt, bis man genug hatte für den Mantel, der nach dem Urteil von Sachverständigen einen Wert von 4 000 000 Mark repräsentieren soll. Besonders schön ist das Prunkgewand trotzdem nicht. Allerdings die Ausdauer und die Sorgfalt, mit der der Künstler die kleinen Federchen zu einer einheitlichen Oberfläche ineinanderwirkte, ist zu bewundern, aber Effekt macht es keinen. Mir kam der Stoff vor wie ein ziemlich abgetragener gelber Sammet oder wie sammetartiges dünnes Pelzwerk. Die merkwürdigen Federpelze im Kahilizimmer, besonders der Mantel Kamehamehas I., deuten auf die Höhe nationaler Entwicklung. War es ja dieser kühne und starke König, der nach hundertjährigem Bruderzwist alle Inseln unter seinem Zepter vereinigte (1810) und nun mit allen Mitteln für die Wohlfahrt und Sicherheit in seinem Reiche sorgte. Unter seinen weniger festen und begabten Nachfolgern ging das Inselreich mehr und mehr der Auflösung entgegen, bis endlich der große Nachbar im Osten sich seiner erbarmte und die schöne Inselgruppe wohlwollend assimilierte.

Doch so weit sind wir noch nicht. Wir müssen noch die Galerie sehen. Beim Hinaufgehen grüßt mich ein alter Freund. Da hing das lebensgroße Bild König Kalakauas, desselben, der auf den alten hawaiischen Freimarken zu sehen war. Ich erinnere mich heute noch, wie ich mit Hochgenuß die seltene Marke von der fernen Insel einklebte. Hier war ich jetzt in seinem Land und er schaute noch gerade so auf mich herab wie damals aus der Freimarke, ein massiver malaiischer Kopf mit krausem Haar und ausrasiertem Kinn, mehr Portier als König.

Oben auf der Galerie war das Ende, d. h. die stummen Zeugen vergangener kurzer Herrlichkeit. Leere Thronsessel, Krone auf niemandes Haupt, königliches

[1] Drepanis pacifica.

Zepter, Wappen, Standarten — bloß mehr Schaustücke für gaffende Touristen, ohne Bedeutung! Nein, sie haben eine große Bedeutung, diese verwaisten königlichen Insignien. Sie singen das alte Lied: Sic transit gloria mundi.

Ein anderes wichtiges Schaustück gehört noch hier oben hin, aber es ist zu groß für die Halle, ich meine den ausgestorbenen Königspalast drunten in der Stadt. Gehen wir gleich dahin. Das frühere königliche Schloß ist auch heute noch ein vornehmes, schmuckes Gebäude. Es liegt in der Mitte eines freien, grünen Platzes, von Palmen und Bananen umgeben. Hätte sein Erbauer, König Kalakaua, geahnt, daß heute, nur 30 Jahre nach Vollendung der stolzen Königsburg, eine fremde Rasse von hier aus das Inselreich beherrschen würde, er hätte wohl seinem Volk die anderthalb Millionen Mark Baukosten erspart.

Jetzt ist das Schloß der Regierungssitz des amerikanischen Governors. Beim Eintritt in die Vorhalle starren dem Besucher zwei Reihen leerer Nischen entgegen. Sie waren wohl für die Standbilder zukünftiger Könige bestimmt. Die können noch lange warten. Ich besuchte den Oberzollinspektor des Territoriums, Herrn C. aus Toledo, Ohio, der hier seines wichtigen Amtes waltet. Wie froh war der, einen Bekannten aus seiner amerikanischen Heimat zu treffen. „Sie müssen natürlich auch den Governor sehen, bevor Sie weggehen.“ Gleich wird der Herr antelephoniert, ob er zu Hause sei, und dann gehen wir hinauf zum gegenwärtigen Nachfolger der hawaiischen Könige. Da gab es aber kein Zeremoniell, nur Händedruck, und bald waren wir mit dem leutseligen Herrn, dem Hon. Walter F. Frear, in ungezwungenem Gespräch über dies und das auf Hawaii, über die Schwierigkeiten, in einer so gemischten Bevölkerung Ordnung und Frieden zu bewahren, und was mich heute besonders beschäftigte, über das Ende der hawaiischen Dynastie. Ich hörte, daß die prächtigen, hohen Zimmer hier oben die Privatgemächer der königlichen Familie gewesen. Im unteren Stockwerk besuchten wir noch den früheren Thronsaal. Alles französischen Mustern nachgebildet mit entsprechender Rücksichtnahme auf finanzielles Können. Am Ende des Saales die Erhöhung für den Thron, drüber ein Baldachin. Wo früher die hawaiischen Majestäten die Huldigung entgegennahmen, prangt heute das amerikanische Sternenbanner. An den Wänden herum die Portraits europäischer Fürsten in Öl gemalt. Einer schaute so sonderbar melancholisch drein, Napoleon III., als wollte er sagen: „Dir auch singt man dort einmal.“

Es muß einem ja leid tun zu sehen, wie ein Volk in seinem eigenen Land nicht nur die Herrschaft, sondern allmählich seine Identität verliert. Aber da es mal so gekommen, wollen wir dem Häufchen der noch übrigen Eingebornen wenigstens eine „gute“ Nacht zurufen. Sie haben es auch ganz gut unter den Amerikanern, materiell vielleicht besser als unter ihren eigenen Herrschern, und das Zeugnis muß man der amerikanischen Regierung ausstellen: Sie ist liberal, klug und hält Ordnung.

Beim Verlassen des Schlosses grüßt uns von der andern Seite der Straße her das Standbild Kamehamehas I. Wie ein griechischer Held sieht er aus in seinem Federhelm, den faltigen Federmantel um die breiten Schultern. In der Linken hält er die vielzackige Lanze. Die Rechte, mit der Handfläche nach oben,

die Finger zwanglos auseinander, deutet auf das ruhmlose Schloß seiner Nachfolger. „Also das ist die Frucht all meiner Arbeit!"

Es war ein frischer, heller Morgen. — „Nehmen Sie einen Regenschirm mit, man kann nicht wissen." So sagte der besorgte Bruder James, während er noch einmal alle Riemen und Schnallen am Pferd herum musterte. Zwei hohe Räder, zwei Klappsitze, zwei Insassen, ein „Fuchs" davor, so ging's mit Regenschirm und den guten Wünschen der nachblickenden Brüder auf die Reise nach dem Pali. Bald sind wir aus dem mongolischen Viertel heraus und kommen auf eine breite, schattige Residenzstraße, die leicht aufwärts steigt. Der Fuchs verfällt schon bald aus dem Trab in den Schritt und gibt mir so Gelegenheit, gemütlich rechts und links in die herrlichen Gärten zu lugen, wo Millionäre und solche, die es sein möchten, sich ihr Stückchen Himmelreich eingerichtet haben. Ob sie wohl annähernd so glücklich sind als die kraftstrotzenden Palmen und die lachenden Blüten auf dem Gebüsch, hinter dem sich das Wohnhaus versteckt? Da sehe ich von weitem etwas wie schwarz-weiß-rot hoch über Baumkronen wehen. Sie schillern prächtiger als Tropenblüten, ragen stolzer empor als die Palmen, die vaterländischen Farben, die Flagge des Deutschen Reiches auf hohem Mast im Garten des deutschen Konsuls.

Die Straße, immer noch bergan, entfernt sich aus der Stadt, geht über in eine wohlgepflegte Chaussee von blauem Basalt, reingewaschen von den vielen Regengüssen, die hier niedergehen. Rechts und links ist das Nuuanutal von parallelen Bergzügen eingeschlossen, und je höher wir uns auf der Chaussee hinaufschlängeln, um so schroffer erscheinen die Riesenwälle, um so näher drängen sie sich an uns heran. Bei einer neuen Krümmung des Weges, dort, wo aus bemooster Felswand ein gluckſendes Wässerlein quillt, machen wir etwas Halt und lassen Tier und Mensch sich erlaben. Nun muß es auch gerade anfangen zu regnen und ohne jede vorhergehende Warnung. Dabei ist der Himmel klar und voll von blendendem Sonnenschein. Das ist der berühmte Sonnenregen von Honolulu. Er hat nichts von dem grauen, unbehaglichen Etwas, das so einen Alltagsregen charakterisiert. Dies ist Himmelstau, feuchter Sonnenstaub, der wie Diamanten glitzert. Deshalb spannt man auch keinen Regenschirm auf, es wäre zu schade. Es hört überdies nach ein paar Minuten gerade so unmotiviert wieder auf, wie es begonnen.

Die starren Zinken droben in schwindelnder Höhe spinnen sich in einen grauen Nebelwulst und hier unten wird es dunkler. An der moosbewachsenen Felswand springen hier und da weißleuchtende Wasserstrahlen hervor, flattern wie Silberhaare im Winde hin und her und zerstäuben beim jähen Fall in die Tiefe.

Noch immer weiter und höher müssen wir hinauf. Krümmung nach rechts, Krümmung nach links an dichtem Gesträuch vorbei. Da auf einmal öffnet sich's weit und durch eine gewaltige Scharte in dem düstern Gebirgskamm strömt von der Gegenseite helles Himmelsblau auf uns ein. Der Weg ist zu Ende. Hundert Schritte weiter ist er durch eine Brüstung quer abgesperrt. Ein Automobil ist auch schon da und Touristen, und sie richten ihre Feldstecher in die offenen

Fernen. Was es wohl da zu sehen gibt? Wir haben die Paßhöhe erreicht: das berühmte Pali von Nuuanu, von dem man da unten in Honolulu so viel erzählt. Wütend bläst der Wind auf uns ein. Er hat etwas von der Härte der Felsen, von denen er zurückprallt. An gesicherter Stelle lassen wir Roß und Wagen und pressen uns durch den Windstrom bis nahe ans Geländer. Wunderbare Aussicht! Über eine weite, grüne, sonnige Landschaft schweift das Auge, schweift hinüber zur helleuchtenden Brandung, zum glitzernden, blauen Meeresspiegel, den glatten Horizont entlang. Wie ein Schmetterling gaukelt der Blick über dem entzückenden Panorama, ziellos und immer neue Ruhepunkte suchend. Jetzt fesselt ihn das weiße Segel, das um die Landzunge schwebt, jetzt das freundliche Städtchen am Strande. Dann huscht er über die Lagunen, über die grasbedeckten sanften Hügel, über grüne Reisfelder, kehrt wieder zurück, erfreut sich hier unten an einer schön geformten Baumkrone, interessiert sich dort an dem halbzerfallenen Dach einer einsamen Hütte und erschrickt auf einmal ob des schroffen Abhangs, an dessen Rand wir stehen. 400 m geht es hier hinunter der blanken Felswand entlang, über Geröll, dunkle Basaltbrocken in die starrenden Baumspitzen hinein. Und doch stehen wir selbst wieder in einer Schlucht und haben noch erst die Hauptsache über uns.

Im Rücken steigt die schwarzkahle Felswand doppelt so hoch hinan, eine lotrechte Riesenmauer, unheildrohend wie eine zu Stein erstarrte Gewitterwolke. Den Balkon, auf dem ich mich befinde, hat man dem Felsen mit Dynamit abgetrotzt. Noch ist die Wunde nicht vernarbt. Kantig und feucht, kahl und kalt ist die aufstrebende Bruchfläche, so fühlt sich an in ihrer Weise die uns umgebende Luft. Der Kontrast steigert die zarte Schönheit der sonnigen Landschaft da drunten und die finstere Majestät der uns bedrohenden Bergwand. Die Spitze kann ich nicht erhaschen, es geht zu schroff hinauf. Dafür bietet aber unser linker Nachbar Ersatz. Das ist einer der prächtigsten Berge Oahus. Aus dem krausen Laubwerk der Böschung tief unter mir steigt die Wand, leicht konvex gekrümmt, an mir vorbei, höher und höher, bis zu 1000 m über meinem Standort. Und die Zinke, die wie ein dräuender Finger unvermittelt aus dem Berggrat hervorbricht, sie ist das Wahrzeichen des Pali von Nuuanu. Dieser Berg aber ist bloß der Eckpfeiler einer langen, zerklüfteten Mauer, eines ganzen Gebirgszuges, dessen letzte Gipfel in der Ferne sich verlieren. Es ist das Koolaugebirge, welches die Insel von Südost nach Nordwest durchzieht, und das wir beim Pali durchbrochen haben.

In früheren Zeiten war es ein Wagnis, von hier in die Ebene zu steigen. Ein schmaler Saumpfad führte an dem jähen Abhang vorbei hinunter. Heute ist es anders. Die bequeme Chaussee, auf der wir kamen, hört hier nicht auf, wie ich anfangs glaubte, sondern dreht in scharfer Krümmung nach rechts und gelangt, sich krampfhaft an die Felsenmauer schmiegend, talwärts in das Gebiet von Koolaupoko.

Der Pali hat auch seine tiefstragische Geschichte. An dieser Stelle wurde Oahus Geschick entschieden. Es war im Frühjahr 1795, da landete der gewaltige

Kamehameha I. mit einer großen Kriegsflotte an der Südküste der Insel. Meilenweit bedeckten seine Boote den Strand, und eine Armee, zahlreich und fürchterlich, wie Oahu noch keine gesehen, stürmte ans Land, ordnete sich zum Angriff und marschierte alsbald aufs Nuuanutal los. Dort hatte Kalanikupule, der König von Oahu, mit seinen Tapfern Aufstellung genommen. Alsbald entspann sich der blutige Kampf um den Besitz der Insel. Dem Anprall der wohldisziplinierten Truppen Kamehamehas hielten Kalanikupules Leute nicht lange stand. Sie wichen zurück, das Nuuanutal hinauf. Mehreremal rafften sie sich auf und versuchten den nachdrängenden Feind zum Stehen zu bringen. Vergebens. Der Andrang war zu gewaltig. Schließlich artete der Rückzug in wilde Flucht aus, tiefer ins Tal hinein, den Paß hinauf. Es gab keinen Ausweg mehr als... den Sturz in die Tiefe. Was auf der Flucht nicht gefallen, wurde von Kamehamehas Kriegern buchstäblich über den Abhang gedrängt — hier an dieser schrecklichen Kante. Und da drunten, wo jetzt grüne Sträucher wachsen, ein Knäuel von Leichen, haushoch aufgetürmt. Das war der schwarze Tag von Nuuanu. Die Armee von Oahu existierte nicht mehr und das schöne Eiland gehörte von jetzt ab Kamehameha... dem Großen! König Kalanikupule, der eine Zeitlang in den Schluchten hier umherirrte, wurde schließlich gefangen und dem Kriegsgott des Siegers geopfert.

Dunkle Wolken sammeln sich um die Berggipfel. Sie senken sich. Schnell auf den Wagen und davon, bevor der Regen kommt. Schon zu spät. Es tröpfelt, es rieselt, es gießt, es strömt, von rechts, von links, aus allen denkbaren Ecken der Windrose, nur nicht von oben. Der Schirm fliegt herum wie eine Wetterfahne im Wirbelwind. In ein paar Minuten ist alles durchnäßt. Aber da ist auch schon wieder die Sonne, kämmt den Regen beiseite und redet uns kosend ein: „Nur getrost, ich will's schon wieder gut machen." Bevor wir nach Honolulu kamen, war alles wieder trocken. Grollend zogen sich die Wolken zurück und ließen ihre Wut an den wetterharten Gipfeln aus.

Wir bekamen auch Gesellschaft auf dem Heimweg. Aus dem Gebüsch bricht eine Schar nußbrauner Jungens und trottet hinter unserem Wagen her. Sie haben etwas in einem Sack und fragen, ob sie den hinten auf den Wagen legen dürften. Natürlich. Wie könnte man auch den freundlich lächelnden Kanakenkindern etwas abschlagen. „Was habt ihr denn eigentlich da drin?" — „Mountain Apples." „Laß mal sehen." Er langt mit dem braunen Händchen in den Sack und zieht ein paar weißgrüne, rotwangige Weinäpfel hervor. Ich kaufe sie ihm ab. Dann folgt die Untersuchung, als deren Resultat sich folgendes ergab: Fleisch: weiß-schwammig; Körner: zwei an Zahl, fingerdick; Geschmack: abwesend. Von den Eingebornen wird die Frucht des Ohiabaumes sehr geschätzt. In der europäischen Küche könnte sie allenfalls zu Gelee verwandt werden, aber recht viel Zucker dran! Hab' die Spezies auch im Leunis gefunden, wo sie den klingenden Namen Jambusenbaum trägt [1].

[1] Eugenia Malaccensis.

Nachdem wir uns dergestalt an Jambusenäpfeln erquickt, ist das noch übrige Stück des Weges eine Kleinigkeit, und um Mittag sind wir wieder zu Hause.

Von den noch übrigen Stationen, die ich auf meinen Wanderschaften in Honolulu und Umgegend besucht, will ich die hauptsächlichsten hier nur summarisch anführen.

Die katholische Kathedrale. Eine recht einfache Missionskirche aus der alten Zeit. Im Hofe steht der knorrige Algirovebaum, welcher der Stammvater von Tausenden von Ablegern geworden ist, die heute überallhin auf den Inseln zu finden sind. Der katholische Missionär, der den Baum nach Hawaii brachte, ist ein Wohltäter des Landes geworden. Wo sonst kaum ein Strauch gedeiht, auf großen, regenarmen Südabhängen der Inselwelt, da kommt die Algirove noch fort und liefert eine dem Johannisbrot ähnliche Schotenfrucht, die ein ausgezeichnetes Futter abgibt.

Der Bau der Kathedrale wurde schon im Jahre 1840 begonnen. Damals war sie nur für die bekehrten Kanaken bestimmt. Die bilden heute nur einen Bruchteil der katholischen Bevölkerung Honolulus. Neben Hawaiisch wird jeden Sonntag auch in Englisch und Portugiesisch gepredigt.

Diamond Head, südöstlich von Honolulu gelegen, ist ein abgesprengter Vulkankegel, der sich trotzig ins Meer vordrängt. Lage und Beschaffenheit machen den schönen Berg zu einer natürlichen Festung. Die Amerikaner haben sich das wohlweislich gemerkt. Was im Innern hinter dem kreisrunden Kraterwall vor sich geht, wie weit die Befestigungswerke fortgeschritten sind, davon bekommt das profanum vulgus nichts zu sehen. Einen strategisch günstigeren Punkt als das Diamond Head kann man sich kaum denken.

Auf dem Wege dahin kommt man durch sumpfige Reisfelder, in denen es von Enten wimmelt, an der „Waikiki Beach", einem weltberühmten Badeplatz, vorbei. In langgestreckten Brandungswogen rollt das Meer heran und läßt seinen zischenden Schaum auf dem Ufersand zurück. Immer neue Wellenkämme kommen und reiben sich auf dem geglätteten Strande. Ein beliebter Sport der Hawaiier ist Surf-riding. Auf einer langen, dicken Holzplatte von der Gestalt eines Bügelbrettes aufrecht stehend, kommen die braunen Gestalten auf dem Wellenkamme herangeritten. Die Kunst besteht darin, immer oben auf der Welle zu bleiben. Die Akrobaten unter ihnen bringen es sogar fertig, die Fahrt zu zweien, einer auf den Schultern des andern stehend, zu machen.

Das Aquarium liegt am Fuße des Diamond Head. Man muß diese Fische gesehen haben, um zu verstehen, was Farbenpracht ist. Die grellsten Töne, die zartesten Schmelze, die originellste, oft ans Bizarre grenzende und doch wunderbar harmonische Kombination von Farbe und Farbe, wie ich etwas Ähnliches kaum je geschaut, von dem Formenreichtum gar nicht zu reden. Wem soll ich die Krone zuerkennen, dem Reich der Blumen und Blüten, der Pracht der Schmetterlinge und Tropenfalter, oder diesen Farbenwundern der Tiefsee?

Pearl Harbor, 7 km westlich von Honolulu gelegen, ist ein verzetteltes System von seichten Buchten und Lagunen, welche mit dem Ozean durch eine schmale Meerenge in Verbindung stehen. Rund umher angeschwemmtes Flach-

und Sumpfland. Zu sehen gibt's hier nicht viel, wohl aber zu bedenken. Die Amerikaner sind emsig bei der Arbeit, am Baggern, Sprengen, Auffüllen, Bauen. In drei Jahren soll das Werk vollendet sein, und dann hat die Union hier einen Kriegshafen, der auf der weiten Welt seinesgleichen sucht. Die Lage war zu einladend. Draußen die vorgelagerten Korallenbänke, vom Meere aus die an der schmalsten Stelle nur 500 m breite, 3 km lange Einfahrt, dann der eigentliche Hafen selbst, dessen durch Landzungen und Inseln stark zergliederte Wasserfläche ich auf mehr als 20 qkm schätze, mit einer Uferlinie von wenigstens 50 km Länge, und alles das im schützenden Bereich vom Diamond Head. Allerdings sind die Terrainschwierigkeiten enorm und die Instandsetzung verschlingt ungeheure Summen. Der Verbindungskanal mit dem offenen Ozean, der jetzt vollendet ist, hat über 13 000 000 Mark gekostet. Allein Onkel Sam denkt: „Es ist der Mühe wert", und der „stille" Ozean fragt sich verwundert: „Wozu denn?"

In aller Frühe, da der Schlaf noch auf der Stadt und der graue Nachtnebel dick in den Bergen lag, schob sich der Chiyo Maru, mein neues Wasserheim für die nächsten Tage, langsam und vorsichtig aus dem Hafen, durch das enge Korallentor und dampfte dann lustig hinein in die offene Welt. Ade, du interessante Stadt. Lebt wohl, ihr Palmen und Blüten. Leb wohl, du schönes Eiland, du Perle des Stillen Ozeans. Möge dein paradiesischer Friede nie gestört werden durch den Donner des Krieges. Möge deine Lage im Zentrum des Ozeans dazu dienen, die Rassen zu einen statt sie zu trennen, den Handel zwischen der Alten und Neuen Welt zu heben anstatt zu unterbinden! Mit etwas Besorgnis fragt man: „Was wird wohl aus Oahu werden, wenn einmal der Panamakanal vollendet, wenn China zu neuem Leben erwacht, wenn die Inseln Polynesiens und die Länder um den Stillen Ozean herum sich ein Jahrhundert weiter entwickelt und politisch gekräftigt haben?" Schon jetzt liegt Honolulu im Brennpunkt des pazifischen Handels und Verkehrs. Wenn nicht alle Zeichen trügen, hat die Zukunft noch viel Größeres vor.

Am Nachmittag fuhren wir an der „Garteninsel" Kauai vorüber. Herrliche Berge winken aus der Ferne, dicht beforstete Schluchten und weite, grüne Täler laufen auf uns zu, friedliche Buchten laden uns ein, und die weißen Dörfchen und Gehöfte lugen so verführerisch aus smaragdgrünen Pflanzungen, möchten so gerne, ich sollte hinüberkommen. „Ein anderes Mal, vielleicht ein anderes Mal!" Dann werde ich auch meine Landsleute besuchen. Auf Kauai leben viele Deutsche; der größte Teil der Pflanzungen ist in ihrem Besitz. Die Insel ist 1515 qkm groß und hat über 20 000 Einwohner. Gegenüber liegt das kleine Niihau, eine von zahllosen Seevögeln bevölkerte Insel. Wir fahren zwischen beiden hindurch, dann noch weiter an ein paar verlassenen Inselfelsen vorbei; und jetzt, da die rote Feuerkugel wieder mit königlichem Gepränge ihren Einzug in die Tiefe hält, liegt nichts mehr vor uns als der weite Plan.

Wohlan denn, dem Führer wieder nach. Auf dem Pfad der untergehenden, ins ferne Reich der aufgehenden Sonne!

Fritz Hillig S. J.

Rezensionen.

Joseph Bachem. Seine Familie und die Firma J. P. Bachem in Köln. Zugleich ein Versuch der Geschichte der katholischen Presse und ein Beitrag zur Entwicklung der katholischen Bewegung in Deutschland. Von Dr **Karl Bachem.** I. Band: bis 1848. gr. 8⁰ (XVIII u. 404) Köln 1912, Bachem. *M* 5.—; geb. *M* 6.—

Eine dreifach verschiedenartige Welt von Interessen berührt das auf drei Bände berechnete, mit reichem neuen Material aufgebaute Werk: das Leben eines verdienten Mannes und damit verknüpft die wechselvollen Schicksale einer bekannten rheinischen Familie; das mächtige Emporkommen einer Geschäftsfirma in Köln und im Zusammenhang damit die sozialen und kommerziellen Verhältnisse der rheinischen Metropole; endlich das allmähliche Erstarken der deutschen katholischen Presse im 19. Jahrhundert und damit ein Beitrag zur Entwicklung der katholischen Bewegung in Deutschland. Auf letzteres ist wohl bei der Ausarbeitung des Werkes der Hauptnachdruck gelegt worden. In der Entwicklung der katholischen Presse für die preußischen Rheinlande war Joseph Bachem eine sehr namhafte Rolle zugefallen, und die Geschichte unseres deutschen katholischen Preßwesens überhaupt ist zum guten Stück in ihm verkörpert. Seine Aufzeichnungen, Korrespondenzen und Geschäftspapiere boten daher umfassenden Stoff, der durch eine zwanzigjährige Forscher- und Sammeltätigkeit des Verfassers glücklich ergänzt werden konnte. Wichtiger noch als diese günstigen äußeren Vorbedingungen ist das innere Verhältnis, in dem der Verfasser zu seinem Stoffe steht als erfahrener Parlamentarier und lang erprobter Mann des öffentlichen Lebens und vor allem als bekenntnistreuer Katholik. Mit Recht hat er es in den einleitenden Vorbemerkungen ausgesprochen: „Die Geschichte der katholischen Presse kann nur von jemanden geschrieben werden, der ein ‚inneres Verhältnis‘ zu ihr hat. Was bisheran von anderer Seite geschrieben wurde, ist häufig schief und unzutreffend gewesen, nicht immer aus Übelwollen, wohl aber aus mangelndem Verständnis, teilweise aus mangelnder Möglichkeit des Verständnisses.“

Daß eine Geschichte der katholischen Presse in Deutschland aus solchen Händen und auf solches Material gegründet über die Bedeutung der Geschichte einer Verlegerfamilie oder der Biographie eines einzelnen namhaften Verlagshändlers weit hinausragt, ist selbstredend, wird aber erst voll gewürdigt werden, wenn das Gesamtwerk vollendet vorliegt; der erste Band kann nur eine Vorgeschichte bieten und die allgemeinen Grundlagen legen. Was der Titel als die großen Tätigkeitsgebiete Joseph Bachems besonders hervorhebt, die „Volkshalle“ und die „Kölnische

Volkszeitung", wird erst in den folgenden Bänden eine eingehende Behandlung erfahren. Was jetzt schon zur Darstellung kommt, ist die Entwicklung der Dinge, angefangen von Görres' „Rheinischem Merkur" (1814) bis zur staatlichen Neugestaltung von 1848. Auf die Preßerzeugnisse und Versuche der Franzosenzeit wie auf die Vorläufer der katholischen Presse seit 1750 wird nur gelegentlich ein Rückblick geworfen. Hier dürfte also für einen Geschichtschreiber des katholischen Preßwesens in Deutschland noch immer etwas zu tun übrig bleiben.

So trüb für das deutsche Geistesleben im allgemeinen, insbesondere aber das der deutschen Katholiken, die Zeit von 1814 bis 1848 immer erscheinen mag, ganz unfruchtbar auf dem Gebiete der katholischen Publizistik wird man sie kaum nennen dürfen. Neben Joseph von Görres stehen da schon manch andere achtunggebietende Talente, welche ihre ganze Kraft daran setzten, die neue Großmacht der Presse im Sinne ihrer Kirche nutzbar zu machen. Der Verfasser nennt Pfeilschifter und Zander, Moritz Lieber und August Reichensperger; es hätten sich mit Ehren noch andere finden lassen. Auch was sie zustande gebracht, ist des dauernden Andenkens wert. Was damals allein an katholischen Zeitschriften entstand, macht heute noch einen großen Teil unseres Reichtums aus: „Der Katholik", die „Historisch-politischen Blätter", mit ihren auserwählten Mitarbeitern und den glänzenden Leistungen ihrer ersten Dezennien. Wissenschaftliche theologische Zeitschriften schlossen sich an: Frints „Theologische Zeitschrift" in Wien, die heute noch bestehende „Theologisch-praktische Quartalschrift" in Linz, die „Theologische Quartalschrift" in Tübingen und andere Unternehmungen ähnlicher Art.

Die Stelle von Zeitungen und Zeitschriften ersetzten für den Klerus zum großen Teil die Diözesan-, Pastoral- und Kirchenzeitungen der verschiedenen Diözesen, die oft von recht tüchtigen Kräften geleitet und mit reichem Inhalte ausgestattet waren. Es genügt hinzuweisen auf das 1834 entstandene „Pastoralblatt der Diözese Eichstätt", auf das seit 1835 hervorgetretene „Schlesische Kirchenblatt" und das später unter Kolping zu so großer Blüte gediehene „Rheinische Kirchenblatt". Ausgiebig und mannigfaltig war das Angebot an religiösen Zeitschriften, Blättchen und Volkskalendern, teils erbauenden teils unterhaltenden Inhaltes, dazu noch die regelmäßigen Veröffentlichungen der frommen Vereine und Bruderschaften, wie etwa die „Jahrbücher zur Verbreitung des Glaubens" oder seit 1842 das Kölner „Domblatt".

Wiewohl durch diese bescheidenen Kanäle fortwährend ein gutes Maß von Geist und Wissen unter dem katholischen Volke verbreitet, der Glaube fest und frisch erhalten und gesunde Grundsätze eingeflößt wurden, so blieb doch als verhängnisvolle Wunde der gänzliche Abgang einer in katholischem Geiste geleiteten politischen Tagespresse. Der Mann in öffentlicher Stellung konnte nun einmal eines angemessenen politischen Organs nicht entbehren, und auch der Durchschnitt der sonstigen Gebildeten war zu einer solchen Entsagung nicht bereit. Da sahen sich denn die Katholiken, um sich in politischen Fragen zu orientieren, auf kirchenfeindliche, im besten Falle religiös farblose Blätter angewiesen. In der Stadt des rheinischen Metropoliten herrschte, siegreich über alle Konkurrenz, die „Kölnische

Zeitung". Wie die tägliche Lesung solcher Blätter aber im Verlaufe der Zeit auf viele wirken mußte, ist leicht zu erraten; die Verheerung, die durch sie gerade in den führenden Klassen der höher Gebildeten angerichtet wurde, liegt noch heute vor aller Augen.

Und doch war es den Katholiken nahezu unmöglich gemacht, dem Mangel abzuhelfen. Die Engherzigkeit, Willkür und Ungerechtigkeit, mit welcher die Preßzensur geübt wurde, spottet aller Beschreibung und streift für die Jetztlebenden hart an die Grenze des Glaublichen. Dies galt mehr oder minder von allen deutschen Staaten, selbst von Österreich, das für eine gesunde Entwicklung des katholischen Preßwesens kaum eine Hoffnung ließ, noch mehr aber von Preußen, das die Zensur geradezu als feindselige Waffe gegen die katholische Kirche zu gebrauchen schien. Dazu kam noch das Erfordernis der staatlichen Konzessionierung für jedes Preßunternehmen. Willkürlich, selbst ohne Gründe namhaft zu machen, konnte die Behörde die Konzession an die schwierigsten Bedingungen und Einschränkungen knüpfen, sie ganz verweigern oder, nachdem sie erteilt war, wieder entziehen. Wie leicht konnte aber damals ein Anlaß sich bieten, die Unzufriedenheit der den Katholiken gegenüber so reizbaren Regierung zu wecken. Zu den vielen und großen Beschwerden der Katholiken teils wegen Staatsbevormundung teils wegen Zurücksetzung kam noch die Zerrissenheit Deutschlands, die Absonderung der katholischen Minoritätsgruppen in den verschiedenen Staaten und endlich der alle Verhältnisse durchziehende, jede Auffassung politischer Ereignisse beeinflussende Gegensatz von Großdeutsch und Kleindeutsch, von preußischen und österreichischen Interessen. Für ein gemeinsames großes politisches Organ war unter den damaligen Katholiken Deutschlands weder ein geistig homogenes Publikum vorhanden, noch eine Politik erdenkbar, die nicht bald mit den Behörden, bald mit den verschiedenen Gruppen der Leser zu verhängnisvollen Zerwürfnissen führen mußte.

All die Anstrengungen, die trotzdem gemacht wurden, wenigstens die schlimmsten äußeren Hindernisse aus dem Wege zu räumen, Neues in die Bahnen zu leiten und mit dem Wenigen, was vorhanden war, Wirkung zu erzielen, bleiben um so mehr der Achtung wert und stellen einen großen Fonds von Eifer, Tatkraft und Opferwilligkeit dar. Dies alles nun für das gesamte Gebiet der deutschen Länder in einem einzigen Bilde überschauen und würdigen zu lassen, ist das besondere Verdienst des vorliegenden Werkes. Hierin hat der Verfasser, wiewohl er sich selbst über die Unvollständigkeit seiner Sammlung keiner Täuschung hingibt, eine wirklich grundlegende Arbeit geleistet, und man kann nur lebhaft zustimmen, wenn er im Vorworte schreibt: „Ich empfand es als ein Bedürfnis, zunächst einmal eine Grundlage zu schaffen, welche den richtigen Standpunkt bietet, um die Bedeutung der Einzelheiten in der Geschichte der katholischen Presse zu erkennen. Der Rahmen ist jetzt vorhanden. . . . Mögen andere weiterarbeiten."

Auch an eine große Anzahl eifrig tätiger Publizisten, zum Teil hochverdienter Männer, wird die Erinnerung aufgefrischt, überzeugungstreue, mutige Katholiken, die ihr Bestes im Dienste der heiligen Sache hingeopfert, aber jetzt schon fast gänzlicher Vergessenheit anheimgefallen sind. Schon dieser erste Band bringt in

dieser Beziehung vieles Erhebende und Schöne, von den folgenden wird man sich dessen wohl noch mehr versprechen dürfen. Den Glanzpunkt bildet für jetzt der alte Görres; ein schöneres, mehr zu Herzen sprechendes Denkmal ist dem großen Erwecker und Geistesführer der deutschen Katholiken nicht leicht gesetzt worden.

„Görres verhalf zuerst der publizistischen Seite des Zeitungswesens, der regelmäßigen politischen Beurteilung von Ereignissen und Zuständen der Zeit, zu ihrem Rechte. Er war darin in Deutschland, wie der erste, so auch der Hervorragendste, ein wahrer Bahnbrecher für das Zeitungswesen in seiner edleren Auffassung. Daß die eigentliche Journalistik zurücktrat, die Publizistik sich vordrängte, lag in der Natur von Görres' Begabung. Doch auch nach der echt journalistischen Seite hin bezeichnet der ‚Merkur' bereits einen großen Fortschritt durch die Promptheit, Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit seiner Nachrichten. Kein gleichzeitiges Blatt hat ihn darin auch nur annähernd erreicht.

„In vollem Maße darf der ‚Merkur' auch als die erste große deutsche Zeitung katholischer Richtung in Anspruch genommen werden. Der ‚Merkur' war ganz durchweht vom Geiste der Romantik in ihrer Jugend Maienblüte. Nichts war an ihm unchristlich oder undeutsch wie der Name, der nicht Görres' freier Wahl entsprungen war. Mit der Begeisterung für des alten deutschen Reiches Herrlichkeit paarte sich die Begeisterung für die katholische Vergangenheit der Nation. Die Romantik, diese merkwürdige, dichterisch verklärte Zusammenstrahlung von Religion und Natur, Kunst und Kultur des Vaterlandes im Lichte der großen Vergangenheit des deutschen Volkes, hat auf den verschiedensten Gebieten herrliche Blüten getrieben, auf dem Gebiete der Tagespresse jedoch nur eine, den ‚Rheinischen Merkur'. Dieser war gewiß in erster Linie eine politische Tat. Aber es wäre unzulänglich, ihn nur als solche werten zu wollen.... Er gehört notwendig zu den literarischen und geschichtswissenschaftlichen Leistungen der Romantik, um den universellen Charakter dieser großen Bewegung des deutschen Geistes zum Katholizismus hin herauszustellen.

„Görres war nach der französischen Revolution der erste in Deutschland, der es unternahm, die großen Gedanken einer christlichen Rechts- und Staatsauffassung in katholischem Sinne in einer Zeitung vor der Öffentlichkeit zielbewußt und nachdrücklich zu vertreten, darin ein Pfadfinder und Bahnbrecher der neuesten katholischen Restauration im Bewußtsein des deutschen Katholizismus, nicht nur ein Kind seiner Zeit, sondern ihr Richtung und Inhalt gebend, eine jener leider so seltenen stolzen Individualitäten, welche nicht nur ein, wenn auch tüchtiges und wichtiges Rad im Getriebe der Geschehnisse sind, sondern das Schiff der geschichtlichen Entwicklung mit fester Hand nach einem hohen, klar erkannten Ziele steuern. ‚Sein Wort war durch Gottes Fügung eine lebendige Macht, die Taten schuf', bezeugte von ihm Professor Daniel Haneberg, der nachmalige Bischof von Speyer, in seiner Gedächtnisrede am 3. Februar 1848.

„Görres hat dem deutschen Katholizismus den Schwung, die Klarheit und das Selbstbewußtsein gegeben, deren er bedurfte, um sich im politischen Leben der damaligen Zeit zu behaupten. Als ihm endlich die Freiheit wurde, konnte Görres ruhig die Augen schließen....

„Görres ist vor allem das unvergängliche Vorbild für alle deutsche katholische Journalistik. Er zeigte, wie katholische Gesinnung mit begeisterter Vaterlandsliebe, Vertretung der religiösen Interessen im öffentlichen Leben mit wärmster Anteilnahme an den politischen Geschicken des Vaterlandes zu vereinigen ist. Das herrliche Fenster,

welches Görres im Kölner Dom gewidmet ist, mit der Umschrift: Catholicae veritatis in Germania defensori glorioso, ist zugleich für die gesamte katholische Journalistik eine hohe Ehrung und muß ihr ein dauernder Ansporn sein, seinem Beispiel nachzueifern."

Neben den Leistungen der katholischen Journalisten treten die vielfältigen Bemühungen hervor, welche Joseph Bachem es sich hat kosten lassen, das Erscheinen des so dringend benötigten Preßorgans für die Katholiken auf irgend eine Weise endlich möglich zu machen. Diese Schritte hinwiederum stehen im engsten Zusammenhang mit den Aussichten und Zielen der Kölnischen Verlagsfirma J. P. Bachem und insofern mit den geschäftlichen, sozialen und kirchlichen Verhältnissen Kölns und der Rheinlande überhaupt.

Auch nach dieser Richtung standen dem Verfasser wertvolle neue Materialien zur Verfügung. Über die Anfänge des Kölner katholischen Vereinslebens im Klemensverein, über Ursprung und Entfaltung des zu so hoher Blüte gelangten Kölner Männergesangvereins, über „Cäcilia Wolkenburg" und manch andere Spezialität kölnischer Geselligkeit erhält man willkommene Aufschlüsse. Auch für das Zustandekommen und die ersten Etappen des Borromäusvereins erscheint Joseph Bachem als Mithandelnder und Zeuge. Wie mit seinem näheren Bekanntenkreis und den Familienbeziehungen wird man vertraut gemacht mit den Konstellationen des Geschäftes und der Konkurrenz; das Anwachsen der Macht und des Einflusses der „Kölnischen Zeitung" kann man von Phase zu Phase deutlich beobachten.

Bei der Beurteilung der städtischen und provinziellen Verhältnisse im allgemeinen wird nicht außer acht zu lassen sein, daß das zugrunde liegende Material an Aufzeichnungen und Berichten vorwiegend, wenn nicht ganz, dem Gebiete der Geschäftswelt angehört und von geschäftsmännischen Gesichtspunkten aus entworfen ist. Von diesem Standpunkte aus werden die wiederholten und nuancierten Klagen über den Schlendrian in der städtischen Verwaltung, das Daniederliegen von Handel und Industrie in den letzten Zeiten des Kurfürstenstaates wohl richtig zu bemessen sein. Leicht erklären sich dann Vorwürfe gegen das „schlaffe Geschehenlassen, wo die erschöpfte freie Reichsstadt in lässigem Treiben ihre letzten Tage verdrossen und mürrisch hinschleppte", und zwar um so leichter, als unmittelbar die Franzosenzeit mit ihren vielfältigen Verlusten folgte und Napoleons Kontinentalsperre gegen den kölnischen Handel einen nahezu niederschmetternden Schlag bedeutete. Es wäre jedoch übereilt, aus Mängeln in der Verwaltung, Abgang der Industrie und zeitweiser Erlahmung des Handels einen weiteren Schluß ziehen zu wollen auf den Tiefstand des in der Stadt herrschenden geistigen Lebens. Köln hatte aus der Kurfürstenzeit nicht nur seinen katholischen Glauben frisch und kräftig sich bewahrt, sondern auch eine reiche Empfänglichkeit für alle höheren geistigen Interessen entwickelt. Es sei nur an Wallraf und die Brüder Boisserée erinnert, die doch nicht wie vereinzelte Säulenstümpfe aus einem Schutthaufen emporragen, sondern eben im alten heiligen Köln unter Ebenbürtigen und Gleichgesinnten ihren fruchtbaren Mutterboden hatten. Friedrich v. Schlegel, wohlvertraut mit dem ganzen deutschen Geistesareopag, fand, als er 1805 von Paris nach Köln verschlagen wurde, das dortige Geistesleben durchaus nicht niedrig stehend. Er fand weniger Parade,

weniger Lärm, weniger Eitelkeit und Anmaßung, aber um so mehr Gediegenheit und Reichtum des Geistes. Der gemachten Unterscheidung entsprechend dürfte auch das Vertrauen und die Freudigkeit, welche der preußischen Besitzergreifung anfangs entgegengebracht wurden, überwiegend bei der Geschäftswelt vorhanden gewesen sein. Demgegenüber gab es aber doch auch andere Kreise, denen zwar jeder Gedanke an gewaltsame Losreißung völlig fern lag, bei denen aber Befürchtungen und Abneigung von Anfang an in hohem Grade vorhanden waren.

Ähnlich dürfte die Schilderung der Stimmung und Verfassung, in welcher die Bevölkerung Kölns unter Klemens August sich befunden hat, ein wenig beeinflußt sein durch das Material, das vorlag. Ohne Zweifel gibt dieselbe von bestimmten Kreisen, vielleicht einer ziemlich zahlreichen Schicht der Kölner Bürgerschaft, ein lebenswahres Stimmungsbild; es wäre aber doch gewagt, es ohne weiteres auf die ganze Stadt oder gar die Erzdiözese auszudehnen. Daß das Auffahren der Kanonen bei der Gefangennehmung des Erzbischofs eine auf Wahnvorstellungen begründete, völlig zwecklose Maßregel war, darüber kann ja eine Meinungsverschiedenheit nicht bestehen. Ebenso unbestritten ist, daß im Metropolitankapitel und an der Universität der Hermesianismus die Herrschaft übte, große propagandistische Rührigkeit entfaltete und einen beträchtlichen Teil gerade des strebsameren rheinischen Klerus unter seinem verderblichen Einfluß hielt. Aber wie in der ganzen Erzdiözese, so waren auch in der Stadt Köln gesunde Gegenströmungen vorhanden, unter Priestern und Laien, und der Erzbischof hatte einen entschiedenen Anhang. Die geschilderte Gleichgültigkeit gegen die Gefahr der Mischehen, bei manchen dem Weltlichen zugekehrten Gruppen vielleicht vorhanden, wurde keineswegs allgemein geteilt, sondern begegnete ernsten Warnungen und Bedenken. Gegen die Preisgabe des katholischen Glaubens durch Eingehen auf unkirchliche Stipulationen bestand im allgemeinen doch noch ein Druck der öffentlichen Meinung.

Dessenungeachtet haben die auf so guter Grundlage entworfenen naturwahren Schilderungen ihren Wert und sind dazu angetan, zu vielverbreiteten irrtümlichen Vorstellungen ein Gegengewicht abzugeben. Wer einmal eine Geschichte des kölnischen Geisteslebens während des 19. Jahrhunderts zu schreiben unternehmen sollte, wird den vorliegenden Band nicht missen wollen und dem Verfasser für seine lebensvollen Federzeichnungen vielfach Dank wissen.

Das dritte Hauptwertmoment des Bandes liegt in den biographischen Partien; sie zeichnen schlicht und recht den tüchtigen Geschäftsmann wie den lebenskundigen praktischen Katholiken; er wird charakterisiert als „ein treuer, erfolgreicher Mitarbeiter an einem großen Werke, welcher den Platz richtig erkannte, auf welchen die göttliche Vorsehung ihn gestellt hatte, und der zeitlebens ehrlich bemüht war, diesen Platz nach besten Kräften auszufüllen". Schon die Führung und Schulung, die ihm durch höhere Schicksalsmächte dafür zuteil wurde, und die Pflichttreue, mit welcher er in die Schickungen von oben allezeit schaffensfreudig sich zu finden wußte, würde hinreichen, seinem Charakterbild eine regere Teilnahme zuzuwenden. Es ist aber nicht ein vereinzeltes Bild, irgend ein merkwürdiges geistiges Profil, es ist vielmehr die Geschichte einer durch 1½ Jahrhunderte mehrfach verzweigten, durch Betriebsamkeit und mannigfache Bürgertugend achtbaren und schließlich auch mit reichem Erfolge gesegneten Familie, das

vor dem Leser ausgebreitet wird. An bewegten Schicksalen, an Schwankungen in Leid und Freud hat es nicht gefehlt. Idylle und Tragik, Humor und Romantik haben sich wechselweise die Hand gereicht. Das Schlichte und Ehrliche der Darstellung, das die Dinge ungeschminkt wiedergibt, wie sie sich darbieten, trägt dazu bei, die an sich schon ansprechende Erzählung noch lebensvoller und unmittelbarer erscheinen zu lassen. Unter vielem andern, was schon Lambert Bachem und nachher seinem Sohne Joseph zur Ehre angerechnet werden muß, tritt am schönsten hervor der Gemeinsinn, das ehrliche Streben, auch für die Mitbürger, für die näheren Standesgenossen, für die eigenen Arbeiter etwas Nützliches zu schaffen. Da gab es zuerst eine Krankenkasse für die Angestellten der eigenen Buchdruckerei (1824) und dafür ein festes, auch im Druck vervielfältigtes Reglement. Sie wurde an Bedeutung noch weit übertroffen durch die 1838 zustande gekommene „Kranken- und Fremdenanstalt der Buchdrucker und Schriftgießer in Köln a. Rh." Gedieh der weitere Plan einer Invalidenkasse für die Buchdrucker und Schriftgießer der ganzen Rheinprovinz schließlich nicht zur Ausführung, so gelang dafür um so besser 1829 der „Handelsgewerbeverein in Köln", dessen erster Vorsitzender Lambert Bachem blieb bis 1848. Ihn findet man gleicherweise beteiligt beim Zustandekommen eines „Kölner Buchdruckervereins" und an der Spitze des Komitees für die Vorbereitung der großen Gutenbergfeier 1840, die freilich nach großen Entwürfen und nach größeren Bemühungen durch die Engherzigkeit der Behörden verhindert wurde.

In Lamberts Fußstapfen trat der einzig Überlebende seiner Söhne, Joseph Bachem, dem die Firma recht eigentlich ihre Blüte verdankt. Schon in ziemlich jungen Jahren übernahm er die Leitung des „Kölner Verlagsvereins", eines den Kölner Buchhändlern gemeinsamen Verlags- und Speditionsgeschäftes. Er gehörte mit zu den Gründern des 1843 ins Leben gerufenen „Unterstützungsvereins für Handlungsgehilfen" und war Vorsteher im „Leseverein für Kaufleute".

Mit diesem anererbten Sinne für den gemeinsamen größeren Nutzen verband sich bei Joseph Bachem ein vorzügliches Organisationstalent, große Geschäftserfahrung und für alle schwierigen Dinge eine geschickte Hand. So war er denn auch berufener Vertrauensmann bei der Gründung und ersten Ausgestaltung des Borromäusvereins, der 1845 von den angesehensten Katholiken unter Anteilnahme des Erzbischofs ins Leben gerufen wurde. Die oft wiederholten Versuche Bachems, zur Gründung eines politischen Tageblattes, das in katholischem Sinne geleitet werden sollte, die Bahn frei zu machen, ist auf die gleiche Wurzel zurückzuführen.

Für sich persönlich ist Joseph Bachem ausgezeichnet durch große Bedächtigkeit, aber ebensosehr auch durch zähe Ausdauer, durch große Genügsamkeit, aber ebenso durch Opferwilligkeit, wenn es die gemeinsame Sache galt. Wird in einer vorübergehenden Periode seiner Jugendzeit von Schwierigkeiten erzählt, die er empfand, mit seinem jüngeren Bruder sich in das gleiche Arbeitsfeld zu teilen, so ist dies ein aus den Umständen und Charakteren leicht erklärlicher und wenig bedeutender „Zwischenfall". Ein Kennzeichen der Bachemfamilie ist sonst durch die ver-

schiedenen Generationen hindurch ein festes Zusammenhalten aller Glieder, und unstreitig hat die Familie diesem strammen Zusammenhalten in jeder Lage einen großen Teil ihrer Erfolge zu danken.

Um untergeordnete Einzelheiten kurz zu berühren, sei die vom Verfasser (S. 375 Anm. 2) beigefügte Vermutung ausdrücklich als zutreffend anerkannt. Erzbischof Geissel erwähnt in seinem Briefe vom 19. Februar 1845 allerdings die Koblenzer Zeitung, aber, wie eine Nachprüfung des Konzeptes ergab, ohne Anführungszeichen zu setzen, die bei den übrigen Zeitungstiteln sich finden. — Eine kleine Verwechslung hat sich eingeschlichen S. 312 Anm., wo statt Eduard Michelis zu lesen ist: Louis Fey. Dieser war zur Zeit, da jene Verhandlungen gepflogen wurden, schon seit Jahren in Köln tätig und dürfte denselben persönlich nahe gestanden sein. Von hier kam er jedoch bald nachher an das Seminar von Luxemburg, wo er mit Eduard Michelis zusammen wirkte. — Wenn S. 328 die ehemalige katholische Fraktion als ein „Notbehelf" bezeichnet wird, wie auch die katholische Zeitung, die „Volkshalle", 1848 ein Notbehelf gewesen sei, so ist diese Abschätzung zu verstehen nach einer heute gern in den Vordergrund geschobenen theoretischen Betrachtungsweise. Dem abwägenden Historiker wird jene katholische Fraktion, trotz aller Schwächen und Schwierigkeiten, mit welchen sie während der ganzen Dauer ihres Bestehens zu ringen hatte, noch immer gelten als eine mannhafte Betätigung des katholischen Volkswillens und ihre Begründung unter den Verhältnissen von 1852 als ein großartiger Aufschwung katholischer Tatkraft und Begeisterung. Die katholische Zeitung „Volkshalle", trotz aller Mängel schon in ihrer ersten Konstituierung, dürfte mit der Bezeichnung „Notbehelf" doch kaum historisch treu charakterisiert sein. — An anderer Stelle (S. 46) hat der Verfasser die geschichtliche Betrachtungsweise ausdrücklich von der seinigen als der „heutigen" unterschieden. Er erwähnt daselbst das von der preußischen Regierung konsequent befolgte „System der besondern Kargheit gegen die katholische Kirche, ... das damals so tief verletzte", fügt dann aber in der Anmerkung bei, daß diese Kargheit, was allerdings Görres und seine Zeit noch nicht übersahen, der Kirche zum Segen gereicht habe: „Der neue Aufschwung des kirchlichen Geistes ward gar sehr erleichtert durch den Verlust des weltlichen Besitzes. Hätte die Kirche in den Kämpfen des 19. Jahrhunderts den schweren Ballast an Kirchengut aus dem 18. Jahrhundert mitschleppen müssen, wer weiß, wie sie bestanden hätte.... Es hat darum für heute keinen rechten Sinn mehr, über den Verlust des alten Reichtums Klage zu führen...." So ideal das gedacht sein mag, fragt es sich doch auch heute noch, und heute erst recht, ob die Mittel, welche unsere opferwilligen katholischen Vorfahren einst in den Dienst der Kirche gestellt haben, wirklich, wie der Verfasser sich ausdrückt, „überflüssiger Reichtum" sind, und ob sie heute in den Händen unserer Bischöfe als ein so „schwerer Ballast" würden empfunden werden. Welche Not herrscht doch vielfach in unserer deutschen Diaspora, welche Bedürfnisse machen sich geltend in unsern auswärtigen Missionen! Was bliebe unsern Oberhirten zu tun auf dem Felde der Caritas, was könnten sie tun nach dem Vorbilde der großen Kirchenfürsten des Mittelalters durch Förderung und Pflege von Kunst und Wissenschaft in christlichem Geiste! Wir sind von „überflüssigem" Reichtum der Kirche weit genug entfernt. Ein Bischof Ketteler mit weit ausschauenden sozialreformatorischen Entwürfen in seinem energischen Geiste sah sich lahmgelegt nur, weil entblößt von Mitteln. Uns, die Gesamtheit der Katholiken, hat man arm gemacht, indem man der Kirche ihr Besitztum nahm und damit

unsere Gegner bereicherte. Es war unser ehrlich erworbenes und durch die Jahrhunderte gerettetes Erbgut, und nun kommen die Feinde und höhnen die deutschen Katholiken als ökonomisch zurückgeblieben. Wo es sich um große Leistungen handelt, die der finanziellen Unterlage bedürfen, sind wir außer stand, mit den auf reiche öffentliche Mittel gestützten Gelehrtengesellschaften und Professorenringen den Wettbewerb zu bestehen.

Es brauchen indes diese Betrachtungen nicht weitergesponnen zu werden, da sie nur auf eine beiläufige Randbemerkung sich beziehen, die den eigentlichen Inhalt des Werkes nicht berührt. Dieses, und zwar schon der erste Band in allen seinen Teilen, ist eine Gabe von vielfachem und bleibendem Werte, wichtig für jeden, der mit der Geschichte der deutschen Katholiken im 19. Jahrhundert sich beschäftigt, und lehrreich für jeden, der als deutscher Katholik sich fühlt. Mit Freude und Erwartung sieht man den folgenden Bänden entgegen.

Otto Pfülf S. J.

1. **La questione di Papa Liberio.** De ***Fedele Savio*** S. J. 12⁰ (218) Roma 1907, Pustet. *L* 1.60

2. **Nuovi studi sulla questione di Papa Liberio.** De ***Fedele Savio*** S. J. 12⁰ (128) Roma 1909, Pustet. *L* 1.20

3. **Punti controversi nella questione del Papa Liberio.** De ***Fedele Savio*** S. J. 12⁰ (156) Roma 1911, Pustet. *L* 1.20

Seit kurzem ist die Liberiusfrage wieder Gegenstand kritischer Erörterungen geworden. Freilich handelt es sich nicht mehr wie zur Zeit des Vatikanischen Konzils um die päpstliche Unfehlbarkeit. Alle Beteiligten sind vielmehr darin einig, daß diese nichts mit der Sache zu tun habe. Heute dreht sich der Streit nur noch darum, ob Papst Liberius überhaupt einmal im Glauben geschwankt habe, insbesondere ob die belastenden Äußerungen von Athanasius, Hieronymus, Sozomenus usw. tatsächlich begründet und ob die vier arianisierenden Briefe der sog. Fragmente des Hilarius wirklich echt, d. h. von Liberius verfaßt sind. Für die völlige Unschuld des Papstes ist vor allen der Professor der Kirchengeschichte an der Gregorianischen Universität zu Rom, P. Fedele Savio S. J., in drei Schriften eingetreten.

1. Das 1. Kapitel der Questione di Papa Liberio zeigt zunächst mit dankenswerter Klarheit, worin die Liberiusfrage besteht und wie man sich im Laufe der Zeit dazu gestellt hat. Kapitel 2—4 geben eine genaue Übersicht über das Pontifikat des Papstes bis zu seiner Rückkehr aus der Verbannung (352—358.) Im 5. Kapitel sucht der Verfasser durch innere und äußere Gründe die Fälschung aller vier sog. Liberiusbriefe darzutun. Kapitel 6 ist den Texten bei Athanasius und Hieronymus gewidmet, die Savio als Interpolationen erweisen möchte. Kapitel 7 bis 9 befassen sich mit der Erzählung des Sozomenus, der durch eine arianische Quelle (Philostorgius bzw. Sabinus) irre geführt worden sei. Zwischendurch finden auch alle andern Texte pro und contra ihre gebührende Erörterung. Die Schlußkapitel 10 und 11 behandeln die Regierung des Papstes von seiner Heimkehr nach

Rom bis zu seinem Tode (366), insbesondere sein Verfahren gegen die Synode von Rimini 359 und die Wiederaufnahme der semiarianischen Bischöfe 366. In einem Anhang werden alle besprochenen Dokumente, mit Ausnahme der Liberiusbriefe, wörtlich mitgeteilt.

2. War die erste Schrift P. Savios ursprünglich durch die Dissertation von Max Schiktanz über die Hilariusfragmente (Breslau 1905) veranlaßt worden, so verdanken die Nuovi studi dem Artikel Libère et Fortunatien ihre Anregung, den Msgr Louis Duchesne 1908 in den Mélanges d'archéologie et d'histoire der École française de Rome veröffentlichte. Msgr Duchesne suchte dort die Echtheit aller vier Liberiusbriefe darzutun und zu zeigen, daß auch die andern Berichte über den Fall des Liberius die Wahrheit sagten. Nun ist es anregend und lehrreich, zu sehen, wie P. Savio die inzwischen auch von Dom J. Chapman in der Revue Bénédictine (1910) abgelehnte Beweisführung Duchesnes unter die Lupe nimmt. Den ersten Brief Studens z. B. vermochte Duchesne nur dadurch zu retten, daß er den Papst darin ein ganz unglaubliches Taschenspielerstückchen machen ließ, wodurch er seine ursprüngliche Parteinahme für Athanasius zwar nicht einfach ableugnen, aber doch habe vertuschen wollen. Auch die Athanasius- und Sozomenustexte werden nochmals untersucht, wobei P. Savio im wesentlichen zu den gleichen Ergebnissen kommt wie zuvor. Der Anhang bringt diesmal die umstrittenen Liberiusbriefe im Urtext.

3. Fast die ganze erste Hälfte der Punti controversi widmet P. Savio der im Jahre 1883 von de Rossi veröffentlichten und auf Papst Liberius bezogenen 54 Zeilen langen Grabinschrift. Er hatte schon zu Anfang der ersten Schrift daraus zugunsten des Liberius argumentiert und am Schlusse der zweiten ihre Zugehörigkeit zu Liberius in einem eigenen Abschnitt zu erweisen gesucht. Jetzt bemüht er sich mit großem Scharfsinn, auch die letzten Zweifel auszuräumen und den geschichtlichen Wert des Gedichtes herauszustellen (Kapitel 1—4). In drei weiteren Kapiteln (5—7) über das Datum der Verbannung des Liberius, über die Hilariusfragmente und über die Erzählung des Sozomenus geht er unter anderem auch auf die neu erschienenen Arbeiten von P. A. L. Feder S. J. (Studien zu Hilarius von Poitiers I, Wien 1910) und Dom J. Chapman O. S. B. (The contested letters of Pope Liberius in Revue Bénéd. XXVII [1910]) ein. Den Schluß bildet die textliche Wiedergabe des echten Liberiusbriefes Obsecro an Kaiser Konstantius vom Jahre 354 und die lateinische Übersetzung des bei Theodoret griechisch überlieferten Zwiegespräches zwischen Konstantius und Liberius, das der Verbannung des Papstes unmittelbar vorhergegangen war.

Schon das scheint uns kein geringes Verdienst des Verfassers zu sein, daß er es verstanden hat, namentlich in dem Hauptwerke dem Leser einen so wohlgeordneten und klaren Einblick in die an sich ja ziemlich verwickelte Frage zu verschaffen. Alles hat er berücksichtigt und auseinandergesetzt. Nicht nur die Hauptzeugen auf beiden Seiten werden vollständig vorgeführt, geprüft und gegeneinander abgewogen, selbst die kleinen und kleinsten der in Betracht kommenden Texte werden mitgeteilt und erörtert. So ist man imstande, sich auch selbständig ein Urteil zu bilden. Die in der zweiten und dritten Schrift erneute Untersuchung einzelner besonders wichtiger Punkte und die Stellungnahme zu den jüngsten Meinungsäußerungen von Duchesne, Feder und Chapman haben weitere Aufklärung gebracht.

Als das wichtigste Ergebnis der neuesten Liberiusforschung wird man wohl den ziemlich sichern Nachweis der Unechtheit der vier umstrittenen Liberiusbriefe bezeichnen können. Die von P. Savio dafür beigebrachten Gründe sind von Duchesne in keiner Weise entkräftet worden. Den Ausschlag hat Dom Chapman gegeben, der, wohl durch Savio auf die Spur geführt, den Fälscher gleichsam bei der Arbeit ertappt und durch die Gegenüberstellung der umstrittenen Briefe mit vier wirklich echten Schreiben gezeigt hat, daß die ersteren Satz für Satz, ja bisweilen Wort für Wort die materielle und formelle Verkehrung der früheren orthodoxen und hochgesinnten Äußerungen des Papstes zur krassen Häresie und schmachvollen Kapitulation vor den Arianern sind. Die Verkehrung ist so ins einzelne durchdacht und ausgeführt, daß dieser Umstand allein schon genügen könnte, um Liberius als Urheber auszuschließen.

Sind aber die Briefe gefälscht, so liegt es nahe, daß Hieronymus und die von Hieronymus (wohl eher als umgekehrt) abhängige Erzählung Quae gesta sunt zu Anfang der Collectio Avellana, vielleicht sogar Athanasius durch dieselben in Irrtum geführt worden sind. Doch würden auch schon die von den Gegnern des Liberius verbreiteten Gerüchte genügen, den Irrtum der beiden Kirchenväter zu erklären. An eine nachträgliche Interpolation braucht kaum gedacht zu werden. Die Hilariusstelle erklärt sich vollständig im Hinblick auf das Vorhaben des Konstantius, den Arianer Felix neben Liberius in Rom zu lassen. Es bleibt also nur noch Sozomenus mit seinem sonst nirgends bestätigten Bericht. Alle geben zu, daß er auf den Semiarianer Sabinus zurückgeht, der nach dem Zeugnis des Sokrates vor Unrichtigkeiten, namentlich zugunsten seiner Partei, nicht zurückschreckte. Und da, abgesehen von dem Arianer Philostorgius, der nicht gilt, alle übrigen Schriftsteller des 4. und 5. Jahrhunderts, die sich mit der Sache befassen, keinen Fall des Liberius kennen, so möchte man wirklich glauben, Sozomenus sei hier das Opfer des Sabinus geworden. Aber selbst wenn der Bericht den Tatsachen entspräche, so enthielte er nichts, was die Ehre des Liberius beflecken könnte. Die dritte sirmische Formel, die Sozomenus meint, war nicht häretisch. Er sagt ferner gar nicht, daß Liberius dieselbe unterschrieben, sondern nur, daß er sich damit einverstanden erklärt habe (συναινέσαι). Zu gleicher Zeit habe der Papst aber die Lehre der Anomöer ausdrücklich verworfen. Sollte da nicht die Erklärung ausreichen, die schon vor 44 Jahren P. G. Schneemann (Katholik 1868 II 541) gegeben hat? Die Bischöfe, die damals mit Liberius verhandelten, Basilius von Ancyra, Eustathius von Sebaste usw., standen der Orthodoxie schon ziemlich nahe, einige Jahre später sind sie vom Papste wieder in die römische Gemeinschaft aufgenommen worden. „Liberius wird nun, da er mit Freuden die gute Gesinnung jener Bischöfe wahrnahm, . . . in derselben Weise gedacht, geantwortet und gehandelt haben, wie es von Athanasius und Hilarius, den Genossen seiner Entschiedenheit und Mäßigung, unter ähnlichen Umständen geschah." Gerade über Basilius und seine Freunde schrieb ja Athanasius (De Synodis n. 41): „Man darf nicht diejenigen, welche alles andere in Nicäa Beschlossene annahmen und nur über das Homousios Bedenken haben, als

Feinde betrachten. Denn wir stehen ihnen nicht als erklärten Arianern oder Gegnern der Väter gegenüber, sondern disputieren mit ihnen wie Brüder mit Brüdern, die mit uns dieselbe Gesinnung haben und nur noch in Betreff eines Wortes anderer Meinung sind."

Eine Lösung der Liberius-Frage, die von allen angenommen werden müßte, wird wohl nur dann zu erwarten sein, wenn einmal neue Quellenfunde die Mängel der heutigen Überlieferung ausgeglichen haben. Den neuen Untersuchungen von P. Savio bis Dom Chapman ist es aber jedenfalls zu verdanken, daß man mit immer größerem Zweifel von einem Falle des Liberius reden wird. Auch Professor G. Krüger schreibt nach Kenntnisnahme von Savio, Chapman und Duchesne: „Aber es bleibt fraglich, ob die in den Fragmenten . . . des Hilarius überlieferten Briefe, in denen Liberius den Athanasius als einen längst aus der römischen Gemeinschaft Ausgeschlossenen fallen ließ, echt sind, und ob die den Papst belastenden Zeugnisse des Hilarius und Athanasius auf sicherer Kenntnis der Vorgänge beruhen" (Handbuch der Kirchengeschichte I, Tübingen 1911, 166).

K. Kirch S. J.

The Cambridge History of English Literature. Edited by ***A. W. Ward,*** Litt. D., F. B. A., Master of Peterhouse, and ***A. R. Waller,*** M. A., Peterhouse. 8⁰ Cambridge, University Press. Jeder Band einzeln *M* 9.—

Vol. III. Renascence and Reformation. (XII u. 588) 1909. — Vol. IV: Prose and Poetry of Sir Thomas North and Michael Drayton. (XII u. 582) 1909. — Vol. V: The Drama to 1642. Part one. (XIV u. 508) 1910. — Vol. VI: The Drama to 1642. Part two. (X u. 534) 1910. — Vol. VII: Cavalier and Puritan. (X u. 554) 1911. — Vol. VIII: The Age of Dryden. (XIV u. 516) 1912.

Die zwei ersten Bände dieses mächtigen Werkes haben in Band LXXVI 586 der „Stimmen" eine zwar kurze, aber sehr anerkennende Würdigung gefunden. Es wurde dort unter anderem darauf hingewiesen, daß trotz der großen Anzahl von Mitarbeitern oder Verfassern das verdienstvolle Unternehmen eines gewissen einheitlichen „autochthon englischen" Charakters nicht entbehre. Das gilt auch von den inzwischen erschienenen weiteren sechs Bänden, obwohl die große Ausdehnung des Werkes eine ausgleichende letzte Redaktion augenscheinlich immer schwieriger gestaltet. In der kurzen Einleitung zu Band V und VI wird denn auch offen zugegeben, daß es sich als unmöglich herausgestellt habe, im einzelnen manche Gegensätzlichkeit in den Anschauungen und Ergebnissen der verschiedenen Verfasser zu überwinden: It is inevitable, in a work of composite authorship, that some such discrepancies should remain.

Für diesen unleugbaren Mangel entschädigt indes die Cambridge History durch die gewaltige Fülle des Gebotenen und die, soweit nur immer möglich,

erschöpfende Art der Behandlung aller literarischen Erscheinungen im weitesten Sinne des Wortes. Dabei berührt die Objektivität und akademische Ruhe, womit diese gelehrten englischen Literaturhistoriker selbst die umstrittensten Fragen erörtern, äußerst wohltuend. So werden in Band III (Renascence and Reformation) die gegensätzlichen Strömungen jener gärenden Zeit durchweg mit feinem Takt und anerkennenswerter Gerechtigkeitsliebe charakterisiert. Die Gestalten eines Thomas Morus, Bischof Fisher u. a. sind zwar nicht mit besonderer Sympathie, aber doch ohne Verkleinerungssucht von Rev. T. M. Lindsay gezeichnet. Das schwierige Kapitel über die Auflösung der Klöster hat R. H. Benson zum Verfasser, der Verlust und Gewinn jener gewalttätigen Maßregel König Heinrichs VIII. unter dem rein literarischen Gesichtspunkte gegeneinander abzuwägen sucht. Eingehend wird Spencer gewürdigt. Wenn der Verfasser, Professor W. J. Courthope, diesem bedeutenden Dichter nicht mehr als ein größeres Kapitel widmen kann, so steht dies im Einklang mit dem Grundsatze der Redaktion, bekannte Erscheinungen eher etwas kürzer, die anderswo weniger beachteten dagegen verhältnismäßig ausführlicher zu behandeln. Der III. Band schließt mit einer lehrreichen Abhandlung von J. W. Atkins über die Entwicklung der Sprache von Chaucer bis Shakespeare, ein Thema, das in kleineren Literaturgeschichten kaum gestreift wird.

In Band IV zeigt es sich besonders auffallend, daß die Cambridge History weit über den Rahmen der Literatur im engeren Sinne hinausgreift und bis zu einem gewissen Grade alle Erzeugnisse des menschlichen Geistes in den Kreis ihrer Betrachtung zieht. Neben den poetischen Produkten aus der Zeit von Sir Thomas North, dem berühmtesten Übersetzer des ausgehenden 16. Jahrhunderts, bis Michael Drayton (1563—1631), dem von seinen Zeitgenossen überschwenglich gefeierten Dichter, werden hier auch alle andern Schriftwerke der Periode kritisch gewertet. Schiffahrt, Handel, Musik, Homiletik, Philosophie, Politik, Nationalökonomie finden unter dem literarischen Gesichtspunkte ihre Würdigung. Ein größeres Kapitel zeichnet das Wachstum Londons und die Entstehung einer spezifischen Londoner Literatur, zwei weitere Kapitel sind der Entwicklung des englischen Buchhandels und der Geschichte der großen englischen Bibliotheken gewidmet.

Das größte Interesse beanspruchen die Bände V und VI: Das Drama bis 1642. Von den ersten Anfängen des englischen Dramas verfolgen wir hier alle Phasen seiner Weiterbildung und lernen seine hervorragendsten Vertreter kennen, soweit das letztere angesichts der spärlich fließenden Quellen zur Zeit eben möglich ist. John Lyly, George Peele, Robert Greene und Thomas Nashe leiten auf die zwei großen Vorläufer Shakespeares, Marlowe und Kyd, über. Diesen beiden wird hohe Anerkennung gezollt. Marlowe gilt dem Verfasser, G. Gregory Smith, als selbständige Erscheinung, nicht als bloßer Herold eines Größeren. Die folgenden fünf Kapitel befassen sich mit Shakespeare. Professor George Saintsbury, der das Leben und die mit Sicherheit dem Dichter zugesprochenen Werke kritisch untersucht, vertritt hier den Standpunkt, daß wir äußerst wenig von dem

Menschen Shakespeare wissen und eigentlich auch bei keinem einzigen Vers des großen Dramatikers mit voller Zuversicht behaupten könnten, er sei ganz genau so von Shakespeare niedergeschrieben. Ob Saintsbury hier nicht etwas zu sehr den Skeptiker herauskehrt? Er gibt freilich zu, daß manche Gelehrte von Namen anderer Ansicht sind, und daß sie die vielen biographischen Angaben, welche über die häuslichen Verhältnisse Shakespeares auf uns gekommen sind, als beachtenswertes Material für die Zusammenstellung eines annähernd befriedigenden Charakterbildes halten. Die Bacon-Hypothese nimmt er dagegen gar nicht ernst. Wohl mit Recht; denn sie ist mehr eine Ausgeburt der Phantasie als das Ergebnis einer kritisch forschenden Verstandesarbeit und stützt sich auf keinerlei wissenschaftliche Beweise. Wenn neben vielen törichten auch einige gescheite Leute sich geraume Zeit von der Neuheit der kecken Hypothese blenden ließen, daß der Philosoph Bacon die dramatischen Werke geschrieben, welche wir Shakespeare zuerkennen, so ändert das an diesem Verdikte nichts.

Die Dramen Shakespeares sind verhältnismäßig kurz behandelt, Analysen werden keine gegeben, da der Verfasser bei seinen Lesern offenbar schon die Kenntnis sämtlicher Stücke voraussetzt. Auf die Frage, ob Shakespeare Katholik oder Protestant gewesen sei, geht Saintsbury nicht ein. Er scheint sie von keiner Bedeutung für die Literatur zu halten, doch stellt er fest, daß „Heinrich VIII." von anderer Hand in ungeschickter Weise geflickt wurde: The play is patchy and some of the patches are inferior. Bekanntlich wollte man aus diesem Stück den waschechten Protestantismus des Dichters beweisen. In dem Kapitel über Shakespeares Gedichte (Sonette) verliert sich der gleiche Verfasser wohl zu sehr in den gelehrten Streitigkeiten, die hier über die Frage nach Autorschaft, historischer Grundlage, Zeit der Abfassung usw. entstanden, so daß darunter die literarische und ethische Wertung leidet.

Leichter verstehen wir das sorgfältige Eingehen auf Fachstreitfragen in dem folgenden Abschnitt. Professor F. W. Moorman unterzieht hier die Shakespeare mit Unrecht zugeschriebenen, künstlerisch meist unbedeutenden Dramen einer genauen Untersuchung. Auch im nächsten Kapitel: The Text of Shakespeare, war ein notpeinliches Verfahren nicht zu umgehen; solche Abschnitte wenden sich fast ausschließlich an die Forscher. Für weitere Kreise interessant ist dagegen die umfangreiche Studie von Professor J. G. Robertson über Shakespeare auf dem Kontinent, worin mit Recht dem Einflusse des Dichters auf Deutschland ein hervorragender Platz eingeräumt wird. Nur der großen Fülle von Stoff ist es vermutlich zuzuschreiben, daß im Texte die wichtigen Übersetzungen eines Elias Schlegel und Moses Mendelssohn unberücksichtigt bleiben und der deutsche Leser auch sonst einige Titel von Büchern und Namen von Verfassern vermissen muß. Die Bibliographie zum Schlusse des Bandes entschädigt zum Teil für solche kleine Mängel.

In Band VI verfolgen wir die weitere Geschichte des englischen Dramas bis 1642. Er beginnt mit dem geistreichen Causeur über Shakespeare, dem vielgenannten Ben Jonson, und endigt mit der Abhandlung über die Feindschaft der

Puritaner gegen die Bühne. Es ist die Zeit der Nachfolger und Nachahmer des großen Stratforders, zugleich die Zeit des allmählichen Zerfalls, der aber erst in der folgenden Periode offen zutage trat. Band VII zeigt die Literatur als echtes Spiegelbild der Zeit; er umfaßt die Jahre 1625—1660 und hat fast nur von dem literarischen Widerhall zu melden, den die erbitterten Kämpfe zwischen den Königlichen und der Parlamentspartei weckten. Cavalier and Puritan ist daher der bezeichnende Titel; die Literatur trägt einen vorwiegend pamphletartigen Charakter. Unter französischem Einfluß und durch die Gunst der Stuarts vollzieht sich in den nun folgenden Jahrzehnten wieder ein gewisser Aufschwung des schönen Schrifttums. Es ist das Zeitalter Drydens, den der Herausgeber, A. W. Ward, im ersten Kapitel von Band VIII als den unstreitig größten Dichter dieser Periode ausführlich würdigt. Der Aufsatz Wards gehört zu den gehaltvollsten, auch formell vollendetsten Beiträgen in den bisher erschienenen acht Bänden.

Die reichhaltigen bibliographischen Beigaben zu jedem Bande, die zuverlässigen Namenregister, die jedem Literaturfreund hochwillkommenen Geschichtstafeln erhöhen den Wert dieser erstklassigen Literaturgeschichte. In Band V z. B. nehmen die bibliographischen Verzeichnisse allein über 100 Seiten in Anspruch und können wenigstens mit Rücksicht auf die ältere Literatur als vollständig gelten. In weiteren sechs Bänden soll das Werk zum Abschluß gelangen. Zwei Supplementbände werden überdies eine große Zahl von Proben aus Werken in Prosa und Poesie, Porträts von Schriftstellern, Faksimiles, Illustrationen zu Dichtungen usw. enthalten. Wenn einmal die sechzehn Bände des Gesamtwerkes vollendet vorliegen, wird die englisch sprechende Welt ein literarisches Denkmal besitzen, das die meisten ähnlich gearteten Unternehmungen anderer Völker in den Schatten stellen dürfte.

Alois Stockmann S. J.

1. **Étude expérimentale sur le choix volontaire et ses antécédents immédiats.** Par ***A. Michotte*** et ***E. Prüm.*** [Travaux du laboratoire de psychologie expérimentale de l'université de Louvain. Vol. I, Fasc. 2.] gr. 8° (113—320) Louvain 1910, Institut supérieur de philosophie.

2. **Motive-force and motivation-tracks.** By ***E. Boyd Barrett*** S. J. 8° (XVIII u. 225) London 1911, Longmans. *Sh.* 6.—

1. Die vorliegende Arbeit ist unseres Erachtens eine der erfolgreichsten psychologischen Arbeiten der letzten Jahre. Sie stammt aus dem mit allen modernen Hilfsmitteln reich ausgestatteten psychologischen Institut der Löwener Universität, der unseres Wissens einzigen katholischen Anstalt, in deren Lehrplan die experimentelle Psychologie eine Stelle einnimmt, wie es ihrer Bedeutung für die Philosophie entspricht. Das Hauptverdienst der gegenwärtigen Arbeit ist, daß sie auf einem lange Jahre vernachlässigten Gebiete der empirischen Seelenforschung, nämlich der Untersuchung der Willensakte, durch Aufstellung einer eigenartigen Methode

bahnbrechend wirkt. Auch ohne Spezialkenntnisse begreift man, daß es leichter ist, den Verlauf einer Sinneswahrnehmung unter allen möglichen Umständen zu verfolgen und mit den objektiven Reizen, die man ja physikalisch messen kann, zu vergleichen, als einen höheren rationellen Akt, die Begriffsbildung, oder den Akt der Wahl unter verschiedenen Umständen in ihren kleinsten Einzelheiten bloßzulegen. Und das ist eben den Verfassern durch eine sinnreiche Methode gelungen.

Die Arbeit berichtet zuerst über die bisherigen Resultate auf diesem Gebiet. Es sind manche scharfsinnigen metaphysischen Untersuchungen, wie die von Pfänder. Külpe wies zuerst hin auf die Verwendung von Reaktionsexperimenten für diesen Zweck und hat auch durch die Gedankenexperimente seiner Schule die wichtigsten Vorarbeiten geleistet. Ach machte die Methode noch fruchtbarer durch Anwendung der systematischen Selbstbeobachtung. Aber bei seinen eigenen Experimenten liegt noch die eigentliche Willensentscheidung vor dem Experiment, ist mit dem Annehmen der Instruktion vollendet; was er beobachtet, ist bloß die Ausführung des früheren Entschlusses. An diesem entscheidenden Punkte eingesetzt zu haben, ist das Verdienst der Verfasser. Sie verlegen den Willensakt mit seinen Überlegungen in die zu beobachtende Zeit und lassen direkt darauf ein möglichst vollständiges Protokoll der Bewußtseinsvorgänge geben.

Praktisch sah ein Experiment etwa so aus. Es wird der Versuchsperson gesagt: „Es werden Ihnen in einem bestimmten Moment (der registriert wird) zwei unbekannte Zahlen geboten werden; Sie haben dann eine beliebige arithmetische Operation mit denselben zu vollziehen, z. B. entweder sie zu addieren oder sie voneinander zu subtrahieren. Machen Sie sich also darüber schlüssig, was Sie tun wollen, und zwar auf vernünftige Motive hin; und wenn Sie sich entschlossen haben, geben Sie das Zeichen zum Schluß des Experimentes (dieser Zeitpunkt wird wieder registriert)." Sofort nach dem Experiment, das immer in wenigen Sekunden erledigt war, kam die schwierige Aufgabe für die Versuchsperson, ihre Erlebnisse in dieser kurzen Spanne Zeit möglichst genau zu Protokoll zu geben. Nach Bedürfnis ergänzte der Versuchsleiter das Protokoll durch Fragen. Wie gewissenhaft das ausgeführt wurde, sieht man daraus, daß so auf eine Stunde nicht mehr als drei Experimente kamen.

Das Resultat der Durcharbeitung dieser vielen Hunderte von Versuchen bildet den Inhalt des Buches. Das erste ist eine genaue Beschreibung des Prozesses der Willenshandlung, wie sie unter derartigen Umständen, die denen des gewöhnlichen Lebens nicht unähnlich sind, sich vollzieht. Hier zeigt sich die Überlegenheit der experimentellen Forschung über die reine Selbstbeobachtung, welche sich etwa auf das eine oder andere selbsterlebte Beispiel stützt. Was in einem Beispiel nicht hervortritt, wird oft in einem andern sehr klar. Durch die Wiederholung schärft sich der Blick des Beobachters für Einzelheiten. So wurde gerade das wichtigste Resultat, die subjektive Auffassung der Willensentscheidung als solcher in einer großen Reihe von Versuchen überhaupt nicht entdeckt, bis erst durch viele Wiederholungen das Interesse an anderem genügend abgestumpft war, um auch dieses hervortreten zu lassen.

Der erste Teil beschreibt die qualitativen Bestimmungen: die Determination des Bewußtseinsverlaufs, welche durch die Instruktion gegeben ist; den Ablauf der Überlegung, in welcher Art und Reihenfolge die Möglichkeiten auftauchen; die Bildung von Urteilen der Bewertung; häufig schloß sich daran ein merkwürdiges Zwischenstadium, eine Pause vor der Entscheidung, deren Bedingungen und subjektiver Verlauf festgelegt wurden; endlich kam die Willensentscheidung selbst, deren Entwicklung an der Hand der zahlreichen Protokolle sich in sehr feine Einzelheiten zergliedern ließ. Nicht in der Lebhaftigkeit der Muskelspannung, dem Tätigkeitsgefühl, worein Wundts Theorie die Wahl verlegt, besteht diese, sondern nach längerer Beobachtungsübung zeigte sich ein spezielleres Phänomen, „das Bewußtsein der Tätigkeit", das von andern Gefühlen ausdrücklich unterschieden wird. Nur Vorgänge, worin dieser Faktor sich findet, werden als willkürlich empfunden.

Eine lange Abhandlung ist der Beschreibung der Motive und ihrer Wirkung gewidmet; das Wählen zwischen Addieren und Subtrahieren scheint ein recht gleichgültiger Prozeß, der wenig Motive ins Spiel bringt; trotzdem zeigt der Vergleich vieler Versuche eine große Menge verschiedener Motive tätig. Dieselben werden klassifiziert und ihrer Kraft nach verglichen. Ein öfter wiederholtes Motiv zeigt in seiner Form eine eigentümliche Entwicklung, indem es aus einer anfänglich klar bewußten Urteilsform immer mehr in subjektive Phänomene, schließlich in ein bloßes Gefühl übergehen kann, welches auf das Motiv nur noch „hindeutet".

Der zweite Teil der Arbeit bringt die subtileren quantitativen Bestimmungen; durch mühsame Tabellenvergleichung wird die Abhängigkeit der einzelnen Effekte von den verschiedensten Bedingungen untersucht; solche Resultate lassen sich ohne technische Einzelheiten nicht wohl wiedergeben.

Die Arbeit, deren völlige Benutzung allerdings Übung in Beurteilung experimenteller Methoden voraussetzt, verdient nicht bloß für den Fachmann im engeren Sinne Beachtung, sondern auch für die spekulative Philosophie. Wie viel ist in rationeller Psychologie, Ethik und Moral über die Art und Bedeutung der Akte vor der freien Willensentscheidung geschrieben worden, meist gestützt auf eine bloß logische Zergliederung weniger Beispiele, die dem betreffenden Autor sich darboten, oder auf die bisherige Literatur! Hier greifen die Resultate und die Methodik unserer Verfasser nicht unerheblich ein, sowohl in dem, was sie Positives bieten, als noch mehr in dem Wege, den sie zeigen, um zu reicherem Material für die spekulativen Schlüsse zu kommen. Die vorzügliche Arbeit dürfte deshalb auch die Aufmerksamkeit der Vertreter anderer Wissenschaften verdienen.

2. Wieder eine experimentelle Untersuchung des Willensphänomens, nach der Methode und unter Leitung von Professor Michotte, aus dem psychologischen Institut der Löwener Universität. Sie kann in gewisser Beziehung als eine Fortsetzung der Arbeit von Michotte und Prüm gelten, stellt sich aber die speziellere Aufgabe, die Gesetze der Motivation etwas mehr aufzuklären. Die Versuchsanordnung Barretts ist an der von Michotte und Prüm orientiert, doch kommen die Versuche dem täglichen Leben vielleicht noch näher als jene. Er ließ meist

zwischen zwei Flüssigkeiten wählen, von denen dann eine getrunken wurde. Der Verlauf des einzelnen Experimentes war: Beide Flüssigkeiten werden dargeboten, erkannt und nun unter ihnen gewählt; diese Wahlzeit wird gemessen, ebenso die Zeit, welche die Hand braucht, bis sie das Glas ergreift. Dann werden die Selbstbeobachtungen niedergeschrieben. Aus den gewonnenen Hunderten von Versuchen werden wie immer durch sorgfältige Vergleichung die Gesetzmäßigkeiten abgeleitet.

Nach einer Übersicht über Wesen und Einteilung der Motive gelangt Verfasser zu Sätzen über die gegenseitige Beeinflussung der Motive aufeinander. Damit es zur Entscheidung kommt, muß die Differenz der Motive eine gewisse Größe überschreiten, den „kritischen Punkt“, auf dessen Erreichung hin die Wahl dann automatisch erfolgt. Dieser Punkt wird erreicht, indem ein Motiv aus verschiedenen Gründen verstärkt wird, etwa durch Kontrast oder längeres Verharren im Bewußtsein usw. Der Verfasser schiebt dieses Faktum des kritischen Punktes auf die Natur des Willens, der keine unbeschränkte Festigkeit hat, sondern einem gewissen moralischen Zwang immer nachgibt. Aber die Versuche lassen eine einfachere Erklärung zu, nämlich, daß es sich um eine bloße necessitas ex suppositione handelt. Mit der Annahme der Instruktion hat die Versuchsperson sich schon entschieden, das zu wählen, was ihr erheblich, merkbar besser erscheinen wird. Auch kann es sich in Fällen wie diese Versuche nicht wohl um einen unüberwindlichen Drang handeln.

Es wird dann versucht, die Motivstärke zu messen (motive-force), aus den Zahlen der Bevorzugungen, der Schnelligkeit des Wahlaktes, der Stärke der begleitenden Gefühle usw., was alles eine gut übereinstimmende, wenn auch nur relative Skala der Bewertung ergibt. Eine Neuheit sind die nachgewiesenen Motivationsbahnen (motive-tracks), indem jede öfter wiederholte Wahl fast die gleichen Bewußtseinselemente einschließt, die gleiche psychologische Struktur zeigt, was auf die Vermutung bringt, daß sie gewissermaßen in immer gleichen Geleisen ablaufe. Es dürfte sich dabei wohl um das allgemeinere Phänomen der Übung handeln. In diesen Wiederholungen desselben Motivs bei gleichen Gegenständen zeigt sich auch eine allmähliche Umformung der Form des Motivs, das aus der ursprünglich intellektuell bewußten Form in eine subjektive Tendenz zum Handeln übergeht, eine Umwandlung, welche schon Michotte nachgewiesen hatte. Zugleich nehmen derartige Wahlen einen immer automatischeren Charakter an, der in seinen Elementen weitläufig beschrieben wird.

Eine eigentümliche Rolle spielt die hier zum ersten Male untersuchte Hemmung, welche in einer scheinbar einfachen Wahl bei späteren Wiederholungen allmählich einsetzen kann und zu einem völligen Paroxismus der Hilflosigkeit, gewissermaßen zur Skrupulosität führt. Diese Beobachtungen gehören mit zum Interessantesten der Arbeit. Nach einigen Sätzen über die Relativität der Werte wird versucht, die gewonnenen Gesichtspunkte der Motivlehre auch für die angewandte Psychologie zu verwenden und einiges beizutragen zu einer künftigen Psychologie der Charakterbildung. Die Versuche gestatteten, manche Willens- und

Gefühlsdispositionen relativ zu bewerten, und weisen so auf die Möglichkeit hin, später einmal daraus Messungen zu machen. In den Vorschriften zur Charakterbildung legt der Verfasser wohl zu einseitig Wert auf die intellektuellen Grundlagen, auf die Bildung einer festen, wohlbekannten Skala von Werten, nach der Regel, wer das Rechte weiß, handelt auch recht, die trotz Plato sicher ungenügend ist. Immerhin ist das darüber Gebotene lesenswert.

Die Darstellung ist sehr leicht, eher etwas breit; für rein wissenschaftliche Zwecke wenigstens hätte das Material leicht auf die Hälfte des Umfanges gebracht werden können. Aber unstreitig liegt ein wertvoller Beitrag zur Willenslehre vor, die selbst wohl nicht mehr vom Programm der empirischen Forschung verschwinden wird.

Joseph Fröbes S. J.

Isokrates und die panhellenische Idee. Von Dr **Jos. Keßler.** [Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums. IV, 3.] gr. 8⁰ (86) Paderborn 1911, Schöningh. *M* 2.60

Als wir vor Jahren am Gymnasium die Reden des Isokrates lasen, um die marmorne Glätte und den melodischen Rhythmus seiner Perioden zu bewundern, hatten wir keine Ahnung, welche vernichtenden Urteile über das politische Denken und Wirken dieses „optimistischen Doktrinärs" im Umlauf waren. „Entfremdung vom tätigen Leben und gutmütige Befangenheit" lautet eines der mildesten Verdikte, die über ihn gefällt wurden. Gleichwohl sind ihm in der neueren Zeit auch günstige Kritiker erstanden, zu denen ein Holm, R. v. Scala, Drerup, Beloch, Pöhlmann, Ed. Meyer gehören. Dieser letzteren Gruppe, welche in Isokrates einen großen Publizisten erkennt, der eine nachhaltige Einwirkung auf die öffentliche Meinung ausübte, ja seiner Zeit vorauseilte, schließt sich Dr Keßler in der oben bezeichneten Studie an. Er stellte sich die Aufgabe, zu zeigen, wie die panhellenische Idee das ganze Denken des Isokrates zeitlebens erfüllte und bestimmte, eine hochgestimmte, edle Anschauung, welcher die friedliche Einigung der hellenischen Stämme und ihr gemeinsamer Kampf gegen den persischen Erbfeind als Ideal vorschwebte.

Blieb sich Isokrates in der Aufstellung dieser beiden großen Ziele durchaus konsequent, so hat er doch im Laufe von mehr als 40 Jahren, in denen er über sein Lieblingsthema sprach, die Art, den Weg zu weisen, gewechselt. Dr Keßler setzt durch die klare, chronologische Anordnung des Stoffes den Leser in den Stand, diese Änderungen der Wegrichtung leicht zu verfolgen. Anfänglich ist Athen der Vorort, unter dessen Führung das große Einigungswerk nach innen („Staatenbund" — συμμαχία, nicht „attisches Reich" — ἀρχή) und der nationale Kampf gegen Persien geführt werden soll. Diesem Zwecke dient der „Panegyrikus" (380). Einen abermaligen patriotischen Aufruf in diesem Sinne erließ Isokrates in der „Rede über den Frieden" (356) und im „Areopagitikus" (355). Er hatte aber inzwischen schon mit der bittern Erfahrung rechnen müssen, daß seine „Einheitspredigt" auf die rauhen wirklichen Verhältnisse ohne Einfluß blieb. Da trat im Norden von Hellas der makedonische Heerkönig Philipp immer mehr in den Vordergrund, ebenso mit glänzenden Eigenschaften begabt wie vom Glücke

begünstigt. Isokrates idealisierte sich aus der Ferne in seiner Weise die imponierende Gestalt dieses Herrschers und glaubte in ihm endlich den Mann gefunden zu haben, der das ersehnte Werk vollbringen könnte und wollte. Freilich war jetzt nicht mehr ein vorörtlicher Freistaat der Hellenen, sondern ein auswärtiger Alleinherrscher der Träger solcher Hoffnungen. Im Jahre 346 richtete der schon alternde Rhetor direkt eine Schrift an Philipp (Φίλιππος oder erster Brief an Philipp), um ihm eben die ehrende Aufgabe zu empfehlen, die er früher der eigenen Vaterstadt zugemutet hatte. In einem „zweiten Briefe an Philipp" (342/341) kommt Isokrates auf die gleichen Gedanken zurück. Ein besonderes Augenmerk hat Keßler mit Recht noch dem „Panathenaikus" (339) gewidmet, welcher für den ersten Anschein mit dem berührten Thema nichts zu tun hat. Aus den von Keßler beigebrachten Parallelen zwischen dem „Philippus" und dem „Panathenaikus" geht hervor, daß auch diese letzte Rede des Isokrates, eine Lobrede auf Athen und eine Selbstverteidigung des Verfassers, indirekt die Tendenz verfolgt, Philipp als den berufenen Hort und Führer der Griechen hinzustellen. Was den „dritten Brief" des Isokrates an Philipp (338) betrifft, so hält ihn Keßler mit einer Reihe von Gelehrten für ein echtes Dokument, in welchem Isokrates seine hohe Befriedigung ausspricht, den Traum seines Lebens erfüllt zu sehen. Wir vermögen die Überzeugung von der Echtheit nicht zu teilen.

Joseph Stiglmayr S. J.

1. **Dantes poetische Werke.** Neu übertragen und mit Originaltext versehen von **Richard Zoozmann.** Zweite, umgearbeitete Auflage. Mit Einführungen und Anmerkungen von Constantin Sauter. Mit einem Bildnis von Dante. Vier Bände. 8⁰ (CLVIII, 1348 u. [142]) Freiburg 1912, Herder. *M* 17.—; geb. in Leinw. *M* 20.—, in Pergament *M* 30.—

2. **Dantes Gastmahl.** Übersetzt und erklärt, mit einer Einführung von Dr **Constantin Sauter.** Mit 2 Bildern von D. G. Rossetti. 8⁰ (XII u. 386) Freiburg 1911, Herder. *M* 6.—; geb. in Leinw. *M* 7.—

1. Mit gerechter Freude dürfen Verfasser und Verleger auf den Erfolg des Parallel-Dante hinsehen. Der Übersetzer hat dafür gesorgt, daß der deutsche Text sich vor dem nebenstehenden italienischen nicht gerade zu schämen braucht. Die Worttreue steht hinter Philalethes kaum zurück; trotzdem ist die Terzinenform in etwas freierer Gestalt erhalten geblieben; desgleichen die künstlichen Reimgebilde der lyrischen Strophen, so daß die ästhetische Hauptwirkung nicht geschädigt worden ist. Es verdient alle Anerkennung, daß der Verfasser von seinen wirklich übermäßigen Forderungen an die Buchstäblichkeit der Wiedergabe in der neuen Ausgabe ein weniges nachgelassen hat; ist sie doch gewiß nur eines der Mittel zur treuen Umprägung eines Dichterwerkes. Überhaupt ist keine Sorge gespart worden, um die Wirkung des Originals nach Gehalt und Form noch mehr zu sichern. Die Verlagshandlung hat uns inzwischen in der Übersetzung und Erklärung des

„Gastmahl“ durch Const. Sauter gleichsam einen fünften Band ihres verdeutschten Dante dargeboten, so daß uns nicht viel mehr von Dantes Geisteskindern fehlt. Dr Sauter hat noch in eigener Weise mit Zoozmann gemeinschaftliche Sache gemacht; er hat nämlich zu allen Teilen von dessen Übertragung die literarische Einleitung und die Anmerkungen geschrieben, um welche die neue Auflage bereichert ist. Das Sentenzenverzeichnis und die andern Register erstrecken sich nunmehr auf alle vier Bände.

Sauter hat bei seinen Einführungen eine große Sachkenntnis und eine frische Begeisterung walten lassen. Was man in den Einführungen vermissen mag, nämlich die Erläuterung einzelner Stellen, suche man in dem jedem Bande beigegebenen, ablösbaren Heftchen der Anmerkungen. Natürlich war ein fortlaufender Kommentar da nicht unterzubringen. Aufgefallen ist uns eine gewisse Kühle der Einführung gegenüber dem „Fegfeuer“, in das uns doch Dante in sehr gehobener Stimmung einführt. Beim „Paradies“ ändert die Einführung den Ton wieder, obschon hier ähnliche Einwände gegen den Dichter oder seinen Stoff zu machen wären. Mit der Einleitung in die kleineren Gedichte kann der Referent seinem an anderer Stelle ausführlich dargelegten Standpunkte [1] gemäß sich insofern nicht einverstanden erklären, als Beatrice hier wie in der Einführung zum „Gastmahl“ eine leibliche Wirklichkeit zuerkannt wird, welche auf das Gedicht einen nachweisbaren Einfluß gehabt hätte. Allgemeine Dafürhalten verfangen dort nicht, wo wir einen greifbaren Beweis erwarten dürfen. Die Einführung gibt gleich anfangs zu verstehen, daß Dante selbst seine Gedichte des „Neuen Lebens“ falsch erklärt und einen Zwiespalt zwischen den Gedichten und seiner Erklärung geschaffen hat. Nein, das ist das Werk anderer Erklärer und nicht des Dichters, der nicht konnte vergessen haben, was er hatte sagen wollen. Allein es ist unnötig, mit dem Verfasser der sonst tüchtigen Einführung zu rechten. Nageln wir nur das eine Zugeständnis fest, daß seit Scartazzini die Portinarilegende aufgegeben wird, und daß Sauter auch vom Namen „Beatrice“ zugibt, er sei ein fingierter.

Gern möchten wir bei dieser Gelegenheit auch Zoozmanns kleineres Werk „Dantes letzte Tage“ (Freiburg, Herder) wegen seiner ansehnlichen poetischen Vorzüge in empfehlende Erinnerung bringen. Wir müssen aber gestehen, daß uns diese Verhimmelung der vorausgesetzten Jugendgeliebten Dantes nicht zusagt, und daß uns Nr 18 in der Reihe der Gedichte durchaus verfehlt und für jüngere Leser bedenklich scheint. Eine bekannte Stelle aus dem fünften Gesang der „Hölle“, die sich auf Francesca von Rimini bezieht, wird hier nicht nachgeahmt, sondern — ich bitte, den Ausdruck zu entschuldigen — travestiert. Genau dieselbe Liebe, welche bei Dante zur Hölle führt, wird hier zum Unterpfand der Seligkeit. Die phantastische Emporschraubung des Beatriceideals ist an allem schuld. Nichts für ungut!

Wir freuen uns herzlich über die verständnisvoll und gewandt hergestellte und prächtig ausgestattete neue Verdeutschung des großen Florentiners, den uns

---

[1] Gietmann S. J., Beatrice, Geist und Kern der Danteschen Dichtungen, Freiburg 1889.

Katholiken seine gelegentlichen Zornausbrüche gegen vermeintliche Mißstände in der Kirche und andere vereinzelte Mängel nimmer verleiden werden.

2. Merkwürdig ist die Anziehung, welche Dante auf die höheren Kreise der Gebildeten auch in Deutschland immer noch ausübt. Da tritt wieder der Münchener Professor Sauter mit einer deutschen Ausgabe des sonst minder beachteten „Gastmahl" hervor. Mit großer Liebe und Sorgfalt hat er das seit Kannegießer (1845) nicht mehr verdeutschte Buch neu übersetzt, die drei Kanzonen, um der größeren Deutlichkeit willen, in reimlosen Versen. Die nötigen Anmerkungen stehen unter dem Texte.

Die Einführung, die rund 100 Seiten umfaßt, behandelt Plan, Inhalt, Quellen usw. des Convivio. Wir müssen dem Verfasser das Lob einer umfassenden Kenntnis der Danteschen Schriften und einer ebenso edlen als faßlichen Darstellung bereitwillig zuerkennen. In dem Abschnitt, welcher sich mit dem Stil der Minnedichtung bei dem größten Nachahmer der Troubadours beschäftigt, hat uns manches allerdings minder zugesagt. So trefflich auch hier die geschichtlichen Ausführungen sind, so halten wir doch nach wie vor die Gesamtauffassung für unrichtig. In Deutschland, viel mehr als in Italien, pflegt als stärkster Trumpf in Dantes Lobpreis seine Jugendliebe zu einer weiter nicht bekannten Beatrice ausgespielt zu werden. Diese soll nicht nur die Quelle zu des Dichters Begeisterung abgeben, sondern den ganzen Strom derselben auch im weiteren Verlaufe bestimmen und tragen. Ein Amerikaner war es, meinen wir, der dies in die überdeutlichen Worte kleidete: „Was wäre uns Dante überhaupt ohne seine warme Liebe zu der schönen Florentinerin?" Gleichsam als Rivalin tritt nun in den Sonetten und Kanzonen neben Beatrice eine andere „edle Frau" auf, und darum wird auf diese die gleiche Auffassung übertragen: auch sie ist ein Mädchen mit Fleisch und Blut und wurde erst nachträglich zu einem himmlischen Wesen verklärt und zu einer Allegorie verflüchtigt. Der geehrte Verfasser des vorliegenden Buches teilt grundsätzlich diese Ansicht, so gern er auch die Fabel von der Portinari preisgibt und den größten Teil der Jugendlieder allegorisch deutet. Beim „Gastmahl" steht er nun mit jener Ansicht auf sehr schwankendem Boden. Denn es ist darin das ausdrückliche Zeugnis des Dichters für das Gegenteil sozusagen auf jeder Seite zu lesen. Trotzdem heißt es: „Wir glauben es Dante nicht, daß die donna gentile, die ihn tröstete, nur die Philosophie gewesen sei. Doch brauchen wir ihn nicht zum bewußten Lügner zu machen, da selbst in der ‚Komödie', die ein geschärftes sittliches Gewissen regiert, der Dichter nicht ansteht, an seine poetischen Fiktionen wie an wissenschaftliche Tatsachen zu glauben." Sollte das wirklich der Kritiker, auf ganz allgemeine Erwägungen hin, besser wissen als Dante, der schreibt (Conv. 2, 16, Ende): „Ich sage und beteuere, daß die Frau, in die ich nach der ersten Liebe mich verliebte, die schönste und ehrbarste Tochter des Weltenkönigs war, der Pythagoras den Namen Philosophie beilegte" — als Dante, der versichert, die Kanzonen des „Gastmahl" gerade zu dem Zwecke zu kommentieren, um einer ehrenrührigen Auslegung derselben die wahre entgegenzusetzen (Conv. 1, 2, Ende): „Ich fürchte

die üble Nachrede, als hätte ich einer so großen Leidenschaft mich hingegeben, wie es der Leser der obgenannten Kanzonen meinen könnte. Diese Nachrede muß ganz verstummen, wenn ich in gegenwärtiger Schrift selbst von mir rede und dartue, daß nicht Leidenschaft, sondern Tugend mein Beweggrund war. Auch habe ich die Absicht, den wahren Sinn der Lieder darzulegen, weil ihn ein anderer, ohne meine Aufklärung, unter der Hülle der Allegorie nicht entdecken kann." Ist es denn nun nicht sehr mißlich, die Erwartung des Dichters bloß deshalb zu täuschen, weil er seinen Allegorien noch ein schwaches Leben einzuhauchen vermochte? Gewinnt der Dichter dabei, wenn der Übersetzer und Kommentator mit Worten schließt wie die folgenden: „Von Dantes ‚Gastmahl' scheidet man stets mit einem gewissen Mißbehagen.... Die Hauptschuld trägt Dante selbst. Der Dichter und der Philosoph stehen einander im Wege. Was sie leisten, ist im Grunde ein Zwitterding zwischen Dichtung und Gelehrsamkeit"? Wir unserseits glauben, man sollte den Zwiespalt nicht gegen Dantes Willen und gegen den von ihm selbst geschriebenen Kommentar in seine Dichtungen hineintragen.

Gerhard Gietmann S. J.

Bücherschau.

Die Epiklese der griechisch-orientalischen Liturgien. Ein Beitrag zur Lösung der Epiklesisfrage. Von Dr Jos. Höller C. SS. R. [Studien und Mitteilungen aus dem kirchengeschichtlichen Seminar der theologischen Fakultät der k. k. Universität Wien. 9.] 8° (XX u. 140) Wien 1912, Mayer & Co. *M* 2.50

Es ist ein gewagtes Unternehmen, nach dem gründlichen Artikel von S. Salaville Épiclèse eucharistique im Dictionnaire de théologie catholique, fasc. XXXIV, der im ganzen 106 kleingedruckte Spalten umfaßt und den auch Dr Höller in den Anmerkungen zitiert, eine Monographie über denselben Gegenstand zu schreiben, die nicht mehr als 140 weitgedruckte Seiten zählt. Die Absicht des Verfassers konnte darum auch nicht weiter gehen, als einen „Beitrag zur Lösung der Epiklesisfrage" zu liefern oder, wie das letzte Kapitel sich überschreibt, einen „Versuch, eine befriedigende Lösung der Epiklesisfrage anzubahnen". — Die Lösung geht folgende Wege: „In den beiden uralten Liturgien, der klementinischen und der syrischen Jakobusliturgie, wird der Heilige Geist nach vollendeter Konsekration zu dem Zwecke herabgerufen, daß er zunächst das konsekrierte Brot als den Leib Christi und den konsekrierten Wein als das Blut Christi erscheinen lasse" (S. 111). Diese Bedeutung der Epiklese geht auch im Orient nie ganz verloren, wird aber von jener andern überwuchert, wonach der Heilige Geist angerufen wird zur Verwandlung von Brot und Wein. Diese sinnändernde Überwucherung war möglich, einmal weil es im Altertum überhaupt keine offizielle Aufzeichnung der Liturgie gab, und so konnte durch Gedächtnisfehler usw. das harmlose „erscheinen lassen" durch „umwandeln" ersetzt werden; sodann konnten später die aufgezeichneten Texte auch absichtlich, mangels Erfassung des ursprünglichen Sinnes, geändert werden, zumal das griechische Wort für „erscheinen lassen" auch die Bedeutung von „machen" haben kann. — Wird diese Lösung auch manche nicht befriedigen — schon deswegen, weil sie die Einführung der nicht harmlosen Verwandlungsepiklese nur durch Irrtümer

geschehen läßt und ihr jeden liturgischen und dogmatischen Wahrheitsgehalt abzusprechen scheint —, so enthält sie doch Gedanken, die bei einer endgültigen Lösung der Frage berücksichtigt werden müssen.

Sphragis. Eine altchristliche Taufbezeichnung in ihren Beziehungen zur profanen und religiösen Kultur des Altertums. Von Dr Franz Jos. Dölger. Mit 2 Tafeln. [Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums, herausgegeben von Dr E. Drerup, Dr H. Grimme und Dr J. P. Kirsch. V, 3/4.] 8° (XII u. 206) Paderborn 1911, Schöningh. *M* 6.40

Diese als Vorarbeit zu einer umfassenden Geschichte der christlichen Taufe gedachte Untersuchung bietet zunächst in erstaunlicher Fülle Material zum Worte Sphragis eines künftigen Thesaurus linguae graecae. Als Bedeutung von Sphragis wird erwiesen: Brandstempel, Soldatenstigma, Tätowierung mit dem Symbol oder Namen einer Gottheit, Beschneidung, Ackerlos, Reisepaß, Schicksalsbeschluß, Bestätigung, Götterbild (?), christliche Taufe (Teilvorstellungen: Taufgelöbnis, geistige Beschneidung, Siegelung mit dem Gottesnamen, Wiedergeburt und Umprägung, Taufverpflichtung, Phylakterium, Siegel des ewigen Lebens), Kreuzzeichen, Firmung. Dann wird die Entstehung der Taufbezeichnung Sphragis untersucht und gegen Harnack, Wobbermin, Anrich, Schanz u. a. als „wahrscheinlichst" aufgestellt, daß das Wort aus dem Profangebrauch zuerst in die heidnische Kultsprache und etwas später, nicht aber durch die heidnische Kultsprache hindurch, sondern direkt aus dem Profangebrauch, in den christlichen Wortschatz eingeführt worden ist. Was aber den mit dem Namen verknüpften Gedankeninhalt betrifft, so „versagen gerade an diesem Punkte sowohl die heidnische Mysteriensprache wie die jüdische Siegelbenennung der Beschneidung völlig" (S. 171). Aber „ohne die philosophische Denkweise, wie sie durch die Ideenlehre Platos angebahnt wurde und dann im hellenistischen Judentum bei Philo von Alexandrien einen typischen Vertreter fand, ist der christliche Ausdruck vom Logos- oder Pneumasiegel nicht völlig zu verstehen" (S. 171). Was nun gerade das hier berührte Verhältnis zum Platonismus betrifft, so braucht doch wohl ein direkter Einfluß der platonisch-alexandrinischen Ideenlehre nicht angenommen zu werden; denn die Ausdrucksweise Hebr 1, 3, wo der Logos als Abglanz und Figur (= Sphragis) des Vaters bezeichnet wird, führt unzweideutig zurück zu Weish 7, 26, wo die Weisheit als Gottes Abglanz, Spiegel und Bild erscheint. Vgl. Cornely-Zorell, Commentarius in librum Sapientiae, Paris. 1910, 293 sq.

Die Geschichte der Geburt und Kindheit Christi und ihr Verhältnis zur babylonischen Mythe. Eine religionsgeschichtliche Untersuchung. Von Dr theol. et phil. Franz X. Steinmetzer. [Neutestamentliche Abhandlungen. Herausgegeben von Prof. Dr M. Meinertz. II, 1—2.] 8° (VIII u. 218) Münster i. W. 1910, Aschendorff. *M* 5.70

Die Geburts- und Kindheitsgeschichte Jesu Christi haben gerade wieder in den letzten Jahren berufene und unberufene Geister geweckt. Was man eine Zeitlang aus der persischen und indischen Mythologie glaubte erklären und deuten zu können, das soll nun die neuere babylonisch-assyrische Religionsforschung endlich zur Klarheit bringen. Steinmetzer, mit Sprache und Literatur wohlvertraut, unterzieht sich der Aufgabe, die Aufstellungen der letzten Zeit und der Gegenwart Schritt für Schritt einer Prüfung zu unterwerfen. Die Grundfragen der Jugendgeschichte Jesu werden eingehend erörtert: die jungfräuliche Geburt Christi (im Neuen Testament, Jungfrauengeburt im Alten Testament, die Jungfraugeburt des Erlöserkönigs in Babylon), die Anbetung der Weisen (die Weisen aus dem Morgenland, aus der babylonischen Astrologie, Stern der Weisen, der bethlehemitische Kindermord, die Verfolgung des Erlöserkönigs in Babylon, die babylonische Drachentradition und

die Offenbarung des hl. Johannes), der Erlöserkönig als Friedenbringer, als Segenspender, der zwölfjährige Jesus im Tempel. Der Verfasser scheut keine Mühe, den dornigen, verworrenen Pfaden einer willkürlichen, unmethodischen Forschung nachzugehen; fast möchte man manchmal glauben, er hätte sich den oder jenen Gang ersparen können. Aber mehr als ein Leser wird vielleicht gerade durch die ausführliche Behandlung befriedigt werden. Als Schlußergebnis darf Steinmetzer mit Recht den Satz aufstellen (S. 204): „In der Regel war auf den ersten Blick schon zu sehen, daß es sich bei Ähnlichkeit oder sogar Gleichklang des Ausdruckes um ganz verschiedene Dinge handle." Und nicht weniger treffend weist Verfasser auf das psychologische Moment hin, das beim heutigen Betrieb der vergleichenden Religionswissenschaft so stark zur Geltung kommt. Was andere Mythologien nicht zu bieten vermochten, das glaubt man endlich in den babylonischen Tontafeln entdeckt zu haben. Daher die oft ganz unbegreifliche Überschätzung und Mißdeutung in sich richtiger Ergebnisse. Daß bei den Einzeluntersuchungen und Ergebnissen der Arbeit oftmals nur eine gewisse Wahrscheinlichkeit in Anspruch genommen werden kann, verhehlt sich der Verfasser nicht. Meist wird man aber gerne und rückhaltlos zustimmen. So ist z. B. das Kapitel „Die Jungfrauengeburt im Alten Testament" sehr ansprechend behandelt, und was der Verfasser über „Milch und Honig" zu sagen hat, stimmt mit der noch heute in Palästina geltenden Anschauung und Übung überein.

Les miracles de N. S. Jésus-Christ. Par L.-Cl. Fillion. 8° Tome I: Étude d'ensemble. (XII u. 192) Tome II: Les miracles de Jésus étudiés isolément. (II u. 416) Paris 1909—1910, Lethielleux. *Fr.* 6.—

Das gehaltvolle Werk bezweckt die wissenschaftliche Erkenntnis der Wunder Jesu Christi. Wie zeitgemäß diese Arbeit des rühmlich bekannten Verfassers ist, lehren sowohl der erbitterte Kampf gegen die Wunder im rationalistischen Lager als auch die Unterschätzung ihrer apologetischen Stoßkraft seitens der Modernisten. Der erste Band handelt über Notwendigkeit, Zahl, biblische Benennungen, Klassifikation, Geschichtlichkeit und Glaubwürdigkeit der Wunder Jesu Christi, ferner über die afterkritischen Einwände und deren Haltlosigkeit, dann über die besonders hervorstechenden Züge und die Vorzüge der Wunder Jesu Christi vor den Wundern des Alten Bundes und der apokryphen Evangelien, endlich über die Beweiskraft der Wunder für die Gottheit Jesu Christi. Im zweiten Bande werden die einzelnen Wunder exegetisch und apologetisch behandelt, und zwar gruppenweise: Naturwunder, Heilungswunder, Teufelaustreibungen, wunderbare Wirkungen auf die Feinde, Totenerweckungen. Die Darstellung zeichnet sich aus durch Klarheit und Kraft, durch überlegene und ruhige Abwehr der frivolen Kritik, durch Frische und Lebendigkeit. Die reichen Literaturangaben steigern den Wert und die Brauchbarkeit des gediegenen Werkes. — Einzelnes sei noch kurz hervorgehoben. Die Gründe für eine zweimalige Reinigung des Tempels, eine am ersten Osterfeste und eine kurz vor dem Leidensostern, werden gut dargelegt. Bei Behandlung der Teufelaustreibungen weist der Verfasser mit Entschiedenheit die unhaltbare Meinung zurück, als wären die Besessenen nur Nerven- oder Geisteskranke gewesen oder als hätte sich Jesus bei „sog. Teufelaustreibungen" dem irrigen Volksglauben akkommodiert; das damals öftere Vorkommen dämonischer Besessenheit wird vielmehr sowohl von den Evangelisten als von Jesus Christus selbst unzweideutig verbürgt.

Die Simon-Magus-Perikope (Apg 8, 5—24). Ein Beitrag zur Quellenfrage in der Apostelgeschichte. Von Dr Karl Pieper. [Neutestamentliche Abhandlungen. Herausgegeben von Dr M. Meinertz. III, 5.] gr. 8° (XII u. 84) Münster i. W. 1911, Aschendorff. *M* 2.40

Die Studie betitelt sich als Beitrag zur Quellenfrage in der Apostelgeschichte; sie beleuchtet an einem konkreten Fall den Mißbrauch, der von rationalistischen

Kritikern mit literarischer und historischer Kritik getrieben wird. Das Resultat der sorgfältigen Nachprüfung lautet: Die Perikope ist, wie sie vorliegt, aus der Feder des hl. Lukas geflossen und nicht, wie H. Waitz, ein Hauptwortführer gegen den biblischen Bericht über Simon Magus, behauptet, von irgend einem unbekannten Autor ad Theophilum aus alten Petrusakten ausgeschnitten, überarbeitet und seinem Geschichtswerk, der Apostelgeschichte, einverleibt worden. Der genannte Kritiker versteigt sich sogar zu der naiven Meinung, mit der Feststellung seiner Quelle als alter Petrusgrundschrift eine Hauptquelle der Apostelgeschichte überhaupt entdeckt zu haben. Aber „es hat sich herausgestellt, daß die große Zuversichtlichkeit, mit der er seine Ansicht vorträgt, in gerade umgekehrtem Verhältnis zu ihrer Solidität und Beweiskraft steht"; von seinen literar-kritischen wie patristischen Gründen vermag keiner vor der ruhigen und sachlichen Nachprüfung des Verfassers Stich zu halten. Die mit textkritischen Mitteln entdeckte Petrusgrundschrift entbehrt jeder realen Unterlage. Im Verlauf der Studie werden manche Auslassungen anderer Kritiker gleichfalls als unberechtigt zurückgewiesen. Wenn der Verfasser S. 42 für den Satz, daß auch Jesus und seine Jünger Griechisch verstanden, sich auf Gietmann beruft, so hat über dem Streben nach Kürze des Ausdrucks die Genauigkeit des Zitates etwas eingebüßt; Gietmann hebt nicht hervor, Jesus habe Griechisch verstanden, sondern er habe sich der griechischen Sprache vielfach bedient.

Commentaria in omnes Sancti Pauli epistolas R. P. Cornelii a Lapide S. J. Recognovit subiectisque notis illustravit, emendavit et ad praesentem sacrae scientiae statum adduxit Can. Antonius Padovani. 8° Augustae Taurinorum, Marietti.

Tomus I: **In epistolas ad Romanos et I ad Corinthios.** (XVI u. 566) 1909. *Fr.* 6.—

Tomus II: **In epistolas II ad Corinthios, ad Galatas, ad Ephesios, ad Philippenses, ad Colossenses et I et II ad Thessalonicenses.** (608) 1911. *Fr.* 6.—

Die schon vor mehreren Jahren erschienene Neuausgabe der Evangelienkommentare des Cornelius a Lapide erfreute sich einer so günstigen Aufnahme, daß dem Verlag Marietti von verschiedenen Seiten die Bitte vorgelegt wurde, durch denselben Gelehrten auch die Kommentare des genannten Exegeten zu den paulinischen Briefen neu auflegen zu lassen. Beiderseits ging man auf das Gesuch bereitwillig ein; zwei Bände liegen bis jetzt vor. In der Tat ist man dem bereits wohlbekannten Exegeseprofessor und Domherrn von Cremona zum Dank dafür verpflichtet, daß er uns die noch immer wertvollen und gesuchten Werke des flämischen Schrifterklärers in einer handlichen, billigen Ausgabe zugänglich macht. Er hat sich hierbei der dankenswerten Mühe unterzogen, durch geeignete Fußnoten zu vielen Stellen den heutigen Standpunkt der besten Exegeten zum Vergleich und zur Korrektur beizufügen; dieselben hätten, um der Ankündigung auf dem Titelblatt voll gerecht zu werden, schon etwas reichlicher ausfallen dürfen. Ungenügend revidiert sind die da und dort auftretenden hebräischen und syrischen Wörter und deren Transkription; unbeanstandet stehen auch noch mancherorts ganz unhaltbare semitische Etymologien — ob es nicht das Rechte wäre, diese einfach zu unterdrücken? Noch erübrigt der Wunsch, die Väterzitate möchten nach heutigem Brauch etwas genauer, etwa nach der Migneschen Ausgabe, zitiert werden.

Institutiones Theologiae moralis, quas in collegio Lovaniensi Soc. Iesu tradebat Eduard. Génicot S. J. Editio septima, quam recognovit I. Salsmans S. J., prof. theol. mor. in eodem collegio Lovan. 2 voll. 8° (614 u. 714) Bruxellis 1912, Dewit. *Fr.* 12.—

Von der Beliebtheit des obigen Werkes zeugt schon der Umstand, daß es im Verlaufe von fünfzehn Jahren bis zur siebten Auflage gekommen ist. Der ur-

sprüngliche Verfasser ist allerdings frühzeitig dahingeschieden. Der jetzige Herausgeber, Ordensgenosse des Verstorbenen, hat, wie sich überall erkennen läßt, mit großer Sorgfalt sich bemüht, das Werk von etwaigen Mängeln zu befreien und die durch die neuere kirchliche Gesetzgebung notwendig gewordenen Veränderungen getreu auszuführen. Eine Liste der hauptsächlichsten Veränderungen gibt der Herausgeber selbst am Ende des zweiten Bandes S. 659: sie waren besonders bedingt durch die neuen Ehe- und Kommunionbekrete und die neue Festordnung Pius' X. Doch sind die dort genannten nicht die einzigen Verbesserungen des Werkes. Man merkt aus der Fassung und Neubegründung verschiedener Fragen und Antworten, daß der Herausgeber sich den ganzen Inhalt von neuem überlegt und nach seinem Urteil umgestaltet hat — zum unbestreitbaren Vorteil des Werkes. Trotzdem möchte an einigen Stellen eine zu große Milde herausklingen.

Zusprüche im Beichtstuhle nebst Bußvorschriften nach den evangelischen Perikopen und Festen des Kirchenjahres. Mit einem Anhange von Zusprüchen nebst Bußvorschriften für besondere Klassen von Pönitenten. Aus dem Nachlasse des Alois Röggl, infulierter Abt des Prämonstratenserstiftes Wilten usw., gesammelt und herausgegeben von Alois Lechthaler. Dreizehnte Auflage. kl. 8° (XII u. 504) Regensburg 1912, Verlagsanstalt vorm. Manz. *M* 2.—

Die Neuauflage dieses weitverbreiteten Hilfsbuches für den Beichtvater scheint ein unveränderter Abdruck zu sein. Der etwas lange Titel und auch einzelne Bußvorschriften verraten das ehrwürdige Alter der letzten Bearbeitung. Es wäre zu wünschen, daß ein erfahrener Beichtvater die vierzehnte Auflage, die das Buch sicher noch erleben wird, mit kundiger, pietätvoller, aber auch fester Hand besorgte. Inzwischen wird auch diese dreizehnte Auflage nicht verfehlen, dem geplagten Beichtvater, der allwöchentlich für seine Pönitenten neue Zusprüche benötigt, willkommene Winke zu geben.

La Curia Romana según la novísima disciplina decretada por Pío X. Comentario canónico é histórico sobre la Const. „Sapienti consilio". Por el R. P. Juan B. Ferreres de la Compañía de Jesús. Segunda edición, corregida y aumentada. 12° (XC u. 576) Madrid 1911, Administración de Razón y Fe. 6 *Pesetas* en rústica y 7.50 *Pesetas* en tela inglesa.

Die Neuordnung der römischen Kurie bildet eines der bedeutendsten Glieder, wenn nicht das bedeutendste, in der Reihe der gesetzgeberischen Werke des glorreich regierenden Papstes Pius X. In Verbindung mit der Gesamtkodifikation des kirchlichen Rechts mußte auch dieses schwierige Werk in Angriff genommen werden. Pius X. ist vor der Aufgabe nicht zurückgewichen, hat sogar die Kurienordnung schon im Jahre 1908 durchgeführt, so daß beim Erscheinen des neuen Gesetzbuches die Kurienverwaltung in ihrer neuen Gestalt bereits durch mehrjährige Erfahrung eingewöhnt sein wird. Nach Erlaß der Konstitution Pius' X. Sapienti consilio vom 29. Juni 1908, wodurch die Neuordnung der Kurie in ihren wesentlichen Zügen die gesetzliche Bestimmung fand, erschienen mehrere Erläuterungen. Die umfangreichste ist wohl die spanische von Ferreres. Sie bespricht die päpstliche Kurie überhaupt, gibt gelegentlich eine ausführliche Darstellung von Dingen, die in der Kurie zur Verhandlung kommen, z. B. Nr 661 ff über den Kanonisationsprozeß, und geht auf die geschichtliche Entwicklung der einzelnen Kurialinstitute ein. Für diesen Teil seiner Arbeit hat Ferreres die Literatur, auch die außerspanische, fleißig herangezogen, und in Einzeldingen hat er sich authentische Abschrift aus Diözesanarchiven besorgt, wie beim Privilegium Orense Innozenz' III. vom Jahre 1209. Nr 64. Wenn Nr 1368 statt München-Freising Münster gesetzt wird und bei dieser Gelegenheit Münster zum Erzbistum wird, so wollen wir das dem Spanier zugute halten.

De Curia Romana. Textum documentorum quibus Curia Romana noviter ordinatur, praebet et notis illustrat Martinus Leitner, Iuris canonici Professor. 8° (68) Ratisbonae 1909, Pustet. 80 *Pf.*; geb. *M* 1.40

Der Kommentar zu den Bestimmungen die Neuordnung der Römischen Kurie betreffend ist als Ergänzung zur vierten Auflage des kirchenrechtlichen Werkes von Santi beabsichtigt. Martin Leitner hat die neueren Auflagen der Praelectiones von Franz Santi herausgegeben. Auch unabhängig von der Aufgabe, einen Nachtrag zu Santi zu bieten, führt der Kommentar in das Verständnis der Kurialeinrichtung ein. Die Kongregation der Inquisition heißt in der Konstitution Pius' X. über die Kurie Congregatio Sancti Officii. Diese Bezeichnung wurde bisher neben dem offiziellen Titel Suprema Romanae et Universalis Inquisitionis Congregatio angewendet. Leitner vermutet den Grund der Änderung in dem Streben, jede Gehässigkeit, die sich unberechtigterweise an die frühere offizielle Bezeichnung knüpfte, zu beseitigen.

Handbuch für die Leiter der Marianischen Kongregationen und Sodalitäten. Zusammengestellt von Johannes Dahlmann, Pfarrer zum hl. Servatius und Präses der Marianischen Kongregation der kaufmännischen Gehilfinnen zu Münster i. W. Fünfte, verbesserte Auflage. Mit apologetischem Anhange. 8° (408) Münster i. W. 1911, Alphonsusbuchhandlung. *M* 2.50; geb. *M* 4.—

Obgleich die neue Auflage von Dahlmanns „Handbuch für die Leiter der Marianischen Kongregationen" nur geringe Änderungen aufweist, verdient der wertvolle Präsidesleitfaden trotzdem von neuem warme Empfehlung. Bietet er doch nicht nur Skizzen lediglich für Jungfrauenkongregationen, sondern reiches, für Kongregationen aller Stände verwertbares Material. Zudem sind die einzelnen Skizzen derart inhaltsreich, daß eine einzige derselben Stoff für mehrere Vorträge liefert. Geschichte und Organisation der Sodalitäten kommt darin genügend zu Wort. 14 Konferenzen handeln über die Vorbereitung zur Kongregationsaufnahme, 59 Vorträge über das Vorbild Mariä, 10 über den hl. Joseph, 35 über den hl. Aloysius. Sämtliche Vorträge entspringen der Praxis und sind für die Praxis, wie aus den Abhandlungen über Lektüre, Tanz, Theater, Bekanntschaften usw. genugsam erhellt. Sieben Vorträge über Dasein Gottes, Unsterblichkeit der Seele usw. bilden einen wertvollen Anhang. Willkommen sind desgleichen die Anweisungen zur Gründung und Errichtung von Kongregationen. Schon aus dieser kurzen Übersicht erkennt man, daß sich das Buch nicht nur für Kongregationspräsides, sondern ebenso für Sonntagsprediger und Leiter geistlicher Genossenschaften als gediegene Stoffquelle empfiehlt. Für eine weitere Auflage wäre die Berücksichtigung der neuen päpstlichen Verfügungen und der neuen Statuten der prima primaria wünschenswert, namentlich der Hinweis auf die Verpflichtung für Kongreganisten, bei längerer Abwesenheit von der Mutterkongregation, falls sich in dem neuen Wohnsitze eine Standeskongregation befindet, sich derselben anzuschließen.

Für die Studierstube des Theologen und Philosophen. Ein Verzeichnis neuer Werke aus der wissenschaftlichen Theologie und Philosophie. 8° (128) Freiburg 1912, Herder. Gratis.

Eine ebenso praktische wie gefällige äußere Anordnung, sachverständige Abteilung nach Materien, gut gewählte Urteile über Inhalt und Wert der bezeichneten Schriften, dazu zwei vorzügliche Register machen dieses Verzeichnis zu einem angenehmen, wirklich fördernden Hilfsbüchlein für alle, die in Deutschland den klerikalen Studien sich widmen. Es ist eine opulente Tafel, aufs einladendste gedeckt für den wissenschaftlichen Hunger des angehenden wie des in Lehramt und Seelsorge ausübenden Theologen. Da das Verzeichnis im großen ganzen nur Veröffentlichungen an-

führt, die seit 1900 hervorgetreten sind, und auf eigentlich wissenschaftliche Werke sich beschränkt, so vermittelt die Zusammenstellung zugleich eine annähernde Vorstellung vom Stande der kirchlichen Studien und ihres Betriebes im heutigen katholischen Deutschland. Der Umstand endlich, daß alle diese vielen und vielfach recht bedeutenden Werke nur innerhalb des letzten Jahrzehntes an die Öffentlichkeit gegeben wurden durch eine einzige unserer großen katholischen Verlagshandlungen, hat seine Bedeutsamkeit für sich. Das ist nicht mehr, wie es auf den ersten Blick erscheinen könnte, bloß eine Offertenliste für den Kauf, auch nicht bloß ein kundiger Ratgeber. Ungesucht, aber nichtsdestoweniger wohlverdient ist es eine Ehrenkrone für die rührige, treu im Geist der Kirche tätige Firma Herder.

Gerechtigkeit. Warum muß das Jesuitengesetz fallen? Ein Mahn- und Weckruf an das deutsche Volk. 8° (56) Berlin 1912, Germania. 50 *Pf.* (in Partien billiger).

Die kleine Schrift bietet eine gute Zusammenstellung des Aktenmaterials über die Vorgeschichte, das Zustandekommen, die Auslegung und Handhabung des Jesuitengesetzes. Die parlamentarischen Verhandlungen, die wichtigsten Reden, auch Äußerungen der Tagespresse sind ziemlich ausführlich wiedergegeben. Man wird wohl kaum eine Schrift finden, in der auf knappem Raum alle für diese Frage in Betracht kommenden Momente so übersichtlich dargestellt sind. Der begreifliche Unwille über die in dem Verfahren gegen die Jesuiten liegende Ungerechtigkeit hat an einigen Stellen zu einer gewissen Schärfe des Tones geführt, die vielleicht besser unterblieben wäre. Aber die Gründe, die für Aufhebung des Gesetzes sprechen, sind so überzeugend, daß sie auch auf objektiv urteilende Gegner des Ordens Eindruck machen müssen. Man kann daher der Schrift, die gerade zur rechten Zeit kommt, nur weiteste Verbreitung wünschen.

Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen. Herausgegeben von Hans Lietzmann. kl. 8° Bonn 1910 u. 1911, Marcus u. Weber.

Aus diesen für Seminarübungen überaus brauchbaren Ausgaben, auf welche öfter in dieser Zeitschrift hingewiesen wurde, greifen wir wieder einige heraus. Die antiken Wundergeschichten, von Paul Fiebig zusammengestellt (Heft 79, 80 *Pf.*), sind religionsgeschichtlich und kulturhistorisch von besonderem Interesse. Die inschriftlichen Nachrichten über Heilungen in Epidauros und die Dankinschrift eines gewissen Markus Julius Apellas mit einer genauen Beschreibung des Heilverfahrens und seiner Genesung sind die wertvollsten Stücke. Zum Vergleich mit den Wundern des Neuen Testaments recht geeignet sind die Geschichten aus dem Leben des Apollonius von Tyana, Dämonenaustreibungen, Heilung eines Lahmen und Blinden, auch die Heilungen durch Vespasian aus Tacitus, Sueton, Dio Cassius und Josephus. Derselbe Gelehrte gab auch Rabbinische Wundergeschichten des neutestamentlichen Zeitalters in vokalisiertem Text heraus (Heft 78, *M* 1.—). Wegen der fast unüberwindlichen Schwierigkeit, die Zeit zu bestimmen, wann diese Sagen entstanden sind, möchten wir in ihnen nicht so sehr Kulturbildchen aus dem neutestamentlichen Zeitalter als Beiträge zur Talmudtradition erblicken. Sehr dankenswert ist die neue Übersetzung der „Oden Salomos" von A. Ungnad mit Erläuterungen von W. Staerk (Heft 64, 80 *Pf.*). Manche bisher dunkle Stelle wird hier schön aufgehellt. Im 59. Heft (60 *Pf.*) schenkt uns W. Staerk den Mišnatraktat Berakhoth in vokalisiertem Text. Diese altjüdische Kasuistik des Gesetzes ist religionsgeschichtlich wertvoll. Wir nennen gleich in diesem Zusammenhang das 58. Heft (*M* 1.—) von demselben Gelehrten: Altjüdische Liturgische Gebete. Eine ganz prächtige Gabe ist die kleine, von Karl Bertsche besorgte Auswahl aus Abraham a S. Clara (Heft 76, *M* 1.—), mit köstlichen Proben aus der „Abrahamischen Lauberhütt" und dem „Huy! und Pfuy! der Welt" und „Judas der Ertz-Schelm". Der Herausgeber verglich sorgfältig die besten Ausgaben.

Die Schulfrage. Briefe an einen Freund. Von L. Held, Professor in Luxemburg. kl. 8° (90) Luxemburg 1912, St Paulusgesellschaft.

Um die gleiche Zeit, da das ganze Großherzogtum Luxemburg dem Regierungsantritt seiner neuen Landesfürstin zujubelt, die in der Unschuld und dem Liebreiz ihrer Jugend seit Jahren schon die Herzen an sich gezogen, wird das Land zerrissen durch den Kampf um ein Schulgesetz, das für die heranwachsende Jugend Luxemburgs schweres Verderben zu bringen droht. Während eine liberale Clique, mächtig gemacht durch das bestehende unheilvolle Wahlsystem, der großen Mehrheit der treu katholischen Einwohnerschaft den neuen Apparat religionsentfremdender Bestimmungen aufzuzwingen im Begriffe steht, hat der Klerus die Größe der Gefahr richtig durchschaut und sind die Katholiken nicht untätig geblieben. Das vorliegende Büchlein aus der Feder eines um die Verteidigung der kirchlichen Sache schon vielfach verdienten Priesters will wirken durch Klärung der Ideen und ruhige Belehrung. In elf kurzen, aber lebhaft und anregend geschriebenen Briefen werden die wichtigsten Begriffe einer christlichen und rechtlichen Schulpolitik erörtert. Neben dem unentreißbaren Rechte der Eltern wird das auf göttlicher Sendung beruhende Recht der Kirche mit allem Nachdruck betont, dabei auch dem Staate, soweit es seiner Aufgabe entspricht, das Recht einer fördernden Einflußnahme nicht bestritten. Nachdem die Grundsätze klargelegt sind, werden sie an Beispielen erläutert: an der kirchlichen Schule des Mittelalters, der konfessionellen Schule in Preußen und der gottlosen Schule in Frankreich. Die volkstümliche und einleuchtende Darlegung der im Kampf um die Schule in Betracht kommenden Grundsätze empfehlen die kleine Schrift auch außerhalb der Grenzen Luxemburgs zur Belehrung für das Volk.

The Popes of the Gregorian Renaissance. St Leo IX to Honorius II (1049 to 1130). By Rev. Hor. K. Mann. [The Lives of the Popes in the Middle Ages. Vol. VI: 1049—1073.] 8° (382) London 1910, Kegan Paul. Geb. 12 *Sh.*

Die große kirchliche Reformbewegung des 11. Jahrhunderts hat von jeher für den Historiker eine besondere Anziehung gehabt. Der Feindlichgesinnte suchte sich da Anlaß zum Entstellen, Verdächtigen und Lästern, die aber etwas vom Leben der Kirche zu begreifen vermochten, fanden da um so mehr des Großen und Heiligen, sich daran zu erheben. Wie an sozialen, so hatte auch an kirchlichen Mißständen das beginnende 11. Jahrhundert die Fülle aufzuweisen. Nie vielleicht, solange die Kirche stand, lasteten dunklere Schatten auf dem Leben und der Ehre ihres Klerus, nie vielleicht war der päpstliche Stuhl kläglicher herabgesunken als in den Händen eines zuchtlosen Weltlings gleich Benedikt IX. Aber das Übermaß des Übels hatte in der Kirche eine mächtige Gegenströmung wachgerufen, im Innern der Kirche selbst bahnte die Reform sich an, die sie zur Reinigung und Stärkung führte, die nicht die Kirche auseinanderriß, sondern die Zerrissenheit heilte und das Losgetrennte ersetzte. Das Leben von fünf Päpsten dieser Periode wird im vorliegenden Bande eingehend geschildert, alles wahrhaft große Gestalten, drei von ihnen der Heimat nach uns nahestehend, und Fürsten schon durch ihre Geburt. Eine Geschichtsdarstellung, welche den Ausgang nimmt von der Erhebung des hl. Leo IX. und hinführt bis zur Wahl Gregors VII., braucht das Geheimnis, ihre Leser zu fesseln, nicht erst mühsam zu suchen. Der Verfasser hat es aber auch an der Mühe nicht fehlen lassen, sondern hat sich fleißig umgesehen, nicht nur in den großen Quellensammlungen, sondern auch in der neueren französischen, deutschen, englischen Geschichtsforschung. Dabei ist er in seinen Interessen sehr vielseitig und gibt nicht so fast gerundete Lebensbilder der einzelnen Päpste, als vielmehr Übersichten über das Leben der Gesamtkirche im Anschluß an die verschiedenen Pontifikate. Daß die im strengsten Sinne kirchlichen Angelegenheiten: Simonie, Zölibat, Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt, Berengarsche Irrlehre u. dgl., im Vordergrunde stehen, versteht

sich, ebenso daß neben der Deutschen- und Normannen-Politik der Päpste auch ihre Beziehungen zu England etwas ausführlicher gewürdigt werden. Aber schon bei Leo IX. finden Island, Rußland, Ungarn eingehende Berücksichtigung, bei Alexander II. Skandinavien überhaupt und das ganze Slaventum. Die Vorliebe für Island und dessen glorreiche katholische Vergangenheit, die der Verfasser in einem längeren Exkurs zur Geschichte Leos IX. und überdies in einem eigenen Appendix betätigt hat, gesteht er offen zu; das Werk hat darunter nicht gelitten. Die Ereignisse und Bestrebungen, welche diese Perioden der Kirchengeschichte füllen, an sich schon hochbedeutend, werden es noch mehr durch die ausgezeichneten Männer, die zur Zeit an der Spitze der kirchlichen Verwaltung standen, sei es als Päpste, sei es als deren Ratgeber, Stützen und Werkzeuge. Zugleich macht es sich vorteilhaft geltend, daß der Verfasser für Leben und Wesen der katholischen Kirche ein wirkliches Verständnis hat und, ohne die trüben Schatten jener Zeit aus dem Auge zu lassen, das Große und Würdige in ihr, vor allem die höhere Leitung richtig erkennt. Das wird eben stets die kapitalste Anforderung an einen Kirchengeschichtschreiber bleiben müssen, daß er die Auffassungsfähigkeit hat, das Nachfühlungsvermögen für jenes höhere Walten und Leben, das zur Darstellung zu bringen seine Aufgabe ist. Dieser ersten Anforderung hat der fleißige Verfasser vollauf entsprochen.

Forschungen und Funde. Herausgegeben von Prof. Dr Franz Jostes. III. Bd. gr. 8° Münster i. W. 1911/12, Aschendorff.

1. **Flucht- und Werbungssagen in der Legende.** Von Dr Karl Schmeing. (IV u. 50) *M* 1.25
2. **Das Verhältnis von Notkers Nuptiae Philologiae et Mercurii zum Kommentar des Remigius Antissiodorensis.** Von Dr Karl Schulte. (IV u. 120) *M* 3.—
3. **Überlieferung und Quelle der Reinoldlegende.** Von Dr Franz Ostendorf. (IV u. 70) *M* 2.—

Die Sammlung, deren neue Lieferungen hier angezeigt werden, hat 1908 mit den zugkräftigsten Beiträgen außerordentlich glücklich begonnen. Schneiderwirths Untersuchung über „Das katholische deutsche Kirchenlied unter dem Einflusse Gellerts und Klopstocks“ war gefolgt von einer Geschichte der Gralssage, zu der dann H. Dickerhoffs „Schlaglichter auf die Entstehung der Jobsiade“ eine interessante Kontrastwirkung übten. Seitdem sind — wie es dem aus westfälischem Boden erwachsenen Unternehmen wohl ansteht — nicht weniger als drei von den bisherigen zehn Lieferungen den Werken der westfälischen Sappho, Annette Droste, gewidmet gewesen, darunter die wertvolle Ausgabe ihrer Briefe (4 Hefte) von Dr H. Cardauns, die in dieser Zeitschrift (LXXVIII 499) ihre Würdigung gefunden hat. Von den neu vorliegenden Heften, mit welchen Bd III seinen Anfang nimmt, macht die Studie von K. Schulte, Vorläuferin einer kritischen Nuptiae-Ausgabe, mit dem gefeierten Sanktgallermönch Notker und seiner Arbeitsweise näher bekannt. Derselbe hat, indem er den Martianus Capella in die heimatliche Sprache übertrug, jene Freiheit des Geistes sich gewahrt, die man an dem literarisch gebildeten Manne schätzt, zugleich aber auch gewissenhaft den Kommentar des Remigius Antissiodorensis sich zu nutze gemacht, wie man es von einem fleißigen Mönch erwartet. Mag er auf Grund des gewonnenen Ergebnisses vielleicht weniger, als bisher angenommen, im Lichte der Genialität erstrahlen, so vereinigt er doch glücklich die für jene Zeit so seltenen Vorzüge des Schöngeistes und des Gelehrten. Die beiden andern Hefte bewegen sich auf dem heute so eifrig bebauten Gefilde der Legenden- und Sagenforschung. Eine Spezialstudie über Stoffe, welche Werbung, Flucht und schließliche Lösung des daraus entstandenen Konfliktes zum Inhalt haben, muß naturgemäß vieles Merkwürdige, teilweise Pikantes zusammenbringen. Altertum und Mittelalter, Orient und Abendland, Christentum und Heidentum, Mythologie und Heiligen-

geschichte bieten dazu die seltsamsten Züge. Was Dr Schmeing dabei hauptsächlich sucht und betont, sind die zahlreich vorhandenen Parallelen, die sich oft auffallend wiederholenden Ähnlichkeiten. Es bedarf jedoch bei deren Beurteilung der allergrößten Vorsicht, und es wäre sehr übereilt, aus solchen Ähnlichkeiten, die in der Anlage der Menschennatur und in den immer wiederkehrenden Verhältnissen des gesellschaftlichen Zusammenlebens ihren Grund haben, ohne weiteres auf die Sagenhaftigkeit glaubwürdig berichteter Vorkommnisse schließen zu wollen. Wer in unsern Tagen die Geschichte der Werbungen, der Klosterberufe, der Konversionen, der Apostasien aktenmäßig aufnehmen wollte, würde sich denselben Parallelen und auffallenden Ähnlichkeiten gegenübergestellt sehen trotz der Unleugbarkeit der Tatsachen. Einen außerordentlich anziehenden Stoff, gleich ergiebig für die Heldensage, die Literaturgeschichte und Hagiographie, hat Dr Ostendorf mit der Reinoldlegende sich gewählt, und hat denselben auch so ausdauernd und eindringend verfolgt, daß er manches Dunkel lichtet und wirklich Neues bringt. Demgemäß hätte über Reinold ursprünglich ein Liber de gestis Reinoldi bestanden, der Heldenerzählung und Heiligengeschichte durcheinandermengte; die älteste Gestalt der Erzählung, die auf uns gekommen, wäre die, welche Philipp Mouskes in seiner französischen Reimchronik 1243 einer damals bereits uralten „Historie" entlehnte. Als die älteste Redaktion der Prosalegende hat Ostendorf die des Florentius de Schneckis nachgewiesen, des Subpriors von St Pantaleon in Köln zu Anfang des 16. Jahrhunderts, dessen völlig in Abgang gekommene, seinerzeit auch den Bollandisten verborgen gebliebene Arbeit neuerdings wieder entdeckt worden ist. Auf die Frage nach dem historischen Kern ist Ostendorf nicht ausdrücklich eingegangen, hat aber durch Herausschälung der ältesten Züge der Erzählung das Vorhandensein dieses Kernes um vieles wahrscheinlicher gemacht.

Epistolae et Acta Iesuitarum Transylvaniae temporibus Principum Báthory (1571—1613). Volumen primum: 1571—1583. Collegit et edidit Dr Andreas Veress. [Fontes rerum Transylvanicarum. I.] gr. 8° (XVI u. 226) Budapest 1911, typis Societatis Athenaeum typographicae. *K* 10.—

Die Herausgabe der Siebenbürgischen Geschichtsquellen, deren druckbereite 50 Bände in rascher Folge — zwei bis drei Bände des Jahres — erscheinen sollen, ist sehr zu begrüßen; denn nicht nur für die Geschichte Ungarns und der Donauländer, sondern für die neuere europäische Kirchen- und Staatengeschichte ist Neues davon zu erwarten. Was die Sorgfalt der Behandlung wie die Gefälligkeit der Ausstattung angeht, so kann die Ausgabe mit jedem Werke ähnlicher Art den Wettbewerb bestehen. Vielleicht ist es nicht günstig, daß die Sammlung mit sechs Bänden, welche ausschließlich die Begründung und Schicksale der siebenbürgischen Jesuitenniederlassungen zum Gegenstand haben, den Anfang nimmt. Durch die tatsächlich eine Epoche bezeichnende Bedeutung, welche die Tätigkeit des Ordens für die Wiedererhebung Ungarns erlangt hat, ist es indes gerechtfertigt und durch das vorhandene Material geradezu geboten. Der erste Band bringt vorwiegend Jesuitenbriefe und muß daher den kleinen häuslichen Schwierigkeiten, die von Neugründungen unzertrennlich sind, und überhaupt rein internen Angelegenheiten unverhältnismäßig großen Raum gestatten. Neben dem Mangel an Arbeitskräften, die mit Sprache und Sitten der Ungarn hinreichend vertraut gewesen wären, macht namentlich die nationale Abstoßung zwischen Ungarn und Polen sich geltend; es bedarf der Vorsicht, um nicht ungerecht zu urteilen. Anderseits ist dies freilich eine sehr nachdrucksame Art, mit der Eigenart des Volkscharakters und mit den wirtschaftlichen Verhältnissen Siebenbürgens vertraut zu werden aus der frischen Unmittelbarkeit des Lebens heraus. Auch sonst enthalten die Berichte jener ersten Missionäre, die Maßregeln Bathorys, die Breven der Päpste, die Briefe Possevinos so vieles, was weit über die Interessen der einzelnen Ordensniederlassung hinausgeht, daß man

den Wert dieser Quellenveröffentlichung gewiß nicht gering anschlagen darf. Die praktische Nutzbarkeit derselben wäre allerdings um vieles erhöht worden, hätte der Herausgeber die Summarien vor den Dokumenten, die fleißigen Anmerkungen und die Gesamteinleitung nicht ausschließlich ungarisch, sondern in lateinischer oder französischer Sprache gegeben. Man hat jetzt eine Reihe oft sehr umfangreicher Dokumente vor sich in lateinischer, italienischer (bald auch spanischer, englischer rc.) Sprache, zur Orientierung und Erläuterung ist recht vieles beigefügt, aber in einem Idiom, mit dem verhältnismäßig nur wenige einigermaßen vertraut sind. Der Ehre Ungarns wäre besser Bedacht geschehen, hätte der Herausgeber über diesen kleinen nationalen Partikularismus sich zu erheben vermocht.

1. **Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen.** Herausgegeben von dem Historischen Verein für Stadt und Stift Essen. 33. Heft. 8° (204) Essen 1911, Fredebeul u. Koenen. *M* 3.—

2. **Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen.** Register zu Heft 1 bis 25. Bearbeitet von Franz Gescher. 8° (234) Essen 1912, Fredebeul u. Koenen. *M* 4.—

1. Eine wirtschaftsgeschichtliche Monographie über den Oberhof Brockhausen und eine auf historischer Grundlage aufgebaute Untersuchung über das Verhältnis von Rellinghausen und Byfang zum Stifte Essen und dessen Bergregal verleihen dem Hefte ein streng wissenschaftliches Gepräge. Einen weiteren und dankbaren Leserkreis dürften die drei biographischen Aufsätze finden, die sich anschließen: weitere ansprechende und willkommene Nachrichten über den Dichter der Jobsiade, und wertvolle Mitteilungen über den trefflichen Historiker Nikolaus Kindlinger, der bis 1789 dem Minoritenorden angehörte. Durch beide Stücke werden die betreffenden Aufsätze des vorigen Heftes glücklich zum Abschluß gebracht. Großen Dank verdienen die Auszüge aus den Papieren des merkwürdigen Wandervogels Heinrich v. Huyssen, nur wäre zu bemerken, daß dieser zu Moskau mit den Jesuitenmissionären in gutem Einvernehmen lebte und in den Berichten derselben vollständig als Katholik betrachtet wird. Das Stück Nekrologium der Essener Kanoniker, Porträt, Faksimile und Karte sind gute Zugaben und helfen das Heft zu einem ebenso schönen wie wertvollen zu machen.

2. Es verrät die richtige Wertschätzung dessen, was die Beiträge bisher zu Tage gefördert haben, daß die Redaktion auf die Gestaltung eines solchen Registers bedacht war, durch welches so viele und große Arbeit für den Gebrauch erst recht nutzbar wird. Die Einrichtung ist vortrefflich. Zwischen dem großen Namen- und Sachregister sind die Regesten sämtlicher in den Beiträgen veröffentlichten Urkunden und Akten chronologisch aneinandergereiht vom 1. März 966 bis in den April 1894. Der fleißige Bearbeiter hat sich ein großes Verdienst erworben.

L'Église de Paris et la Révolution. Par P. Pisani. Vol. IV et dernier: 1799—1802. 8° (462) Paris 1911, Picard. *Fr.* 3.50

Der unentwirrbare Zustand, in welchen unter dem Direktorium, beim Abhausen der Revolution, die Kirche von Paris geraten war, das Eingreifen Napoleons, die Unterhandlung des Konkordates und die Wiederanbahnung geordneter Pfarrverhältnisse bilden den Gegenstand dieses Bandes, der seine Vorgänger (vgl. diese Blätter LXXX 467) beim entscheidenden Wendepunkt glücklich abschließt und sie zugleich in wichtigen Fragen ergänzt. So unzählige Male die Konkordatsverhandlungen schon erzählt wurden, erscheint doch hier manche Seite und mancher Umstand hinzugefügt oder geklärt. Die gewaltig großen Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, springen recht in die Augen und lassen die Gewalttätigkeiten und Unehrlichkeiten Napoleons, ohne sie zu entschuldigen, doch in milderem Lichte beurteilen. Ein großes Interesse gewährt die erneute Untersuchung, inwieweit bei der konstitutio-

nellen Geistlichkeit, den eidleistenden Staatspfarrern, guter Glaube angenommen werden könne. Im gleichen Geiste der Billigkeit untersucht der Verfasser den Einfluß, welchen auf manche der Treugebliebenen die jansenistische Richtung ausgeübt habe, in welchem Verhältnis die Leistung des vom Papste verurteilten Staatseides, die Apostasien und die Priesterheiraten über die verschiedenen Provinzen sich verteilten und welche moralische Zensur sie verdienten. Liegen doch in den Papieren Capraras noch etwa 5000 Dispensgesuche wegen Priesterverheiratung vor, während nicht wenige der früher Verirrten nachmals wieder als Priester segensreich gewirkt haben. Außerordentlich trostreich ist es gegenüber so vielem Widerwärtigen, das unaufhaltsame Hervorbrechen des Guten zu beobachten, den apostolischen Eifer der Frommen, die tausend geschickten Kunstgriffe, mit welchen der Eifer für die Seelen über jede Polizeityrannei zu triumphieren wußte. Zu Beginn des Jahres 1800 standen den treuen Katholiken in Paris wieder sieben Kirchen offen, schon dieses dankten sie der starken Hand Bonapartes; zwei Jahre später waren Erzbistum, Metropolitankapitel und Priesterseminar hergestellt, und ein Netz von 40 Pfarreien umspannte die 12 Arrondissements der Hauptstadt.

Mariavitensekte. Einige Blätter aus der neuesten Kirchengeschichte Russisch-Polens. Von Kasimir Gajkowski. 8° (100) Krakau 1911, Polnische Verlagsgesellschaft.

Über die unglückliche Sekte, die während der letzten Jahre die Aufmerksamkeit so viel beschäftigt hat, liegt hier ein vollständig orientierender Bericht vor, welcher auf sehr genauer Kenntnis der Dinge und Personen beruht und alle Merkmale der Glaubwürdigkeit an sich trägt. Bei spiegelklarer Darstellung wahrt er Ruhe und Sachlichkeit bis zum Ende und baut zum großen Teil auf den Schriften und Kundgebungen der Mariaviten selbst sich auf. Er versäumt aber auch nicht, auf die trüben Zustände hinzuweisen, in welchen die Kirche von Russisch-Polen festgebannt liegt und welche für dieses wahre Schulbeispiel einer Sektenbildung den günstigen Boden abgegeben haben.

Il Segreto di Confessione ai tribunali di Roma. Relazione documentata del processo di diffamazione del P. Carlo Bricarelli contro Gustavo Verdesi. 8° (VI u. 254) Roma 1912, Civiltà Cattolica. *L.* 2.50

Mitte April 1911 verbreitete der Telegraph die Nachricht von einem großen Skandal: ein Jesuit habe zu Rom das Beichtgeheimnis verletzt. Der Angegriffene wandte sich aber ans Gericht, und Anfang Juni wurde der Verleumder verurteilt zu zehn Monaten Gefängnis, 833 Lire Strafe, Schadenersatz und in die Kosten. Anfang August kam die Sache beim Kassationshofe zur Verhandlung. Das Urteil der ersten Instanz wurde als gerecht bestätigt. Der ganze Verlauf des Prozesses liegt nunmehr in klarer und übersichtlicher Darstellung auf Grund der authentischen Dokumente vor. Der Gegenstand der Verhandlung als solcher war gewiß schon geeignet, das lebhafteste Interesse nicht nur des Klerus und des Volkes, sondern auch der Juristen zu erwecken. Dieses wurde aber noch gesteigert durch den Umstand, daß die Verteidigung mit ihrem Auftreten das Gericht zu prinzipiellen Entscheidungen nötigte. Drei Punkte, über welche die Richter so ein Urteil zu fällen hatten, verdienen besondere Aufmerksamkeit. 1. Die Frage, ob das Beichtgeheimnis vom Gesetz als Amtsgeheimnis anerkannt werde. 2. Ferner die Unterfrage, ob der Beichtvater zur Zeugenaussage über das ihm in der Beicht Kundgewordene dann wenigstens gezwungen werden könne, wenn das Beichtkind die Erlaubnis erteile oder gar den Wunsch ausspreche, daß der Beichtvater frei über das Mitgeteilte aussage. Das Gericht erklärte das Beichtgeheimnis für wahres Amtsgeheimnis. Auf die Unterfrage lautet der Entscheid, der Beichtvater könne nicht angehalten werden, preiszugeben, was der Pönitent ihm anvertraut, selbst nicht,

wenn dieser es wünsche (S. 48). Beide Fragen kamen vor dem Kassationshofe wieder zur Sprache und wurden in gleicher Weise beantwortet (S. 243). Die Begründung ist von überzeugender Klarheit. 3. Die Verteidiger Verdesis verlangten, daß die Kardinäle Respighi und Martinelli wie alle andern Zeugen öffentlich vernommen würden (S. 73). Das führte zur Behandlung der Frage nach der Stellung der Kardinäle vor dem Gesetze. Das Gericht erkannte auf Grund der italienischen Gesetze, die Zeugnisaufnahme habe in ihrer Wohnung stattzufinden (S. 77). Auch diese Entscheidung wurde in der Berufung angefochten (S. 243), aber vom Kassationshof als völlig richtig anerkannt. Ja die Würde der Kardinäle als Fürsten der Kirche, gleichgestellt den Prinzen der regierenden Familien, wurde erst recht klar hervorgehoben (S. 246). 4. Schon vor dem Gerichte hatte die Verteidigung die Sache so darzustellen gesucht, als sei von Verdesi dem P. Bricarelli eigentlich nichts Ehrenrühriges nachgesagt worden (S. 162 166 197). In der zweiten Instanz wurde dieser Entschuldigungsgrund zugunsten Verdesis von neuem vorgebracht (S. 226 243). Der Kassationshof entzog aber diesem Bestreben allen Boden. Er wies darauf hin, daß Verdesi gegen Bricarelli die Beschuldigung auf Verletzung des Beichtgeheimnisses erhoben habe. Das sei aber ein Bezicht, welcher den so Angeschuldigten dem Hasse und der Verachtung aussetze, dessen Ehre und guten Namen verletze (S. 247). So ist dieser Prozeß mit seinen Zwischenspielen und Redekämpfen, seinen scharf formulierten und klar begründeten gerichtlichen Entscheidungen, seinen eingehend motivierten Endurteilen nach der inhaltlichen wie nach der formellen Seite sehr lehrreich. P. Bricarelli geht aus dem Verfahren vollständig fleckenlos hervor. Gericht wie Kassationshof spenden ihm nur Lob. Dem Verleumder aber wirft das Urteil des Kassationshofes mit nackten Worten „Lüge" vor (S. 252 253). „Man kann behaupten", so heißt es auf der gleichen Seite 253 weiter, „daß Verdesi die Anschuldigung erfunden hat, um seine Apostasie zu rechtfertigen, daß es ihm nicht einmal widerstrebte, einen Priester anzuschwärzen, der ihm in reichem Maße ehrenwerte Ratschläge erteilt hatte und den die Ergebnisse des Prozesses als einen Mann erwiesen haben, der wegen seiner anerkannten Ehrenhaftigkeit Achtung verdient." Es ist gut, daß die Darstellung des ganzen Prozesses auf Grund der Verbalakten allgemein zugänglich gemacht ist. Besonders werden die beiden gerichtlichen Urteile, die in ihrem vollen Wortlaute abgedruckt sind, des Eindrucks nicht ermangeln.

Meine Heimkehr. Ein Bekenntnis von Ingeborg Magnussen. 8° (24) M.-Gladbach 1912, Kühlen. 40 *Pf.*

Als freies Bekenntnis des in schwerem Ringen glücklich erkämpften katholischen Glaubens führen die mächtig zur Seele sprechenden wenigen Blätter sich ein. Sie dienen zugleich als schlicht-wahrhaftes Zeugnis für das, was die Konvertitin verlassen, was sie dabei erfahren und erlebt und was sie gefunden hat. Es ist das Magnifikat einer von der Gnade liebreich geführten Seele. Nicht äußere Lebensschicksale, nicht was im Getriebe der Welt die eigene Persönlichkeit bemerkbar machen könnte, soll vor dem Leser ausgebreitet werden, sondern was die Gnade an ihr getan und was höheres Licht als Wahrheit sie erkennen ließ. Von dem Kreise, in dem sie vormals gelebt, im Glauben und Fühlen innig geeint, weiß die Schreiberin nur mit Achtung und liebender Teilnahme zu sprechen. Es ist lehrreich für den katholischen Leser, so in die religiöse Sphäre ernst gläubiger Protestanten mitten hineingeführt zu werden. In welchem Boden diese auserlesene Umgebung ihre Wurzeln hat, wie viele und wie zahlreiche solcher Kreise innerhalb des deutschen Protestantismus sich noch erhalten haben, darüber vermag man in dem kurzen Bekenntnis nichts zu finden. Nur der Wunsch wird rege, daß es deren noch viele geben möge. Viel Schönes, Erwärmendes und Belehrendes liegt in diesen Blättern; am nachdrucksvollsten leuchtet aus ihnen die alte Wahrheit hervor: der ringenden Seele, welche tut, was in ihren Kräften steht, versagt Gott die hilfreiche Gnade nicht.

Unter den Fahnen des Hohenzollernschen Füsilierregiments Nr 40 im Kriege 1870—1871. Selbsterlebtes von H. Freiherr v. Steinäcker, Generalleutnant und Kommandant von Posen. Bilder von E. Zimmer. kl. 8° (128) Köln (o. J.), Bachem. *M* 3.40

General v. Steinäcker hat sich nicht zum Ziel gesetzt, eine zusammenhängende Schilderung der Kriegsereignisse zu entwerfen; er will nur, wie schon der Titel besagt, seine persönlichen Erlebnisse und Eindrücke aus dem großen Kriege wiedergeben und damit zugleich dem tapfern Regiment, dem er angehörte, und seinen braven Kameraden ein Denkmal setzen. Es sind daher nur einzelne Episoden aus den ersten Kämpfen bei Saarbrücken, dem heißen Ringen bei Vionville-Mars la Tour und Gravelotte, den Schlachten von Bapaume und St-Quentin, den frohen Ruhetagen in Dieppe, die den Hauptinhalt der Schrift bilden. Steinäckers Schilderungen haben einen eigentümlichen Reiz der Unmittelbarkeit und erzielen nicht selten eine bemerkenswerte malerische Wirkung. Ihr größter Schmuck ist aber die wahrhaft ritterliche Gesinnung, von der sie beseelt sind. Die rührende Treue, mit der sich der greise General seiner ehemaligen Soldaten erinnert, und die mannhafte Frömmigkeit, die ihm natürlich und ungezwungen aus tiefster Seele strömt, machen aus dem Buch ein Bekenntnis, für das man dem Verfasser gerade in gegenwärtiger Zeit nicht dankbar genug sein kann.

Der große Krieg 1870—1871. Dem Volke geschildert von Konrad Kümmel. Mit 46 Abbildungen und einer Karte. Erste und zweite Auflage. 8° (XII u. 316) Freiburg 1912, Herder. *M* 3.—; geb. *M* 4.—

Nicht gerade an Leser, die hohe literarische Ansprüche machen, will die gut belebte Erzählung sich wenden. Kümmels Verdienst liegt darin, daß er dem schlichten Volk in klarer, mit manch kräftigem Mahnwort durchsetzter Sprache den Verlauf des Krieges auf allen Schauplätzen schildert und dabei besonders den Anteil der gewöhnlichen Soldaten und namentlich der Süddeutschen hervorhebt. Er stützt sich nicht bloß auf größere Darstellungen der Kriegsgeschichte, sondern auch auf die Tagesliteratur von damals und zum Teil auf persönliche Besichtigung der Schlachtfelder.

Führer durch die deutsche katholische Missionsliteratur. Von Robert Streit O. M. I. [Missionsbibliothek.] 8° (XII u. 140) Freiburg 1911, Herder. *M* 2.40; geb. *M* 3.—

Der rührige P. Streit hat sich kein geringes Verdienst um die Missionssache in Deutschland durch die Herausgabe seines „Führers“ erworben. Priester und Laien, die sich mit einem Missionsthema beschäftigen wollen oder müssen, finden nun leicht Aufschluß, wo und wie das geeignete Material zu beschaffen ist. Zugleich hat der Verfasser den Beweis geliefert, daß wir doch nicht gerade so arm an Büchern über das Werk des Weltapostolates sind, wie man uns oft glauben machen möchte. Einzelne Missionszweige fanden allerdings wenig Bearbeiter; aber es bleibt zu berücksichtigen, daß die kirchlichen Kreise Deutschlands meistens in ihrem Pflichtkreise vollauf beschäftigt waren und sogar auf Ruinen aufbauen mußten und die Zahl der deutschen Missionäre bis vor wenigen Jahrzehnten eine beschränkte blieb. Es zeugt von großer Findigkeit und nicht gewöhnlicher Ausdauer, daß P. Streit beim ersten Wurf kein Werk von irgendwelcher Bedeutung entging. Kleinere Unebenheiten und Inkonsequenzen fallen nicht ins Gewicht.

Palästina und seine Geschichte. Sechs volkstümliche Vorträge von Prof. D. Herm. Freiherr von Soden. Dritte, verbesserte Auflage. Mit 2 Karten, 1 Plan von Jerusalem und 6 Ansichten des Heiligen Landes. [Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. VI.] 8° (IV u. 112) Leipzig 1911, Teubner. *M* 1.25

Sechs volkstümliche Vorträge, die der Verfasser vor bald 14 Jahren nach seinem Besuch im Heiligen Lande gehalten, die nun zum dritten Male hinausgehen,

wie sie damals gehalten worden sind. Den Vorträgen eignet eine treffende, lebendige Darstellung, sie atmen wirklich orientalischen Geist und setzen eine gute Beobachtung voraus, sind also ganz dazu angetan, in die orientalische Welt einzuführen. Freilich, der Leser muß dafür auch die gesamte modern-kritische Auffassung der Patriarchengeschichte und der alten Geschichte Israels mit in den Kauf nehmen, der katholische Leser muß sich in seinem Empfinden bei der Beurteilung katholischen Lebens und Arbeitens in Palästina mehr denn einmal peinlich berührt fühlen. Zuletzt sind neben allerlei Druckfehlern manche Behauptungen ausgesprochen, die dem mit Palästina vertrauten Leser schwer begreiflich erscheinen müssen. Hebron kann denn doch, was Fruchtbarkeit angeht, mit Bethlehem wohl den Vergleich aushalten. Der zahlreichen Wandlungen, die das Heilige Land seit den letzten zehn Jahren erlebt, hätte in den Neuauflagen mit einigen Worten gedacht werden sollen.

Die Geschichte der Dalailamas. Von Günther Schulemann. [Religionswissenschaftliche Bibliothek, herausgegeben von Wilhelm Streitberg und Richard Wünsch. 3.] 8° (X u. 290) Heidelberg 1911, Winter. *M* 7.20; geb. *M* 8.20

Dr Schulemanns Buch erschien gerade, da Tibet und der ins Ausland geflohene Dalailama im Vordergrunde des Interesses standen. Es ist die Arbeit eines ernsten Gelehrten, der mit Sachkenntnis und Beherrschung der einschlägigen Literatur an seine Aufgabe herantrat und auf 290 kleinen Seiten einen gewaltigen Stoff übersichtlich darzustellen verstand. Wer immer an den religionsgeschichtlichen Ereignissen des fernen Ostens Interesse hat, findet hier reiche Belehrung. Dem Katholiken wird der Genuß der Lektüre anhaltend gestört durch die Übertragung katholischer Hierarchiebezeichnungen und kirchlicher Zeremonien auf das buddhistische Religionssystem. Niemand, am allerwenigsten den Missionären, fällt es ein, gewisse äußere Ähnlichkeiten abzuleugnen; aber es entspricht weder der Tatsache noch der Wissenschaft, von buddhistischen „Päpsten", „Patriarchen", „Bischöfen", „Äbten", „Exerzitien" zu schreiben. Es liegt Dr Schulemann sehr fern, die katholische Kirche herabzusetzen, wie aus der Anmerkung 56 S. 76 hervorgeht. „Es ist eine grobe Ungehörigkeit", heißt es da, „wenn von akatholischer Seite diese Feststellungen (der Ähnlichkeit) zu Gehässigkeiten, Ausfällen und Taktlosigkeiten mißbraucht werden, oder wenn die Ähnlichkeiten in verletzender Weise auf die heiligsten Institutionen der katholischen Kirche (z. B. das Meßopfer) gedankenlos ausgedehnt werden, wie es z. B. in Sven Hedins Transhimalaja der Fall ist." Die offene Erklärung berechtigt zu der Hoffnung, daß der gelehrte Verfasser bei einer etwaigen neuen Auflage vollständig mit den nichtssagenden und zwecklos verstimmenden Ausdrücken aufräumen wird.

Helfet den Heidenmissionen! Eine Bitte für die armen Heiden. Von F. X. Brors S.J. Zum Besten der Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen. 32° (56) Pfaffendorff (bei Koblenz) 1911, Zentralstelle der Missionsvereinigung. 30 *Pf.*

Die Heidenmission unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonien. Für Schule und Haus bearbeitet von Prof. Dr Herm. Ditscheid, Religionslehrer in Koblenz. Mit Geleitworten von Provinzial P. Acker und Fürst Alois zu Löwenstein. 8° (116) Köln 1911, Bachem. *M* 1.—

Die katholische Heidenmission im Schulunterricht. Hilfsbuch für Katecheten und Lehrer. Von Friedrich Schwager S. V. D. 8° (184) Steyl 1912, Missionsdruckerei. Geb. *M* 2.—

Diese drei Schriften verdanken ihren Ursprung der Begeisterung für das herrliche Apostolat der Kirche unter den Heidenvölkern und wollen Begeisterung dafür wecken. In echt volkstümlichem Tone entwirft P. Brors ein fesselndes Bild von

Heidenmission und Heidenapostel, um dann die Art und Weise zu schildern, wie die Heimat ihren Söhnen und Töchtern in fernen Landen zu Hilfe kommen kann. — Seinem Zwecke entsprechend, für Schule und Haus eine Art kleiner Nachschlageschrift über die Missionen zu bieten, wählt Dr Ditscheid eine knappere Form und eine nüchternere Sprache. Viel Material ist in dem Bändchen zusammengetragen und zu einem ansprechenden Ganzen verarbeitet. Ein langsames, aufmerksames Durchlesen kann nicht ohne Eindruck bleiben. Es wäre zu wünschen, daß die Schrift in die Hand zahlreicher Gymnasiasten und Akademiker käme. — Ist Dr Ditscheids Buch für die große Schülerwelt bestimmt, so richtet sich das Werk des P. Schwager an das Lehrpersonal selber. Einige Kapitel decken sich in den beiden Schriften, aber in der Hauptsache weichen sie bedeutend voneinander ab, und P. Schwager ist naturgemäß ausführlicher und tiefergehend. Der reiche Inhalt des Buches wird schon durch die Überschriften angedeutet: Die Mission im Religionsunterricht, Die Mission in der Biblischen Geschichte, Die Mission im geschichtlichen und geographischen Unterricht. Überall fühlt der Leser, daß der Verfasser das weite Gebiet des heimatlichen und auswärtigen Missionswesens beherrscht, und darum werden auch die Winke und Anleitungen besonders gern aufgenommen werden.

Soziales Leben in der ersten Kirche. Von Eduard Vogt, Pfarrer. 8° (VIII u. 160) Breslau 1911, Aderholz. *M* 1.80; geb. *M* 2.40

Die Schrift ist höchst zeitgemäß. Sie zeigt, wie groß und wichtig der Einfluß der katholischen Kirche auf das Kulturleben von Anfang an gewesen. Jesus Christus wollte der Heiland nicht nur für die einzelne Seele sein, sondern auch für die Welt, für das Staats-, Wirtschafts-, Wissenschafts- und Kunstleben, auf allen diesen Gebieten diejenigen Wandlungen herbeiführen, die von dem Geiste und Gesetze der christlichen Lehre gefordert werden. Insbesondere für Vorträge in katholischen Vereinen bietet das Büchlein schönen und reichen Stoff.

Die wirtschaftliche und kulturelle Lage der deutschen Katholiken. Von Dr oec. publ. Hans Rost. 8° (VIII u. 220) Köln 1911, Bachem. *M* 5.—

Die Schrift ist nicht eine erweiterte Neuauflage der im Jahre 1908 erschienenen Veröffentlichung Rosts („Die Katholiken im Kultur- und Wirtschaftsleben der Gegenwart"), sondern eine vollständig neue Bearbeitung des gleichen Themas. Der Verfasser hat sich dabei bemüht, schon im Vorwort die Mißverständnisse, die seine frühere Schrift hervorgerufen hat, als wolle er eine Einschränkung des Theologiestudiums oder der Kultusstiftungen befürworten, durch ausdrückliche Verwahrung gegen solche Absichten abzuschneiden. Die Einleitung bietet dann eine klare und gründliche Auseinandersetzung über die sog. Inferiorität der Katholiken und einige grundlegende Bemerkungen über die Stellung der katholischen Religion zur materiellen und geistigen Kultur, die im sechsten Abschnitt der Schrift ausführlicher erörtert werden. Das statistische Material, auf das sich die Ausführungen Rosts über die wirtschaftliche und kulturelle Lage der deutschen Katholiken stützen, ist im Vergleich mit der früheren Schrift ganz bedeutend erweitert. Die Grundlage bieten ihm die Ergebnisse der Betriebszählung im Deutschen Reich vom 12. Juni 1907. Daraus geht klar hervor, daß die katholische Bevölkerung an der weniger einträglichen Landwirtschaft weit über ihren Bevölkerungsanteil hinaus beteiligt ist, dagegen bei den einträglichen Berufszweigen, namentlich beim Handel und den sog. freien Berufsarten hinter ihrer Bevölkerungsquote zurückbleibt. Direkte Ermittlungen über den Grad des materiellen Wohlstandes der Konfessionsgemeinschaften aus dem Großherzogtum Baden und den Städten Berlin und Frankfurt, die im zweiten Kapitel wiedergegeben sind, bestätigen das im ersten Kapitel gewonnene Resultat. Aus der ungünstigeren ökonomischen Lage ergibt sich dann naturgemäß eine geringere Beteiligung an den höheren Studien, die in erster Linie den wohlhabenderen Schichten

der Bevölkerung zugänglich sind. Rost hat das statistische Material, soweit die amtliche Statistik über den Anteil der Konfessionsgemeinschaften an den höheren Studien Aufschluß gibt, für alle Bundesstaaten mit größerer katholischer Bevölkerungsquote übersichtlich zusammengestellt. Man sieht daraus, daß der Anteil der Katholiken an den höheren Studien zwar fast überall hinter ihrer Bevölkerungsquote zurückbleibt, daß sich aber das Defizit zusehends verringert, und daß gerade auf der höchsten Stufe, dem akademischen Studium, wenn man — wie es sich gebührt — die Studierenden an den theologischen Lyzeen und den Priesterseminarien hinzurechnet, die Katholiken doch gar nicht so weit zurückstehen, wie gewöhnlich behauptet wird. Noch deutlicher würde das hervortreten, wenn auch die Studierenden an Ordensanstalten einbezogen würden, die ebenfalls eine der akademischen gleichwertige Ausbildung erhalten. An den Realanstalten ist allerdings auch jetzt noch das Mißverhältnis sehr groß. Aber im Gegensatz zum Verfasser würden wir eine geringere Beteiligung der Katholiken an den Realstudien nicht für bedauerlich halten, wenn sie durch ein entsprechend großes Übergewicht an den humanistischen Anstalten ausgeglichen würde, wovon wir freilich gegenwärtig noch weit entfernt sind. An die Kapitel über die ungünstigere Stellung der Katholiken hinsichtlich des materiellen Wohlstandes und der Beteiligung an den höheren Studien sollte sich naturgemäß das Kapitel über die Ursachen der sog. Inferiorität anreihen. Der Verfasser läßt aber zunächst einen Abschnitt über die numerische Entwicklung der Konfessionsgemeinschaften folgen, der gewiß nicht überflüssig ist, aber unseres Erachtens besser an den Anfang gesetzt würde. Die Ausführungen über die Ursachen der Inferiorität sind gründlich und im allgemeinen durchaus zutreffend. Auch wir halten es für wünschenswert, daß die Stiftungen zur wissenschaftlichen Förderung des katholischen Volksteils sich mehren, glauben aber nicht, daß gegenwärtig vielfach überflüssige Kultusstiftungen gemacht werden, wie der Verfasser anzunehmen scheint. Im siebten Kapitel wird noch einmal das über die gegenwärtige Lage der deutschen Katholiken Gesagte in einem kurzen Überblick zusammengefaßt und mit Recht hervorgehoben, daß der Gesamteindruck ein erfreulicher ist, weil auf allen Gebieten reges Schaffen und Vorwärtsstreben unverkennbar ist. Im Schlußkapitel endlich werden Maßnahmen zur weiteren Hebung der kulturellen und wirtschaftlichen Stellung der deutschen Katholiken vorgeschlagen. Mit diesen Vorschlägen kann man sich im allgemeinen einverstanden erklären. Denn Förderung des Görresvereins, des Albertus-Magnus-Vereins, des Volksvereins für das katholische Deutschland, der katholischen kaufmännischen Vereine, der Mäßigkeitsbewegung, das sind Dinge, die jeder Katholik unterschreiben kann. Zu bedauern ist aber, daß der Verfasser auch Maßnahmen, die lediglich Sache der kirchlichen Behörden sind, wie eine rationellere Pfarreinteilung und eine Verlegung der Feiertage, unter die von der Gesamtheit der Katholiken zu verfolgenden Aufgaben einreiht. Ebenso halten wir es für unrichtig, von einem „Luxus" in der Ausstattung von Gotteshäusern zu sprechen. Man kann zugeben, daß in diesem Punkte nicht selten Geschmacklosigkeiten begangen werden, und daß es manchmal wünschenswert wäre, das Geld für dringendere kirchliche Bedürfnisse verwenden zu können, aber ein Luxus sind Aufwendungen für Ausschmückung von Gotteshäusern doch niemals.

Die beruflichen und sozialen Verhältnisse der Juden in Deutschland. Von Dr oec. publ. Jakob Segall. [Veröffentlichungen des Bureaus für Statistik der Juden. 9.] 8° (IV u. 86) Berlin 1912, Schildberger (Inh. A. Schlesinger). *M* 2.40

Das sehr rührige Bureau für Statistik der Juden hat seine Veröffentlichungen wieder durch eine wertvolle Studie bereichert. Segalls Schrift bietet eine willkommene Ergänzung zu der Schrift Dr Rosts über die wirtschaftliche und kulturelle Lage der deutschen Katholiken, wenn auch nur nach der wirtschaftlichen Seite. In

einem einleitenden Kapitel gibt der Verfasser eine kurze Darstellung des gegenwärtigen Standes und der Entwicklung der jüdischen Bevölkerung Deutschlands in den letzten Jahrzehnten; in vier weiteren Kapiteln behandelt er den Anteil der Juden am Erwerbsleben, sowie ihre berufliche und soziale Gliederung. Mit Recht wird hervorgehoben, daß der Altersaufbau der jüdischen Bevölkerung, ihre Verteilung über die verschiedenen Ortsgrößenklassen und ihr Anteil an den einzelnen Berufsarten stark abweicht von der übrigen Bevölkerung des Reiches, und daß daher auch bei Beurteilung der Vorgänge der natürlichen Bevölkerungsbewegung und der Stellung der Juden im Erwerbsleben ein anderer Maßstab angelegt werden muß als bei andern Konfessionsgemeinschaften. Ein abschließendes Urteil über die interessanten bevölkerungsstatistischen Probleme ist bei der mangelhaften Berücksichtigung des konfessionellen Momentes von seiten der amtlichen Statistik gegenwärtig leider noch nicht möglich.

Manuel de Sociologie Catholique. Histoire. Théorie. Pratique. Par R. P. A. Belliot O. F. M. gr. 8° (690) Paris 1911, Lethielleux. *Fr.* 10.—

Das Werk will eine möglichst erschöpfende Darstellung alles dessen bieten, was unter dem Namen „Soziologie" zusammengefaßt werden kann. Philosophische, theologische und juristische Erörterungen, soziale und wirtschaftliche „Fragen" finden sich da vereint; das „Sein" und „Seinsollen", die Einrichtungen der Gesellschaft wie ihre Mängel und die Heilmittel für ihre Wunden werden untersucht und durchgesprochen. Nicht selten fallen Lichtstrahlen von überraschender Klarheit auf schwierige Probleme. Manche schöne Einteilungen für einzelne Partien des sozialen und wirtschaftlichen Lehrstoffes kann man in dem Buche finden. Wird man auch nicht in allen Einzelfragen mit dem Verfasser übereinstimmen können, so verdient doch der außerordentliche Fleiß, der sich in seiner Arbeit kundgibt, Anerkennung und Lob.

Autour du Catholicisme social. Cinquième Série. Par Georges Goyau. 8° (XII u. 316) Paris 1912, Perrin. *Fr.* 3.50

Wie bei den früher angezeigten Bändchen (vgl. diese Blätter LXXVII 451) sind es vorwiegend Bücherreferate und kleine Gelegenheitsaufsätze, was Goyau zusammenfügt, recht verschiedenen Inhaltes, aber gleichmäßig durchströmt von katholischer Wärme und seeleneifrigem Schaffensdrang. Ein apologetischer Grundton, der fast überall hindurchschimmert, tut dem Werk gewiß keinen Eintrag. Der erste Abschnitt über die christliche Moral ist direkt apologetisch; die Bemerkungen über das Rosenkranzgebet, wenn auch nicht dessen einzig mögliche Rechtfertigung, sind doch geistreich, fromm und originell. Den größeren Teil des Raumes, rund 200 Seiten, nehmen biographische Skizzen in Anspruch, und zwar solche ausgesuchter und anziehender Art. Als Vertreter des durch die Religion verklärten Patriotismus erscheinen der Mönch Guibert von Nogent und Jeanne d'Arc, als Stifter tätiger Orden Sophie Barat und Père Colin, Männer des öffentlichen Lebens Montalembert und Falloux. In den Bereich der Wissenschaft und Publizistik, vorab der kirchlichen Prinzipienkämpfe führen Namen ein wie die des großen Mabillon und des unglücklichen de Lamennais; für Deutschland Adam Moehler und Albert von Ruville. Viel Erhebendes und Nachahmungswertes kann man hier finden, Goyau hat gerade für solches ein fein empfängliches Auge. Aber an Wichtigkeit werden diese Skizzen durch den Inhalt des folgenden Abschnittes weit übertroffen. Auf die drei bedeutendsten Nummern sei ausdrücklich aufmerksam gemacht: „Die Evangelisation von Paris seit dem Trennungsgesetz"; — „Die heutige Pflicht des Laien zur Mitwirkung an der Ergänzung des Klerus"; — „Die Heranbildung der Caritas". Niemand wird diese Stücke lesen ohne mannigfaltige Belehrung und heilsame Anregung.

Unternehmung und Mehrwert. Von F. Keller. [Vereinsschrift der Görres-gesellschaft.] 8° (96) Köln 1912, Bachem. *M* 1.80

In sprachlich vollendeter Form wird der Nachweis für die ethische Berechtigung des Unternehmergewinnes geführt, der von Marx als Mehrwert heftig bekämpft wurde und seitdem den tiefsten Grund des Klassenhasses bildet. Demgegenüber beweist Keller: erstens, der Unternehmer trägt die volle Verantwortlichkeit für das Unternehmen und zwar im Interesse des Volksganzen, und kann hiefür ein gerechtes Äquivalent beanspruchen; zweitens, die oft sehr verzweigte Unternehmertätigkeit begründet einen Gewinn. Für beide Rechtstitel beruft er sich auf ältere Theologen, namentlich auf Scotus und St Bernardin von Siena. Der Verfasser polemisiert dabei gründlich und glücklich nach zwei Seiten: einmal gegen einige moderne National-ökonomen, wie Sombart und Max Weber, welche die katholische Sittenlehre als Feindin jeglichen kapitalistischen Gewinnstrebens hinstellen, dann gegen vereinzelte katholische Theologen, wie Ratzinger und Hohoff, die in der Scholastik eine Vor-läuferin der Marxistischen Werttheorie entdeckt zu haben glauben und demgemäß einen Gegensatz konstruieren zwischen überlieferter kirchlicher Lehre und Unternehmer-tum. Die Unternehmung, schließt Keller, ist ein gewaltiges, sittlich einwandfreies Werkzeug in der Hand dessen, der sie gebraucht; der christliche Geist kann sie in den Dienst der höchsten Ideale stellen und soll es tun.

Handwerkerkompaß. Lehr- und Lesebuch für Kurse und Haus. Von Dr Ant. Höfle. Buch- und Kapiteltitel gezeichnet von K. Köster. kl. 8° (304) M.-Gladbach 1912, Volksvereins-Verlag. Geb. 75 *Pf.*

Dem Handwerker ist hier in Wirklichkeit ein sehr brauchbarer Kompaß geboten, an dem er sich in den ihn oft bedrängenden Stürmen des wirtschaftlichen Lebens vor-trefflich orientieren kann. Das Büchlein spornt ihn an zu wahrem Standesbewußt-sein und zum rüstigen Vorwärtsstreben, zeigt ihm aber auch deutlich die Wege, welche Technik und modernes Verkehrswesen dem Handwerk geöffnet. Ebenso werden die vielfachen Hilfen, welche die soziale Gesetzgebung dem Handwerker bereitstellt, ausführlich besprochen. Die auf Selbsthilfe beruhenden Vereinigungen werden dringend empfohlen. Der Kompaß wird alten und jungen Handwerkern, aber auch allen, die diesem achtbaren Stande Interesse entgegenbringen, oder ihm durch Berufsstellung nähergerückt sind, wie Gesellen- und Lehrlingspräsides, von großem Nutzen sein.

Die geheime und öffentliche Prostitution in Stuttgart, Karlsruhe und München. Von Dr oec. publ. A. Neher. [Görresgesellschaft zur Pflege der Wissen-schaft im katholischen Deutschland. Sektion für Rechts- und Sozialwissen-schaft. 11.] 8° (VIII u. 254) Paderborn 1912, Schöningh. *M* 6.—

Die Schrift Nehers ist eine sehr wertvolle und verdienstliche Arbeit. Sie stützt sich ausschließlich auf bisher unveröffentlichtes amtliches Material und gibt zu-verlässigen Aufschluß über die geheime und öffentliche Prostitution in der bayrischen, württembergischen und badischen Hauptstadt sowie in Augsburg, Ulm und mehreren andern süddeutschen Städten. Auf Grund dieses Aktenmaterials werden Zahl, Alter, örtliche Herkunft, Beruf und Erwerbsverhältnisse der Prostituierten eingehend erörtert. Das unerquickliche Thema ist mit großem sittlichen Ernst behandelt; an einigen Stellen hätte aber das sichtliche Bemühen des Verfassers, alles Anstößige und Ungeziemende im Ausdruck zu vermeiden, unseres Erachtens noch weiter gehen sollen. Wir hätten auch eine schärfere Zurückweisung der materialistischen Auf-fassung Liszts und Quetelets auf S. 108 u. 110 und der in solcher Allgemeinheit unberechtigten Äußerung Hessens auf S. 205 über die „Ausgelassenheit der jungen Mädchen“ in München gewünscht. Auch darf es nicht den Anschein haben, als billige man eine Anschauung, die die Prostitution lediglich aus den Umständen

erklärt und die schwere Verschuldung der Prostituierten selbst leugnet. Wenn der Verfasser auf S. 230 u. 231 zur Erklärung des geringen Anteils der bayrischen Landbevölkerung an der Rekrutierung der Münchener Prostitution auf die hohe Ziffer der unehelichen Geburten namentlich in Niederbayern hinweist, so scheint uns das nicht richtig, da es sich bei jener beklagenswerten Erscheinung meist um Verbindungen handelt, die von beiden Seiten mit der Absicht einer späteren Eheschließung eingegangen und tatsächlich in der Regel dadurch wieder gutgemacht werden. Überhaupt können wir nicht allen Schlußfolgerungen zustimmen, die der Verfasser aus seinem Material glaubt ziehen zu können. Er berücksichtigt nicht genug, daß er doch nur einen Teil der wirklich vorhandenen Prostitution kennt, der an den verschiedenen zum Vergleich herangezogenen Orten keineswegs gleich groß ist. Auch handelt es sich um so geringe absolute Zahlen, daß man mit Schlußfolgerungen sehr vorsichtig sein sollte. Unter den Mitteln zur Bekämpfung der Prostitution hätte die Pflege ernster Religiosität nicht übergangen, sondern an erster Stelle genannt werden müssen. Jedenfalls ist aber die Schrift eine wissenschaftliche Leistung, die Anerkennung verdient, weil sie unsere Kenntnisse über diese traurigen Zustände durch solides Material bereichert und die Bekämpfung des Übels durch Aufdeckung der Ursachen erleichtert.

Der Kampf ums Dasein in der Natur in seiner Bedeutung als Prinzip des Fortschrittes. Von Dr Franz Jos. Völler. [Frankfurter zeitgemäße Broschüren. XXXI, 7.] 8° Hamm (Westf.) 1912, Breer u. Thiemann. 50 *Pf.*

Es ist hoch an der Zeit, daß die Anschauungen über die Bedeutung des Darwinismus, wie sie nun so ziemlich allgemein von den Naturforschern vertreten werden, wirklich Allgemeingut der Wissenschaft werden und auch in die Kreise der Gebildeten eindringen. Die vorliegende Schrift gibt an der Hand der neuesten Literatur eine vortreffliche Übersicht über den Wert der spezifisch Darwinschen Erklärungsprinzipien der Abstammungslehre. Es bleibt von der einstens so hochgepriesenen und so sehr gefürchteten Lehre kaum etwas übrig. Die Darstellung ist sachlich, einfach und jedem Gebildeten leicht verständlich. Möge das Schriftchen nur auch eine recht weite Verbreitung finden.

Haeckel und die Wissenschaft. Ein Wort der Aufklärung allen denkenden, ehrlich die Wahrheit suchenden Lesern der „Welträtsel“ und sonstiger populärer Haeckelscher Schriften gewidmet. Von Emil Kowalsky, Professor am Gymnasium zu Diekirch. kl. 8° (132) Diekirch 1911, Schroell.

Gegen den schnöden Mißbrauch, der von monistischer Seite, namentlich von Haeckel und seinen Parteigängern, mit der Naturwissenschaft getrieben wird, um einen schlecht verkappten Atheismus an die Stelle des Christentums zu setzen, erhebt der Verfasser seine Stimme. Insbesondere geht er scharf ins Gericht mit Haeckels „Welträtseln“, und zwar auf Grund von Urteilen anerkannter Fachmänner wie Chwolson, Reinke, Wiesner, Branca usw. Auch die Kontroverse Braß-Haeckel ist näher behandelt. Eine Kritik von Haeckels letzter Verteidigungsschrift „Sandalion“ 1910 (s. diese Zeitschr. 1911, LXXX 238 f) wäre für eine neue Auflage beizufügen.

Die Schrift Kowalskys ist kernig und populär geschrieben und zugleich sachlich inhaltsreich und originell. Sie wird nicht nur in weiteren Kreisen wahre Aufklärung verbreiten, sondern enthält auch manches Goldkorn für christliche Philosophen und Apologeten. Der unbeschränkten Empfehlung des Keplerbundes (S. 46 ff) können wir jedoch nicht beistimmen, da das Programm desselben nicht frei ist von Unklarheiten in Bezug auf das Verhältnis von Glauben und Wissen. Auch besitzt Chamberlain nicht jene Objektivität gegenüber den geistigen Strömungen der Gegenwart, die ihm nach Reinke (S. 42) zugeschrieben wird; sein scharfes Urteil über Haeckel ist allerdings zutreffend.

Neuer Gesundheitswegweiser für Kranke, die gesund, und für Gesunde, die nicht krank werden wollen. Heilmittel für allerlei Krankheiten, Verhaltungsmaßregeln bei Unglücksfällen, Ratschläge zu vernünftiger Lebensweise. Herausgegeben von Dr Hübler und A. von Stellberg. 8° (VI u. 404) Würzburg 1911, Bucher. *M* 4.20; eleg. geb. *M* 5.—

Der Titel des Buches gibt den Inhalt und den Zweck desselben hinreichend an. Der „Gesundheitswegweiser" will ein Ratgeber sein für die Kranken, welche nicht gleich oder nicht leicht einen Arzt haben können, um die bewährtesten alten und neuen erprobten Heilmittel anzuwenden, namentlich aber bei Unglücksfällen, wo schnelle Hilfe nottut, die richtige Behandlung auch dem Nichtarzte zeigen z. B. bei Erfrorenen, Gehängten, Blutungen usw. Namentlich aber will er auch dem Gesunden Ratschläge geben, wie er durch vernünftige Lebensweise seine Gesundheit erhält und stärkt. Deshalb wird auf die Körperpflege, frische Luft, entsprechende Wohnung, Abhärtung von der Kindheit an so großes Gewicht gelegt. Durch die alphabetische Anordnung des Stoffes ist ein schnelles Finden ermöglicht, und durch die klare, wirklich allgemein verständliche Ausführung ersichtlich, was in den einzelnen Fällen zu tun ist. Das Buch ist sicher ein guter Wegweiser für alle, namentlich für Eltern und Lehrer, die so viele Gelegenheit haben, für die Gesundheit der Kinder tätig zu sein und so manche Schädigungen derselben fern zu halten.

Benzigers **Naturwissenschaftliche Bibliothek.** 8° Einsiedeln 1912, Benziger.
Nr 17. **Die Vulkane.** Kurze Darstellung der vulkanischen Erscheinungen unserer Erde. Von Dr P. Damian Buck O. S. B. Mit farbigem Titelbild und 44 Textillustrationen. (VIII u. 134) In Orig.-Einband *M* 1.50

In diesem Bändchen hat der Verfasser in knapper, übersichtlicher Darstellung unsere heutigen Kenntnisse über die vulkanischen Erscheinungen unserer Erde zusammengefaßt. Die zahlreichen vorzüglichen Illustrationen geben dem Leser ein Bild der verschiedenen Vulkanformen und deren Aufbau. Mit Recht wird am Schlusse hervorgehoben, daß „die Forschungsresultate eines zweitausendjährigen Vulkanstudiums uns zum Geständnisse nötigen, daß unser Wissen über das Wesen der vulkanischen Erscheinungen und vor allem über die näheren Ursachen der Eruptionen größtenteils ein unsicheres und lückenhaftes ist". Das eifrige Zusammenwirken der Erforscher des Vulkanismus auf der ganzen Erde läßt aber hoffen, daß es der Wissenschaft doch gelingen wird, der Natur der vulkanischen Erscheinungen auf den Grund zu kommen.

Blumenbüchlein für Waldspaziergänger, im Anschluß an „Unsere Bäume und Sträucher" herausgegeben von Dr B. Plüß. Dritte, verbesserte Auflage. Mit 272 Bildern. 12° (VIII u. 196) Freiburg 1912, Herder. Geb. *M* 2.20

Was in der Besprechung der 2. Auflage des Büchleins in diesen Blättern LXVIII 598 gesagt ist, gilt erst recht von der dritten, bedeutend verbesserten und vermehrten Auflage, welche statt 124 Bildern deren 272 enthält und von 138 Seiten auf 195 vermehrt ist. Und doch konnte der Text durch Herstellung des neuen Bändchens „Unsere Wasserpflanzen", auf welches jetzt mehrfach verwiesen wird, bedeutend verkürzt werden. Dafür aber wurden dann andere Zusätze, namentlich weitere Illustrationen hinzugefügt, welche die Brauchbarkeit des Büchleins erhöhen. Dabei ist der Preis doch nur um 20 Pfennig gestiegen. Bei Corydalis lutea hätte angegeben werden sollen, daß bei dieser Art keine Knollen, sondern „ästig faserige" Wurzeln vorhanden sind. Der S. 28 Z. 8 v. o. übersehene Druckfehler „Nebendolde" statt „Rebendolde" wird wohl leicht gemerkt, da im Text S. 100 und im Inhaltsverzeichnis richtig „Rebendolde" steht. Möge diese neue Auflage dazu beitragen, daß namentlich die studierende Jugend mit offenen Augen die Mannigfaltigkeit der Flora des Waldes betrachten lernt.

Kommentar zur Biblischen Geschichte für die katholische Volksschule. Von J. van Gils und J. Nellessen. Dritte Auflage. Mit 5 Tafeln und 1 Kartenbeilage. gr. 8° Düsseldorf, Schwann. Beide Teile in einem Band *M* 8.—, geb. in Halbfranz *M* 9.80; jeder Teil für sich *M* 4.—, geb. *M* 5.50

I. Band: **Das Alte Testament.** Bearbeitet von J. Nellessen. (XIV u. 446) 1910.
II. Band: **Das Neue Testament.** Bearbeitet von J. van Gils. (VIII u. 512) 1907.

Diese Erklärung der heiligen Geschichte wurde in dieser Zeitschrift schon früher empfohlen (LIX 586 und LXX 115), und der Anklang, den sie inzwischen gefunden, ist Beweis für die Brauchbarkeit des Buches. Die Bearbeiter haben begründeten Wünschen mehrfach Rechnung getragen, ohne durch wesentliche Änderungen der bewährten Gestalt ihres Werkes Eintrag zu tun. Der Kommentar, dem die Biblische Geschichte für Köln zu Grunde liegt, ist, um dies zu wiederholen, nicht dazu bestimmt, unmittelbar den Volksschülern vorgetragen zu werden, sondern soll von den Kandidaten der Lehrerseminare durchgearbeitet werden und ferner den Lehrern bei ihrer Vorbereitung auf den Unterricht dienen. Daß ein solches Buch auch als Fundgrube für homiletische Meditation dienen kann, ergibt sich von selbst. Die Ausstattung ist gut; nur an dem winzigen Kleindruck da und dort scheint der Verleger festhalten zu wollen.

Schulbibel. (Das Neue Testament.) Bearbeitet von Heinrich Stieglitz. Mit Bilderschmuck nach Jos. von Führich. 8° (XIV u. 208) Kempten u. München 1910, Kösel. 75 *Pf.*

Gegen die Grundsätze, die der Bearbeiter in einem Geleitworte ausspricht, wird sich kaum etwas einwenden lassen. Bei der Frage, ob der Titel „Schulbibel" zu empfehlen sei, spielen so viele An- und Rücksichten mit, daß Einigkeit schwer zu erreichen ist. Stieglitz tadelt es mit Recht, wenn ein Bearbeiter der Biblischen Geschichte sich zu weit vom Schriftwort entfernt. „Er mag dann und wann ein erklärendes Wort oder Sätzchen einfügen, weil das Verständnis es heischt; aber weitere Befugnisse kann er nicht beanspruchen." Ein Satz wie: „Das Laubhüttenfest war in vollem Gange" (S. 65) will uns fast schon unbiblisch klingen. Im ganzen aber sind Ton und Sprache dem Zweck durchaus angemessen. Nur ein sachliches Bedenken ist uns geblieben. Bei den Mitteilungen aus der Apostelgeschichte wird ganz unvermittelt gegen Schluß auch die Missionsreise des Apostels Paulus nach Spanien, seine abermalige Rundreise im Osten und sein Martertod unter Nero erzählt. Dann folgen als letzte Nummern dieses Teils „Kleine Lebensbilder der Apostel" und „Der Siegeszug der Kirche". Darauf beginnt ein neuer Abschnitt: „Proben (wir hätten lieber ‚Kernsprüche' oder ähnlich gesagt) aus den Lehrschriften." Es stößt uns, so im gleichen Druck und Kontext Stücke aus der Tradition und Legende in eine „Schulbibel" hineingearbeitet zu sehen. Der Verfasser will ja sein Buch nicht ausschließlich auf den Schulsaal beschränkt sehen, sondern rechnet auf den „Privatfleiß der Kinder", und wir möchten auch die Erwachsenen nicht ausschließen. Diese sollten aber vor der Vorstellung bewahrt werden, etwas stehe in der Bibel, was nicht darin steht. Die Bilder sind schön. Statt der zwei Kärtchen von Palästina, die zudem entgegengesetzt orientiert sind, sähen wir lieber ein gutes.

Biblia pauperum. Von Dr Franz J. Luttor. Studie zur Herstellung eines innern Systems. Mit dem Texte der in der Wiener k. k. Hofbibliothek aufbewahrten Handschrift und mit einem Lichtdruck. 8° (128) Veszprém (Ungarn) 1912, Opitz (Wien). *M* 3.50

Der erste Teil behandelt die Anlage, den Namen und Inhalt der „Armenbibel", der zweite Teil gibt die Übersetzung der Wiener Handschrift der Armen=

bibel Nr 1198 und fügt die betreffenden Stellen des „Heilsspiegels" im Auszuge bei. Luttor sucht dann zu zeigen, in beiden Büchern sei ein feines System verborgen, welches einer nicht unbewußten systematisierenden Tätigkeit entstamme. Demnach zerlegt er die Armenbibel in vier Serien, welche 1. die Vorbereitung und Vermittlung des Heiles zeigen, 2. den Sündenfall und die Versöhnung durch Szenen aus dem öffentlichen Leben Christi, 3. in der Leidensgeschichte den Sündenfall und die Sündenlust bei Judas und den Häschern, 4. in den Auferstehungsszenen die Wirkungen der aktuellen und heiligmachenden Gnaden. Man kann einen solchen Gedankengang in das Buch hineinlegen und herauslesen; daß der Verfasser ihn gehabt habe, scheint nicht erwiesen. Armenbibel und Heilsspiegel geben eine chronologische Folge der Ereignisse und schließen sich ans Kirchenjahr an. Daß sie eine Art Katechismus darstellen und dem Volk einen passenden Religionsunterricht vermitteln wollen, darin hat der Verfasser recht.

Ein Steinlescher Madonnen-Zyklus. Mit begleitendem Text von Franz Düsterwald und einer Lebensskizze des Künstlers von Hans Nolden. Bilder gestochen von F. Keller. Größe 20 × 29 cm. Lex.-8° (8 Tafeln mit 15 S. Text.) M.-Gladbach 1912, Kühlen. A. Kupferstich-Ausgabe. In feinem Leinenband mit Goldtitel *M* 3.60. B. Volksausgabe in Lichtdruck, eleg. kartoniert *M* 1.80

Die prachtvollen, vornehm konzipierten Zeichnungen Steinles zu den Tagzeiten der Unbefleckten Empfängnis feiern in dieser verdienstvollen Publikation eine neue Auferstehung. Kommen die Lichtdruckreproduktionen an Feinheit den schönen Kellerschen Stichen auch nicht ganz nahe, so dürfte der billige Preis dem geschmackvoll ausgestatteten Hefte einen um so größeren Absatz sichern. Der Begleittext bietet eine treffliche Erklärung der vielfach an sich schon verständlichen Bilder. Vielleicht könnte bei den Neuauflagen auch der Text der Tagzeiten in deutscher Übersetzung beigefügt werden, wie es Reischl bei der ersten Ausgabe 1859 getan hatte.

Laienbrevier in Bildern. Je zehn Kunstblätter nach Originalen klassischer und neuerer Meister mit erläuterndem Text. Von P. Valerius Kemper O. F. M. [Hausschatz christlicher Kunst.] Hoch 4° M.-Gladbach 1912, Kühlen.
I. Teil: **Die Kindheit Jesu.** Lichtdruckausgabe. *M* 1.80
II. Teil: **Das Leiden Christi.** Volksausgabe in Kunstdruck. *M* 1.—

Die beiden Hefte bilden einen vielversprechenden Anfang der neuen Sammlung, die unter dem Titel „Hausschatz christlicher Kunst" den Zweck verfolgt, durch billige Ausgaben von Kunstblättern mit erklärendem Text dem Volke die reiche Fülle christlicher Kunst älterer und neuerer Zeit näher zu bringen. Der begleitende Text bringt zuerst entsprechende Bibelstellen, dann eine kurze Würdigung des Meisters mit Erklärung des vorliegenden Bildes, zum Schluß ein passendes Gedicht.

Religiöse Kunst in billigen Ausgaben. 4° Stuttgart 1912, Seifert.
I. Mappe: Der verlorene Sohn. Acht Kupfer in Lichtdruck nach Jos. Ritter v. Führich. *M* 1.50 — III. Mappe: Er ist auferstanden. Zehn Zeichnungen von Jos. Ritter v. Führich. *M* 1.25

Diese Ausgaben verdienen hohes Lob. Da die Bilder für sich selbst sprechen, und der Meister als der phantasievollste unter den Nazarenern wohl bekannt ist, konnte auf einen erklärenden Text oder eine biographische Einleitung verzichtet werden. Führich hat es wie vielleicht keiner verstanden, das belehrende und erbauende Element aufs innigste mit einer hohen künstlerischen Form zu vereinigen. So ist es auch ein wahrer Genuß, eine geistige und geistliche Erfrischung, in diesen Mappen zu blättern, deren Reproduktionen nach den Meisterholzschnitten Gabers und Örtels resp. nach den Stichen Petraks angefertigt sind.

Ludwig Richters Volksausgaben. Hoch 4° A. Gesammeltes. B. Herbst. C. Winter. Jedes Heft enthält 15 Holzschnitt-Reproduktionen. Leipzig 1912, Hegel u. Schade. Jedes Heft *M* 1.20

Kein Künstler hat das deutsche Volksleben des 19. Jahrhunderts so tief und praktisch erfaßt wie Ludwig Richter. Daß ihm das deutsche Volk dafür auch dankbar ist, beweisen die vielen neuen Ausgaben seiner Werke, die regelmäßig großen Absatz finden. Es ist das ein sehr erfreuliches Zeichen in unserer modernen Zeit, deren Kunst sich so wenig mehr der Auffassungskraft des einfachen Volkes anzupassen versteht. Darum begrüßen wir auch diese billigen Volksausgaben um so mehr, als die Reproduktionen nach den Originalholzschnitten durchweg recht gelungen sind.

Christliche Römerfunde in Carnuntum. Von Dr Theodor Deimel. 8° (VIII u. 60) Wien 1911, Mayer. *M* 1.20

Dieses achte Heft der „Studien und Mitteilungen aus dem kirchengeschichtlichen Seminar der theologischen Fakultät der k. k. Universität in Wien" bringt einen willkommenen Beitrag zur Erforschung der ältesten kirchengeschichtlichen Periode Niederösterreichs zur Zeit der Römerherrschaft durch Aufzählung und Besprechung der christlichen Denkmäler, welche man zu Deutsch-Altenburg und Petronell während der seit 1850 begonnenen, seit 1885 fachmännisch organisierten Grabungen aus der ehemaligen, 375 von den Quaden zerstörten Römerstadt hob. Die Zahl der Funde ist groß, doch dürften diejenigen Überreste, auf welchen Fische, Delphine, Hasen, Hirsche, Pferde, Greife, Efeugewinde, Kränze, Palmen, Säulen, Orpheus, die Buchstaben D. M., die Superlative infelicissimo und pientissimo, der Ausdruck Felix terra leviter super ossa resideas, Sit pia terra levis vorkommen, von der heutigen Archäologie auf solche Merkmale hin kaum mehr mit einiger Sicherheit als christlich anerkannt werden.

Das Grab der Königin Gisela von Ungarn, Gemahlin Stephans I. des Heiligen. Von Dr W. M. Schmid. Mit 16 Abbildungen. gr. 4° (36) München 1912, Seutner. *M* 4.—

Der Schwester des Kaisers Heinrich II., Gisela, verdankt Ungarn hauptsächlich seine Christianisierung. Als ihr Gemahl 1038 gestorben war, hatte sie von dessen Nachfolgern Schweres zu leiden. Ein Teil der mittelalterlichen Geschichtschreiber erzählt, sie sei wegen ihres Glaubenseifers in Ungarn ermordet und zu Veszprim begraben worden. Andere berichten, von Heinrich III. sei sie 1045 aus Ungarn weggeführt, zu Passau im Kloster Niederburg zur Äbtissin erwählt und dort um 1060 begraben worden, wie ihr Hochgrab mit seiner Inschrift bezeuge. Schmid weist durch eingehende Untersuchung der Quelle nach, daß letztere Nachricht die richtige sei. Im Jahre 1908 zeigte ihm eine sehr genaue Untersuchung der Grabstätte, daß unter dem gotischen, um 1420 errichteten Hochgrabe der Originalgrabstein aus dem Ende des 10. Jahrhunderts lag, eine 154 cm lange, ca 54 cm breite Platte aus weißem Kalkstein mit der Inschrift Gisyla abbatissa. Überdies gehörte der Schädel offenbar einer Greisin. Nur die umsichtige Ausgrabung durch einen Fachmann konnte so sichere und erfreuliche Ergebnisse erzielen. Sie wird bewirken, daß man die Überreste der im Stifte Niederburg als Selige verehrten Königin nicht nach Ungarn überträgt, sondern hoffentlich allgemein als Reliquien einer Verklärten verehrt.

Morgen- und Abendklänge aus den Psalmen. Ausgewählt und mit Erläuterungen versehen von Dr P. Beda Grundl O. S. B. gr. 8° (IV u. 36) Augsburg 1912, Huttler. *M* 1.80

Stets hat die Kirche die Psalmen als ihr eigentliches Gebetbuch angesehen, aus dem sie Tag um Tag für Brevier und Missale das Passende auswählte und das Papst Pius X. bei der Erneuerung des Breviers wieder entschiedener zur Geltung

gebracht hat. Es ist darum mit Freude zu begrüßen, daß P. Grundl die für Morgen oder Abend zur Erbauung geeigneten Psalmen neu übersetzt, kurz erklärt und in einer hervorragenden, den besten deutschen Druckwerken des 16. Jahrhunderts nachgebildeten Ausstattung herausgegeben hat. Möchte sein schönes Buch einen doppelten Fortschritt fördern: eine ausgiebigere Verwertung der Psalmen in den für den Laien bestimmten Gebetbüchern und eine würdigere Ausstattung derselben, wodurch sie sich von profanen Büchern mehr unterscheiden. Die Verlagshandlung verdient Anerkennung, weil sie auf dem von ihr seit langem eingeschlagenen Wege beharrt, obwohl der Erfolg nicht den Erwartungen entsprach.

Gefahren der Zeit. Von John S. Vaughan, Titularbischof von Sebastopol, Weihbischof von Salford. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen. Von Hertha A. Schultz. kl. 8° (VIII u. 188) Mainz 1911, Kirchheim. *M* 1.80

Das sind sozusagen Briefe eines Kenners der heutigen Welt an Personen der höheren Stände. Möchten sie ihre Adresse erreichen. Wer sie jungen Herren und Damen gibt und diese veranlaßt, sie zu lesen, macht sich verdient. Der Verfasser schildert zuerst die Welt, welche uns umgibt, deren „Eingriffe“ in unser intellektuelles, sittliches und religiöses Leben und wie sie „Gutes bös und Böses gut nennt“. Dann geht er über zur Beurteilung von fünf Fehlern: übermäßige Liebe zum Geld, wahlloses Lesen, Erkenntnis, die aufbläht, Unmäßigkeit im Trinken und Unlauterkeit. Er tritt nicht auf als herber Bußprediger, sondern als Mann, der die Versuchungen und Fehler höherer Stände kennt und in einer zu ihren Anschauungen passenden Weise die ewigen Wahrheiten des Christentums eindringlich und ihren Verhältnissen entsprechend ihnen vorhält.

Aszese. 1. Notre vie surnaturelle. Son principe, ses facultés, les conditions de sa pleine activité. Par Ch. de Smedt S. J., Bollandiste. Tome II. 8° (XII u. 506) Bruxelles 1911, Dewit. *Fr.* 4 —. Schrieb ein durch hervorragende Wissenschaft und Tugend ausgezeichneter Mann, wie es der am 4. März 1911 zu Brüssel verstorbene Charles de Smedt, der langjährige Obere der Bollandisten, war, ein aszetisches Buch, so mußte es etwas Außergewöhnliches werden. Er hat es nicht verfaßt für Anfänger oder für beschauliche Orden, sondern für erfahrene, gereifte Leute, die mitten im Getriebe der Welt nach christlicher Vollkommenheit streben. Überall geht er aus von sichern Lehren der Kirche, er hält sich an die bewährtesten Geisteslehrer, besonders den hl. Ignatius und die hl. Theresia. Schulmeinungen, außergewöhnliche Tugenden der Heiligen, Privatandachten u. dgl. treten fast ganz zurück vor den allgemein gültigen Grundsätzen, welche das praktische Streben nach Vollkommenheit in einem tätigen Orden regeln. Über den Wert und Inhalt des ersten Bandes ist in dieser Zeitschrift LXXIX 340 berichtet. Dieser zweite behandelt die Übung der vier Kardinaltugenden und die volle Entwicklung des übernatürlichen Lebens trotz Versuchungen, Skrupel und Ängsten. Er schließt mit den Worten: „Wir sollen also im Laufe unseres irdischen Daseins streben nach Vollkommenheit in der Übung der übernatürlichen Tugenden, der reinen Meinung und Ergebenheit in Gottes Willen.“

2. Joh. Bapt. Scaramelli S. J., Geistlicher Führer auf dem christlichen Tugendwege. Anleitung zur Aszese. Bearbeitet von einem Priester der Gesellschaft Jesu. Fünfte Auflage. 8° (I. Bd XVI u. 506; II. Bd VIII u. 452) Regensburg 1911, Manz. *M* 5.40. Der bekannte „Führer“ des 1752 zu Macerata verstorbenen Missionärs Scaramelli hat durch bedeutende Kürzung und Beseitigung mancher dem heutigen Zeitcharakter minder entsprechenden Erzählungen zwar gewonnen, aber seine Eigenart wenigstens zum Teil eingebüßt. Er behandelt Wesen, Mittel und Hindernisse der Vollkommenheit und ist stark beeinflußt von der um die Mitte des 18. Jahrhunderts herrschenden Neigung zur damaligen Mystik.

3. Philothea oder Anleitung zum gottseligen Leben vom heiligen Franz von Sales. Aus dem Französischen übersetzt von Heinrich Schröder. Elfte Auflage. 24° (XVI u. 576) Freiburg 1911, Herder. Geb. *M* 1.30. Die neue Auflage der so oft gedruckten Philothea zeichnet sich aus durch die treffliche Übersetzung und ist durch Verwendung von sog. Dünndruckpapier zu einem sehr handlichen Bändchen geworden.

4. Ordensleben und Ordensgeist. Vierzig Vorträge, zunächst für Ordensschwestern. Von P. Ignaz Watterott O. M. I. 8° (VIII u. 398) Freiburg 1911, Herder. *M* 4.—; geb. *M* 5.— Dem Geiste des hl. Franz von Sales entsprechen die Vorträge des P. Watterott. Sie behandeln fast alle bei Ordensschwestern in Betracht kommenden Fehler und Tugenden, Versuchungen und Störungen, zuweilen vielleicht etwas zu anschaulich und mit drastischen Beispielen. Sie lassen sich als Hilfsmittel bei Vorbereitung zu Anreden sowie für geistliche Lesungen gut verwerten.

5. Die Hingabe an Gott in den heiligen Ordensgelübden. Dargestellt von P. Philibert Seeböck O. F. M. Zweite Auflage. 18° (IV u. 72) Innsbruck 1910, Rauch. 25 *Pf.*

6. Das goldene Büchlein des hl. Augustinus von der Geduld. Aus den übrigen Schriften des heiligen Kirchenlehrers ergänzt und übersetzt. Von Felix Schwarz. 18° (166) Paderborn 1910, Junfermann. Geb. *M* 1.— Eine der notwendigsten Tugenden ist Geduld. Der hl. Augustinus hat in einer Zeit, als nicht mehr die Ertragung des Martyriums, sondern Ergebung in innere und äußere Widerwärtigkeiten überaus notwendig wurde, ein Büchlein geschrieben zur Empfehlung dieser Tugend und kommt in seinen Schriften öfters auf sie zurück. Schwarz hat dies alles in guter Übersetzung zusammengestellt zum Trost und zur Stärkung bedrängter Herzen.

7. Einhundertsiebzig ausgewählte Beispiele zum siebten und zehnten Gebote Gottes. Gesammelt von Dr J. A. Keller. kl. 8° (XII u. 228) Mainz 1910, Kirchheim. *M* 1.50. Bei allen Lehren der Sittlichkeit, bei allen Anforderungen der Vollkommenheit dienen Beispiele zur Bewegung des Willens. Das oben angezeigte Buch von Keller ist eines seiner 31 „Exempelbücher", von denen manche schon in mehreren, eines in sieben Auflagen erschienen ist.

Leben der Heiligen. 1. Die Nachahmung der Heiligen in Theorie und Praxis. Von Max Huber, Priester der Gesellschaft Jesu. 2 Bde. 12° (XX u. 510; XIV u. 584) Freiburg 1912, Herder. *M* 8.—; geb. *M* 9.50. Ein dem Inhalte nach neues Buch, das wirklich eine Lücke in meisterhafter Art ausfüllt, ist bei der Flut der Tag um Tag erscheinenden Veröffentlichungen etwas Seltenes, verdient deshalb dankbare Aufnahme. P. Huber beschenkt uns mit einem solchen in zwei zur Aszetischen Bibliothek Herders gehörigen Bänden. Sie dürfen gleichsam als eine Einleitung und ein Vorwort zu allen Leben der Heiligen gelten, als Ergänzung derselben und Anleitung, wie solche Lebensbeschreibungen zu beurteilen und zu verwerten seien. Der erste Teil erklärt die Merkmale der Heiligen, dann die Anforderungen an deren Lebensbeschreibungen, welche diese Merkmale in Wahrheit und in schöner Form schildern müssen, endlich die Art der Benützung solcher Lebensbeschreibungen. Der zweite, theoretische Teil erläutert, warum, worin und wie Heilige nachzuahmen, was bei ihnen zu bewundern, nicht aber von solchen, denen der Beruf zu außerordentlicher Heiligkeit fehlt, nachzuahmen sei. Der dritte, praktische Teil geht ein auf die einzelnen Tugenden der Heiligen und legt dar, wie sie als Vorbilder dienen können und sollen. Das für Seelenleiter, für Priester, Ordensobere und Priesteramtskandidaten bestimmte Werk wird auch für gebildete Laien und Ordenspersonen sehr nützlich sein.

2. Leben der seligen Margareta Maria Alacoque aus dem Orden der Heimsuchung. Nach dem vom Kloster zu Paray-le-Monial herausgegebenen fran-

zösischen Original. 8° (XII u. 228) Freiburg 1912, Herder. *M* 2.40; geb. *M* 3.—. Der Verfasserin des 1909 veröffentlichten „französischen Originals" schrieb der Bischof von Nevers: „Neben peinlicher Genauigkeit haben Sie den vollen geschichtlichen Gerechtigkeitssinn bekundet, der nichts bemäntelt, was irgendwie zur klösterlichen Geschichte der Jüngerin des heiligsten Herzens gehört. Ihr Bericht gewinnt dadurch außerordentlich an innerem Werte." Er ist ein kleiner, aber zuverlässiger Vorbote einer Neuausgabe des „Lebens und der Werke" der Seligen, an der man zu Paray-le-Monial schon lange arbeitet.

3. und 4. Das Leben des sel. Gabriele dell'Addolorata Possenti, Passionist. Frei nach dem italienischen Originalwerk von P. Germano di S. Stanislao, von einem Benediktiner der Brasil. Kongregation. 8° (IV u. 126) Würzburg 1912, Ott. Geb. *M* 2.—. Ein Aloysius unserer Tage. Der sel. Gabriel von der schmerzhaften Mutter, Kleriker aus dem Passionistenorden. Frei nach dem Französischen. Von P. Fr. Marcolinus Houtmortels O. Pr. kl. 8° Steyl 1912, Missionsdruckerei. *M* 2.25. Gabriel Possenti wurde geboren 1838 zu Assisi, erzogen bei den Brüdern der christlichen Schulen und bei den Jesuiten zu Spoleto, trat 1856 bei den Passionisten ein, wo er ein Beispiel aller Tugend lebte, aber bereits 1862 starb. Bald verbreitete sich die Überzeugung von seiner Heiligkeit, viele Wunder folgten. Mit Benutzung mannigfacher Dispensen wurde 1894—1908 der Seligsprechungsprozeß außergewöhnlich rasch zum glücklichen Abschluß gebracht. Sein Grab zu Isola in den Abruzzen besuchen zahlreiche Pilger.

5. Lebensbilder aus der Geschichte der Heiligen. Für höhere Mädchenschulen und Mittelschulen herausgegeben von Ferd. Gabriel. kl. 8° (64) Münster 1912, Schöningh. Eine „Lehrerausgabe II" mit Fingerzeigen für den Unterricht fügt noch 32 Seiten bei und erleichtert den Lehrern ihre Aufgabe, die Vorschriften für die Neuordnung des Mädchenschulwesens in Preußen von 1908 und 1910 auszuführen. Möchte es recht eifrig geschehen, denn „Beispiele ziehen".

Katholische deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts (1750—1850). Proben aus ihren Werken. Herausgegeben von Adolf Hüttemann. Zweite Auflage. kl. 8° (610) Hamm (o. J.), Breer u. Thiemann. Geb. *M* 6.—

Die meisten Blumenlesen aus katholischen Dichtern beschränken sich auf die Gegenwart und die letzten Jahrzehnte. Schon deshalb verdient die neue Auflage der von P. Kreiten in dieser Zeitschrift (LVI, 574—577 [1899]) warm empfohlenen Sammlung des Bürener Pfarrers Hüttemann besondere Beachtung. Die Buchausgaben von manchen der hier vertretenen Lyriker älterer Zeit sind allmählich recht selten geworden. Und doch ist das Wirken dieser Männer für das Verständnis unserer literarischen Entwicklung und für die organische Weiterbildung unserer lebenden Dichter keineswegs bedeutungslos. Hüttemann hat in der 2. Auflage einige Lücken der ersten ergänzt; in einigen Fällen sei die Erlaubnis zum Abdruck von Proben verweigert worden. Auch abgesehen davon sind noch nicht alle zwischen 1750 und 1850 geborenen katholischen Dichter aufgenommen. Aber für den nächsten Zweck des Buches, das ja nicht der Wissenschaft dienen will, ist die Auswahl eher zu reichhaltig als zu knapp.

Goethes **Reineke Fuchs.** Für Schule und Haus. Herausgegeben von Oberlehrer Dr Alfred Hoffmann. [Sammlung auserlesener Werke der Literatur.] Mit einem Titelbilde und neun Bildern im Text. kl. 8° (160) Münster i. W. 1912, Aschendorff. Geb. *M* 1.10

Wenn heutzutage die Schundliteratur unheimlich angeschwollen ist, so werden doch auch die Meisterwerke unserer Klassiker augenscheinlich häufiger gelesen als früher. In der Herderschen „Bibliothek deutscher Klassiker", die in dieser Zeitschrift wiederholt gerühmt worden ist, sind Goethe und Schiller (je 3 einzeln käufliche

Bände zu *M* 3.—) bereits in 3. Auflage erschienen. Wer das eine oder andere Werk eines Dichters genauer kennen lernen will, wird oft mit Nutzen zu einer Schulausgabe greifen. Da bietet sich ihm ein zuverlässiger und gut gedruckter Text, und die Erklärungen fördern das Verständnis vielfach besser als populäre Gesamtausgaben und Literaturgeschichten. Freilich bedarf es dabei genauen Zusehens, auch innerhalb derselben Sammlung. Bei Aschendorff hat z. B. Wasserzieher „Deutsche Balladen des 19. und 20. Jahrhunderts" herausgegeben, deren Brauchbarkeit für den Unterricht hier nicht erörtert werden soll, deren dürftige Anmerkungen aber durchaus das ergänzende Wort des Lehrers verlangen. Dagegen hat Hoffmann den Reineke Fuchs in Wort und Bild so trefflich erläutert, daß es schade wäre, wenn das Büchlein auf Schulkreise beschränkt bliebe. Die 20 Seiten lange Einleitung unterrichtet zunächst über Stoff und Quellen und bringt dann die wichtigsten Äußerungen Goethes und seiner Zeitgenossen über das alte Tierepos und über die neue Bearbeitung. Die Anmerkungen geben alle notwendigen Einzelaufschlüsse über Wörter und Sachen. Den Schluß bildet Herders eingehende Würdigung des Gehaltes der humorvollen Dichtung. Der Herausgeber beruft sich auf das Urteil P. Baumgartners, der den Reineke Fuchs eine derb volkstümliche, aber an sich ganz unschuldige Satire des katholischen Mittelalters über sich selber nennt. In dieser richtigen Auffassung wird das Werk auch heute noch jeden erfreuen, der zwischen Autorität und Mißbrauch der Autorität zu unterscheiden weiß.

Andreas Hofer auf der Bühne. Von Anton Dörrer. kl. 8° (90) Brixen 1912, Verlagsanstalt „Tyrolia". *M* 1.40

Anton Dörrer, der rührige Leiter der Erler Passionsspiele, hat mit gutem Blick für die Fähigkeiten und Bedürfnisse seiner Tiroler Landsleute erkannt, daß die ruhmreichen Kämpfe des Jahres 1809 nicht so sehr der Kunstbühne als der kraftvollen Erneuerung des heimischen Volkstheaters gehören müssen. Ein erster Schritt zur Verwirklichung dieses Planes ist die geschichtliche Übersicht über die bereits vorhandenen Hoferdramen. Dörrer kennt ihrer nicht weniger als 61, darunter 2 englische, ein französisches, ein italienisches und 12 Stücke mit Musik. Am ausführlichsten werden mit Recht Domanig und der talentvolle, aber die geschichtliche Wahrheit allzu ehrfurchtslos verletzende Kranewitter charakterisiert. Im übrigen liegt der Wert der Schrift nicht gerade in der kritischen Durcharbeitung der Dramenmasse. Dafür wird zuviel zitiert oder inhaltlich aus andern Arbeiten — die immer ehrlich angegeben sind — übernommen. Eine Anordnung, die ohne Wiederholungen die Zusammenhänge erkennen ließe, scheint nicht einmal versucht worden zu sein. Vielleicht ist das einer späteren Schrift vorbehalten. Einstweilen haben wir eine brauchbare Materialiensammlung mit einer guten Zahl von sonst schwer auffindbaren Nachweisen. Es ist dringend zu wünschen, daß die Vertreter des alten gläubigen Tirols die nationalen Volksspiele nicht in die Hände von Männern geraten lassen, die den religiösen Sinn der Helden von 1809 nicht mehr teilen.

Deutsche Lieder. Klavierausgabe des Deutschen Kommersbuches, besorgt von Dr Karl Reisert. Dritte, vermehrte Auflage, enthaltend 677 Vaterlands-, Studenten- und Volkslieder sowie ein- und zweistimmige Sologesänge mit Klavierbegleitung. Hoch-4° (XVI u. 588) Mit beigegebenem kartoniertem Anhang: Die besondern Lieder des Verbandes der katholischen Studentenvereine Deutschlands. (28) Freiburg 1912, Herder. Geb. *M* 16.—

Wenn ein solcher Riesenband innerhalb zwölf Jahren zur 3. Auflage kommt, dann hat der Rezensent zu dessen weiterer Empfehlung nichts mehr beizutragen und kann sich kurz fassen. Die Mehrzahl der Lieder ist echt volkstümlich und verdient schon als Reaktion gegen die hypersezessionischen Tendenzen der heutigen

Kunstmusik Beachtung und Verbreitung. Auch künstlerisch kann sich die größere Mehrzahl wohl sehen lassen; einiges weniger Gelungene verschwindet unter der großen Menge des wirklich Guten. Die Klavierbegleitung ist durchweg recht leicht und praktischen Bedürfnissen angepaßt.

Die Eroberung Mexikos durch Ferdinand Cortez. Umgearbeitet und herausgegeben von Sebastian Wieser. Nach Rob. della Torre. Mit 17 Illustrationen und 1 Karte. 8⁰ (IV u. 232) Regensburg 1912, Verlagsanstalt vorm. Manz. Geb. in Originaleinband *M* 4.20

In der vom Manzschen Verlag 1865—1869 herausgegebenen „Bibliothek für die reifere christliche Jugend" hatte R. della Torre die Schrift von Henri Lebrun „Ferdinand Cortez oder die Eroberung von Mexiko" deutsch bearbeitet unter Benutzung der sonstigen Literatur und in der Absicht, nur das wirklich Geschichtliche zu geben. Der jetzige Neubearbeiter, durch manche schöne Dichtung rühmlich bekannt, setzte sich zur Aufgabe, den einfachen historischen Bericht zu einer spannenden Erzählung umzuwandeln, durch welche die jugendliche Phantasie aufs mächtigste angeregt würde. Dies dürfte ihm auch gelungen sein, und der jetzige Ferdinand Cortez kann im kühn Abenteuerlichen und Wechselreichen mit jeder „Indianergeschichte" den Wettstreit bestehen. Neben der Einbildungskraft werden aber doch auch die edleren Seiten des Herzens und der christliche Sinn zuweilen bedacht, namentlich der Eifer für fremdes Seelenheil geweckt. Das ist ein Vorzug, den die schön ausgestattete Jugendschrift vor andern Unterhaltungsbüchern ähnlicher Art voraus hat.

Die kleine Geigenfee. Erzählung von Alinda Jacobi. Mit farbigen Bildern von M. Annen. [Sonnenschein, Geschichten für Kinder und ihre Freunde. IX.] kl. 8⁰ (130) Einsiedeln 1911, Benziger. Geb. *M* 1.—

Felicitas Ariani, „ein junges Menschenkind von höchstens zehn Jahren", bekundet als die Tochter und Schülerin eines Geigenspielers außerordentliches musikalisches Talent. Sie wird von dem Direktor einer Künstlergesellschaft angeworben, um in den Konzertsälen der Großstädte Beifall und Bewunderung zu ernten. — Plötzlich stirbt die Mutter in der Heimat. Diese Nachricht wirkt derart nachteilig auf den Gesundheitszustand der kleinen „Fee", daß sie für geraume Zeit der Kunst entsagen und auf Erholung bedacht sein muß. Herr und Frau v. Lichtenfels, die bereits in Rom die Kleine liebgewannen und erbötig waren, Elternstelle an ihr zu vertreten, treffen in Wiesbaden mit Ariani und seinem Töchterchen zusammen. Nunmehr widersetzt sich der Vater nicht, sein Kind der wohltätigen Adelsfamilie zu überlassen. Felicitas ist dem unsteten, zweifelhaften Künstlerberufe entzogen und der in seinen Plänen getäuschte Ariani aus der drohenden Geldverlegenheit befreit. — Das Bild eines fast zu wunderbar veranlagten, lieben unschuldigen Kindes wird in gefälliger Sprache gezeichnet. Mit inniger Aufmerksamkeit folgt man dem Wohl und Wehe der keinen Fee, empfindet aber das Gefühl einer gewissen Härte, wenn schließlich der alte Ariani gegen eine Summe Geldes sein Vaterrecht an den Baron v. Lichtenfels verkauft.

Miszellen.

Lehren aus der belgischen Streik-Statistik. In einer Untersuchung über „Streik und Lockout" im Jahrgang 1909 dieser Zeitschrift (LXXVIII 1 f 142 f) ist auf die schwere Schädigung hingewiesen worden, welche durch die häufigen Arbeiterstreitigkeiten die öffentliche Wohlfahrt erleidet. Dies gilt nicht

bloß dann, wenn die Konflikte über ein weites Gebiet sich ausdehnen, große Arbeitermassen auf einmal dem Nichtstun überliefern und eine bedeutende Zahl industrieller Unternehmungen brachlegen. Auch partielle, auf einen Ort beschränkte Streiks und Aussperrungen ziehen gewöhnlich schwere materielle Einbußen, sittliche Gefährdung der Arbeiter und Arbeiterfamilien nach sich, schädigen schwer den unmittelbar betroffenen Unternehmer und versetzen den Produktenmarkt, ja die heimische Volkswirtschaft überhaupt in einen Zustand fortgesetzter Beunruhigung, der ein gesundes Gedeihen nicht wohl aufkommen läßt. Es können solche Arbeitseinstellungen je nach den besondern Umständen selbst die geordnete und gute Versorgung des Volkes mit den unentbehrlichen wirtschaftlichen Gütern stören, gefährden, empfindlich beeinträchtigen. Einen Tatsachenbeleg für diese Beobachtung hatten die „Stimmen" bereits zwei Jahre zuvor (1907) gebracht (LXXIII 236 f) in ihrem Bericht über „Die neue Streik-Statistik in Belgien".

Belgien ist in hervorragendem Grade ein Industrieland, und namentlich in den vier Provinzen, in welchen die Industriezentren sich zusammendrängen (Antwerpen, Lüttich, Ostflandern, Hennegau), ein wahrhaft klassischer Boden für industrielle Erfahrungen. Dabei sind die Resultate seiner Statistik bei uns viel weniger beachtet als etwa die von Deutschland oder Österreich, die schon durch die Zeitungen Gemeingut aller werden. Von seiten der Regierung, welche mit Weisheit die Betriebsamkeit des Landes zu fördern bestrebt ist, wird über jede störende Erscheinung sorgfältig gewacht. Über jeden ausbrechenden Streitfall wird sofort Bericht erstattet und nach den bereitliegenden, mit äußerster Überlegung abgefaßten Fragebogen werden nach jeder Seite hin die genauesten Angaben gesammelt. Aus ihnen wird gegen Schluß jeden Monats ein Streikbericht für das ganze Land veröffentlicht und je nach fünf Jahren werden diese amtlichen Berichte zu einer vollständigen Streik-Statistik verarbeitet, die allemal einen stattlichen Band ausmacht. Aus der zweiten Statistik dieser Art (1900—1905) sind in dieser Zeitschrift (LXXIII 236 f) Auszüge gegeben worden, die neu erschienene Statistique des Grèves et Lock-Out en Belgique 1906—1910 (Bruxelles 1911, Lebègue. Par l'Office du Travail au ministère de l'industrie et du travail du Royaume de Belgique. gr. 8° [LXIV und 346] *Fr.* 3.—) hat leider eine bedeutende Zunahme der Arbeitskonflikte sowohl der Zahl wie der Dauer nach zu verzeichnen.

Den 474 Ausständen der vorhergehenden Fünfjahrperiode stehen diesmal 756 entgegen, den 1281 Betrieben, die damals gestört worden waren, jetzt 2036 geschäftliche Unternehmungen. Im Textilgewerbe allein zählte man während der fünf Jahre in dem kleinen Lande 241 Ausstände, durch welche 22192 Arbeitskräfte zeitweise ungenutzt blieben, bei den Minenarbeitern 98 Ausstände, durch welche 46469 kräftige Männer für längere Zeit beschäftigungslos waren, bei den Metallarbeitern 95 Ausstände, an welchen 9585 rüstige Kräfte beteiligt waren; im Transportwesen zählte man der Ausstände zwar nur 15, allein sie waren von sehr störenden Folgen und trafen unmittelbar 10930 auf den eigenen Broterwerb angewiesene Individuen. Weitaus das schlimmste Jahr war 1907, das allein

221 Ausstände aufweist, in welche 45 270 Arbeiter verwickelt waren. Der große Streik im Baugewerbe zu Antwerpen vom 2. April bis 25. Mai 1907 ließ 400 Arbeitsstätten öde und beraubte außer den 2250 Streikenden auch noch 210 Arbeitswillige auf 53 Tage ihres Verdienstes. In Lüttich streikten mit einem Male alle 500 Arbeiter des Schreinergewerbes; vom 1. März bis 15. Juli standen 65 Geschäfte still. In Gent streikten die Lohnkutscher gerade in den Tagen, da nach ihnen die meiste Nachfrage, vom 24. bis 31. Dezember; 53 Unternehmer waren dadurch betroffen, 170 Kutscher gingen müßig. Dieses selbe Unglücksjahr 1907 hatte auch den Riesenstreik der Antwerpener Dockarbeiter gesehen, der am 15. Juli ausbrach, bald in den Lockout umschlug, 18 000 Arbeiter der gewohnten Beschäftigung beraubte und nach den schwersten Opfern und Verlusten von beiden Seiten, nach Brandstiftung und Blutvergießen, erst am 27. September sein Ende fand.

Was die furchtbare Landplage besonders schwer erträglich macht, ist die längere Dauer solcher Ausstände, und gerade diese scheint im Durchschnitt eher in der Zunahme als in der Abnahme begriffen. Eine der ansehnlichsten Baumwollenspinnereien Ostflanderns, die 1700 Arbeiter beschäftigt, sah 1400 derselben 112 Tage lang im Ausstand. Ein Streik in den Lütticher Schmelzwerken, an dem 100 Arbeiter beteiligt waren, währte 117 Tage, das gleiche leisteten sich 25 Zigarrenarbeiter in Ostflandern, indes 53 ihrer Kollegen in Westflandern es bis auf 153 Tage trieben. Ja 100 Zigarrenarbeiter der Provinz Antwerpen verharrten im Ausstand volle 238 Tage. In den Minen von Hennegau währte ein Streik 119 Tage, in denen von Lüttich gar 292 Tage, beide Ausstände fielen in das böse Jahr 1907 und jeder derselben machte über 1000 Arbeitsfähige beschäftigungslos. Ein Streik in den Steinbrüchen des Hennegau 1907, der 189 Tage anhielt, machte während dieser Zeit 27 Betriebe stillstehen und entzog nahezu 6000 Männer der Arbeit. Am 15. November war dieser Ausstand beendet, aber schon am 20. November begann in andern Steinbrüchen derselben Provinz das gleiche Spiel, abermals mußten 23 Betriebe eingestellt werden, und bis zum 24. Februar 1908 blieben 1759 Mann der Arbeit fern. Aber das erscheint noch gering gegenüber dem „großen Streik", der 13. Juli 1909 schon wieder die Steinbrüche des Hennegau heimsuchte. Zwar wurden diesmal nur 13 Betriebe unmittelbar betroffen, aber wiederum sahen sich 2900 Arbeiter dem Müßiggang überliefert, und nachdem ein Lockout von 21 Tagen unmittelbar vorhergegangen war, zog sich der Ausstand noch 217 Tage bis zum 15. Februar 1910 hin.

Solche Erscheinungen, für sich schon beunruhigend genug, werden noch bedrohlicher durch die offenbare Zunahme der auf eine Mehrzahl von Geschäftsunternehmen sich ausdehnenden Kollektivausstände. Das Baugewerbe allein zählte in diesen fünf Jahren 18 derartiger Kollektivausstände, die Holzarbeiter deren 13; von den ersteren waren 3841, von den 13 der Holzarbeiter 1932 Streiker betroffen. In beiden Gewerben gab es natürlich noch eine größere Zahl von Einzelausständen, diese treten aber an Bedeutung sehr zurück. Im ganzen finden sich

unter den 756 Ausständen der Fünfjahrperiode 104 Kollektivausstände, auf diese entfällt stark die Hälfte der Gesamtzahl aller Streikenden, 64 253 Köpfe von einer Gesamtzahl von 121 426 Beteiligten.

Ein starker Vorrat von Streiklust oder Streikwut ist nach allen Beobachtungen offenbar noch vorhanden, und es möchte fast die Vorstellung wecken, als ob durch solche häufig wiederholten Ausstände die Arbeiter erstaunlich große Vorteile ernteten. Allein tatsächlich erscheinen die erzielten Resultate nicht besonders günstig. Während in 452 Fällen die Arbeitgeber ihre Bedingungen aufrecht hielten, hatten nur in 133 Fällen die Arbeiter den gewünschten Erfolg, in 171 weiteren Fällen gelangte man zu einem Kompromiß und war der Erfolg ein teilweiser. Von je 1000 Streikenden sahen also 540 in ihren Hoffnungen sich völlig getäuscht, 354 mußten mit einem Teil ihrer Forderungen sich abfinden lassen, nur 106 von den 1000 erlangten, was sie erstrebten. Dabei handelte es sich noch nicht einmal immer um Erhöhung des Lohnes, sondern öfter nur um Beschwerden hinsichtlich der Arbeitsordnung oder der persönlichen Behandlung.

Die schlimmste Wirkung der häufigen Ausstände war aber der engere Zusammenschluß der Arbeitgeber zum Zweck der Gegenwehr und des gegenseitigen Schutzes, so daß nun mächtige, wachsame und tätige Assoziationen oder besser gesagt Koalitionen kampfbereit einander gegenüberstehen, bedacht, nach Möglichkeit die Widerstandskraft des Gegners zu schwächen. Dem Kollektivstreik von der einen antwortet der Lockout von der andern Seite, d. h. die Aussperrung bzw. zeitweise Entlassung sämtlicher oder bestimmter Kategorien von Arbeitern, so lange, bis ein Mißstand beseitigt ist, für welchen die betroffene Arbeiterschaft als verantwortlich angesehen wird. Für die Streikperiode 1906—1910 sah sich das belgische Arbeitsministerium zum ersten Male in die Möglichkeit versetzt, auch in Bezug auf die Lockouts ein vollständiges und authentisches Material vorzulegen. Eigene Fragebogen sind für die eintretenden Fälle bereitgehalten, die nicht nur von den Geschäftsinhabern selbst, sondern auch durch andere sachverständige Vertrauensmänner (Correspondants du travail) sofort ausgefüllt und eingesandt werden.

Im ganzen trafen auf die fünfjährige Periode zwar nur 21 Lockouts, aber 562 Betriebe waren daran beteiligt, die 50 579 Arbeiter beschäftigen. Davon wurden 38 362 von der Aussperrung betroffen: 29 510 männliche, 8852 weibliche. Die Provinz Lüttich stand mit 8 Lockouts obenan, die Provinz Antwerpen folgt mit 4, Hennegau hatte deren 3. Am häufigsten kamen Aussperrungen beim Textilgewerbe vor (7 Fälle unter 21), durch welche 23 728 Kräfte zeitweise der Arbeit entzogen wurden. Eine gewisse Berühmtheit hat der Lockout von Verviers 1906, der vom 19. September bis 12. November währte und 55 Tage lang 155 Geschäfte mit 15 500 Arbeitern zum Stillstehen zwang. Einige dieser Lockouts schlugen alsbald in Streiks um, drei endeten mit der vollständigen Verabschiedung der ausgesperrten Arbeiter, 10 wurden durch gegenseitige Verständigung friedlich beigelegt. Durchwegs waren diese Aussperrungen Gegenmaßregeln gegen die Streiks. Zum Teil hatten sie den Zweck, ausständige Arbeiter anderer Betriebe oder Kategorien durch den geübten Druck zur Wiederaufnahme ihrer Arbeit zu nötigen

oder die noch aktiven Arbeiter dahin zu bringen, daß sie die von den Ausständigen zurückgelassene Arbeit an deren Stelle übernehmen.

So unerfreulich alle derartige Erscheinungen sind und so beunruhigend ihre häufige Wiederholung, bietet doch die Statistik des letzten Quinquenniums einige Lichtpunkte, geeignet, diese Eindrücke zu mildern. So war trotz einer beträchtlichen Vermehrung der Streikfälle die Zahl der an denselben direkt Beteiligten nicht unerheblich vermindert. In der vorhergehenden Periode rechnete man 149 987 Streiker und 66 520, die gegen ihren Willen durch die Streiks arbeitslos geworden waren; in der neuesten Periode nur noch 121 416 Streiker und 44 815 widerwillig Arbeitslose. Eine andere günstige Erscheinung ist, daß die Fälle in steter Zunahme begriffen sind, bei welchen durch beiderseitiges Entgegenkommen Kompromisse oder Transaktionen der Streitfall in versöhnlichem Geiste beseitigt wird. Von den 756 Streiks unserer Periode endeten 226 mit dem Nachgeben der Arbeiter, 140 mit ihrer Entlassung aus dem Dienst, 18 durch Aussöhnung, 12 durch Schiedsgericht, 233 aber durch friedliche Auseinandersetzung und Vereinbarung zwischen Arbeiter und Arbeitgeber. Während im ersten Quinquennium (1896—1900) 15 %, im zweiten (1901—1905) nur 14 % der sämtlichen Streiks durch solche Kompromisse beigelegt werden konnten, gelang in der neuesten Periode die Transaktion für 22 % der 756 Ausstände. Vorherrschend blieb dabei die Lösung durch direkte Verständigung zwischen Arbeitgeber und Arbeiter, doch traten die Verhandlungen zwischen Assoziation und Partei, teilweise auch Assoziation mit Assoziation (Arbeiterverband mit Unternehmerverband) immer mehr in den Vordergrund. Zugenommen hat die gerechte und besonnene Würdigung der Verhältnisse, wie sie tatsächlich liegen, und im allgemeinen haben sich die Lösungen im Vergleich zu früher für die Arbeiter günstiger gestaltet.

„Etwas vom gegenwärtigen Jesuitengeneral.“ Vor nunmehr 36 Jahren erschien in dieser Zeitschrift (X 198 f) eine rechtshistorische Untersuchung über den wahren Inhalt der mittelalterlichen Kaiseridee, verschieden von der altheidnischen Auffassung des Weltbeherrschers und allgemeinen Oberpriesters, wie anderseits von dem Rechtsbegriff des in der Nation wurzelnden deutschen Königtums. Eine solche Darlegung, zumal bei der Klarheit und Bestimmtheit, mit der sie gegeben wurde, konnte jedem Geschichtsbeflissenen gute Dienste tun und über manche Dunkelheiten ihm hinweghelfen, sie konnte auch zur Klärung und Beruhigung jener beitragen, welche mit der 1871 erfolgten Neuerrichtung des deutschen Kaisertums ihre überkommenen Geschichtsvorstellungen noch nicht zu einem Ausgleiche hatten bringen können. Das neue Kaisertum selbst wird zwar nicht ausdrücklich erwähnt, stillschweigend und sachlich aber gleichgesetzt dem der Nation aus eigenem Rechte innehaftenden alten deutschen Königtum.

Im christlichen Kaisertum des Abendlandes, wie die Päpste es ins Leben gerufen und durch Bevorrechtung später mit der deutschen Königskrone fest verbunden hatten, lag nicht die Vorstellung einer eigentlichen Obergewalt über alle

Völker der Erde oder der Christenheit, wohl aber war der Kaiser vom Papst gesalbt zum Schützer der Gesamtkirche und ihrer gesamten Rechte, berufen als Helfer zur Ausbreitung der Kirche über die ganze Erde und vor allem als Schirmvogt für ihren Einheitsmittelpunkt, den Apostolischen Stuhl, den römischen Papst.

Wer im Jahre 1876 diesen Kaiserbegriff rechtlich zu erläutern und historisch nachzuweisen unternahm, mußte geradezu betroffen werden von dem schneidenden Gegensatz, welchen die augenblicklichen Verhältnisse zu jener Kaiseridee darboten. Mochte Deutschland sein einheitliches Königtum unter Beilegung eines klangvolleren Namens seit einigen Jahren wieder erlangt haben, das lag auf rein politischem Gebiet, davon war nach dem ganzen Zweck der Untersuchung hier die Rede nicht. Aber der Papst war seiner Staaten gewaltsam beraubt, von Hilfsmitteln entblößt; gegen die Kirche Deutschlands wütete der Kulturkampf in seiner ganzen Schärfe; in Österreich herrschte der kirchenfeindliche Liberalismus. Da versteht man leicht die Sätze, mit welchen der Aufsatz „Die Kaiseridee des Mittelalters" sich einleitete:

„Die gegenwärtige Zeit ist wohl geeignet, unsern Blick auf die glorreichen Kaisergestalten des Mittelalters zu lenken und in unsern Herzen eine gewisse Sehnsucht nach dem Wiederaufleben des mittelalterlichen Kaisertums zu erwecken. Ohne äußere irdische Hilfe ist die Kirche den Angriffen ihrer Feinde ausgesetzt; vergeblich schaut sie sich um nach dem starken Schwerte des Kaisers, ihres gebornen Schirmherrn. Wir leben wirklich in ‚einer kaiserlosen, einer schrecklichen Zeit'."

Diese Sätze wurden für unsere Zeitschrift 1876 niedergeschrieben von P. F. X. Wernz S. J., der dreißig Jahre später zum Generalobern seines Ordens erhoben wurde. Nun hat es den „Münchener Neuesten Nachrichten" passend geschienen, der angeführten Stelle sich zu bemächtigen, um nach Ausmerzung dessen, was ihren wirklichen Sinn sofort allzudeutlich würde erkennen lassen, sie zur Verdächtigung gegen den Orden zu mißbrauchen. Unter der in starkem Fettdruck prangenden Aufschrift „Etwas vom gegenwärtigen Jesuitengeneral" läßt das Blatt (Nr 281, 4. Juni 1912) sich schreiben:

„Der Patriotismus der Jesuiten, ihre ‚Liebe zu Kaiser und Reich' sind seit einiger Zeit stehende Themata in der Zentrumspresse. Da ist es nicht unangebracht, an ein Wort zu erinnern, das der gegenwärtige General des Jesuitenordens ... in der in katholischen Kreisen Deutschlands sehr verbreiteten jesuitischen Zeitschrift ‚Stimmen aus Maria-Laach' niedergelegt hat. (Es folgen abgerissene Sätze aus der angeführten Einleitung.) Also der deutsche Jesuit Wernz, der damals allerdings noch nicht Ordensgeneral war, ‚sehnt sich', fünf Jahre nach Errichtung des neuen Deutschen Reiches, als der erste Kaiser dieses Reiches, Wilhelm I., wahrhaft ‚glorreich' regierte, zurück nach dem Mittelalter und seinen ‚glorreichen Kaisergestalten'; er findet, daß die ‚gegenwärtige Zeit', die jeder gute Deutsche als große, als erhebende betrachtet, ‚wirklich eine kaiserlose, eine schreckliche Zeit' sei! Daß Wernz und auch die ‚Stimmen aus Maria-Laach' ihre Auffassung von unserem Kaiserreich inzwischen geändert haben, ist wohl kaum anzunehmen."

An Angriffe des Hasses und der Lüge sind die Jesuiten in Deutschland hinreichend gewöhnt. Wenn aber ein Angriff in so prätenziösem Aufputz von

einem weitverbreiteten Blatte als etwas ganz Neues und Wichtiges kolportiert wird, erwartet man doch etwas Sinn und Verstand dabei, etwas Witz oder Schneide. Wenn das Leiborgan einer einst so stolzen und in Bayern so einflußreichen Partei, das in der bayrischen Residenzstadt eine so anmaßende Rolle spielt, zu solchen Erbärmlichkeiten, zu einem solch faden, geistlosen Kunststück von Denunziation seine Zuflucht zu nehmen sich entschließen kann, um Anklagestoff gegen die Jesuiten zu finden, muß es um die deutschen Jesuiten doch wohl glänzend gut bestellt sein.

Die verschollene „Mappa mundi" im Palazzo di Venezia in Rom aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts lautet der Titel eines höchst dankenswerten Beitrages zur Geschichte der Kartographie, den Prof. Dr Philipp Dengel für die Festschrift der Wiener k. k. Geographischen Gesellschaft zum Innsbrucker Geographentag (1912) beigesteuert hat. Als Geschichtschreiber des Palazzo di Venezia hat Dengel eine Reihe wertvollster Notizen über einen der großen Säle des Riesenbaues aufgefunden. In den Akten vom Jahre 1495 bis zum Jahre 1683 wird dieser Saal als Aula mappamundi oder Sala del Mappamondo nach der an einer Wandfläche angebrachten Weltkarte bezeichnet. Die Nachrichten, welche sich auf die leider verschollene Weltkarte beziehen, lassen erkennen, daß es sich da um eine ungewöhnlich prächtige, riesengroße Weltkarte gehandelt haben muß. Wenn italienische Berichte sie als pulcherrimus mundus, als bellissimo e famoso mappamondo, grande bezeichnen, so stimmt damit die Beschreibung des Frankfurter Rechtsgelehrten Joh. Fischart überein, der 1536 in Rom weilte und in seinen Reiseaufzeichnungen sagt, die Weltkarte sei sehr groß und auf das prächtigste gemalt: mappa mundi (ut vocant) maxima et ornatissime picta. Da er die Länge der Karte der Länge seiner Winterstube gleichstellt und ihr auch eine fast ebenso große Höhe zuspricht, so muß das Format ein ungewöhnlich großes gewesen sein und die Annahme, daß die Karte 9—16 qm gehabt habe, ist wohl sicher nicht übertrieben. Nur in so gewaltiger Flächenausdehnung konnte sie auch in dem 19,85 m langen und 12,67 m breiten Riesensaale zur Geltung kommen und ihm Namen und Gepräge geben.

Über die Gestalt (ob kreisförmig oder rechteckig) und den Inhalt der Weltkarte finden sich keine Angaben. Aber mag man an eine Radkarte im Sinne der berühmten Karte des Fra Mauro im Dogenpalaste von Venedig oder an eine erweiterte Ptolemäuskarte im Sinne Behaims und seiner Vorlagen denken, jedenfalls handelt es sich, wie die Angaben descriptio orbis depicta und ornatissime depicta erweisen, um eine Karte mit Abbildungen von Menschen, Land- und Seetieren und ähnlichem Beiwerk.

Als das Kolossalgemälde in frischer Farbenpracht glänzte, hat es Aufsehen und Bewunderung erregt. Auch noch so verblaßt und entstellt würde die Karte in Fachkreisen der freundlichsten Aufnahme sicher sein können, wenn sie sich nur irgendwo und irgendwie auffinden ließe. So gering nach den Ausführungen Dengels auch die Hoffnung ist, daß es jemals gelingen dürfte, die Riesenwandkarte wieder aufzufinden, so ist doch nicht alle Hoffnung ausgeschlossen.

Drei Wege scheinen mir nach den so maßvollen, aller Übertreibung fernen Ausführungen Dengels zunächst geeignet, uns zum Ziele zu führen oder doch wenigstens uns demselben näher zu bringen, und bei der Wichtigkeit der jedenfalls zu erwartenden Aufschlüsse sollten alle drei möglichst weit und möglichst bedachtsam verfolgt werden.

Da die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß die Karte dem das Großartige und Seltene liebenden Kunstfreunde, Papst Paul II., dem unser deutscher Landsmann Donnus Nikolaus Germanus zwei Ptolemäus-Rezensionen widmete (vgl. meine Ausführungen über diesen deutschen Kartographen in dem 81. Ergänzungsheft: Die Entdeckungen der Normanen in Amerika [1902] 75 ff 116 ff), zu danken ist, so wären die Rechnungsbücher der Camera apostolica zunächst vom Jahre 1664 bis 1471 durchzusehen. Sollten diese nichts über den Autor der Karte und das Jahr ihrer Entstehung enthalten, so wäre zuzusehen, ob die folgenden Päpste bis zum Jahre 1495 den Auftrag zur kartographischen Ausschmückung ihrer Sommerresidenz erteilt hätten. Nebenbei würde ein so genauer Kenner der damaligen Verhältnisse wie Dengel gewiß manchen andern Fund machen. Sollten die Rechnungsbücher die zweifelsohne sehr kostspielige Weltkarte mit keinem Worte erwähnen, so könnte man mit ziemlicher Sicherheit sagen, die damaligen Päpste waren nicht die Auftraggeber, also müssen es die Kardinäle Marco Barbo, Pauls II. Nepote, oder Lorenzo Cibo, Nepote Innozenz' VIII., gewesen sein, die in den Jahren 1471—1503 als Inhaber des Titels von San Marco die einzigen Hüter und ständigen Bewohner des Palastes waren.

Der zweite Weg ist jedenfalls noch staubiger als der erste, er führt in alle mögliche Ecken und selbst auf den Dachboden. Da die Karte, nach den Ausdrücken attacata su alto nel muro und appogiata nel muro zu schließen, wahrscheinlich an einer Wand des Saales befestigt oder aufgehängt war — vermutlich auf Leinwand gemalt, ähnlich der vom venezianischen Kosmographen Antonio Leonardi für Pius II. angefertigten Mappa mundi — wurde sie wohl im Laufe der Zeit, zumal der Saal zum Teil umgebaut wurde, als „alte Karte" in eine Ecke oder auf den Dachboden gestellt. Da darf man nun nicht die Sache dem Zufall überlassen, da heißt es selbst der Karte nachspüren. Zwei wertvolle Wandkarten habe ich bereits auf Dachböden aufgespürt und einer meiner früheren Schüler erfreute mich mal mit einer ganzen Anzahl von alten Atlanten und Karten, die er zu Haus „unter dem Dache" gefunden und die leider allzu lange den Mäusen als Lehrmittel gedient hatten. Mag die Aussicht auf Erfolg auch noch so gering sein, so darf man sich doch die Mühe nicht verdrießen lassen, zumal sie wohl sicher in irgend einer Weise entschädigt werden wird. Mit Freude erinnere ich mich noch stets an eine mehrstündige Jagd auf alte Karten, die mich manchen Schweißtropfen kostete und die mit einem ganz unerwarteten Erfolge endete. Von einem ehrwürdigen Priestergreis, einem Dompropste, war mir mitgeteilt worden, in einem alten großen Jesuitenkolleg, in dem sich noch die alte, inzwischen bedeutend vermehrte Jesuiten-

bibliothek finde, habe er vor Jahren mehrere alte Wandkarten selbst gesehen. Natürlich suchte ich das alte Kolleg, das jetzt verschiedenen andern Zwecken dient, sofort auf. Zu seinem Bedauern mußte mir der hochwürdige Bibliothekar des Hauses erklären, in der ihm durch und durch bekannten Bibliothek finde sich auch nicht eine einzige alte Wandkarte. Als ich ihm das bestimmte Zeugnis des von ihm hochverehrten Dompropstes entgegenhielt, erklärte er sich aufs liebenswürdigste bereit, mit mir alle nur möglichen Nachforschungen anzustellen. Nun ging es durch das ganze Haus. Überall, wo alte Sachen „aus dem Wege" gestellt waren, wurde Umschau gehalten. Endlich kamen wir auf den riesig großen Dachboden, auf den der hochwürdige Herr bis dahin noch nie vorgedrungen war. Alsbald fand er eine große Zahl von zum Teil recht wichtigen Aktenstücken, die er am allerwenigsten auf dem Dachboden gesucht hätte. Aber die Karten ließen sich nicht finden. Endlich nach langem, langem Suchen entdeckte ich in einer dunkeln Ecke zwar nicht die Karten, aber doch — die Stäbe, an denen die Karten einmal befestigt gewesen waren. Zu einem Bündel hatte man etwa 8—10 solcher Stäbe sorgsam zusammengebunden und sie dann auf dem Speicher geborgen. Trotz der Enttäuschung war selbst dieser Fund von Stäben mit Kartenspuren nicht ganz bedeutungslos, denn abgesehen von der erlangten Gewißheit, daß da sicher keine alte Wandkarte mehr zu finden sei, ließ sich aus der Kürze der Stäbe klar erkennen, daß an keinem von diesen Stäben je eine Wandkarte von der Größe der Weltkarten Waldseemüllers aus den Jahren 1507 und 1516, nach denen ich damals vor allem suchte, befestigt gewesen sein konnte.

Der dritte Weg endlich, den man bei der Wichtigkeit der verschollenen Mappa mundi auch nicht wohl außer acht lassen darf, führt zur Untersuchung der Wandflächen. Wie die Wände der Loggia bella delle Cosmografie des Vatikans unter Pius IV. mit Wandkarten bemalt wurden, so ist vielleicht auch unsere verschollene Karte al fresco gemalt worden. In dem Falle ist allerdings von vornherein zu erwarten, daß die Karte unter dem Einflusse des Alters, der fortwährenden Baufälligkeit des Saales und der mangelhaften Dachkonstruktion, die die Karte, wie Dengel schreibt, nicht einmal vor den Unbilden der Witterung zu schützen vermochte, stark gelitten hat. Aber immerhin dürften sich noch hinreichende Spuren finden lassen. Die jüngeren Malereien aus dem 18. Jahrhundert würden allerdings bei den Probeversuchen nicht allzusehr geschont werden können, doch scheinen sie auch keinen besondern Wert zu haben. Übrigens würde unter Umständen bereits ein kleines Stück der Karte genügen, um ihre Stellung in der Geschichte der Kartographie zu bestimmen und vielleicht eine Streitfrage von der Bedeutung wie die über die Toscanellikarte zu entscheiden. Möchte doch der Fund gelingen!

Jos. Fischer S. J.

Ein Rettungsversuch für das zweite Ministerium Windthorst.

Auf Grund von Familienbriefen.

Die Entlassung des Ministeriums Windthorst am 21. Oktober 1865 war für das welfische Königreich ein großes Ereignis und nach der Überzeugung der Vaterlandsfreunde ein großes Unglück. Der offizielle Hergang der Katastrophe ist damals in den Blättern bekannt geworden.

Das Ministerium Windthorst war nach ungewöhnlich langen Vorverhandlungen im Dezember 1862 mühsam zu stande gekommen und schien dazu berufen, dem von heftigen Parteikämpfen zerrissenen Lande die Ruhe und eine gedeihliche Fortentwicklung wiederzugeben. Die vier neuen Minister galten als „gemäßigt liberal“ (nach damaligem Begriffe), die Gesamtheit stellte im wahrsten Sinne ein „Vermittlungsministerium“ dar. Sie sollten den Ausgleich finden zwischen dem ungestümen Vorandrängen des „Fortschritts“ und dem jähen Festhalten der noch immer einflußreichen „Reaktion“, zwischen dem sehr hoheitsbewußten und schwer traktabeln blinden König und einer ungebärdigen, trotzigen Kammermehrheit. Die Amtsführung der Minister war infolgedessen von beständigen harten Kämpfen begleitet. In der äußeren Politik trieb die „deutsche Frage“ immer wahrnehmbarer einer gewaltsamen Katastrophe zu; nach innen wurde die Opposition immer kräftiger und kühner. Gewandte, zielbewußte Führer standen an ihrer Spitze; man nannte Bennigsen, Miquel, Grumbrecht, Elissen. Der Nationalverein, ihr Werk, hatte die Kunst der Agitation, der planmäßigen Vergewaltigung der öffentlichen Meinung zur Meisterschaft ausgebildet.

Trotzdem gelang es dem Ministerium, in welchem Windthorst die unbestrittene Leitung hatte, immer wieder, Ausgleiche zu schaffen und auf den verschiedensten Gebieten heilsame Maßnahmen durchzusetzen, Besserungen anzubahnen. Dafür mußten in materiellen Dingen, namentlich aber in heiklen Personenfragen, der liberalen Seite manche große Zugeständnisse gemacht werden; auf der andern Seite deckten die Minister mehr als ein-

mal mit dem eigenen Leibe die unkonstitutionellen Einfälle ihres edlen, wohlwollenden, aber immer selbstherrlichen Monarchen.

Unerachtet aller erfreulichen Verbesserungen, welche das neue Ministerium während des Jahres 1864 bereits durchgeführt, unerachtet auch der glänzenden Veranstaltungen, die unter Beihilfe des Ministeriums während der Göttinger Einweihungsfeier und dem Waterloo-Jubiläum 1865 das ganze Land mit patriotischer Begeisterung erfüllten, sollte aber die Kammersession 1865 für die Minister eine besonders dornenvolle werden. Die Opposition der Zweiten Kammer, ihrer Stärke sich bewußt, beschloß am 26. April 1865 mit allen gegen drei Stimmen, von der Regierung eine Reform der Gewerbeordnung zu verlangen, die auf die Gewährung der vollen Gewerbefreiheit abzielen sollte. Drei Tage später beschloß dieselbe Zweite Kammer mit allen gegen acht Stimmen, die Regierung aufzufordern, ihre auf die Preßordonnanz des deutschen Bundestages vom 15. Juni 1854 gegründeten Preßvorschriften zurückzunehmen, was ungefähr soviel hieß, als volle Preßfreiheit zu gewähren. Am 2. Mai errang Bennigsen sogar eine Mehrheit von 44 gegen 36 Stimmen mit dem Antrage, von der Regierung zu verlangen, daß sie unter Aufgabe der geltenden Verfassung von 1855 die wesentlichen Bestimmungen der Verfassung von 1848 wieder einführen solle.

Hier war man an einer Grenze angelangt, wo Nachgeben und Verständigung nicht mehr möglich. Als Windthorst zum erstenmal im Ministerium saß (1852—1853), bestand jene Verfassung von 1848 noch zu Recht, und sein ganzes Bestreben war dahin gegangen, mit Hilfe ruhiger Verständigung und friedlicher Vereinbarung sie langsam dahin umzugestalten, daß man von beiden Seiten sich damit zufrieden geben und gedeihlich dabei existieren konnte. An diesen Bemühungen war er, dank der Einmischung Preußens, damals gescheitert. Jetzt hatte er bei der neuen Übernahme des Ministeriums gleich seinen Kollegen dem Könige das Versprechen geben müssen, an der Verfassung von 1855 nicht zu rütteln und ihre wesentlichen Bestimmungen intakt zu bewahren. Auf Bennigsens stürmisches Verlangen nach Verfassungsänderung antwortete er denn auch in der Zweiten Kammer mit aller Gelassenheit: erst wolle er den Rechtsboden, auf dem man stehe, von jedem anerkannt sehen, ehe er weiterschreite. Lohnender sei es, im einzelnen an Verbesserungen zu arbeiten, als darauf auszugehen, das Ganze auf einmal umzustoßen. Damit werde man nie etwas erreichen. Die Räte der Krone handelten nach den Befehlen der Krone.

Da fiel nun aber Bennigsen mit aller Schärfe über ihn her, und nach langer, erregter Debatte entschied die Mehrheit der Zweiten Kammer gegen den Minister. Allein die Erste Kammer schritt über alle solche Willenskundgebungen der demagogischen Versammlung kühl hinweg, und unmittelbar nach jener Niederlage in der Kammer ehrte der König seinen Minister, am 5. Mai, mit Verleihung des Kommandeurkreuzes zweiter Klasse des Guelfenordens. Wenige Tage später verfügte er zu allgemeiner Überraschung die Vertagung der Kammer. Ohne ihre Arbeiten vollendet, ohne in der Verfassungsfrage einen Ausgleich gefunden zu haben, mußten die Herren nach Hause ziehen.

Nach dieser Seite hin war der König unbeugsam fest. Solche Kämpfe war man übrigens schon gewohnt, und hier war von vornherein die Bahn vorgezeichnet. Nicht auf seiten der rastlos drängenden und wühlenden Opposition lag für das Ministerium die Hauptschwierigkeit. Ein gefährlicherer Gegner war der frühere Leiter des Kabinetts, der hochkonservative Graf v. Borries. In den Augen des ganzen Landes galt er als der eigentliche Träger des autokratischen Regimes; beladen mit der Last der äußersten Impopularität, im ganzen Lande unbeliebt, war er 1862 aus dem Amte geschieden, hatte aber als Mitglied der Ersten Kammer seitdem nicht aufgehört, alle Maßregeln des neuen Ministeriums auf politischem wie kirchlichem, auf finanziellem wie volkswirtschaftlichem Gebiete feindselig zu bekämpfen. Ganz allgemein sah man in ihm den ausgesprochensten Widerpart des Ministeriums Windthorst und den gefährlichsten Feind der volksfreundlichen und freisinnigen Verbesserungen, die von demselben ausgingen. Dabei hatte er trotz aller äußeren Zeichen der Ungnade in der Gunst des Königs sich einen Halt bewahrt und wußte klug an ihrer Festigung zu arbeiten. Bei seinen häufigen Reden in der Ersten Kammer oder in den Versammlungen landwirtschaftlicher und gewerblicher Vereine pflegte er überzufließen von Lobpreisungen des heiligen monarchischen Prinzips und der hohen Bedeutung der konservativen Interessen. Solches hörte der König allzugern, und man glaubte allgemein, daß Borries wieder wie ehemals auf den König bestimmenden Einfluß übe.

Diesem verhängnisvollen Einfluß wurde es auch sogleich zugeschrieben, als der König Miene machte, sein kaum festgegründetes Ministerium vor eine Belastungsprobe zu stellen, die zu bestehen es sich außer stande sah.

Auf Antrag des Ministeriums selbst waren am 13. Juni 1864 in der Kammer mehrere Abänderungsbestimmungen zu dem alten Wahlgesetze vom

6. November 1840 vereinbart worden. Wie sehr es wirklichen Bedürfnissen des Landes entgegenkam, mochte man daraus abnehmen, daß die sonst so zwiespältige Zweite Kammer hier mit voller Einmütigkeit zugestimmt und auch die Erste Kammer der Vereinbarung sich angeschlossen hatte. Aber — als ob gerade dies den König kopfscheu gemacht — nachdem der Kammerbeschluß fertig vorlag, verweigerte er die Einwilligung zur Publizierung des Gesetzes. Als nun mit Frühjahrsanbruch 1865 der Wiederzusammentritt der Kammern vor der Türe stand, reichte Windthorst eine schriftliche Vorstellung an den König ein, in welcher er unter dringlicher Darlegung der Gründe um die Genehmigung der Publizierung bat. Der König aber schützte „Bedenken und Unklarheiten" vor und appellierte gegenüber etwaigen Schritten der Kammer an die erprobte Geschicklichkeit und Hingebung seines Ministeriums.

Es währte auch nicht lange, bis in einer der ersten Sitzungen im April 1865 einer der oppositionellen Führer, Elissen, den Minister wegen des Nichtvollzuges des schon im vorigen Sommer beschlossenen Wahlgesetzes interpellierte. Windthorst erwiderte gefaßt: die Gründe, weshalb die beschlossenen Änderungen zum Wahlgesetze noch nicht verkündet seien, könne er nicht erörtern. Der König habe sich noch nicht entschlossen. Besorgnissen und Grübeleien möge man sich wegen der Verzögerung nicht hingeben.

Mit diesem guten Rate gab sich aber die Zweite Kammer nicht zufrieden. Bennigsen brachte am 8. Mai einen Urantrag ein, und am 12. Mai wurde dieser mit allen gegen sieben Stimmen zum Beschluß erhoben, von der Regierung die endliche Publikation der ratifizierten Wahlgesetze zu verlangen. Der König antwortete auf den kecken Vorstoß mit der brüsken Vertagung der Kammer. Aber früher oder später mußte dieselbe Kammer wieder zusammentreten, und da blieb die ganze ungelöste Schwierigkeit; die Gereiztheit aber war noch gestiegen. Der Monarch versteifte sich auf seine unbestreitbaren königlichen Rechte und wollte von einer Bestätigung der neuen Wahlgesetze immer weniger hören. Den Ministern aber war es, falls sie auf ihre Ehre hielten, nahezu unmöglich, ohne die vorhergehende Publizierung des Wahlgesetzes wieder vor der Kammer zu erscheinen.

So standen die Dinge, als Windthorst im Sommer 1865 seine Urlaubsreise nach Marienbad antrat. Während seiner Abwesenheit wurde geschäftig verhandelt. Mittel und Wege mußten gefunden werden, das Wahlgesetz aus dem Wege zu räumen, wenn nicht anders, selbst durch Sprengung

des Ministeriums. Tiefer Eingeweihte sahen diesem Ausgang bereits entgegen. Doch hatten noch manche andere Vorschläge und Vermittlungsversuche statt, bis am 9. September 1865 König Georg den Befehl für Minister Windthorst zu Protokoll diktierte, die Ernennung des Grafen Borries zum Präsidenten des Staatsrates zu vollziehen. Der Staatsrat war die höchste Körperschaft des Königreiches, und es lag nur an ihm, auf die öffentlichen Verhältnisse des Landes einen starken Einfluß auszuüben. Ein grausameres Zeichen der Mißachtung und Vertrauensentziehung für ein Ministerium ließ sich kaum denken als die Erhebung seines schlimmsten Gegners zu einer solchen Stellung. Windthorst wahrte Ruhe und Würde, aber auch seine Feinheit verließ ihn nicht. Ohne die Ernennung selbst anzugreifen oder auch nur ein Bedenken zu erheben, bat er um Aufschub derselben bis nach der Publizierung des neuen, vom ganzen Lande erwarteten Wahlgesetzes. Als dieses Gesuch um Aufschub abschlägig beschieden wurde, erschien Graf Platen im Namen des Gesamtministeriums vor dem Könige, um von ihm die Rücknahme seines Befehles zu erbitten. Aber der König blieb unbeugsam. Das Ministerium reichte jetzt eine schriftliche Vorstellung ein, in welcher die Hauptbedenken kurz zusammengefaßt waren und die Bitte ausgesprochen wurde, noch einmal eingehender über die Sache vernommen zu werden. Ungnädig schickte der König die Eingabe zurück, und in später Nacht des 20. September fand Windthorst auf seinem Schreibtische einen Befehl des Königs vor, ohne weiteren Verzug die Ernennung des Grafen Borries zu vollziehen. Windthorst fertigte sofort das Dekret aus, legte aber zugleich mit demselben sein Dissensvotum vor. Es wurde nicht beachtet. Am selben Tage noch, den 21. September 1865, wurde unter ganz besondern Begleitumständen die Ernennung des Grafen Borries bekannt gegeben. Unter dem 24. September berichtete man aus Hannover an das damalige Weltblatt, die „Allgemeine Zeitung“:

„Hannover läuft dringende Gefahr, binnen kurzem wiederum, und zum drittenmal, den Grafen v. Borries im Regiment zu sehen. Durch dessen am Geburtstag des Kronprinzen am 21. d. M. (inmitten der überschwenglichen Huldigungen der Stadt Hildesheim [1]) erfolgte Ernennung zum Präsidenten des Königlichen Staatsrates ist es nunmehr auch offiziell ausgesprochen, daß das Vertrauen und die Gnade des allerhöchsten Herrn sich dem Herrn Grafen wieder in vollem Maße zugewandt hat.... Die hohe Bedeutung des Staatsrates und die Berufung zu dessen Präsidenten als

---

[1] Die königliche Familie war dahin gekommen, um in der zweiten Stadt des Königreichs den Tag festlich zu begehen.

Vertreter des Königs[1] darf — wie das teilweise geschieht — nicht unterschätzt werden. Daß derselbe als die moderne Institution für die Entscheidung der Kompetenzkonflikte zwischen Gerichten und Verwaltungsbehörden schon an sich eine sehr wichtige staatsrechtliche Attribution begreift, liegt zu Tage; daß diese aber in der neuen Ausbildung, welche sie durch die Königlichen Verordnungen von 1856 erhalten hat, sogar eine die Rechtssicherheit wesentlich gefährdende Einrichtung geworden ist und einer Remedur dringend bedarf, ist noch in der letzten Ständeversammlung von allen Seiten anerkannt worden. Was aber die zweite Funktion des Staatsrates, die Beratung und Begutachtung der vom Ministerium ausgearbeiteten Gesetzentwürfe und Verordnungen sowie sonstiger wichtiger Regierungsmaßregeln betrifft, so darf man sich dabei nicht beruhigen, daß der Staatsrat in dieser Beziehung in neuerer Zeit nur sehr selten in Anspruch genommen ist: unter früheren Regierungen ist von seiner Tätigkeit öfter Gebrauch gemacht worden, und nichts steht im Wege, die Zuziehung dieser Behörde zum Obergutachten zur Regel werden zu lassen. Der Graf Borries ist aber ganz der Mann dazu, nicht nur die Wirksamkeit des Staatsrates künftig ungemessen zu erweitern, sondern auch nach seiner oppositionellen Richtung und nach der besondern Art der Zusammensetzung des Staatsrates das Ministerium in seinen Vorschlägen und Vorlagen zu hemmen und lahm zu legen![2] Die volle Unhaltbarkeit eines solchen Verhältnisses liegt zu Tage, damit aber auch der offene Bruch mit der Richtung des bisherigen Ministeriums, die trübe Aussicht auf die Rückkehr zu dem unheilvollen reaktionären System des Grafen Borries von 1855 bis 1862 und unausbleibliche neue Zerwürfnisse und Verwirrungen im Lande.

Die Herren Minister haben zwar in ihrer bisherigen Amtsführung im Kampfe mit höheren Schwierigkeiten häufig große — vielleicht zu große — Nachgiebigkeit und Geduld bewiesen; hier aber ist nach dem allgemeinen Urteile der Punkt erreicht, wo es damit ein Ende haben muß. Auf ihre nächsten Schritte ist man natürlich im Lande im höchsten Grade gespannt. Daß eine Ministerkrisis wirklich im Gange ist, bezweifelt niemand. Jedenfalls wäre es schmerzlich zu beklagen, und es würde nicht zur Stärkung des hannoverschen Patriotismus führen, wenn das in materieller Hinsicht so glückliche, aber durch dreißigjährigen fortwährenden Verfassungs- und Verwaltungswechsel heimgesuchte und ermüdete Land abermals das Feld neuer gegensätzlicher Experimente abzugeben verurteilt sein sollte. Die Wiederkehr des Grafen Borries an den Ministertisch würde das Welfenreich annexionsreif machen."

Am gleichen Tage, da diese Sätze geschrieben wurden, 24. September, reichte Windthorst seine Entlassung ein. Aber noch zögerte der König, sie anzunehmen. Andere Einflüsse schienen die Oberhand zu gewinnen, Schwankungen machten sich geltend. Am 3. Oktober wurde einlenkend aus Hannover an die Zeitung berichtet:

---

[1] Bei Beratungen im Plenum war der Vorsitz dem Könige selbst vorbehalten, in dessen Behinderung trat der Präsident für ihn ein. Außerdem hatte dieser die Leitung der gesamten Tätigkeit des Staatsrates und die Aufsicht darüber. In der Abteilung für Kompetenzkonflikte führte der Staatsratspräsident von Amts wegen den Vorsitz.

[2] Man muß sich erinnern, daß er schon bisher in Parlament und Presse der beständige Bekritteler des Ministeriums Windthorst gewesen war und in der Ersten Kammer die Vorschläge der Regierung nicht selten Satz für Satz bekämpfte.

„Die Ernennung des Grafen v. Borries zum Präsidenten des Staatsrates geschah aus höchsteigenem Entschluß, auf den vielleicht nur das Gutachten des Landdrosten Wermuth von Einfluß gewesen ist. Es ist nicht unglaublich, daß der König die Tragweite der Ernennungen nicht übersah, daß seine Absicht nicht war, den Ministern anzudeuten, daß sie ihre Schuldigkeit getan und gehen könnten, daß überströmende Herzensregungen von Verzeihen und Vergessen, wie sie in Hildesheim auftauchten, nun auch den Schuldbrief des Grafen zerreißen ließen. Die Haltung der offiziösen Presse, welche die Bedeutung der Ernennungen[1] auf jede Weise abzuschwächen sucht, ja sogar den Versuch wagt, die Ernennungen als solche zu bezeichnen, welche die Zustimmung des Landes erhalten hätten, deutet darauf hin, daß ein Weg zur Ausgleichung gesucht und bei der Geneigtheit einiger der Herren Minister, das Portefeuille zu behalten, gefunden wird, wenn die Form zu einer Erklärung der hinter dem Rücken der Minister vorgenommenen Ernennungen zunächst gefunden ist. Dazu aber fehlt es noch an Zeit. Die eben vollendeten Manöver, denen der König beiwohnte und welche die Kriegslustigkeit der hannoverschen Armee natürlich in hohem Grade bewährten, beschäftigen die Phantasie desselben, die durch die Hildesheimer Huldigungen hoch erregt ist und alte Gedanken von der Macht und Herrlichkeit der angestammten Welfenlande wachgerufen hat, viel zu sehr, als daß durch eine genügende Erklärung die Mißstimmung verscheucht würde. Die Unterzeichnung des Wahlgesetzes, des vom Grafen Borries so heftig bekämpften, möchte die einzige offenkundige und unzweideutige Erklärung bieten, daß die Ernennung desselben zum Präsidenten die Bedeutung, welche man ihr beilegt, nicht habe, um das Land zu beruhigen."

Doch es kam anders. Am 21. Oktober 1865 ging Windthorst in kühlster Form die Entlassung zu, am 23. schied er aus dem Amte. Es überraschte jetzt niemand mehr; schon 20. Oktober hatte man aus Hannover an die „Allgemeine Zeitung" geschrieben:

„Unsere durch vier Wochen sich hinschleppende Ministerkrisis ist zu Ende, das neue Ministerium sichern Nachrichten zufolge fertig. Vergebens hat man gehofft, daß den bisherigen Ministern durch die notwendigsten Zugeständnisse, um den Ständen mit Ehren wieder gegenübertreten zu können, die Möglichkeit eines weiteren Verbleibens eröffnet werden würde, und in dieser Richtung hat sich die öffentliche Stimme inzwischen deutlich genug ausgesprochen. Aber nichts von alledem ist vorgekommen, von Verhandlungen in diesem Sinne ist nicht die Rede gewesen. Unter ominösen Einflüssen — der Herren Wermuth, Meding usw. — und unter der Nachwirkung der Huldigung der Hildesheimer ist das Ministerium im Hoflager zu Marienburg jetzt wirklich zu stande gekommen."

Unter den neu ernannten Räten der Krone war Bacmeister, der einst dem ersten Ministerium Windthorst angehört hatte, als Minister des Innern. Sofort verbreitete sich das Gerücht und spukte auch in den Zeitungen

---

[1] Neben Borries als Präsident war der frühere Minister Bacmeister als Vizepräsident, Wermuth als Mitglied des Staatsrates berufen worden, alles wie darauf angelegt, das Ministerium bloßzustellen und die Minister zu kränken.

umher, Bacmeister sei bei der Krisis die eigentliche Treiburfache gewesen. In Norderney habe er die Ernennung des Grafen Borries zum Staatsratspräsidenten dem Könige angeraten und sei darauf, als vier Ressortminister wegen dieser Auszeichnung ihre Entlassung erbaten, mit der Neubildung des Ministeriums beauftragt worden. Darauf erfolgte am Tage, da Windthorst von seinem Amtskreise schied, 23. Oktober, in der „Neuen Hannoverschen Zeitung" ein offizielles Dementi:

„Die Erledigung der Stelle des Staatsratspräsidenten erfolgte, als der Staatsminister Bacmeister bereits von Norderney nach Marienbad zur Kur abgereist war, und die Ernennung des Grafen Borries wurde am 9. September von dem in Norderney anwesenden Staatsminister Freiherrn v. Hammerstein mit vollzogen und ist weder damals noch überhaupt bis zum 20. September Gegenstand von Vorstellungen und politischen Erwägungen geworden. Der Staatsminister Bacmeister hat diese Ernennung erst durch die Publikation in den Zeitungen erfahren und hat auch erst nach seiner Rückkehr von Marienbad davon Kunde erhalten, daß diese dem Grafen Borries zu teil gewordene Ehrenauszeichnung den Grund für die Entlassungsgesuche der vier nunmehr ausgeschiedenen Minister geboten habe. Mit der Ermittelung neuer Minister ist der Staatsminister Bacmeister nicht beauftragt worden. Er hat vielmehr die allerhöchste Gewährung der eingegebenen Entlassungsgesuche erst erfahren, als ihm seine Ernennung zum Minister des Innern eröffnet wurde. . . ."

Wahr ist, daß Bacmeister nicht der Ministerstürzer gewesen ist; es ist bemerkenswert, daß er von den bewegten Unterhandlungen im Monat September keinerlei Kenntnis zu haben vorgibt und daß schließlich die Gewährung der Ministerentlassung ihm überraschend kam. Aber er verschweigt in dieser Erklärung, die wohl von ihm persönlich herrühren dürfte, daß die Ministerkrisis bedeutend weiter zurückdatierte als bis zum Tage der Ernennung des Grafen Borries, und daß noch ganz andere Momente als dieser dem Ministerium zugefügte Affront für die Krisis bestimmend waren. Er verschweigt auch, daß während des Höhepunktes der Krisis sein Rat in Norderney vernommen wurde, und daß er, wenn auch nur aus Bangigkeit vor den drohenden Verwicklungen, sich redlich darum bemüht hatte, das alte Ministerium an seiner Stelle zu erhalten.

Daß es an solchen Versuchen auch von anderer Seite nicht gefehlt haben kann, ist in Anbetracht der Lage von vornherein klar. Das Ministerium Windthorst war im Lande wirklich populär; es hatte das Vertrauen aller Parteien. Selbst die so ungestüm drängende Opposition schätzte Windthorst und wünschte durchaus nicht seine Entfernung. In weniger als drei Jahren hatte dieses Ministerium zum Wohle der Be-

völkerung sehr Bedeutendes zu stande gebracht und eine Reihe weiterer wohltätiger Reformen waren bereits in Vorbereitung. Im Innern stand das Ministerium vollständig geeint. Übereinstimmung in Grundsätzen und Anschauungen wirkten mit guten persönlichen Beziehungen zusammen. Daß drei der Minister, Graf Platen, Freiherr v. Hammerstein und Freiherr v. Malortie, der Person des Königs nahe standen und viel mit ihm unmittelbar verkehrten, bedeutete bei dem Charakter dieser Männer und ihrem freundschaftlichen Verhältnis zu den Kollegen keine Schwächung, sondern eher eine Stärkung der gemeinsamen Stellung.

Windthorst zählte aber auch noch andere Freunde in den angesehenen Kreisen, die beim Könige Zutritt hatten, und es fehlte keineswegs an Männern, welche die Wichtigkeit einer solchen Kraft für die Leitung des hannoverschen Staatswesens richtig einschätzten. Alle die verschiedenen Versuche, die tatsächlich gemacht wurden, konnten jedoch nur dahin zielen, den König zum Nachgeben zu stimmen, daß er das Wahlgesetz publizieren lasse und von der Ernennung des Grafen Borries zum Staatsratspräsidenten Abstand nehme, oder doch den Ministern durch eine besondere Vertrauenskundgebung eine Art öffentlicher Genugtuung gebe.

Ein Versuch in anderer Richtung wurde gemacht in der seit Jahren mit Windthorst befreundeten Familie des Historikers Onno Klopp. Hier kannte man nach den äußeren Umrissen die Lage der Dinge, und hier herrschte der Wunsch, Windthorst am Ruder zu erhalten. Man wollte dazu helfen dadurch, daß man ihn selbst zur Nachgiebigkeit bestimmte. Die Situation spiegelt sich in den noch erhaltenen, ganz vertraulichen Briefen, die zwischen Klopp und seiner Gattin in jenen Tagen der Krisis gewechselt worden sind.

Klopp als Gelehrter, ganz in seinen historischen Forschungen aufgehend, zwar wohl vertraut mit den öffentlichen Verhältnissen, aber doch außerhalb des ministeriellen Verwaltungsbetriebes und ebenso fremd den Schwierigkeiten und Verwicklungen der parlamentarischen Verhandlungen wie denen des Königlichen Kabinetts, konnte jenen Dingen natürlich nicht leicht in allem auf den Grund sehen; als eine historisch in allem zutreffende oder gar abschließende Darstellung des Sachverhaltes können seine Bemerkungen daher nicht gelten, sie sind mehr Äußerungen des nicht genügend eingeweihten zeitgenössischen Beobachters, als fertige Urteile des sonst so ausgezeichneten quellenkundigen Historikers. Auch besteht das, was man in diesen Familienbriefen darüber findet, meist nur aus rasch hingeworfenen

kurzen Andeutungen, unbefangen und sorglos, manchmal nicht ganz frei von einer gewissen Malice, so wie auch gute Menschen sich solche zuweilen gestatten, wo fremde Zeugen und damit Mißverständnisse ausgeschlossen sind. Trotzdem bieten diese Äußerungen ein nicht geringes Interesse. Stammen sie doch aus einer Zeit, da niemand von der späteren Bedeutung Windthorsts etwas ahnte. In ihrer Unbefangenheit lassen sie deutlich beobachten, wie man Windthorsts geistige Kraft schon damals eingeschätzt hat; sie lassen auch erkennen, welche Wege für Windthorst offen standen, wollte er der Amtsentlassung entgehen.

Aus dem Inhalt von Klopps Briefen ist ersichtlich, daß dieser in jener Zeit mit Regierungsrat O. Meding vielen Umgang pflegte und für einige Zeit stark unter den Einfluß dieses gewandten und faszinierenden Mannes geraten war. Meding besaß damals in ungewöhnlicher Weise die Gunst des Königs, so daß er dessen Willen lenkte und die einflußreichste Person am Hofe war. Aus Klopps Vorgehen läßt sich herauslesen, daß Meding selbst damals Windthorst im Amte erhalten sehen wollte, denn man wußte seine Geschicklichkeit und Hingebung zu würdigen. Die stillschweigende Bedingung wäre aber freilich gewesen, daß der Minister sich dem Günstling dienstbar mache. Hätte Windthorst um jeden Preis Minister bleiben wollen, wäre er wirklich der Mann ohne Grundsätze gewesen, zu dem seine Gegner ihn später zu stempeln versuchten, so war es ihm leicht gemacht, seine Stellung zu behaupten. Aber eher entsagte er einer glänzenden und ihm höchst zusagenden Wirksamkeit und setzte sich der Gefahr einer ungenügenden materiellen Versorgung aus[1], als daß er einwilligte, die Verheißungen zu Schanden zu machen, die er durch die Übernahme des Ministerpostens dem Lande gegeben hatte.

Klopp selbst, der damals im Sinne Medings auf Windthorst zu wirken suchte, hat 1899 erzählt, daß Windthorst ihn schon 1863 „vor jeder Beziehung mit O. Meding sehr eindringlich gewarnt" habe, und stellt fest[2]: „Für das Entlassungsgesuch des Ministers Windthorst und seiner drei Kollegen im Herbst 1865 war die Nichtsanktion des Wahlgesetzes nur das ausgesprochene Motiv: ein wichtigeres, nicht ausgesprochenes war das Miß=

---

[1] Die Pensionsverhältnisse lagen für ihn ungünstig; der Rücktritt zog auch materielle Sorgen nach sich. Durch die Gnade des Königs wurde ihm freilich bald schon eine entsprechende Wiederverwendung, was jedoch zur Zeit noch nicht voraus= gesehen werden konnte.

[2] Im österreichischen „Allgemeinen Literaturblatt" VIII 43.

trauen gegen O. Meding, dessen sich der König als nichtoffiziellen Privatsekretärs bediente."

Als Minister Windthorst am 10. August 1865 aus Marienbad heimkehrte, betrachteten ihn zwar die Eingeweihten bereits mitleidig wie eine gefallene Größe, er aber gab das Spiel noch nicht verloren. Für ihn galt es vor allem, die Situation zu erforschen. Windthorst hatte seine eigenen kleinen Kunstgriffe, sich über alles Nachrichten zu verschaffen. Besuche, Unterhaltungen, Diners und Soiréen, vor allem aber eine sehr ausgebreitete Korrespondenz nach allen Richtungen mußten ihm helfen, alles zu erfahren, und von den verschiedensten Seiten her, während er die Kunst besaß, einer Sphinx gleich, seine Gedanken in sich zu verschließen. Das Ehepaar Klopp, das die Eigenheiten des gemeinsamen Gönners nach dieser Seite hin wohl kannte, kommt im vertrauten Austausch oft scherzend auf diese kleinen Listen der klugen kleinen Exzellenz zu sprechen. Fällt dabei auch einmal ein spitzes Wort, so tut dies der Verehrung und Freundschaft im Ernste keinen Eintrag, die ganz aufrichtig war und sich ja bekanntermaßen durch alle Stürme hindurch treu bewährt hat bis zum Ende.

Mit dem Tage von Windthorsts Heimkehr beginnt die Korrespondenz. Klopp, im Juli 1865 zum Archivrat ernannt und mit der Ordnung und wissenschaftlichen Leitung des Archivwesens im ganzen Lande betraut, hatte mit einer eingehenden Erforschung des Archivs und der Fürstengruft zu Aurich begonnen. Dort traf ihn die Weisung, zur Berichterstattung in Norderney zu erscheinen, wo der König Kuraufenthalt genommen hatte. Vom 14. August an verblieb Klopp ständig auf Norderney in täglichem Verkehr mit Meding; von dorther sind alle seine Briefe in der Angelegenheit Windthorst datiert.

Agnes Klopp an ihren Gatten. Hannover, 10. August 1865.

Mein lieber Onno! Soeben komme ich vom neuen Hause, wohin ich von Frau Ministerin Windthorst eingeladen war. Als ich mit Grünbaum[1] in ihrem Hause war, hat sie uns nicht angenommen, weil es wohl noch zu früh war. Sollte ich denn wirklich ihr gegenüber irgend etwas Beleidigendes getan haben? Die schnelle Einladung ist jedenfalls auffallend. Windthorst war heute nachmittag ½3 Uhr zurückgekommen. Er hat viel mit mir gesprochen, und hat doch nichts von mir gehört. Er war so offenherzig, mir zu sagen, daß er nichts wisse, als was in den Zeitungen stehe. Er behauptet noch immer, Du müßtest doch noch nach

[1] Es ist wohl Bernhard Ludwig Grünbaum gemeint, der damals als zweiter Pfarrkaplan an St Johann in Osnabrück wirkte, der einzige katholische Geistliche, der zur Zeit mit der Familie Klopp in Beziehung stand.

Österreich. Man hätte Dich in Marienbad allgemein gekannt, und er habe auch etwas für Dich mitgebracht, ein geschriebenes Buch von einem Augenzeugen der Zerstörung Magdeburgs [1], was Deine Behauptungen bestätigte.

Hannover, 12. August 1865.

Ich werde wohl Windthorst heute sehen; er meinte, er müsse doch wohl einmal vorkommen. Leider könnte ich ihm mit dem besten Willen nichts von Politik verraten.

Onno Klopp an seine Gattin.

Norderney (am 14. August abends eingetroffen), 15. August 1865.

Benimm Dich mit Windthorst vorsichtig, wie Du getan.

16. August 1865.

Was Windthorst über Österreich sagt, ist für mich nichts. Er hat dort keinen Einfluß. Dort ist meine rechte Sphäre, das weiß ich selbst besser als Windthorst und die andern. Aber die Bande der Dankbarkeit fesseln mich hier, und wenn man mich von jetzt an dort haben wollte, so würde ich sagen müssen: ‚Ich kann nicht und darf nicht, wenn nicht der König ohne eine Bitte meinerseits mir die Erlaubnis gibt.' — Und anderseits ist es doch sehr die Frage, ob „Deutschland und das Haus Habsburg" [2] ihm [d. h. dem König] zusagen würde. Hoffentlich nun billigt er morgen meinen Bericht. An Mühe habe ich es nicht fehlen lassen.

Klopp an seine Gemahlin.

Norderney, Freitag, 18. August 1865, abends 9 ½ Uhr.

... (Unter uns.) Es braut eine Krisis auf, in der die Minister wissen müssen, was sie wollen, namentlich Windthorst. Es handelt sich um zwei Punkte: das Wahlgesetz und die Revision der Städteordnung. Der König will weder das eine noch das andere zugestehen. Sein Prinzip ist, nichts an der Verfassung zu ändern, auch nicht auf solche Weise. Wollen die Minister, so können sie bleiben, wo nicht, nicht. Sollte Windthorst anfangen, mit Dir über solche Dinge zu sprechen, so sag' ihm, daß sie, soviel Du wüßtest, dem König das Versprechen gegeben, die jetzige Verfassung zu erhalten, und nun nicht von ihm verlangen dürften, sie zu ändern, wenn er nicht selbst will. Es kommt darauf an, ob Windthorst sein eigenes Interesse versteht. Denn der König sieht in ihm die hauptsächliche Persönlichkeit. Er kann die andern influieren. Was er tut, das tun sie auch. Und wenn er bereit ist, so bleiben wahrscheinlich alle. Gib ihm Gelegenheit, mit Dir darüber zu sprechen. ... Genügt Dir das nicht, so provoziere Windthorst dahin, daß er Dich auffordert, mich über diese Dinge zu befragen, d. h. Du müßtest ihm anbieten, wie aus Dir selbst, mir darüber zu schreiben, und zwar so, daß Du dann ihm die Stelle meines Briefes vorlesen würdest. Ich will sie schon so einrichten, daß ich nur an Dich zu schreiben scheine. Ich kann vielleicht ihm jetzt meine Schuld der Dankbarkeit von früher abtragen. Du brauchst nur ihn ein- oder

---

[1] Das Tagebuch des Zacharias Vandhauer, vgl. diese Zeitschrift LXXXII 30.

[2] Die Schrift, an der Klopp zur Zeit arbeitete (vgl. diese Blätter LXXXII 143 Anm. 1). Sie wurde nicht vollendet. Erst fünf Jahre nach seinem Tode erschien im Verlag der „Styria" (Graz-Wien) 1908 „Deutschland und die Habsburger". Von Onno Klopp. Aus seinem Nachlasse herausgegeben von Dr Leo König S. J. Über das Werk selbst s. diese Zeitschrift LXXIV 200 f.

zweimal [zu] suchen, dann kommt er von selbst. Er ist nicht für mich, wie er sein sollte; allein bei einem Wechsel kann ich nicht gewinnen. . . .

Allein sei vorsichtig. Windthorst ist so überspitz und überklug, daß Du seine Absicht, Dich auszuhören, sehr deutlich erkennen wirst. Indem Du tust, als merktest Du sie nicht, kannst Du die Dinge im voraus so legen, wie er sie hören soll. Auch ist es kein Unrecht, denn der Rat bezweckt den eigenen Nutzen des Mannes, zugleich aber auch den Nutzen und den Frieden des Landes, dem eine Minister-veränderung sehr nachteilig sein würde. Es liegt in Windthorsts Hand (zum Teil), sie nicht geschehen zu lassen. Dabei kannst Du seiner Klugheit, seinem alles durch-dringenden Scharfblicke allen möglichen Weihrauch streuen, zugleich aber auch sagen, daß er es Dir einmal danken würde, daß Du solches mit ihm sprächest, und auf meine Treue und Ergebenheit für ihn Dich beziehen.

Onno Klopp an seine Gattin. Norderney, Sonnabend, 19. August 1865.

. . . Windthorst hat mir heute, gleichzeitig mit Dir, geschrieben[1]. Ich finde in seinem Schreiben keine Notwendigkeit des Schreibens, denn das Tepler Manu-skript, von dem er spricht, habe ich nicht bloß gekannt, sondern auch benutzt. Für Windthorst, der, auch wenn er mein Buch nicht gelesen hat, wie er doch behauptet, voraussehen mußte, daß mir solche Dinge nicht unbekannt geblieben sein dürften, ist die ganze Rederei über dies Manuskript nur der Vorwand, um zu schreiben und einen Brief wieder zu erhalten. Ich traf Meding zufällig, nachdem ich ihn gesucht hatte, und sagte ihm, ich wünschte über einen Brief mit ihm zu sprechen, den ich von Hannover erhalten. „Von Minister Windthorst?" fragte er. — „Wie kommen Sie zu dieser Frage?" sagte ich erstaunt, „denn sie ist richtig." — „Eben", erwiderte er, „weil ich auch einen solchen Brief erhalten, der nichts bedeutet. Ich habe ihn gar nicht einmal genau gelesen." — „Aber", sagte ich, „der meinige schließt mit der Frage: ‚Was gibt es dort Neues?'" — „Dann wird der meinige auch so schließen", meinte er.

„Sieh einmal wieder, welch plumpe Kriegslist! Sollte der gute Mann denn gar nicht denken, daß wir einander Mitteilung darüber machen. Bringt Meding die Sache an geeigneter Stelle vor, so wird sie dort ein großes Gaudium erregen, das Gefühl der Geringschätzung dagegen nicht vermindern."

In der Tat wäre es für Windthorst von großer Wichtigkeit gewesen zu erfahren, was auf Norderney im stillen vor sich ging, und noch wert-voller, hätte er einen Titel gehabt, in Norderney persönlich zu erscheinen[2]. In diesem Gedanken schrieb er an den dortigen Medizinalrat Lohmann, ob dieser nicht eine Nachkur nach dem Gebrauch von Marienbad für angezeigt halte. Der Arzt, der die List zu durchschauen glaubte, brachte den Brief „geeigneten Ortes" zur Mitteilung und schrieb dem wankenden Minister

---

[1] Den Wortlaut des Briefes s. in dieser Zeitschrift LXXXII 29 f.

[2] Das hübsche, von J. N. Knopp 1898 herausgegebene Lebensbild Windthorsts ist gerade in Bezug auf diese Angelegenheit (S. 59—60) zum Teil irrtümlich berichtet.

zurück: „Eine Nachkur sei dringend zu empfehlen, und am besten eigne sich dazu eine Harzreise." Der witzige Arzt gewann die Lacher auf seine Seite.

Je mehr so die alten Bekannten bereits begannen, von dem bisherigen einflußreichen Minister sich abzuwenden, um so mehr mußte diesem daran liegen, wenigstens durch die ihm nahestehende Familie Klopp Zuverlässiges über den Stand der Dinge zu erfahren. Klopp indes mahnte seine Frau immer wieder zur Vorsicht.

Norderney, 19. August 1865.

Ich sagte Meding, daß ich Dir geschrieben hätte oder schreiben wollte, was Du zu sagen hättest, wenn Windthorst *anfinge*, mit Dir von Politik zu reden. Er war anfangs sehr bedenklich, beruhigte sich aber dann, als ich ihm sagte, daß ich die Worte „*wenn Windthorst anfinge*" doppelt unterstreichen würde.

Dieser leise Zweifel an ihrer diplomatischen Zuverlässigkeit ließ Klopps treue Gattin nicht zur Ruhe kommen; sie antwortete diesmal umgehend.

Hannover, den 22. [Aug.] Dienstag, 1865.

Frau Agnes Klopp an ihren Gatten.

Mein lieber Onno! Dein Brief von gestern hat mir etwas Sorge gemacht, nicht weil ich zu viel gesagt habe, allein weil Du Dich geängstigt hast deswegen. Mein Brief von gestern wird Dich wahrscheinlich schon beruhigt haben. Ich bin durchaus nicht wie ein Abgesandter aufgetreten, habe auch im entferntesten nicht getan, als wenn ich ihm einen Dienst damit erwiese, daß ich ihn aufmerksam mache. Ich habe gesagt, mein Mann ließe ihn herzlich grüßen und habe mir gesagt, ich möchte ihm erzählen, was ihn interessiere. Und als ich Dich gefragt hätte, was ich denn erzählen solle, hättest Du mir geantwortet, das würde er schon fragen. Du siehst also, daß nichts Gemachtes darin lag, und zudem hatten sie meinen Besuch auch als Dankvisite für die Einladung erwartet.

Grüße Meding von mir und sage ihm, ich hoffte schon so viel von ihm gelernt zu haben, daß er mir zutraue, daß ich das, was absichtlich gesagt werden soll, niemals so klingen lasse. Zudem hattest Du mir ja auch genau genug gesagt, was ich tun solle, und ich habe mir nun einmal angewöhnt, alles zu tun und zu glauben, was Du sagst. Also beruhige Dich. Daß meine Worte sehr unmaßgeblich sind, glaube ich zudem. Er [Windthorst] schimpfte übrigens ganz tapfer, glaubte also nicht, daß ich etwas wieder berichten würde an Dich.

Den eigentlichen Bericht über ihre diplomatische Aktion hatte die wackere Frau schon tags zuvor ihrem Gatten erstattet:

Frau Agnes Klopp an ihren Gatten. Hannover, 21. August 1865.

Mein lieber Onno! Soeben komme ich von Windthorsts. Hoffentlich habe ich meine Sache gut gemacht. Ich habe nach *ihr* gefragt, und als ich einige Minuten bei ihr gesessen, gesagt, daß ich Grüße von Dir zu bestellen hätte. Sie ließ ihm dann sagen, daß ich da sei, und so habe ich gesagt, was mir recht schien. Hauptsächlich aber, daß es von ihm abhänge, von seinem alles durchdringenden Verstande, das Schiff in den sichern Hafen zu führen.

Als er mir sagte, man solle immer alles tun, was der König haben wolle [1], gab ich ihm zur Antwort, daß das souveräne Volk auch immer mehr verlangen würde, wenn ihm dies gelänge, und daß der König wohl eher zu befriedigen sei als das. Inzwischen hast Du auch einen Brief von ihm, wie er mir sagt. Er dankte mir sehr und bat mich, bald wiederzukommen. Ich gehe aber nicht wieder hin, wenn Du mich nicht hinschickst. Ich will mich ja immer in acht nehmen, allein meine natürliche Gutmütigkeit möchte mich gerade bei ihm mehr sagen lassen als ich will. Er sagte mir wieder, daß Du ein so unendlich gutmütiger Mensch seiest und alle Menschen für so gut hieltest [2]. O über die Verblendung der Menschen!!

Er meinte, es sei sehr schade, daß Ingelheim nicht hier sei [3], das sei der einzige Mensch, mit dem sich ein vernünftiges Wort sprechen lasse. Er sei sehr notwendig hier gewesen. Als ich äußerte, daß die andern [Minister] sich wohl etwas von ihm bestimmen lassen würden, schmunzelte er sehr wohlgefällig und meinte, oft täten sie allerdings, was er wolle, oft aber auch nicht. Ich glaube, daß er sehr gern möchte, allein er kann wohl nicht frei, er wird sich nicht an den Gedanken gewöhnen mögen, unpopulär zu werden. Ich sehe wohl ein, daß dieser Schritt maßgebend ist, allein ich traue mir nicht zu, daß mein Sprechen ihn irgendwie bestimmen könnte, sonst würde ich allerdings jeden Tag hingehen.

Offenbar legte Windthorst Wert darauf, die Nachrichtenquelle über Norderney aus dem Hause Klopp sich offen zu halten. „Windthorst hat mir gesagt", bemerkt Frau Agnes Klopp zum Schluß ihres Briefes vom 21. August, „ich solle auf keinen Fall Dir etwas vorlamentieren, der Aufenthalt da sei Dir sehr notwendig und wohltätig. Das finde und sage ich ja immer." Der Verkehr blieb denn auch fortwährend ein sehr reger und kein Brief geht nach Norderney, ohne daß sein Name genannt würde.

„Dann habe ich noch eine Neuigkeit", heißt es am 22. August, „Miquel ist mit Grünbaum seiner Wedekind verlobt, Du weißt, mit der Tochter von Julchen Embsen. Wie der Alte sich freuen wird! Schreib ihm doch einmal. Ich habe ihn sehr lieb gewonnen. Windthorst sagte mir gestern, daß Grünbaum es sei, der ihn zuerst auf Dich aufmerksam gemacht hätte. Wunderbar dreht sich's im Leben! Windthorst sagte auch, es wäre von unschätzbarem Werte für uns, wenn jetzt ‚Haus Habsburg' da wäre."

Ernster als seine Frau, die sichtlich an den diplomatischen Unterhaltungen mit Windthorst Vergnügen fand, blickte Onno Klopp in die Situation hinein.

---

[1] Es ist bekannt, daß König Georg V. bei seiner hohen Auffassung des Königtums sich in die Rücksichten eines konstitutionellen Fürsten nicht finden konnte und dadurch seinen Ministern die ungeheuersten Schwierigkeiten bereitete. Naturgemäß trug auch seine Blindheit dazu bei, ihn in manchem eigenartiger und schwieriger zu machen.

[2] Warnung vor Meding, dem Klopp damals sein Vertrauen schenkte und von dem er sich zur Zeit beeinflussen ließ.

[3] Der österreichische Gesandte in Hannover. Vgl. diese Zeitschrift LXXXII 18 Anm. 2.

„In der Tat", schrieb er am 21. August, „ich wünsche jetzt noch einige Tage hier zu bleiben. Der Grund ist, daß heute Meding auf Befehl des Königs den Grafen Platen herzitiert hat. Derselbe wird Mittwoch [23.] ankommen können. An Windthorst habe ich heute geschrieben, und zwar so, daß er vermutlich zu Dir läuft und fragt, ob Du Näheres wissest. Ich habe ihm nämlich geschrieben: ‚Ich habe nur den einen Wunsch, daß Ew. Exzellenz sich immer so festhalten, wie Sie jetzt stehen.' — Wenn er nun also zu Dir kommt, so tue, als wüßtest Du von gar nichts. Laß ihn selbst reden, was er will, und dann verfahre, wie ich Dir neulich gesagt. Er ist in der Sache wie ein Kind, bei all seinem Scharfsinn, denn es handelt sich ja um ihn selbst, und dann verläßt die Leute der Verstand."

Der gutgemeinte Rettungsversuch mußte fehlschlagen. Genau zwei Monate später, 21. Oktober, war das Ministerium Windthorst entlassen. Ob das Königreich Hannover heute noch erhalten wäre, wenn Windthorst mit seiner Klugheit und den außerordentlichen Hilfsquellen seines Geistes im Jahre 1866 noch die Ruder des Staates gelenkt hätte, wer vermag das zu sagen? Sicher hätte auch Windthorst nicht kleindeutsche Politik getrieben, sondern wäre treu eingestanden für den Deutschen Bund. Die Entscheidung blieb ihm erspart und damit die Last der Verantwortung. Die Vorsehung hatte sich den Mann ausersehen und aufbewahrt für eine Aufgabe höherer Ordnung, und zu dieser sollte er herantreten mit fleckenlosem Ehrenschild und unverbrauchter Kraft. Darum mußte er zur rechten Zeit aufhören, neben der Kamarilla Meding in Hannover verantwortlicher Minister zu sein. Onno Klopp selbst hat später diese Dinge ganz anders beurteilt. Meding, durch den er damals getäuscht und mißbraucht wurde, hat er nach 1866 mit Schärfe bekämpft und ist wie kein anderer öffentlich wiederholt gegen ihn in die Schranken getreten. Windthorst aber, den er immer höher schätzen lernte, ist er in uneigennütziger Freundschaft und Verehrung ergeben geblieben bis zum Ende.

Am 22. März 1891, eine Woche nach Windhorsts Tod, schrieb der große Historiker Onno Klopp zu Wien in sein Tagebuch: „Ich erinnere mich nicht irgend einer geschichtlichen Persönlichkeit, die sofort bei ihrem Tode so gefeiert worden ist wie Windthorst. Die Germania ist denkwürdig durch die Berichte darüber in diesen letzten Tagen. Ein besonderes Wort, das sie, ich weiß nicht gleich woher, nachgedruckt, ist gewichtig: ‚Windthorst ist gestorben und lebt, Bismarck lebt und ist tot.'"

Otto Pfülf S. J.

Vom kirchlichen Zölibat.

In dem glorreichen Religionskriege der Makkabäer gegen die heidnischen Seleuciden musterte Judas der Makkabäer sein Kriegsvolk und schickte alle, die eben ein Haus gebaut, ein Weib genommen, einen Weinberg angepflanzt hatten, zurück in die Heimat[1]. Das war im Volke Gottes ein uraltes[2], sehr weises und menschenfreundliches Gesetz. Wer an Haus und Hof, Weib und Kindern hängt, ist im Kriegsdienste behindert.

Ein ähnliches Gesetz hat die Kirche für ihre Geistlichkeit, welche die Schlachten des Herrn schlägt, im Zölibat. Der Zölibat gilt aber der Welt und allen Weltlingen für nichts weniger als menschenfreundlich und weise. Seit den ersten Jahrhunderten der Kirche bis auf den heutigen Tag wird der Zölibat als erniedrigender und naturwidriger Zwang auf die unverdienteste und unwürdigste Weise verlästert und bekämpft, natürlich auch in unserem Jahrhundert, der Zeit der unumschränkten Freiheit und Fleischesemanzipation, leider, wie es immer war, zuweilen selbst von sehr unpriesterlichen Geistlichen.

Verteidigung und Abwehr ist also immer an der Zeit. Sie soll aber hier nicht polemisch geführt werden. Bloß das Nützliche, Schöne, Würdevolle, Erhebende, das der Natur und Religion Entsprechende des Zölibats soll hervorgehoben werden aus dem Quellengrund der Wahrheit unserer katholischen Kirche. Die Wahrheit ist nur eine. Sie ist Gott. Ihre Ausstrahlungen widerstreiten sich nie und nirgends, sondern tragen, vertreten und verantworten sich gegenseitig. Was an unserer Kirche vorzugsweise angegriffen und bekämpft wird, das sind die Gottheit Christi, die Oberherrlichkeit des Papstes und der Zölibat ihrer Geistlichkeit. Die sind es gerade, welche den innigsten, stärksten und unzertrennlichen Dreibund ausmachen.

Es soll aus diesem Gesichtspunkte die Natur und der Begriff des Zölibats, dessen Geschichte und innere Begründung erörtert werden.

---

[1] 1 Makk 3, 56. [2] Dt 20, 5 ff.

1. Natur und Begriff.

Der Zölibat im allgemeinen Sinne des Wortes bestimmt die Verpflichtungen, welche alle Kleriker der höheren Weihen bezüglich der Keuschheit und Enthaltsamkeit zu erfüllen haben. Das Maß dieser Verpflichtungen ist nicht dasselbe in der morgenländischen wie in der abendländischen Kirche.

Im Morgenlande ist es im allgemeinen den Klerikern vom Subdiakonat an nicht untersagt, vor, nicht aber nach der Weihe eine Ehe einzugehen und ihre Frauen auch nach der Weihe bei sich zu behalten. Nur eine zweite Ehe ist ihnen verboten. Enthaltsamkeit und Ehelosigkeit im strengsten Sinne ist bloß den Bischöfen aufgetragen. Sie müssen bei ihrer Weihe die angetrauten Frauen entlassen und sie in einem Kloster unterbringen. Deshalb werden die Bischofsstühle meistens mit Mönchen, welche schon durch die Klostergelübde zur gänzlichen Enthaltsamkeit verpflichtet sind, besetzt. Das ist im allgemeinen die Übung des Zölibats im Morgenlande, sowohl in den schismatischen als auch in den unierten Kirchen.

Der orientalische Zölibat ist somit in einem gewissen Sinne mehr alttestamentlich gestaltet. Die vollständige Reinheit und Vollkommenheit in der Gesetzgebung des Zölibats findet sich bloß in der abendländischen katholischen Kirche. Alle höheren Weihen vom Subdiakonat an verpflichten nicht bloß zur immerwährenden Ehelosigkeit und Enthaltsamkeit, sondern auch zur Jungfräulichkeit im weitesten Sinne des Wortes, und zwar nach Art eines feierlichen Gelübdes der Ordensgeistlichen [1]. Dieses Gelübde ist unmittelbar in der Weihe mit eingeschlossen und macht jede angestrebte Ehe nicht bloß sündhaft, sondern auch ungültig [2] und jede innere Versündigung dagegen zum Gottesraub [3], was bei Morgenländern nicht der Fall ist, weil die Verpflichtung zur Jungfräulichkeit wie der Ehelosigkeit selbst nach der Weihe sich nicht aus dem Gelübde, sondern bloß aus Kirchengesetz herleitet [4].

Das Gesetz des Zölibats ist ein Ausfluß des Regierungs- und Disziplinarrechtes und nicht der Lehrgewalt der Kirche. Deshalb kann unter Umständen und in einzelnen Fällen eine Dispens durch die höchste Kirchenbehörde eintreten. Leugnung oder Verweigerung der Zölibatspflicht spielt

---

[1] Conc. Lat. II (1139), c. 7. Benedict. XIV, Const. „Inter praeteritos". Thom., Summ. Suppl. q. 53, a. 3.

[2] Trid. Sess. 24, can. 9. Wernz, Ius Decret. II, n. 201.

[3] Thom., Summ. 2, 2, q. 88, a. 7, a. 11.

[4] Zaccharia, Neue Verteidigung des kirchlichen Zölibats, Augsburg 1789, 240 ff. Suarez, De Rel., p. II, l. 9, c. 17. Wernz, Ius Decret. II, n. 201, p. 288.

bloß in dem Falle auf das Glaubensgebiet über, wenn behauptet wird, das jungfräuliche Leben stehe nicht höher, oder es stehe niedriger als der Ehestand, wie Jovinian, Helvidius und Vigilantius lehrten, oder, wie Eustathius wollte, die Ehe sei an sich unsittlich und verwerflich, oder endlich die Enthaltsamkeit sei unmöglich, was Luther und Calvin behaupteten.

Das ist die Natur und der Begriff des Zölibats, wie er namentlich im Abendlande vorgeschrieben ist und beobachtet wird. Er schließt nicht bloß die einfache Keuschheit ein, wie sie jedem Stande zukommt, nicht bloß die Ehelosigkeit, sondern überdies die immerwährende und vollendete Jungfräulichkeit, welche neben der Unversehrtheit des Leibes und der Seele auch den Vorsatz verbindet, in derselben zu verharren. Schon die einfache Keuschheit ist eine schöne und gepriesene Tugend und eine wahre Ehre des Menschen, der seiner Seele nach der Geisterwelt angehört, dem Leibe nach der Tierheit verwandt ist. Ob er nun mit Ehren die Stelle unter den Geistern einnimmt, das entscheidet so ziemlich die Tugend der Keuschheit und ihre Wahrung. Durch sie bringt seiner Würde die Leiblichkeit keinen Eintrag, er beherrscht sie durch den Geist, ohne sie ist er ein unwürdiges Mitglied der Geisterwelt. In dem Menschen, der die Keuschheit übt, ist die materielle Schöpfung seinem Leibe dienstbar, der Leib mit seinen Trieben ist der Vernunft und dem Geiste und der Geist Gott unterworfen. Das ist die schöne Ordnung im Weltplane Gottes. Der keusche Mensch ist ein würdiger Herrscher der sichtbaren Schöpfung und in seiner Reinheit, wenn nicht glücklicher, doch wunderbarer als die Engel. Immer bleibt die einfache Keuschheit die Ehre des natürlichen Menschen.

Und erst die Jungfräulichkeit, welche die Krone der Keuschheit ist! Sie ist zwar, weil ein Teil der Keuschheit oder Mäßigkeit, nicht eine der allerhöchsten Tugenden. Das sind bloß die theologischen Tugenden. Aber das Wesen der Jungfräulichkeit ist so eigenartig, daß sie im ganzen Tugendleben eine bevorzugte Stellung einnimmt. Die Jungfräulichkeit ist nicht die Tat der gewöhnlichen Klugheit. Man könnte sie einen Geistesblitz nennen, den Gott allein eingibt. „Nicht allen ist es gegeben, und nicht alle verstehen sie", sagt der Heiland selbst von ihr [1]. Die Jungfräulichkeit ist auch keine Forderung der Gerechtigkeit. Niemand schulden wir sie, nicht einmal Gott. „Wenn du willst", spricht der Heiland [2]. Und: „Bezüglich der Jungfrauen habe ich kein Gebot vom Herrn", ergänzt der hl. Paulus [3].

[1] Mt 19, 11 12. [2] Mt 19, 21. [3] 1 Kor 7, 25 ff.

Sie ist ein Rat und kein Gebot. Die gewöhnliche Keuschheit oder Mäßigkeit beherrscht alle fleischlichen Begierden und unterwirft sie der Vernunft, die Jungfräulichkeit unterstellt sie einer höheren Regel und kennt keine Nachgiebigkeit gegen andern Ständen erlaubte und noch so billige Anforderungen. Der Starkmut wehrt sich siegreich gegen alle unordentlichen Anfechtungen des Fleisches, die Jungfräulichkeit wirft sie als Feinde nieder, tritt sie mit Füßen und geht entschlossen voran auf ihrem Zuge zum Höchsten und Besten. Ja sie ist unter allen Tugenden die streitbarste, weil nichts so schwer und so häufig zu bekriegen ist als der unreine sinnliche Naturtrieb, der nur mit dem Tode erstirbt. Das beweisen schon alle diejenigen, welche die vollkommene Enthaltsamkeit und wahre Jungfräulichkeit hienieden für unmöglich ausgeben. Die Jungfräulichkeit wirkt also Wunder und ist selbst in einem gewissen Sinn ein Wunder. Sie besitzt, wie Tertullian sagt, etwas Unfleischliches im Fleische. Selbst die höchste Tugend, die Liebe, weiß Gott kein gefälligeres Opfer darzubieten als die Gabe der Jungfräulichkeit. Deshalb genießt sie auch hienieden und in der Ewigkeit alle Ehrenvorzüge. Ja sie ist ihrer Natur nach ein Vorspiel des himmlischen Lebens, wo es keine Ehe mehr gibt [1]. Selbst dort bildet sie die glänzendste Gruppe des himmlischen Hofes, die kleine und auserwählte Begleitung des Lammes überall, wohin es geht, und die Freude aller Seligen [2]. Es ist und bleibt wahr, was Möhler [3] sagt: „Die Jungfräulichkeit ist die schönste Blume und die höchste und reinste Entwicklung evangelischer Kraft im Leben.“ „Von jeher ist Hohes und Großes an die Idee der Keuschheit, Sittenreinheit und Jungfrauschaft geknüpft worden.“ [4] Und Chrysostomus schreibt: „Die Jungfrauschaft ist gut, auch ich behaupte dies; sie ist selbst besser als der Ehestand, auch hierin bin ich deiner Meinung: ich füge noch hinzu, sie sei der Würdigkeit nach so weit über dem Ehestand erhaben als der Himmel über die Erde und die Engel über die Menschen; ja wenn man aufrichtig sprechen soll, ist dies noch zu wenig gesagt.“ [5]

Das ist die Tugendherrlichkeit, welche der vollkommene Zölibat, die Jungfräulichkeit eingeschlossen, umfaßt. Damit ist die Antwort gegeben auf den Einwand, welchen die Zölibatsverächter erheben, die Enthaltsamkeit sei bloß so eine beiläufige und untergeordnete Tugend, und viel Wesens aus ihr

---

[1] Mt 22, 30. [2] Offb 14, 4.
[3] Gesammelte Schriften und Aufsätze I, Regensburg 1839, 223.
[4] [L. Clarus] Der Zölibat, 1. Abt., Regensburg 1841, 112.
[5] L. 1 de Virgin. c. 10 11.

machen, heiße nur die Armut an andern wichtigeren Tugenden bemänteln und sich stolz und hochmütig über andere erheben. Das ist nichts als die Sprache des alten Reinecke Fuchs, der die Trauben sauer fand, weil sie ihm zu hoch hingen. Man versuche es nur mit der Jungfräulichkeit. Man wird seinen Mann zu stellen haben, um sie in allen Versuchungen und Anfechtungen des Lebens zu behaupten. „Besser ist ..., wer sein Gemüt beherrscht, als ein Städteeroberer." [1] Wie die Welt gegenwärtig liegt, hat der Träger des priesterlichen Zölibats auch nichts von dem Gifthauche der Schmeichelei und Lobhudelei zu befürchten. Sagte doch der hochwürdigste bischöfliche Redner auf der letztjährigen Katholikenversammlung: „Wer den schwarzen Rock nicht trägt, macht sich keine Vorstellung, wieviel mitleidige und haßerfüllte Blicke dem Schwarzrock nachgeschickt werden.... Es täte manchmal not, wir hielten den ganzen Tag den Hut in der Hand und sagten: Entschuldigen Sie gütigst, daß ich da bin." Und das vornehmlich wegen des Zölibats, der ihn vor der heiratsgewohnten Welt als Naturwidrigkeit erscheinen läßt. Ja „eine ganze Schmach" und ein „Schandinstitut" ist ihr der Zölibat [2]. Eine stolze und selbstgefällige Jungfräulichkeit aber ist eine Seltenheit wie ein weißer Rabe. Unverträglich sind Stolz und Reinheit. Stolz ist Abfall von Gott und Fall auf sich und unter sich selbst. In den ersten Jahrhunderten des Christentums, da die Zahl der Unverehelichten zum Bedarf des Priestertums nicht ausreichten, wurden manchmal tüchtige Männer, die bereits in der Ehe lebten, Unverheirateten vorgezogen, teils weil diese bloß den Schein der Jungfräulichkeit an sich trugen, aber in der Tat nicht jungfräulich waren, teils weil sie sich auf ihre Jungfräulichkeit etwas einbildeten oder der übrigen Tugenden bar waren [3].

So viel über den Begriff des priesterlichen Zölibats.

2. Geschichte.

Der geschichtliche Verlauf des Zölibats ist wie die Entwicklung aller göttlich-menschlichen Einrichtung voll trüber Schatten und lichten Sonnenscheins. Das eine wie das andere gereicht aber zur Rechtfertigung des kirchlichen Zölibats. Drei Erscheinungen seien hier nur in Kürze berührt: Das Alter und der Ursprung, der Niedergang und die Herstellung des Zölibats.

---

[1] Spr 16, 32. [2] Im „Neuen Jahrhundert" von 1909.
[3] Der Zölibat, 1. Abt., S. 112.

In den zölibatsfeindlichen Schriften findet sich wie oft die Meinung ausgesprochen, Papst Gregor VII. sei der Urheber des Zölibats. Nichts ist weniger wahr als diese Behauptung. Schon gegen 700 Jahre vor Gregor bestand er in der Kirche zu Recht, ja nach sichern Zeugnissen seit den ersten Jahrhunderten, und zwar in der gesamten Kirche. Ohne Gewicht zu legen auf die Apostolischen Kanones (can. 19 oder 26), welche die Kirchendisziplin des 2. und 3. Jahrhunderts enthalten sollen, sind es die Konzilien des 4. Jahrhunderts, das von Elvira (305) Ancyra (314), Neocäsarea (314—315), Nicäa (325), Gangra (350?), von Rom (386), das zweite von Karthago (390), die in strengerem oder weiterem Sinne den Zölibat bestimmen; ferner die Verordnungen des Papstes Siricius an den Bischof Himerius (385) und an die afrikanischen Bischöfe, zahlreiche Bischöfe und Kirchenschriftsteller wie Tertullian [1], Cyrillus von Jerusalem [2], Athanasius, Basilius, Gregor von Nyssa, Eusebius (340) [3], Hieronymus in seinen Schriften gegen Vigilantius [4] und Jovinian, Chrysostomus [5] bezeugen das Dasein, die Verpflichtung und die Ausdehnung des Zölibats über die ganze Christenheit. Zwei Stellen genügen. „Was wird", sagt Hieronymus [6] gegen Vigilantius, „(nach deinem Systeme) aus den Kirchen des Morgenlandes? Aus den Kirchen Ägyptens und Roms, die bloß Jungfräuliche oder Ehelose zu Klerikern annehmen und die von Verheirateten fordern, daß sie jeden Umgang mit ihren Weibern entsagen", oder wie er sagt, „Ehemänner zu sein aufhören?" Und der hl. Epiphanius (403) schreibt: „Die heilige Kirche ehrt die Würde des Priestertums, daß sie niemand weder zum Diakonat, weder zum Priestertum noch zum bischöflichen Amt und nicht einmal zum Subdiakonat aufsteigen läßt, der noch im Ehestande lebt und die Enthaltsamkeit nicht beobachtet. . . . Dieses in den Ländern, in denen die kirchlichen Vorschriften genau beobachtet werden. Wahr ist es, es gibt Gegenden, wo die Priester, Diakone, Subdiakone fortfahren, Kinder zu haben. Dieses ist nicht nach Maßgabe der Kanones, erkläre ich, sondern infolge der Nachlässigkeit der Menschen; so schwer ist es, Männer zu finden, die sich ganz ihrem Amte hingeben. Immer hat die Kirche, die ganz nach dem Heiligen Geist eingerichtet und geordnet ist, es für schicklicher gehalten, daß ihre Amtsdiener soviel als möglich ungestört ihren geistlichen Amtsverrichtungen obliegen. . . ." [7] Von bedeutender Wirkung für die Ehrwürdigkeit und das Alter des Zölibats ist das Wort, er sei „eine alte Satzung", „apostolischen Ursprungs", „eine Einrichtung der Apostel und der Väter", dem wir sowohl in dem zweiten und dritten Konzil von Karthago (390 und 419), in der ersten geschriebenen Zölibatsvorschrift von Papst Siricius (386 und 387) und selbst in den Staatsgesetzen Justinians I. (530 und 554) begegnen. In der Tat ist in keinem Konzilsbeschluß der Zölibat als etwas „Neues" bezeichnet. Und so können wir mit dem hl. Augustinus sagen, was die ganze Kirche festhält und was von keinem Konzil eingeführt ist, muß apostolischen Ursprungs

---

[1] De exhort. castitat. c. 11 13.

[2] Catech. 12, c. 25. [3] Demonstr. evangel. c. 1, 9.

[4] Contra Vigilant. n. 2. [5] In Epist. ad Timoth. c. 3, hom. 10, n. 2.

[6] A. a. O. [7] Panarion haer. 59, c. 4.

sein[1]. Das Leben geht den Regeln voran, und die Kirche spricht bloß aus, was bestehenden Rechtes ist.

Freilich brauchen wir uns unter diesen Worten keine eigentliche Verordnung, kein allgemeines, strengverbindliches, geschriebenes Gesetz der Apostel zu denken, sondern einen höchst löblichen Gebrauch, eine Gewohnheit und eine Regel, die mehr und mehr Gesetzeskraft erlangte. Die Apostel waren teils unverheiratet oder verblieben, nachdem sie dem Herrn gefolgt waren, in der Enthaltsamkeit, hinterließen aber, wie es scheint, keine positiv geschriebene Gesetzesvorschrift[2]. Das steht fest, lange vor der Einführung des Mönchtums und vor des Papstes Siricius Vorschrift beobachtete im Abend- und Morgenlande durchweg der größte Teil des Klerus, selbst solche, die vor der Weihe eine Ehe eingegangen hatten, die Enthaltsamkeit. Damit ist nicht gesagt, daß nicht manche Ausnahmen vorkamen[3], und daß, wie oben der hl. Epiphanius bemerkt, an manchen Orten lauere Anschauungen sich geltend machten. Die Regel blieb aber doch die Vollkommenheit des Zölibats.

Später erst, als der ursprüngliche Eifer in den Herzen erlosch, mußte es Papier und Erztafel eines eigentlichen Gesetzes werden, nicht um den Zölibat einzuführen, sondern um die Pflichtvergessenen zu mahnen und durch Strafen zur Beobachtung anzuhalten. Die ersten uns bekannten Gesetzeserlasse brachten das Konzil von Elvira in Spanien (300—306) und der Brief des Papstes Siricius an den Bischof Himerius von Tarragona (385). Sicher gehörte seit dem Papste Gregor dem Großen (590—604) der Zölibat in seiner ausgedehnten Verpflichtung zum festen Bestande des allgemeinen Kirchenrechtes. Und da seit dem 8., 10. und 11. Jahrhundert die Zölibatsbande sich lockerten, erfolgte eine ganze Reihe von Entscheidungen durch die Päpste Benedikt VIII. (1022), Leo IX. (1054), Nikolaus II. (1059), Alexander II. (1163), Gregor VII. (1074), die durch Konzilien, wie das I. Lateranische (1123), das II. Lateranische (1139), und endlich durch die Kirchenversammlung in Trient[4], trotz aller wiederkehrenden Mißstände, ihre Bestätigung fanden. Also nicht nach und nach hat sich in der Kirche die Überzeugung ausgebildet, daß die Ehelosigkeit das Angemessenste für den höheren Klerus sei, im Gegenteil, je näher wir zum Ursprung des Christentums aufsteigen, um so reiner und vollkommener war die Auffassung des Zölibats. Je mehr die Kirche sich ausbreitete, um so kleiner wurde die Zahl der Priester, die wegen des Mangels an geeigneten Unverheirateten zum höheren Klerus zugelassen wurden, und auch diese beobachteten von da an die Enthaltsamkeit[5]. Daß nach und nach ein Niedergang erfolgte, ist erklärlich. Der Zölibat setzt eben dem unbändigsten Naturtriebe des

[1] De Bapt. contra Donat. l. 2, c. 7, n. 12.

[2] Wernz, Ius Decret. II, n. 198. Laurentius, Instit. Iur. can. § 119. Vgl. die Kontroverse zwischen Bickell und Funk, in Zeitschrift für kathol. Theologie II 47; III 795 und Tübinger Quartalschrift III (1879) 208 789.

[3] Mangenot, Dict. de la Théologie cath. II 2070 ff.

[4] Sess. 24, can. 9 de reform.

[5] Möhler, Gesammelte Schriften und Aufsätze I 224.

Menschen zu. Aber daß diese Lockerung von oben herab, von gesetzgeberischer Stelle, gut geheißen wurde, war bloß dem Morgenlande vorbehalten. Die erste Bresche legte die Synode von Ancyra (314), welche (can. 10) erlaubte, daß die Diakone, welche vor der Weihe erklärten, sie könnten sich nicht zur Ehelosigkeit entschließen, vom Bischof die Befugnis erhielten, sich zu verheiraten. Über diese Bestimmung spricht sich das Konzil von Nicäa (325) nicht aus, sondern verbot bloß das Zusammenwohnen der Priester mit sog. Agapeten. Das letzte und weitest gehende Wort sprach in der Zölibatserweiterung das Trullanische Konzil 692 unter Justinian II. Es verbietet (can. 13) den Priestern und Diakonen die zweite Ehe, erlaubt aber im Gegensatze zu der bisherigen Gewohnheit „ohne die Erlaubnis des Bischofs" allen höheren Klerikern, auch den Subdiakonen, sich vor der Weihe zu verheiraten, und gestattet ihnen, „bloß einige Zeit ausgenommen", den ehelichen Umgang. Es stützt sich hierbei ganz unberechtigterweise auf die Worte eines Karthager Konzils iuxta priora statuta, die es durch „einige Zeit" auslegt, weil in der griechischen Kirche nicht jeder Priester alle Tage die heilige Messe liest. Ganz unfolgerichtig verordnet es den verheirateten Bischöfen, ihre Frauen zu entlassen und in einem Kloster unterzubringen. Ganz mißbilligenderweise bezeugt es aber auch, daß die römische Kirche (can. 13) allen Priestern und Diakonen vor der Weihe das Versprechen abnimmt, gänzliche Enthaltsamkeit zu beobachten. Dieses ist so ziemlich nach und nach die geltende Zölibatsvorschrift im Morgenlande geworden, sei es bei den unierten oder bei den schismatischen Kirchen. Das Trullanische Konzil wurde von den Päpsten im großen und ganzen nie als ein Afterkonzil erklärt, aber auch ebensowenig bestätigt, sondern bloß geduldet. Papst Sergius unterschrieb es nie, er verwarf es und duldete dafür harte Verfolgung.

Im Abendlande ging das Unheil lediglich von unten aus, von der niederen Geistlichkeit, unterstützt durch weltliche Machthaber. Die Päpste, die Konzilien und die Kirchenlehrer aber erwiesen sich durchweg als entschiedene und standhafte Verteidiger und Vorkämpfer der alten Zölibatslehre. Als die unseligsten Zeiten gelten die letzten Jahrhunderte des alten römischen Reiches, teilweise auch die merowingische Zeit, besonders die Periode des Verfalls der karolingischen Herrschaft im 10. Jahrhundert, bis Leo IX., Gregor VII., Urban II. und Kalixt II. im 11. und 12. Jahrhundert trotz unsäglicher Schwierigkeiten, oft selbst gewaffneten Widerstandes[1], die Oberhand behaupteten. Im 12. Jahrhundert aber war die Ehelosigkeit der Priester ziemlich überall wieder eingeführt. Leider folgte im Verlauf der Zeit wieder eine Abwärtsbewegung, und im 15. Jahrhundert erreichte die Verderbnis die unüberschreitbare Grenze. Aber selbst zur Zeit Wikleffs und Hussens waren die Konzilien von Konstanz und Basel nicht zu einer Erklärung

---

[1] Bekannt sind die ärgerlichen Gewalttätigkeiten gegen Bischof Ratherius von Verona (967; vgl. Zaccharia, Neue Verteidigung des kirchlichen Zölibats 170), gegen den hl. Aribald (1066), gegen Bischof Altmann von Passau, gegen den Erzbischof Siegfried von Mainz (1074, 1075) und Godefred von Rouen (1119; vgl. Der Zölibat, 1. Abt., Regensburg 1841, 61 63; Klitsche, Geschichte des Zölibats, Augsburg 1830, 157).

zu Gunsten der Verehelichung der Priester zu bewegen. Erst die sog. Reformation im 16. Jahrhundert besiegelte durch den 23. Artikel der Augsburgischen Konfession die Abschaffung des Zölibats. Das Trienter Konzil schaffte aber unabänderliche Ordnung. Naturgemäß fühlte sich später das Zeitalter der Aufklärung, das 18. Jahrhundert, bemüßigt, gegen den Priesterzölibat anzugehen, und die gesetzgebende Versammlung der französischen Revolution ließ es sich angelegen sein, die beweibten Geistlichen in Schutz zu nehmen (1793). Noch das verflossene Jahrhundert in den Jahren 1828, 1829, 1830, 1833 und 1835 erlebte in Baden, Württemberg und Hessen, Schlesien und Trier das unsäglich traurige und lächerliche Schauspiel, daß sich Laien und auch Geistliche durch die Kammern um Abschaffung des Zölibats an die Regierung wandten [1]. Auch die Nationalversammlung in Frankfurt 1848 wurde durch solche Gebarungen herabgewürdigt. Gregor XVI. nannte im Breve vom 15. August 1832 den „Antiklerikatsverein" ein foeda coniuratio. Der Abscheu des katholischen Volkes, welches den Gottesdienst und den Beichtstuhl der zölibatsfeindlichen Priester mied, und der Widerstand der Regierungen machten dem Ärgernis ein Ende. — Nachläufer dieser kläglichen Bewegung waren endlich die Altkatholiken [2], dann einige verlorene, meist namenlose Stimmen in der Zeitschrift „Das Neue Jahrhundert" und zuletzt die neue Schandrepublik von Portugal.

Das ist in kurzen Zügen die Geschichte des Zölibats, traurig, beschämend und glorreich zugleich; traurig durch die Schandbarkeiten und das schamlose Ankämpfen gegen denselben, glorreich durch den ungebeugten, mutigen und siegbaren Widerstand der alten Kirche. Sie hatte das letzte Wort und wird es wie die Wahrheit immer haben. Die Greuel der Unsittlichkeit, die uns begegnen, haben aber die Ursache nicht im Zölibat, sondern bloß den Anlaß, ebensowenig wie das sechste Gebot und die Ehe schuld sind an Unzucht und Ehebruch. Sie offenbaren bloß, was im Menschen selbst ist, die Macht der fleischlichen Begierde, die durch die Erbsünde in das menschliche Herz verpflanzt ist und gegen die es so unsäglich schwach sein kann. Die Sünden gegen den Zölibat sind nicht Sünden des Standes, sondern des einzelnen Menschen. Weder Tonsur noch Weihe löschen die Sinnlichkeit aus. Ja nicht Unzucht allein ist die Ursache des Verderbens, sondern auch andere Laster, Unglauben, Stolz und Habgier und herrschende Sittenverderbnis. Das sind die Ursachen des Abfalls vom hohen Ideal des Zölibats.

Dazu gesellen sich in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten äußere verheerende Umstände. So war es im alten römischen Reiche die

---

[1] Brück, Geschichte der kathol. Kirche in Deutschland II, Mainz 1889, 552 ff. Der Zölibat, 1. Abt., S. 99 ff. [2] Schulte, Der Zölibatszwang, Bonn 1876.

Verwilderung und Sittenverderbnis, die mit der Einwanderung der fremden, barbarischen Völker in die Provinzen einzogen. Im Morgenlande war es neben der Überflutung durch Barbaren und dem tiefleidenschaftlich-sinnlichen Zug der Natur die Leichtfertigkeit und Unzuverlässigkeit des griechischen Charakters, auch der verderbliche Geist des Arianismus, der selbst das Gotenvolk in Spanien ansteckte, der Stolz und namentlich der Haß gegen Rom. War doch Kallinikus, der Vorsitzende des Trullanischen Konzils, ein ehrgeiziger Mensch und Roms erklärter Feind. Und wenn Papst Sergius und seine Nachfolger den 13. Kanon dieses Konzils nicht förmlich verdammten, so geschah es einzig in der Absicht, dem Schisma vorzubeugen. Aber das Schisma kam dennoch unter Photius und Cärularius, und in dem Schlachtruf der Auflehnung gegen Rom hallte auch stets das Verbot der Priesterehe am lautesten mit. Überhaupt sind bis auf unsere Tage die Verteidiger des Antizölibats zu keiner Zeit besondere Verehrer des Papsttums gewesen. — Im Abendlande aber waren es vornehmlich die ungebändigte Kraft und Roheit der Sitten, die verderbliche Simonie und endlich die Neuerer des 16. Jahrhunderts, welche die Priesterehe zum Durchbruch brachten. Die Priesterehe ist, wenn nicht die Mutter, wenigstens eine Wirkung und zugleich ein Werkzeug der Reformation. So wahr ist es im geistlichen Leben: wer der gottgesetzten Obrigkeit widersteht, verfällt der Obmacht des eigenen Fleisches. — Immer aber entstand der Widerstreit gegen Zölibat in Zeiten der Abminderung des Glaubens und der gottseligen Innigkeit, der Verflüchtigung des kirchlichen Geistes und des religiösen Ideals [1]. Wie kann aus solchen Zeiten Begeisterung für eine Einrichtung sprossen, die, „eine völlige Hingabe an die Kirche, eine gänzliche Hinopferung ist, um nur ihr zu leben, für sie zu wirken und ihr Gedeihen zu fördern"? Wahr ist es, wie der hl. Epiphanius [2] bezeugt, an manchen Orten war das ärgerliche Beispiel, die schuldvolle Fahrlässigkeit der Bischöfe und ärgerliche Zudringlichkeit unenthaltsamer Geistlichen am Verderbnis schuld. — Geschworene Feinde der priesterlichen Enthaltsamkeit wie der Jungfräulichkeit überhaupt sind Ungläubige, Rationalisten und Materialisten, welche in Wort und Schrift die Unmöglichkeit der Enthaltsamkeit und der Beherrschung des Naturtriebes predigen und in Tausenden die Zuversicht auf die Macht des eigenen Willens und das Vertrauen auf die göttliche Gnade und Standeshilfe erschüttern. Das ist aber einfach Häresie.

---

[1] Möhler, Gesammelte Schriften und Aufsätze I 228. [2] Haer. 59, 4.

Das Trienter Konzil, das den Kanon des Zölibats festsetzt, fügt auch hinzu, daß Gott denen, die ihn bitten, die Hilfe nicht versagen werde. Jene Behauptung von der Unmöglichkeit der Enthaltsamkeit widerspricht dem Worte des Herrn, es werde im Gegensatze zum Alten Bunde in der Kirche solche geben, die um des Reiches Gottes willen sich der Ehe unfähig machen [1]. Sie widerspricht der Prophezeiung von der künftigen Herrlichkeit der Kirche [2], es werde durch die Herabkunft des Heiligen Geistes in ihr eine solche Erleuchtung und Gnadenkraft herrschen, daß es vielen Berufenen nicht bloß möglich, sondern leicht sein werde, sich in vollkommener Enthaltsamkeit, wie der Zölibat sie darstellt, über die Natur zu erheben.

Das ist der Sinn, den die Kirche diesen Worten des Herrn beilegt, in Kraft deren sie ihren Priestern die Vollkommenheit des Zölibats auferlegt. Dadurch gerade erweist sie sich allen andern Kirchen gegenüber als die einzige wahre und göttliche Kirche. Sie greift in das innerste Heiligtum der menschlichen Natur. Sie legt die schwere Pflicht auf, weil sie sich auch der göttlichen Kraft und Gnade bewußt ist, der Pflicht gerecht zu werden. Das ist es, was sie in dem immer sich erneuernden Kampfe gegen die Zölibatsstürmer aller Jahrhunderte aufrichtete, stärkte und zum Siege führte. Es ist eine überwältigende Erscheinung: der Bund der Mächte, die zu diesem Kampf auf dem Schlachtplan sich einigten, die nimmer wankende Überzeugung des einfachen, christlichen Volkes, der lebendigen Stimme des katholischen Bewußtseins, die unabsehbare Reihe von Heiligen, von Vätern, von Kirchenlehrern und Päpsten und Kirchenversammlungen, teils allgemeine, teils Diözesansynoden, deren Zahl vom Konzil von Elvira bis zur Trienter Kirchenversammlung bis gegen 131 steigt [3]. Kann es ein großartigeres Zeugnis von der Wirklichkeit des priesterlichen Zölibats geben als der Wahrmund fast aller Zeiten und Jahrhunderte unserer heiligen Kirche? Ist es nicht ein erhebender Beweggrund, an der Verbindlichkeit des Zölibats festzuhalten und es tatsächlich heilig zu halten, das Bewußtsein, sich einig zu wissen mit dem größeren und besten Teil der Menschheit?

III. Begründung.

Die ganze Geschichte des Zölibats ist schon eine Begründung desselben. Sie belehrt uns über die Ansicht, den Willen und die Gesetzgebung der

---

[1] Mt 19, 12. [2] Js 56, 4 5 ff.

[3] Klitsche, Geschichte des Zölibats. Zacharia, Neue Verteidigung des kirchlichen Zölibats, bes. 192 196 210.

Kirche bezüglich des Zölibats. Das ist aber mehr eine äußere und autoritative Begründung. Tiefer in das Innere der Frage führt uns die Erwägung des Grundprinzips, welches der Verordnung zu Grunde liegt, ihre Zweckmäßigkeit und ihr entsprechender Nutzen, mit andern Worten die innere und unmittelbare äußere Notwendigkeit.

Es gibt kaum Schriftsteller, die, sei es um den Zölibat herabzuwürdigen oder zu verteidigen, nicht darauf aufmerksam machen, daß eine gewisse, wenn auch nur zeitweilige Enthaltsamkeit sich für Träger des Priestertums schon bei den Indern, Juden, bei den Griechen, Römern und Germanen, selbst bei einigen Sekten, den Gnostikern, Manichäern und Montanisten, vorgefunden habe. Daraus folgt aber nicht, daß die Kirche den Zölibat von ihnen herübergenommen habe [1]. Das Christentum und die Kirche ist die Inhaberin alles Schönen, Edlen und Herrlichen der menschlichen Natur. Und so wirft sie als Abbild der göttlichen Weisheit Ahnungen, Spuren und Vorbilder durch die ganze Menschheit und die gesamte Welt. Es folgt daraus nur, wie natürlich und angeboren der Menschheit die Hochachtung und Verehrung der Reinheit und Jungfräulichkeit von jeher war, wie de Maistre [2] so schön sagt: „Es ist allgemeine Ansicht, daß in der Enthaltsamkeit etwas Großes und Himmlisches liegt, das die Menschen erhebt und Gott angenehm macht, und daß demgemäß jede priesterliche Handlung, jede gottesdienstliche Verrichtung und jede Zeremonie schwer oder gar nicht vereinbar ist selbst mit der legitimen Ausübung der ehelichen Gemeinschaft."

Ein noch weit tieferes und erhabeneres Grundprinzip hat der kirchliche Zölibat. Das alttestamentliche Priestertum gründete sich auf die natürliche Nachkommenschaft. Damit war die Ehelosigkeit der Priester ausgeschlossen. Das neutestamentliche Priestertum wird begründet auf etwas Geistiges und Übernatürliches, auf die Weihe. Die Priesterweihe aber schließt die erhabenste Form der Reinheit, die Jungfräulichkeit, ein. So ist in ganz ausnehmendem Sinne die Jungfräulichkeit das ausschließliche und unterscheidende Prinzip des Priestertums der katholischen Kirche. Wir können aber noch tiefer gehen in der Erforschung des Fundaments, was nämlich die bewirkende, vorbildende und zweckliche Ursache des Zölibats ist. Die Kirche ist ihrer tiefsten Natur nach der geistige Leib Christi [3], der fort-

---

[1] Das ist nichts als ein abgestandener Ladenhüter der Zölibatsfeinde.
[2] Du Pape I, Brüssel 1852, 3. Buch, S. 293.
[3] 1 Kor 12, 27. Eph 4, 16. Kol 2, 19.

lebende und fortwirkende Christus. Er ist nicht bloß Mensch, sondern auch Kirche geworden und eben dadurch Kirche, daß er Mensch wurde. Er ist das Haupt der Kirche[1]. Von ihm strömt, wie vom Haupt in unserem Leibe, alle Erkenntnis, Macht und Kraft und Heiligkeit auf die Glieder aus und bewirkt in ihnen seinen Geist, alle Werkheiligkeit und Verähnlichung mit ihm. Christus aber ist jungfräulich, jungfräulich in seiner Empfängnis, in seiner Geburt und in seinem ganzen Leben. Er war jungfräulicher Priester durch und durch. Seine Mutter, sein gesetzlicher Vater und seine Apostel waren jungfräulich, und so muß es auch seine Kirche sein[2], namentlich in ihren Trägern und vornehmlichsten Gliedern, den Priestern. Christus war ein unbefleckter, jungfräulicher Hoherpriester[3]. Seine Braut war niemand als die ganze zu erlösende Menschheit, ja er hielt für sich die Ehe als etwas seiner Person nicht wohl Anstehendes. So ist das wunderbare Eintreten Christi in die Welt und sein jungfräuliches Leben nicht ohne Bedeutung für die Kirche, sondern ein schöpferisches Prinzip wahrhaft göttlichen Lebens. Er hat zwar nicht von allen Gliedern der Kirche denselben Grad der Reinheit gefordert. Er hat die Ehe belassen, hat sie gehoben, gereinigt und mit dem neuen Glanz eines Sakramentes gekrönt[4]. Er rät die Jungfräulichkeit bloß denen an, die wollen, namentlich seinen Aposteln[5], welche der sichtbare Grundstein und die Regierung seiner Kirche, die Träger seiner Lebensaufgabe, seiner Gewalt, seiner Tugend und Heiligkeit sein sollen. Die Apostel haben das Wort gefaßt und weiter gegeben. Man lese, was Paulus von der Jungfräulichkeit denkt und allen Gläubigen anrät[6], und insbesondere den Priestern[7]. Das ist die Art des Herrn; er gibt Winke, erweckt Ideen und streut den Samen aus in die Seelen. Und als Herr der Gnade befruchtet er das Samenkorn. So entfaltet sich die edelste, lieblichste, herrlichste und mächtigste Erscheinung des Christentums und der Kirche, die Jungfräulichkeit des priesterlichen Zölibats unter der Mitwirkung der Gnade und des freien, edlen Willens. Zu den Aposteln gehören die Bischöfe und Priester. Christus ist also jungfräulich, die Kirche ist jungfräulich, und so müssen es die Priester auch sein. Ehelosigkeit und Jungfräulichkeit sind das eigentümliche Grundprinzip des Priestertums, weil und wie sie es auch der Kirche sind. Es

---

[1] Eph 4, 15. Kol 1, 18; 2, 10. [2] Eph 5, 27.
[3] Hebr 7, 26. [4] Mt 19, 4 6 8.
[5] Mt 12, 46 49. Lk 8, 19. Mk 3, 32 ff. [6] 1 Kor 7, 25 ff.
[7] 1 Tim 3, 2. Tit 1, 6 ff.

ist doch wohl dem göttlichen Weltplan entsprechend, daß irgend ein Teil der Schöpfung die absolute Reinheit des Schöpfers widerspiegelt.

Ebenso angemessen stellt sich der kirchliche Zölibat heraus, wenn wir nicht bloß auf den Ursprung und die Erhabenheit, sondern auf seine hohen Aufgaben sehen, die er zu erfüllen berufen ist. Die Priester heißt man im allgemeinen „Geistliche“ wegen der Abwendung von dem Weltsinn und der Fleischeslust, wegen der Annäherung und Einigung zu Gott und wegen der geistlichen Verrichtungen um das Heil des Nächsten.

Da sind also vor allem die Verpflichtungen gegen Gott, denn jeder Hohepriester wird für die Menschen bestellt in ihren Angelegenheiten bei Gott[1]. Das gilt von jedem Priester des Neuen Bundes. Er soll Mittler sein zwischen Gott und den Menschen. Und er ist es in der Tat dadurch, daß er für die Menschen Gott die Verehrung darbringt, die sie ihm schulden, und daß er hinwieder von Gott die Gnaden herableitet auf die Menschheit, deren sie bedarf. Er muß also mit Gott und mit den Menschen vereint sein. Diese Vereinigung vollzieht sich vor allem durch das Gebet, das amtliche wie das private. Deshalb ist der Priester unter schwerer Verpflichtung gebunden an die Vollziehung der kirchlichen Tagzeiten, die im wahren Sinne nicht bloß Privatandacht, sondern Gebet des Reiches Gottes und der ganzen Welt sind. Die beste Bereitung für die würdige Vollziehung dieses Amtsgebetes sind die Freiheit von weltlichen Sorgen und Reinheit des Herzens. Unser Tun und Lassen spielt bekanntlich nie lebhafter in Gedanken nach als im Gebet, der Beschäftigung mit einem Wesen, das wir weder sehen noch hören können. Nichts aber entfremdet unsern Geist mehr von Gott als sinnliche Liebe, die das Gebet zum Tummelplatz von ungehörigen Vorstellungen und Begierden macht. Da schafft nun wenigstens in gewissem Maß Ordnung und Vorsorge der Zölibat, der unser Herz frei hält. Frei und rein fliegt das Herz zu Gott, und Gott hat Wohlgefallen an einem solchen Herzen und neigt sich gnädig zu ihm herab. Deshalb gibt auch der Apostel selbst den Verheirateten den Rat, sich ihrer Eherechte zeitweilig zu begeben und der Pflege des Gebetes obzuliegen[2]. Ja das reine Priesterherz wird sich nicht mit dem bloßen Amtsgebete begnügen, sondern im Privatgebete zu Gott zurückkehren. Wo unser Schatz, da ist auch unser Herz.

Wenn nun schon für das einfache Gebet die Reinheit von so entscheidender Wichtigkeit ist, was für eine Unversehrtheit und Sammlung

---

[1] Hebr 5, 1. [2] 1 Kor 7, 5.

kann und muß nicht erst gefordert werden für die würdige Darbringung des heiligen Opfers, das nach dem hl. Paulus die eigentümliche Verrichtung des Priesters ist![1]

Schon dem Priester des Alten Bundes war zur Zeit seiner Dienstverrichtung im Tempel der Umgang mit seiner Frau untersagt, was für ein Grad der Reinheit kann also billigerweise von dem erwartet und gefordert werden, „welcher das furchtbare und ehrwürdigste Opfer entrichtet, den Heiligen Geist herabruft und unablässig mit seinen Händen den Herrn der Welt berührt? . . . Wie müssen die Hände beschaffen sein, die solche Dinge berühren, und die Zunge, die solche Worte ausspricht? Ob die Seele nicht in allen Stücken reiner und heiliger sein muß, die einen so erhabenen und würdigen Gast aufnimmt?"[2] Ob dazu eigentlich Engelhände und Engelreinheit ausreichen? „Der Priester muß immer opfern für das Volk und deshalb immer beten. Muß er aber immer beten, muß er auch immer sich der Ehe enthalten."[3] „Die Bischöfe, die Priester Gottes und die Leviten, welche den Dienst der heiligen Geheimnisse verwalten, sollen in allem Enthaltsamkeit beobachten, damit sie, um was sie bitten, von Gott auch erhalten."[4] Es ist hiermit noch ein anderer Beweggrund berührt. Jeden Augenblick muß er gewärtig sein, die heiligen Sakramente zu erteilen. Hier gilt also mit vollem Recht das Wort der Schrift: „Seid heilig, weil ich heilig bin"[5] und Sacerdos in aeternum. Ja fügen wir hinzu, er kann eigentlich nicht heilig und rein genug sein an Leib und Seele.

Die Vereinigung mit Gott fordert endlich eine dauernde und gediegene Grundlage von Tugend. Die Tugenden sind ja ständige Fähigkeiten und Kräfte, um gut zu handeln, und sie allein machen uns schlagfertig und zu Werkzeugen in der Hand Gottes zu seiner Ehre und zum Heile der Menschen. Es ist nichts bloß Natürliches, was der Priester als solcher will und soll, sondern etwas Übernatürliches. Das kommt aber bloß durch Gott und seine Gnade zu stande. Je mehr der Mensch mit Gott vereinigt ist, um so mehr macht er sich zum Träger und Leiter der Gnadenhilfe für die Menschen. Hier gilt der Grundsatz, mehr als alle natürlichen Hilfsmittel vermag das, was uns mit Gott in Fühlung bringt und

---

[1] Hebr 5, 1. [2] Chrysost., De Sacerd. l. 3, 4; l. 6, 2.
[3] Hieron., C. Iov. l. 1, c. 7. [4] Conc. Carth. III, can. 11.
[5] Lv 11, 44; 19, 2.

hält. Wir haben aber bereits gesehen, wie wichtig die Jungfräulichkeit im Gnadenleben ist, wie sie in alle Tugenden hineinspielt, wie Opfer und Tugend sie zur Voraussetzung haben und in Anspruch nehmen und wie gnädig und huldreich sich Gott zu ihr neigt.

Die zweite Aufgabe des Priesters ist die Seelsorge. Sie verpflichtet vor allem nach dem apostolischen Auftrag: „Lehret alle Völker" [1] zur Verkündigung des Wortes Gottes, zur Predigt für die Gemeinden und zum christlichen Unterricht der Jugend. Die philosophische und theologische Wissenschaft, welche in den Studienjahren erworben und zu Grunde gelegt worden ist, muß ergänzt, vertieft, erweitert und praktisch verwertet werden. Das erfordert aber fortwährendes Studium und Betreiben der kirchlichen Lehrgegenstände. Welch einen Vorteil gewährt hierzu das ehelose Leben, frei zu sein von allen zeitlichen Sorgen um Familie und Weib und Kind! Noch mehr. Der rechte Seelsorger muß, um seine Worte fruchtbar und eindringlich zu machen, selbst an sich und in seinem Leben das leibhafte Wort Gottes sein. Was sein Wort empfiehlt, muß sein Leben bestätigen. Wie wagt er es sonst, Jungfräulichkeit anzuraten, wenn er selbst nicht jungfräulich lebt oder durch sein Leben nur den geringsten Zweifel an seiner Reinheit bei den Zuhörern erweckt? Gott segnet seine Worte nicht, sie verurteilen ihn selbst. Worte bewegen, Beispiele ziehen. Sehr überflüssig ist der Einwurf, der verehelichte Pfarrer würde seiner Gemeinde auch das Beispiel einer guten Kindererziehung vorhalten. Die beste Antwort gibt darauf Eusebius [2]: „Die Lehrer und Prediger müssen Enthaltsamkeit beobachten, um sich höherem Dienste zu weihen. Sie bilden eine göttliche und geistliche Nachkommenschaft heran und begnügen sich nicht, ein oder zwei Kinder zu erziehen, sondern eine zahllose Menge. . . . Der Dienst Gottes ist nicht vereinbar mit der Familiensorge." Er gibt also das Vorbild der Kindererziehung in weit höherer Art. Ja ein ganzes Volk dem Geiste nach zieht er heran und erspart ihm nebenbei das Ärgernis mißratener Pfarrerskinder. Dieser geistige Einfluß auf seine Gemeinde macht ihn zum Vater der Eltern und der Kinder und trägt mehr, als man sich vorstellt, selbst zur Hebung und Veredelung der Ehe bei. Auch sie hat zum Fundament die Tugend der Keuschheit, deren Ideal das Volk in der Jungfräulichkeit seines Seelsorgers erblickt und verehrt. Wie wichtig ist Ehelosigkeit des Priesters für die Verwaltung des Bußsakramentes, das

[1] Mt 28, 19. [2] Demonstr. ev. 1, 9.

von so einschneidender Bedeutung für das praktische, geistliche Leben! Wer besitzt mehr das Vertrauen des christlichen Volkes, der verheiratete oder der ehelose Seelsorger? Ein Blick auf die morgenländische Geistlichkeit zeigt es. Sie hat seit dem Aufgeben der alten, strengeren Praxis nicht bloß den Ruhm der Wissenschaftlichkeit eingebüßt, sondern auch das Vertrauen der Gläubigen. Diese ziehen es aus guten Gründen vor, bei dem Mönch ihre Beicht abzulegen. Wer unsern Worten nicht glaubt, höre hier einmal auf Nietzsche: „Luther gab dem Priester den Geschlechtsverkehr mit dem Weibe zurück, aber dreiviertel der Ehrfurcht, deren das Volk, vor allem das Weib aus dem Volke, fähig ist, ruht auf dem Glauben, daß ein Ausnahmemensch in diesem Punkte wie in andern Punkten eine Ausnahme sein wird. Hier gerade hat der Volksglaube im Menschen, an das Wunder, an den erlösenden Gott im Menschen, seinen feinsten und verfänglichsten Anwalt. Luther mußte dem Priester, nachdem er ihm das Weib gegeben hatte, die Ohrenbeichte nehmen; das war psychologisch richtig. Aber damit war im Grunde der christliche Priester selbst abgeschafft, dessen tiefste Nützlichkeit immer die gewesen ist, ein heiliges Ohr, ein verschwiegener Brunnen, ein Grab für Geheimnisse zu sein." [1] „Jeder verheiratetete Priester", sagt de Maistre [2], „fällt unter seine Würde. Die unbestreitbare Überlegenheit des katholischen Priestertums stützt sich einzig auf das Gesetz des Zölibats."

Der Seelsorger im Geiste Jesu muß aber auch der gute Hirt sein, der seine Schäflein nicht bloß auf gute Weide führt, sondern für dieselben auch bereit ist, Gut und Blut und Leben hinzugeben. Dieser Fall tritt ein, wenn Armut, Not und Unglücksfälle, verheerende Seuchen und ansteckende Krankheiten des Seelsorgers Herde bedrohen, wo er verpflichtet ist, seinen gefährdeten Pfarrkindern beizustehen, sie zu trösten, sie zu unterstützen und ihre Seelen selbst mit Gefahr seines Lebens mit Gott zu versöhnen. Wenn nun schon die Sorge um das eigene Leben den Menschen bedenklich macht, wie erst, wenn das Wohl und das Dasein anvertrauter lieber Seelen, einer ganzen Familie durch seinen Tod bedroht ist? Das ist aber der rechte Posten für den ehelosen Geistlichen nach dem Herzen des göttlichen Erlösers, und immer stellt er seinen Mann. Noch vergangenen Herbst, als in unserem italienischen Nachbarlande die Cholera

---

[1] Kaatz, Die Weltanschauung Fr. Nietzsches, 2. Tl, Dresden 1892, 38.
[2] Du Pape 305.

wütete und selbst der Staat keine Hand rührte, ja die Gefahr sogar verheimlichte, da ergingen öffentliche Kundgebungen und Mahnworte der Bischöfe an ihre Geistlichen, sich der armen Seelen anzunehmen, und die Geistlichen sprangen nach dem Beispiel eines hl. Karl Borromeo und unzähliger anderer entschlossen und heldenmütig in die Bresche. Selbst der leiblichen Not seiner Pflegebefohlenen nimmt sich der bestellte Seelsorger an. Er verwendet sein Geld nicht zu kostspieliger Ausstattung seiner Wohnung und Beschaffung von Liebhabereien, er braucht es als Unverheirateter nicht auszugeben für den Putz und die Vergnügungssucht der Frau und der Töchter, er bringt es den Armen und Notleidenden oder verwendet es zur geziemenden Zier des Hauses Gottes, das die Familienwohnung der ganzen Gemeinde ist. Zum ersprießlichen seelsorglichen Wirken bietet also die Ehelosigkeit die nachhaltigste Hilfe. Eine beinahe zu lächerliche Behauptung ist es, die Ehe sei dem Seelsorger eine Bürgschaft um apostolisch zu wirken, und ein ausgiebiges Mittel, um erstarrte Glieder in einer Zeit der Dürre und Lauheit zum Leben zu erwecken. Mit verdienter Ironie antwortet der edle Möhler[1] den ehelustigen Zölibatsstürmern seiner Zeit und ihrem Rufe „Wer wird uns Weiber geben?“: „Glaubet ihr, daß Weiber geben, was sie nicht besitzen?“ Derselben Meinung ist der Apostel: „Wer ohne Ehefrau ist, sorgt um das, was Gottes ist; wer ein Weib hat, sorgt um das, was der Welt ist — und ist geteilt!“[2] Den Gedanken ergänzt der hl. Epiphanius[3]: „Das göttliche Wort ehrt die Monogamie und beabsichtigt, die Gnadengaben des Priestertums wie in einem Vorbilde niederzulegen in denen, welche nach der Ehe immer ihre Jungfräulichkeit bewahrt haben; wie es die Apostel weise und heilig als Regel des Priestertums aufgestellt haben.“

Und das führt uns auf eine dritte Pflicht des bestellten Seelsorgers. Er soll das Eigentum und die Rechtsame der Kirche wahren und verteidigen. Sein Einkommen ist Kirchengut, und was er von seiner Pfründe erübrigt, gehört den Armen, der Erhaltung der kirchlichen Anstalten und frommen Werken[4]. Dem verehelichten Geistlichen wird nach den heutigen Lebensbedingungen für solche Zwecke nicht viel übrig bleiben. Jedenfalls braucht eine Pfarrersfamilie unvergleichlich mehr zum zeitlichen Unterhalt als der einfache Haushalt eines ehelosen Dorfpfarrers. Vielleicht war

[1] Schriften und Aufsätze I 180. [2] 1 Kor 7, 32 33. [3] Haeres. 48, 9.
[4] Trid. Sess. 23, de Reform. cap. 1.

dies auch der Grund, daß im Zölibatssturm des letzten Jahrhunderts die Regierungen die Vorschläge der heiratslustigen Geistlichen von sich wiesen. Die Gewährung hätte zu weitgehende Folgen für den Staatssäckel gehabt. Es ist auch gar nicht ausgeschlossen, daß die standesmäßige Erhaltung einer Familie dem Seelsorger Gefahr bietet zu unschicklichem Gelderwerb selbst mit geistlichen Hilfsleistungen. Erlebten wir ja in alten Zeiten selbst das Ärgernis, daß nicht bloß geistliche Stellen, sondern auch geistliche Güter in der Nachkommenschaft höherer Geistlichkeit erblich wurden und in weltlichen Besitz übergingen. Die ärgerliche Simonie, die im Mittelalter aufkam, gegen welche die Kirche einen so langen und harten Kampf durchzufechten hatte, hing mit der Beweibtheit der Geistlichkeit, sei es als Ursache oder als Wirkung, aufs innigste zusammen. Sagte doch Gregor VII. mit Recht in einem Briefe: „Kriegen wir die Geistlichen von den Weibern nicht weg, werden wir der Simonie nie los."

Aber ist mit der zeitlichen Unabhängigkeit der Geistlichen nicht die Gefahr der Unbotmäßigkeit gegen den Staat näher gerückt? Nicht im geringsten. Als Staatsbürger ist der Geistliche nach wie vor an die Staatsgesetze gebunden. Stets mahnt die Kirche auch den Geistlichen an das Wort des Herrn, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und stets hat sich die katholische Geistlichkeit als Verteidigerin der rechtmäßigen Staatsgewalt erwiesen. Ja die Kirche mit ihren Geistlichen ist stets der zuverlässigste Grundpfeiler des Staates gewesen. Als Geistlicher aber soll er die vollste Freiheit genießen, weil er als solcher nur Gott und der Kirche untersteht und verpflichtet ist, die Rechte und die Freiheit der Kirche zu verteidigen. Ein Zwist zwischen der Geistlichkeit und dem Staat ist nur in der Voraussetzung denkbar, daß sich letzterer einen Eingriff in die kirchlichen Rechte anmaßt, wie dieses beispielsweise im vergangenen Kulturkampfe der Fall war. Aber weder das Brotkorbgesetz noch Einkerkerung noch Verbannung haben einen Geistlichen zur Auflehnung getrieben, was vielleicht sehr willkommen gewesen wäre. Es ist und bleibt Wahrheit, die Ehelosigkeit der Priester ist eine Bürgschaft für kirchliche Treue und standesmäßige Freiheit.

„Der Zölibat scheint aber doch eine Beeinträchtigung der Bevölkerungszahl des Staates zu sein." Nichts weniger als das. Die Schädiger der Zunahme der Bevölkerung sind ganz anderswo zu suchen. Abgesehen von heutigen Erwerbsverhältnissen, die Abermaltausende der Ehe entziehen oder nur sehr spät zur Ehe gelangen lassen, sind es die unnatürliche, verab-

scheuungswürdige Lehre des Malthusianismus oder das Zweikindersystem, gegen welches die Kirche so eifert, die schlechten Häuser, die gewissenlosen Ärzte, die Verfertiger und Verkäufer schandwürdiger Fabrikate und die unentschuldbare Straflosigkeit für jedweden unsittlichen Wust in Kunst und Literatur. Die sind es, welche die Staaten entvölkern, nicht der Zölibat. Durchschnittlich zeichnen sich die katholischen Länder, in denen der Glaube lebendig ist, ja gerade die Familien, aus denen die Priester hervorgehen, durch die große Zahl von Kindern aus. Auf 1000 Katholiken trifft da gewöhnlich ein Priester. Ist das eine nennenswerte Einbuße? Dafür bringt der Priester durch seinen sittlichen Einfluß auf das Volk den Segen eines ehrenhaften, sittlichen, gesunden und kräftigen Geschlechts. Die Ehe ist am Ende für die Menschen da, nicht der Mensch für die Ehe, und das Ziel des Menschen endlich nicht gerade die Vermehrung des Menschengeschlechts, sondern die Mehrung des Reiches Gottes und des Himmels [1]. Sonst wäre ja auch die Vielweiberei am Platze, die Christus abgeschafft hat [2].

„Jedenfalls aber verpflichtet der Zölibat den Priester zu einem harten, einsiedlerischen und freundlosen Leben, bei dem die edlen Eigenschaften der Menschenfreundlichkeit, zartes Empfinden und Mitgefühl leiden müssen, die zum förderlichen Wirken bei den Menschen doch so wichtig sind." Der Einwand setzt voraus, daß der Ehestand ein Himmel auf Erden ist, und daß alle Ehen Musterehen sind. Wenn dem so wäre, warum dann die zahllosen Ehescheidungen, warum greifen dann so viele zur Mordwaffe, um dem Glück zu entgehen, das sie im Hafen der Ehe gefunden zu haben glauben? Der Volksmund nennt den Ehestand nicht ohne Grund Wehestand. Freilich ist das Leben eines wahren Seelsorgers ein Leben der Entsagung, wie der Apostel es führte [3], und wie es der Herr selbst von seinen Aposteln forderte, die alles und sich selbst verlassen mußten [4], denn das ist unverbrüchliches Gesetz im Christentum, daß die Seelen nur durch das Opfer des Teuersten erkauft werden können. Und wo ist am Ende mehr wahre Liebe: in der Ehe, in der Liebe zu Frau und Kindern, die doch vielfach nur Selbstliebe, wenn auch eine gerechte, ist und bleibt, oder in dem Glaubensboten, der unter tausend Gefahren und Entbehrungen Meere und Wälder durchirrt, in der Armenschwester, die Jugend, Reichtum, Schönheit und Gesundheit am Lager der krankenden Menschheit opfert, und in dem Seelsorger, der in einem weltvergessenen Dörflein seine Tage in einem arbeitsvollen, armen,

[1] Lk 9, 60. [2] Mt 19, 9. [3] 1 Kor 9, 27. [4] Lk 14, 26 ff.

verborgenen, den Sinnenfreuden entfremdeten Leben verbringt aus Liebe zu Gott und zu den Seelen? Wer ist ehrwürdiger als der, welcher aus Liebe zum Gemeinwohl auf die süßesten irdischen Freuden verzichtet? In der Gottesliebe ist doch die wahre Menschenliebe. Und wer Gott mehr liebt als die Menschen, der ist der Menschen bester Freund. Neben dem Opfer der Entsagung verspricht der Herr aber auch ein Hundertfaches hienieden an Seelenfrieden und Freuden und Freisein von irdischen Sorgen und Trübsal und ein Hundertfaches an Glorie in der Ewigkeit [1], während der Ehestand sein gerütteltes Maß von „Fleischesdrangsal" trägt [2]. Sicher sind die Freuden des wahren Priesters die reinsten, schönsten und erhabensten. Es sind die Freuden Gottes selbst, die Freude an seiner Reinheit und die Freude am Wohltun, in dem er sein Leben für seine Gemeinde erschöpft. Das offenbart sich beim Tode eines braven Seelsorgers. Alle hat er sich zu Freunden und Kindern gemacht. Sein Tod ist ein grausamer Riß in das Herz jeder Familie. Die Trauer ist die um den gemeinsamen Vater. Das ist die wahrste und rührendste Verteidigung des vielgelästerten priesterlichen Zölibats. Gott ist auch reich genug, um jedes irdische Opfer zu ersetzen, sowohl hier als jenseits.

„Aber wenn der Zölibat nur beobachtet und gehalten würde! Das ist aber nicht der Fall." Daß der Zölibat leider von unglücklichen Priestern verletzt wird, wer wird das leugnen? Aber was beweist das gegen den Stand? Ist der Mißbrauch genügender Grund, ihn zu entfernen? Alles kann mißbraucht werden, und alles wird mißbraucht. Dann müßte auch die Ehe, die Monarchie, die Republik, das Essen und Trinken, dann müßten auch die heiligen Sakramente außer Brauch gestellt werden. Es könnte die Frage aufgeworfen werden, was mehr mißbraucht wird, die Ehe oder der Zölibat. Aber ist es tunlich und edel, solche Untersuchungen und Erörterungen anzustellen? Diese „chamitischen" Studien überlassen wir den Zölibatsfeinden, deren Freude es zu sein scheint, in diesem Wust der Menschlichkeit umzuwühlen; die Zölibatshasser, die es auch nicht verschmähen, aus Anekdotenbüchern ihre Weisheit zu schöpfen und sie als Wahrheit weiterzugeben, die weislich verschweigen, daß es in allen Konfessionen unglückliche Gefallene gibt, die alle Verderbnis dem Zölibat allein auf Rechnung schreiben, die, unehrlich genug, verschweigen, wie viele edle Priester ihrem Stande alle Ehre antun, welch glorreiche Tugendhelden und

---

[1] Mt 19, 29. [2] 1 Kor 7, 28.

Verteidiger der Kirche zu allen Zeiten der Zölibat herangebildet, welchen Segen derselbe der Menschheit zugewendet, wie oft er durch die Gnade Gottes die Kirche vom Untergang gerettet hat; Zölibatsstürmer, die, wenn sie einen unglücklichen Priester aufgestöbert haben, statt ihn zu bemitleiden und seine Schmach zu verhüllen, mit dem Finger auf ihn deuten und sagen: „Da sehet Ihr es? So sind sie alle", und auf diese Weise durch zynische Vergewaltigung der geschichtlichen Wahrheit eine wahre Schandchronik des ganzen Zölibats herstellen; die den Zölibat als eine Unmöglichkeit und ein „Schandinstitut" verschreien und alle Geistlichen auffordern, gemeinsam zusammenzustehen und wie die politischen Parteien so lange ihre Rechte zu fordern, bis die Freiheit vom Zwangszölibat erreicht ist[1]. So weit, Gott sei Dank, sind wir noch nicht. Also verkommen ist die deutsche Geistlichkeit nimmer. Der Aufruf paßte allenfalls in die Zeit Gregors VII., oder in die Tage der Reformation oder des Zölibatssturmes der dreißiger Jahre des letzten Jahrhunderts. Die heutigen Vorkämpfer der Priesterehe werden auch keinen Papst finden, der ihrem Ansinnen entgegenkommen wird. Wenn der Statthalter Gottes in Rom auch die Gewalt hat, unter Umständen einzelnen[2], „wenn der allgemeine Nutzen der ganzen Kirche, eines Reiches oder einer Provinz" es verlangt, vom Gelübde der Enthaltung und vom Ordensgelübde Dispens zu erteilen[3], so ist es ihm nach der Ansicht der Gottesgelehrten[4] nach so vielen Erlässen von Päpsten und Konzilien noch lange nicht erlaubt, von seiner Gewalt Gebrauch zu machen und für die ganze Kirche den Priesterzölibat abzuschaffen. Die Kirche kann sich nicht selbst widersprechen. Ausreichende Gründe zur allgemeinen Aufhebung des Zölibats sind nicht vorhanden. Die Kirche als Braut Christi muß auch beweisen, daß sie im Besitze höherer, himmlischer Kräfte ist und wenigstens in ihren vornehmsten Gliedern die idealen Möglichkeiten der Räte zu verwirklichen vermag. Meistens ist die Leugnung des Zölibats und der Widerstand gegen denselben mit der Leugnung von Artikeln des Glaubens, wie der Unfehlbarkeit der gesetzgebenden Gewalt und der Heiligkeit der Kirche, verwickelt und vernichtet sich selber alle Hoffnung auf endlichen Erfolg. Wer sich wegen einer Disziplinarsache von der Kirche trennt, der beweist, wie die schismatische Kirche es tut, daß er nicht des Dogmas wegen in der

[1] „Das neue Jahrhundert" 1909, Nr 46, S. 549 ff.

[2] Zaccharia, Neue Verteidigung des kirchlichen Zölibats 421 ff.

[3] Thom., In Sent. l. 4 dist. 38, q. 1, a. 4. Vgl. Summ. 2, 2, q. 88, a. 11.

[4] Zaccharia a. a. O. 401 ff.

Kirche ist. Auch verliert der Priesterstand an Jünglingen, die sich aus Widerwillen gegen den Zölibat ihm nicht anzuschließen vermögen, gar nichts. Die Kirche hat gegen gewaltigere Mächte, als die sich heute aufwerfen, den Kampf für den Zölibat siegreich durchgefochten. Lasse man nur alle Hoffnung fahren, die allgemeine Priesterehe durchzuführen. Die zuverlässigsten Ankläger und strengsten Richter der Vergehungen gegen den Zölibat sind die Heiligen, wie ein Bernhard, Petrus Damiani und Gregor VII., aber keinem kam es in den Sinn, als Mittel gegen das Unheil die Abschaffung des Zölibats für die ganze Kirche vorzuschlagen. Das hieße das Übel nur schlimmer machen und die ganze Kirche unter das Maß der idealen Heiligkeit herabdrücken, das Christus seinen Werken bestimmt hat.

Auf dem standesmäßigen Priesterzölibat selbst liegt also kein Makel. Im Gegenteil ist er vom höchsten Nutzen für die Kirche, für den Staat und für die gesamte Menschheit. Wenn er nicht schon angeordnet wäre, müßte man ihn einführen. Er ist erhaben und schwer für die Natur, aber nicht unmöglich[1], ja mit der Gnade Gottes selbst leicht und freudig zu tragen. Die Kirche zwingt niemand zum Priesterstand und somit zum Zölibat. Das Recht, die Bedingungen und Verpflichtungen des Priestertums festzusetzen, kann man ihr nicht streitig machen. Jede andere weltliche Gesellschaft erhebt Anspruch auf derartige Rechte. Sie nimmt also die freiwillige und wohlbedachte Verpflichtung des Priesterkandidaten entgegen, nachdem sie ihn „dreimal gemustert". Sie überläßt ihn aber nicht seinem Geschick, sondern stattet ihn mit reichlichen Mitteln zur Pflichterfüllung aus. Nicht er allein, sondern er und Gott sollen es leisten. Gott mit den Berufsgnaden[2] und der Mensch mit seinem guten Willen und mit dem Gebrauche der Mittel. Das ist der Sinn des Wortes: „Denen es gegeben ist", wie der hl. Augustin[3] sagt: „Denen ist es gegeben, die so wollen, daß sie das Gewollte erfüllen." Gott bereitet die Gnade und bietet sie an und will sie geben, wenn der Priester das Seine dazu tut, wenn er die Gelegenheit der Sünde, nutzloses Phantasieren, unbegründete Neugierde, gefährliche Gelegenheiten, Stätten weltlicher Lustbarkeit, unnötigen, vertrauten Umgang mit dem andern Geschlecht meidet, wenn er seiner natürlichen und persönlichen Schwachheit eingedenk, sich nachhaltig beschäftigt, ernst arbeitet, studiert, betet, das Bußsakrament regelmäßig und eifrig empfängt und sich überwindet. „Drangsal

---

[1] Mt 19, 12. [2] Trid. Sess. 24, can. 9.

[3] De gr. et lib. arbitrio c. 4.

des Fleisches" wird auch er erfahren in Kämpfen und Versuchungen. Sie werden ihm aber nicht schaden, wenn er sie nicht will; im Gegenteil, sie verhelfen ihm zur Erfahrung, sich und andern zu helfen, und sie vermehren seine Kraft und führen zum Sieg und zur Krone. Da liegt der Unterschied zwischen der heidnischen und christlichen Enthaltsamkeit. Jene erhielt sich durch äußere Gewaltmittel, diese besteht durch die Gnade Gottes aus innerer moralischer Kraft.

Jedem Geweihten ruft der Apostel die aufmunternden Worte zu: „Kämpfe wie ein guter Soldat Christi[1]. Vernachlässige nicht die Gnade, die in dir ist, die dir gegeben wurde ... mit der Auflegung der Hände des Priesters."[2] „Erwecke die Gnade, die in dir ist durch die Auflegung meiner Hände."[3] Zu keiner Zeit ist es nötiger, dieser tröstenden Worte zu gedenken, als in der Welt unseres Jahrhunderts, die ein wahres System der Korruption zu sein scheint, da von allen Winkeln und auf allen Wegen die Versuchung und Verführung sich an den Priester herandrängt, da die Unsittlichkeit wahre Orgien und Triumphe feiert, da dem Leichtsinn und der Unerfahrenheit die Gefahren und das schlechte Beispiel so teuflische Schlingen legt, daß man selbst mit dem armen Gefallenen Mitleid empfinden muß. Die gefährlichste Versuchung, die verhängnisvollste Täuschung und die entehrendste Wegwerfung seiner selbst ist für den Priester, wenn er sich beikommen läßt, er könne der Versuchung nicht widerstehen. Gefährlicher als der gegenüberstehende Feind ist der furchtsame und mutlose Mitkämpfer. Einen wahren Satansdienst bestellen alle, welche durch Wort und Schrift die Zuversicht und das Selbstvertrauen untergraben und im Priesterherzen vernichten. Leider gibt es deren auch in unsern Tagen genug. Sie „rauben die frühere, heitere Unbefangenheit, die zu einem kräftigen Sinn und gedeihlichen Wirken so unentbehrlich ist; Zwiespalt wird in das ehedem so ruhige und stille Gemüt gesetzt, der alle geistige Kraft verzehrt; die frech versicherte unendliche Schwierigkeit oder gar Unmöglichkeit, das Gesetz zu beobachten, bringt Zweifel an die eigene Kraft hervor ...; und auf Zweifel reimt sich Teufel und enthält schon die Unmacht; der fleischliche Sinn, der in jedem Menschen, auch im besten, noch einige Überbleibsel von sich zurückgelassen, erwacht und nährt gierig den Zweifel; die behauptete Unbilligkeit des Gesetzes schläfert vollends das Gewissen ein, und die Schuld des Sündigens wird auf jene geworfen, die

---

[1] 2 Tim 2, 3. [2] 1 Tim 4, 14. [3] 2 Tim 1, 6.

ein als so hart und grausam geschildertes Gesetz gegeben haben und es unterstützen — und was fehlt jetzt noch, um in das größte, sittliche Elend zu versinken?"[1] Nein, noch lebt der Heilige Geist und noch wirken die Verheißungen Christi in seiner Kirche[2]. Niemand ist zu einem kräftigeren Vertrauen auf die Gnade Gottes berechtigt als der katholische Priester, welcher mit reiner Absicht, in der Meinung, dem Rufe Gottes zu folgen, den Priesterstand ergriffen hat und mit gutem, ernstem Willen, die dargebotenen Mittel zu gebrauchen, in demselben lebt und verharrt.

Lassen wir das letzte Wort der Ehrenrettung des priesterlichen Zölibats dem Pfarrer und Schulinspektor J. G. Weinmann in Sulgen im Schwabenland, der in seinem Buche „Soll der Zölibat der katholischen Geistlichkeit fortbestehen oder soll er aufgehoben werden?" schreibt: „Der Zölibat behält immer eine Erhabenheit und Würde und gibt dem strengen Beobachter desselben den Vorzug vor dem Helden, welcher Städte erobert. Denn er muß sich selbst verleugnen, seine eigene Sinnlichkeit besiegen, und welcher Sieg kann erhabener sein als der Sieg der Vernunft über die Sinnlichkeit? Wie viel leichter, ungehinderter, sorgenfreier wird und kann auch der Geistliche durch strenge Beobachtung des Zölibats, gleichsam der Sinnenwelt entnommen und in das Geisterreich versetzt, im übersinnlichen Reiche Gottes, im Reiche der Wahrheit und Tugend arbeiten, leben und weben? Wie viel kräftiger muß sich durch ihn das Wort aussprechen, womit er den Kampf der Vernunft und Religion mit der Sinnlichkeit predigt? Wie erhaben steht er, wenn er durch seine Jungfrauschaft sich an die Engelscharen anreihet! Er ist ein Engel in Menschengestalt, und sein Wirken ist das Wirken eines Engels zum Schutze, zur Rettung, zum Heile seiner noch menschlichen Brüder."[3]

---

[1] Möhler, Gesammelte Schriften und Aufsätze I 185. [2] Mt 28, 20.

[3] Merkwürdigerweise stehen diese schönen Worte in dem Buch eines Zölibatshassers, das von Schmähungen und Entstellungen gegen den Zölibat strotzt. Deshalb wundert sich mit Recht der Verfasser der Schrift „Zölibat" (Regensburg 1841, 2. Tl, S. 26 ff und 1. Tl, S. 53), ein Protestant, und meint, entweder habe Herr Weinmann, als er sein Buch schrieb, noch nicht das Schwabenalter erreicht, oder er habe geschlafen, als ihm aus der Druckerei obige Zeilen zugeschickt wurden, welche alle seine Ansichten über den Priesterzölibat über den Haufen werfen.

Moritz Meschler S. J.

Zur neuen Ausgabe der «Tiergeschichte» Alberts des Großen.

„Albert, welchem der Zuname des Großen bereitwillig zugestanden werden kann, ist jedenfalls die bedeutendste literarische Erscheinung auf dem Gebiete der Naturwissenschaften im 13. Jahrhundert." So urteilte schon 1872 Victor Carus in seiner „Geschichte der Zoologie" (S. 224). Während jedoch die Botanik des Albertus bereits 1857 durch E. Meyer eine sorgfältige Würdigung gefunden hatte, gelangte dessen Zoologie erst in den letzten Jahren zur gebührenden Berücksichtigung. Ein Hauptgrund, weshalb frühere Versuche von Jessen (1867) und andern Autoren, die 26 Bücher umfassende Tiergeschichte des Albertus zu bearbeiten, nicht von Erfolg gekrönt waren, lag in dem mangelhaften Zustand der geläufigsten Albertusausgaben. Es ist daher freudig zu begrüßen, daß das Kölner Autogramm der Historia animalium durch Professor Hermann Stadler (München) nunmehr neu herausgegeben wird. Der erste Band ging bereits im Frühjahr 1912 in Druck.

Stadler berichtet hierüber soeben in seinen „Vorbemerkungen zur neuen Ausgabe der Tiergeschichte des Albertus Magnus" in den Sitzungsberichten der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften (philosophisch-philologische und historische Klasse, 1912, 1. Abhandlung). Werfen wir zuerst einen Blick auf die Vorgeschichte dieses Unternehmens.

Im Jahre 1904 hatte P. Wasmann in der zweiten Auflage seines Buches „Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie" (S. 11) mit Pouchet[1] darauf aufmerksam gemacht, die Verdienste des Albertus um die Zoologie beständen nicht bloß darin, daß er von Plinius zu Aristoteles zurückkehrte, sondern vorzüglich „in der Anbahnung einer selbständigen Forschung, die nicht blindlings auf Autoritäten vertraut,

---

[1] Histoire des sciences naturelles au moyen-âge ou Albert le Grand et son époque considérés comme point de départ de l'école experimentale, Paris 1853. Siehe auch Fr. Ehrle, Der sel. Albert der Große, in dieser Zeitschrift XIX (1880) 241 f 395 f; G. v. Hertling, Albertus Magnus, Beiträge zu seiner Würdigung, Festschrift, Cöln 1880.

sondern selber zusieht". Hierüber äußerte ihm Geheimrat Richard Hertwig (München) brieflich einigen Zweifel, worauf P. Wasmann Herrn Professor Hertwig nahelegte, eine nähere Prüfung der Tiergeschichte des Albertus von kompetenter Seite zu veranlassen[1]. Hertwig gewann für diesen Plan Herrn Professor Stadler in München, der sich schon vorher mit den Schriften Alberts des Großen eingehend beschäftigt hatte. Das Ergebnis dieser Studien war ein sehr befriedigendes. Bereits am 20. März 1905 hielt Stadler im Verein für Naturkunde in München, dessen Vorsitzender Hertwig damals war, einen Vortrag über Albertus Magnus als selbständiger Naturforscher. Hertwig drang hierauf in Herrn Stadler, eine kritische Ausgabe der Tiergeschichte des Albertus zu unternehmen[2] und stellte ihm dafür auch die Unterstützung der Kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften in Aussicht. Letztere bewilligte 1200 Mark zur Beschaffung der nötigen Handschriften, Photogramme und Bücher. Das Kgl. Staatsministerium gewährte Stadler für das Schuljahr 1908/09 den erforderlichen Urlaub, und der Vorstand des Cölner Stadtarchivs, Professor Dr Hansen, stellte ihm die Cölner Handschrift in der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek von München zur Verfügung. So konnte Stadler schon in einem Vortrage, den er am 21. September 1908 auf der 80. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Cöln hielt, das Erscheinen der neuen Ausgabe als gesichert ankündigen.

Dieser Vortrag Stadlers Albertus Magnus von Cöln als Naturforscher und das Cölner Autogramm seiner Tiergeschichte[3] eröffnete die wissenschaftlichen Vorträge jener Versammlung in der ersten allgemeinen Sitzung. Es war wohl das erstemal, daß eine Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte inauguriert wurde durch die Ehrung eines mittelalterlichen Scholastikers und katholischen Bischofs und Seligen der deutschen Kirche — im Namen der modernen Naturwissenschaft!

---

[1] Diese Bezugnahme auf meine Korrespondenz mit Prof. R. Hertwig ist mit dessen ausdrücklicher Genehmigung erfolgt. E. W.

[2] Prof. Stadler zögerte anfangs, auf Hertwigs Vorschlag einzugehen, da er die großen Schwierigkeiten der Arbeit zu würdigen wußte. Erst Ende September 1905 entschloß er sich endgültig dazu infolge einer Unterredung, die Prof. Hertwig und ich mit ihm in München hatten. E. W.

[3] Siehe die Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte für 1908 I, Leipzig 1909, 29—37.

Am Schlusse seines Cölner Vortrags faßte Stadler seine Ausführungen über die naturwissenschaftlichen Leistungen Alberts des Großen in die Worte zusammen:

„Damit glaube ich Ihnen so viel Stoff geboten zu haben, daß Sie sich selber eine Meinung bilden können, ob man Albertus den Ehrentitel eines Naturforschers zuerkennen darf. Ich selbst stehe auf dem Standpunkte Ernst Meyers, des besten Kenners der Geschichte der Botanik: In mehr als zwei Jahrtausenden ragten keine drei Botaniker über ihn hinaus; von Aristoteles-Theophrast bis auf seine Zeit sank diese Wissenschaft je länger je tiefer; mit ihm erstand sie wie ein Phönix aus der Asche. Das gleiche gilt für die Zoologie; hier Caesalpin (1583), dort Wotton (1552) gehen über ihn hinaus. Jedenfalls aber war er ein Beobachter allerersten Ranges, und wäre die Entwicklung der Naturwissenschaften auf der von Albertus eingeschlagenen Bahn weitergegangen, so wäre ihr ein Umweg von drei Jahrhunderten erspart geblieben."

Als Gründe, weshalb die Zoologie des Albertus noch immer nicht genügend bekannt und gewürdigt sei, führt Stadler folgende an:

„Vor allem hat Albertus selbst an die 21 systematischen Bücher der Tiergeschichte noch fünf weitere angefügt[1], in denen er seinen Ordensbrüdern zuliebe die gesamten Tiere mit Einfügung der antik-mittelalterlichen Fabelwesen in alphabetischer Ordnung aufzählte und beschrieb. Das war bequem, und alle folgenden, insbesondere Geßner, auf den jene wieder zurückgehen, haben meist nur diese fünf Bücher exzerpiert, statt mühsam die einzelnen Notizen aus dem weitläufigen Texte zusammenzusuchen. Dann sind aber die älteren besseren Ausgaben des 15. und 16. Jahrhunderts überaus selten, teuer und unhandlich, die Gesamtausgaben Jammys (1651) und deren verschlechterter Abdruck Borgnets (1890—1898) so fehlerhaft und unzuverlässig, daß es nicht möglich ist, damit zu arbeiten. Auf jeder Seite begegnen einem Auslassungen wichtiger Worte, Verstümmelungen der Namen, Lese- und Druckfehler aller Art.

[1] In das Cölner Exemplar sind noch zwei andere Schriften hineingearbeitet, welche Albertus schon früher gesondert herausgegeben hatte, nämlich De origine animae (hier Buch XX) und De principiis motus progressivi (hier Buch XXII), so daß die Cölner Handschrift im ganzen 28 statt 26 Bücher umfaßt. Siehe auch Alberti Magni liber de principiis motus processivi ad fidem Coloniensis archetypi edidit H. Stadler (Programm d. k. Maximiliansgymnasiums, München 1909).

Am schlimmsten sind die deutschen Tiernamen weggekommen, die diese Romanen absolut nicht lesen konnten. . . . Auch die andern Drucke und Handschriften bieten nicht viel Besseres, nur eine hat sie alle korrekt, das ist eben die Cölner.“

Hierin sah Stadler mit Recht ein gewichtiges Argument dafür, daß wir hier das Originalmanuskript des Albertus vor uns haben. Hierzu kommen aber auch noch andere Gründe, welche Stadler in seinem Vortrage von 1908 nur kurz andeutete.

Seine „Vorbemerkungen“ (1912) zur Neuausgabe des Cölner Autogramms der Tiergeschichte befassen sich hauptsächlich mit textkritischen Fragen, welche die Vorrede der Textausgabe allzusehr belasten würden. Mehrere photographische Proben aus der Cölner Handschrift sind auf drei Tafeln dieser Publikation beigegeben. Unter den etwa vierzig Handschriften, welche M. Weiß in seinen Primordia novae bibliographiae B. Alberti Magni (Paris 1905) aufzählt, nimmt die Cölner weitaus den ersten Rang ein. Sie ist, wie sowohl aus inneren Gründen als aus der Tradition näher gezeigt wird (S. 45—58), tatsächlich die Urschrift unseres Werkes. Das Cölner Manuskript ist mit Ausnahme der Nachträge und Randbemerkungen von einer Hand und weist zahlreiche Korrekturen im Texte von derselben Hand auf. Letztere können aber nur Autorkorrekturen sein, da sie nach ihrem Inhalte nicht von einem Abschreiber stammen können. Wahrscheinlich rührt die Handschrift aus der letzten Zeit des Lebens des seligen Albertus her, der am 15. November 1280 im Cölner Dominikanerkloster starb.

Das erste äußere Zeugnis[1] für das Cölner Autogramm der Tiergeschichte findet sich erst 200 Jahre später in der Vita brevis et compendiosa Alberti Magni Ord. Praed., die um 1483 entstand und in welcher es heißt (Kap. 13): Tantae siquidem humilitatis erat, ut ea, quae dictabat, propriis manibus frequenter scripto mandaret. Unde in monasterio Praedicatorum Coloniae habetur opus eius sollemne super Matthaeum, propriis manibus suis conscriptum. Aliud etiam volumen de naturis animalium de manu sua. . . . Um 1487 berichtet dann Petrus de Prussia, der ver-

[1] Für diese und die folgenden Quellenangaben stützt sich Stadler hauptsächlich auf P. de Loë, O. Pr., De vita et scriptis B. Alberti Magni, pars 1: Analecta Bollandiana XIX, Brüssel 1900, 272 ff.

lässigste Biograph des Seligen, in einer Aufzählung seiner Werke: „(Scripsit) de animalibus librum divisum in multos libros partiales, qui de manu propria eius conscriptus Coloniae in praedicatorum conventu habetur, sicut et super Matthaeum.“ Hieraus bringt wörtlich dieselbe Notiz Rudolphus de Novimagio O. Pr. in seiner Legenda literalis de Alberto Magno, die er, wie M. Weiß auf einem in die Cölner Handschrift eingelegten Blatt bemerkt, 1488 dem unter Jakob von Basel stattfindenden Provinzialkapitel unter allgemeiner Billigung vorlegte.

Im 16. Jahrhundert setzte dann ein Benutzer der Cölner Handschriften auf die erste Seite des Matthaeus die Worte: Albertus Magnus manu sua vel calamo conscripsit; und auf die erste Seite der libri de animalibus schrieb jemand im gleichen Jahrhundert: Libri de animalibus propria manu Alberti magni ante trecentos annos conscripti. Auch Gelenius bezeichnet 1645 die beiden Handschriften als von Albertus' eigener Hand herrührend[1]. So lagen sie im Cölner Dominikanerkloster, der Ruhestätte ihres Verfassers, bis zu dessen Aufhebung und Zerstörung im Anfang des 19. Jahrhunderts. Dann wurden sie verschleudert, aber von Professor Wallraf wieder erworben und der Stadt Cöln vermacht, wo sie nun im Stadtarchiv aufbewahrt werden „und als dessen größter Schatz und stete Erinnerung an Cölns größten Einwohner sorgsamste Hut verdienen und finden“.

So wird also jetzt die Tiergeschichte des Doctor universalis durch die Vertreter der modernen Naturwissenschaft wiederum zu Ehren gebracht. Möge auch der Geist des sel. Albertus in ihnen zu neuem Leben erwachen!

[1] De admiranda sacra et civili magnitudine Coloniae l. 3, § IV, p. 463: Duos codices B. Alberti Magni propria manu conscriptos.

Erich Wasmann S. J.

Die religiösen Anschauungen eines Gebildeten im ersten nachchristlichen Jahrhundert.

Wir stehen am Vorabend eines Siegesjubiläums des Christentums. Sechzehnmal lösten sich die Jahrhunderte ab, seitdem ihm das Toleranzedikt von Mailand Existenzberechtigung und Freiheit feierlich verbürgte.

Ein entscheidender Wendepunkt von ganz einzigartiger Bedeutung: der triumphierende Aufstieg aus dem Dunkel der Katakomben an das helle Licht des flutenden öffentlichen Lebens. Jetzt erst konnte die Kirche ihre große Aufgabe ganz erfüllen, Erzieherin der Völker zu werden, zumal der bald erscheinenden jugendfrischen Stämme des Nordens.

Ein hochragendes Wegzeichen, das erzählt von Sieg nach langem Kampfe, von Verfolgung und Leid und Blut. Und von kleinen Anfängen, von dem Einsenken des Senfkörleins unter dem Frühlingsbrausen des Pfingststurmes, von seinem Keimen, Wachsen, Gedeihen. Das weist zurück auf jene erste Zeit, da begeisterte Künder einer Frohbotschaft hochgemut die westlichen Straßen ziehen, der Welthauptstadt zu, zur Welteroberung.

Arme, kleine Schar! Zur Welteroberung? Dem herrschgewaltigen, kulturstolzen, bildungssatten Rom die Lehre des gekreuzigten Galiläers predigen? Was soll diese Welt zum Christentum sagen? Wie sich zu ihm stellen?

Für einen Paulus war die Frage längst gelöst. Seine Sendung war, den Namen Jesu Christi vor Heiden und Könige zu tragen und viel für ihn zu leiden.

Wir aber, die rückwärtsschauend das Ringen und Erobern des Christentums verfolgen können, wir möchten soviel als möglich Einsicht haben in das Spiel der drängenden und widerstrebenden Kräfte, in die Stimmungen, Strebungen, Spannungen, die gesamte Kultur der damaligen Zeit. Wir möchten die Aussichten abwägen können, die das Christentum hat auf Sieg und Herrschaft in dieser Welt.

Gewiß eine ebenso interessante wie schwierige Aufgabe.

Denn es handelt sich um das Hineinleben in eine Welt, deren führende Linien fast alle außerhalb des Rahmens unserer Kultur verlaufen, in eine Welt, die, auf ganz anderer Grundlage aufgebaut, bis ins Mark hinein von der unsern verschieden ist. In eine Übergangszeit, deren Charakteristik die unbegrenzte Aufnahmefähigkeit von uns unverträglich scheinenden Gegensätzen ist. In ein Weltbild ohne Ruhe und Einheit. Und dann: den Abschluß dieser ringenden Jahrhunderte bildet der Sieg des Christentums. Ganz unverständlich vom rein geschichtlichen Standpunkt aus; denn die naturgemäße Ausmündung dieser synkretistischen Zeit ist nicht das exklusive Christentum, sondern die buntschillernde Gnosis in ihrem phantastischen Aufputz zusammengeliehener Spekulationen.

Viel Arbeit ist schon geleistet, entsagungsvolle Kleinarbeit des Sammlers und deren Verwertung in zusammenfassenden Kulturbildern. Ihr verdanken wir die Möglichkeit, die Weltanschauung des Gebildeten damaliger Tage wenigstens in den allgemeinen Umrissen zu zeichnen. Allerdings ein Bild, dessen Linien bis in die letzten Einzelheiten ausgezogen sind, dürfen wir nicht erwarten. Gar manches Steinchen bleibt noch der mühsamen Mosaik einzufügen.

Aber wir kennen die Komponenten und Faktoren, welche die Kultur der damaligen griechisch-römischen Welt schufen und trugen, kennen die Quellen und Zuflüsse ihrer religiösen Ideen. Und auf diese kommt es uns ja an. Wir möchten Antwort haben auf die Frage: Wie stand es um die religiösen Anschauungen dieser Welt?

Wenn wir den Quellen nachgehen, finden wir drei: I. die antike Religion der πόλις, des Stadtstaates; II. die philosophische Religion des Hellenismus; III. die Mysterienreligionen des Orientalismus.

Literatur. J. Beloch, Griechische Geschichte. Bd III: Die griechische Weltherrschaft (1904). G. Boissier, La religion romaine d'Auguste aux Antonins. 2 Bde[5] (1900). Fustel de Coulanges, Der antike Staat. Deutsch von Paul Weiß (1907). Fr. Cumont, Les religions orientales dans le paganisme romain (1906). J. J. Döllinger, Heidentum und Judentum (1857). J. Felten, Neutestamentliche Zeitgeschichte. 2 Bde (1910). L. Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von Augustus bis zum Ausgang der Antonine. 4 Bde[8] (1910). J. Kaerst, Geschichte des hellenistischen Zeitalters, I (1901); II 1 (1909). P. Wendland, Die hellenistisch-römische Kultur, in Handbuch zum Neuen Testament II 1 (1907). G. Wissowa, Religion und Kultur der Römer, in Iwan v. Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaften (1902). Bigelmaier, Die Beteiligung der Christen am öffentlichen Leben in vorkonstantinischer Zeit (1902). Linsenmayer, Die Bekämpfung des Christen-

tums durch den römischen Staat bis zum Tode des Kaisers Julian 363 (1905). Ferner die einschlägigen Artikel aus Pauly-Wissowa, Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaften, und Roscher, Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie.

I. Die Religion des Stadtstaates.

Nicht die Berge sind es, sagt Coulanges[1], die Griechenland in so viele Staatengebilde aufgelöst haben, sondern die „heiligen Grenzsteine", die Verschiedenheit der Kulte, die Religion. Sie allein bietet uns den Schlüssel zum vollen Verständnis der antiken Staaten in Griechenland und Italien. So innig ist sie mit dem Staatsleben verwachsen, daß eines ohne das andere gar nicht gedacht werden kann. Religion und Patriotismus, Staatsbürgerpflichten und Kulthandlungen waren ineinanderfließende Begriffe. Das möge im folgenden näher entwickelt und begründet werden.

Es ist merkwürdig, daß uns an der Schwelle der Menschengeschichte im wesentlichen derselbe Kult entgegentritt, der sich kurz vor dem endgültigen Niedergang des Heidentums noch einmal zum Zenit erhob und im Mithrasdienst die Hand nach der Weltherrschaft ausstreckte, der Feuerkult. In der geheimnisvoll auf und nieder wogenden, erleuchtenden und verzehrenden Flamme sah das gesamte indogermanische Völkergeschlecht etwas Göttliches, vielleicht das Attribut der Gottheit, vielleicht die Gottheit selbst. Das heilige Herdfeuer der Griechen *(ἑστία)* und Römer (vesta) ist nur die Erbschaft und das Ausklingen dieser uralten Traditionen, die mit seltener Zähigkeit alle die Götterwanderungen und Religionswandlungen einer synkretistischen Zeit überlebten.

Kein Wunder, wenn wir die Rolle kennen, die das Herdfeuer einst im Menschenleben spielte. An ihm und seiner beständigen Unterhaltung hing das Wohl und Wehe des Menschen. Solange es brannte, verbürgte es Segen und Schutz; denn es war die Vorsehung der Familie. Lag aber der Herd verödet, dann war auch die Familie nicht mehr. Erloschener Herd und erloschene Familie sind den Alten gleichbedeutende Ausdrücke.

Innigst verbunden mit dem heiligen Feuer war der Toten- oder Seelenkult. Auch er ragt aus jenem Dunkel hervor, das noch keine geschichtliche Forschung zu erhellen vermochte. Als „eine der uranfänglichen Wurzeln alles Religionslebens"[2], reicht er in vorgeschichtliche Menschheitsperioden hinab. Seine ersten Anfänge hat selbst die Paläontologie

---

[1] Der antike Staat 244. [2] Rohde, Psyche I 253.

noch nicht bloßgelegt[1]. In welchem Verhältnis er zum Feuerkult steht — wir wissen es nicht. So viel jedoch möchte feststehen, daß beide nach unsern Schätzungen gleich alt sind und im antiken Glauben, wo wir ihn geschichtlich erreichen können, verschmelzen. Die Manen und Laren und Penaten und das heilige Feuer, sie alle und alle zusammen sind die Schutzgötter der Familie, Hausgötter, symbolisch dargestellt oder vielleicht auch als gegenwärtig gedacht in dem Glühen und Flammen des heiligen Feuers.

Es war eine unduldsame, eifersüchtige Religion. Nur der Besitzer eines Herdes war ein Vollmensch. So wollten es die überkommenen heiligen Bräuche und Satzungen. Auf dem Herde und seiner Verehrung beruhte die Einheit der Familie, das Erbrecht, das Eigentumsrecht, die Moral, das ganze Leben. So war es zur Zeit der Patriarchen, als jede Familie für sich wohnte, ihr eigenes heiliges Feuer, ihre eigenen heiligen Riten, ihre Hörigen und Sklaven hatte. Nachbarn gab es nicht, nur Fremde, Feinde; denn sie hatten ja einen eigenen Herd, also eigene Schutzgötter, d. h. feindliche Götter. Es war die Blütezeit der gentes, der Einzelfamilien.

Bis endlich der Zusammenschluß der Familien sich durchsetzte, nicht durch Zerstörung des bisherigen Familienherdes, sondern durch Erbauung eines neuen Herdes, durch Festlegung eines neuen, mehreren Familien gemeinsamen Kultes. So erwuchsen die neuen Gebilde: Phratrien (Curien) und Phylen (Tribus), aus denen dann durch einen analogen Prozeß der Stadtstaat, die *πόλις*, entstand. Auch seine Einheit ist wesentlich die Einheit des heiligen Feuers, sein Mittelpunkt das Prytaneum. Die Religion mußte den Übergang zu sozialem Zusammenleben sanktionieren. Alle die Einrichtungen der Familie, der Phratrie, der Phyle, nehmen ihren Platz in der *πόλις* wieder ein, aus demselben religiösen Grunde hervorwachsend wie jene. Was der Hausvater in der Familie, das ist der *ἄρχων βασιλεύς* im Stadtstaat. Seine Macht ist wesentlich eine religiöse, gleichwie der Hausvater alle Autorität aus der häuslichen Religion und dem ihm zustehenden Priestertum ableitet. Er ist der Oberpriester. Deutlich tritt das nach Beseitigung der Königsherrschaft in Athen in die Erscheinung. Das politische Königtum ward abgeschafft; denn seine Hegemonie beruhte nicht auf religiöser Grundlage, sondern auf einem günstigen Machtverhältnisse. Darum konnte sie gebrochen werden. Aber der „König"

---

[1] Obermaier, Der Mensch aller Zeiten I 418 ff 422 f.

blieb als *βασιλεὺς ἱερός*, als Oberpriester. Der Königsname ward und blieb eine Ehrenname. Nicht Abscheu, sondern Ehrfurcht hielt die späteren „Tyrannen“ ab, den geheiligten Namen anzunehmen, wenigstens solange die alte Religion in Ehren war.

Ebenso heilig ist der Erbe seiner politischen Macht, der Magistrat. Er wird durchs Los gewählt, und das Los ist der Ausdruck des Götterwillens. Auch die Gesetze sind ein Teil der Religion; denn sie stammen von den Göttern. Erfordert die Zeitlage ihre Vermehrung, so müssen wiederum die Götter zustimmen: der Oberpriester bestätigt oder verwirft sie, je nach Ausweis der Vogelschau. Die Volksversammlungen stehen unter dem Willen der Götter: die Augurn entscheiden nach den von den Göttern gesandten Vorzeichen, ob sie tagen dürfen oder nicht.

Die Härte jener Zeit, die verheerenden Kriege, die nur mit der Auslöschung des heiligen Herdes, d. h. mit Vernichtung oder Sklaverei des besiegten Volkes, enden konnten, die Stellung der Vollbürger zu den Hörigen, die unbeschränkte Gewalt des Vaters über Frau, Kinder, Sklaven: alles führt sich auf einen Urquell zurück, erklärt sich aus der Religion des heiligen Feuers. Wo dieses flackerte, da war Segen, Friede, Wohlstand, Macht, Ehre — der Vollbesitz der irdischen Güter; wo es erloschen war, da war die Sonne untergegangen. Das heilige Feuer verlieren hieß: soziale Stellung verlieren, Hab und Gut verlieren, Recht und Ansehen verlieren, Heimat und Familie verlieren. Daher der Fluch, der auf der Verbannung lag: aqua et igni interdicere. Das heilige Wasser der Entsündigung, das heilige Feuer des Herdes, beides war dem Verbannten, dem Vaterlandslosen genommen und damit alles. Er hatte keine Beziehungen mehr, nicht zu den Göttern und nicht zu den Menschen; er war ein Einsamer, Ausgestoßener. Lieber sterben als in der Verbannung im Elend leben.

Die Verehrung des heiligen Feuers und der damit verwachsene Totenkult hatten ihren Ursprung in der Menschenseele mit ihrem Ahnen und Träumen, ihrem Sehnen und Hoffen. Daneben aber gab es eine Reihe von Gottheiten, die wir als Personifikationen der Naturkräfte ansprechen müssen. Es sind die „Himmlischen“, die neben dem Herd- und Totenkult, „den eigentlichen Kern der indogermanischen Religionen“[1] bilden.

Für die Griechen, und späterhin auch für die Römer, sind es die so wohlbekannten Gestalten des olympischen Götterkreises.

---

[1] O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte II[3] 1, 439.

Es zeugt von dem überwältigenden Einfluß der alten Herdreligion mit ihrem Sonderungsbestreben, daß es ursprünglich so viele verschiedene Gottheiten gab, als Stadtstaaten in Griechenland und Italien bestanden, trotz gleichlautender Namen. In zwei antiken Stadtstaaten war eben alles verschieden. Spät erst, nicht zum wenigsten unter dem Einfluß der homerischen Dichtungen, faßte man die Zeus und Heras und Athenes der verschiedenen Städte als ein und dieselbe Gottheit. Es war das erste Aufkeimen des Hellenismus, die erste Bresche in dem so zähe festgehaltenen, weil auf der Religion aufgebauten Partikularismus.

Wenn diese Götter uns auch, zumal in späterer Zeit, als die beherrschenden religiösen Gestalten der Antike erscheinen möchten, so ist doch festzuhalten, daß Totenkult und Herdreligion mindestens ebenso tief im Volksbewußtsein verankert sind. Nach außen hin verschmolzen allerdings Herd- und Götterkult zu einer Religion mit harmonisierten Kulthandlungen und parallel verlaufenden Religionsübungen.

Diese Religionsübungen verdienen ein besonderes Interesse. Die antike Religion ist keine Lehr- und Dogmenreligion. Ihr Glaubensinhalt ist karg und steten Schwankungen unterworfen. Ihre Stärke liegt vielmehr in den rituellen Handlungen. „Tun, wie die Vorfahren getan“, das ist der Kern echter Frömmigkeit. Ihr Trachten muß sein, durch peinlich genaue Erfüllung jeder Vorschrift[1] die Götter zu befriedigen und ihren Segen zu erzwingen. Zu erzwingen: denn die Götter sind neidisch und reizbar, eher Feinde als Freunde des Menschen. Ihre Verehrung ist ein Ausfluß der Furcht. Paces deorum quaerere ist das stete Bemühen des armseligen Menschen.

So war es zur Zeit der gentes, so zur Zeit der *πόλις*. Der kleinste Verstoß gegen das Rituell machte den Akt nicht nur ungültig und unwirksam, sondern sogar zum Frevel an der Gottheit. So weit hatte die Scheu vor den selbstaufgestellten Satzungen und Bräuchen den Menschen gebracht.

Da begreift sich der Konservativismus dieser Religion. Unberührt durch die Jahrhunderte, vererbten sich Formeln und Bräuche. Ein Geschlecht gab sie dem andern weiter, auch wenn kein Mensch mehr ihren Sinn verstand. Neue Gesetze wurden gemacht; sie vermochten die alten nicht zu verdrängen, auch wenn diese veraltet, schädlich waren, im Widerspruch standen zu den neuen, welche eine fortgeschrittene Zeit erheischte. Daher

---

[1] Vgl. Wissowa, Religion und Kultur der Römer 435 f.

die Bedeutung der Stadtgeschichte, die mit ihrem Kulte aufs innigste verbunden war; daher die unbegrenzte Autorität des mos maiorum. Größeres gab es nicht. *Πάτριόν ἐστιν ἡμῖν*: es ist Väterbrauch und Vätersitte, das ist durchschlagend. Daher die zähe Ausdauer dieser Formen und Riten nicht nur in der Weltabgeschiedenheit ländlicher Bezirke, sondern auch an der Heerstraße des wogenden Lebens und Verkehrs in den Emporien des Altertums, zumal in Rom, allerdings nicht ohne Verdienst der augusteischen Reaktion. Und das trotz der zersetzenden Philosophie, trotz der siegreichen Übermacht sinnbetäubender orientalischer Kulte. Noch Prudentius, der um 410 starb, berichtet uns davon: „Schon im zartesten Alter kosteten die Kinder vom Opfermahl, sahen die schwarzgeräucherten Bilder der Laren mit Wohlgerüchen beträufeln, die Mutter angstvoll vor der Statue der Schicksalsgöttin mit dem Füllhorn beten, küßten, noch auf dem Arme der Amme, die Götterbilder und richteten kindische Gebete an sie."[1]

Ungleich wichtiger ist für uns eine zweite Folgerung, die sich unmittelbar aus der Natur der antiken Staatsreligion ergibt: Der Mensch war mit Leib und Seele dem Staate verkauft. Alle seine Interessen gehören der *πόλις*.

Man kann viel von griechischer Freiheit reden, von ihrem Verluste durch Alexander und seine Nachfolger. Es ist nicht die Freiheit, die der moderne Mensch verlangt und genießt. Der Stadtstaat war frei, der Bürger nicht. Er gehörte nicht sich selbst. In keiner Beziehung. Das Wohl des Staates war der einzige Gesichtspunkt, von dem aus alles entschieden wurde. Alles, von der Geburt bis zum Grabe. Wir machen uns schwerlich einen kongruenten Begriff von der Staatsomnipotenz der damaligen Zeit. Der Staat bestimmte die Heirat. Er entschied, ob der neue Weltbürger leben durfte oder nicht. War dieser mißgestaltet, häßlich, so war sein Schicksal entschieden. Der Staat überwachte die Ausbildung der Jugend, zumal die körperliche, schrieb ihnen den Kult vor, der natürlich nur den Stadtgöttern gelten durfte. Der Staat regelte Freude und Trauer, gebot über Leben und Tod, Familie und Eigentum und Zeit eines jeden seiner Bürger. Er konnte, wenn es in seinem Interesse lag, auch einen Unschuldigen bestrafen — kurz, die ganze Sphäre des öffentlichen wie privaten Lebens lag im Machtbereich des Staates und seiner Gesetze[2].

---

[1] Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms IV 215.

[2] „In strenger Bedingtheit verfloß dem Römer das Leben, und je vornehmer er war, desto weniger war er ein freier Mann. Die allmächtige Sitte bannte ihn

Und der Grund: Staat und Religion decken sich. Die höchste Tugend heißt Patriotismus. Sakrileg ist Staatsverbrechen und Staatsverbrechen Sakrileg; denn wer die Religion antastet, vergreift sich am Staate und umgekehrt.

So war es in Griechenland. So, nur viel mehr betont und ausgeprägt, in Rom. Mochten auch im Laufe der Jahrhunderte tiefgreifende Veränderungen das Staatswesen umgestalten, mochten auch die engen Schranken des Weichbildes eines kleinen Staatswesens gesprengt werden, mochten ausgesprochen individualistische und universalistisch-kosmopolitische Tendenzen ihren Einzug halten — die tiefste und innerste Überzeugung vom Staat und seinen weitest gehenden Rechten haben sie nicht erschüttert. Auch im kaiserlichen Rom ist „das Glück, denken zu dürfen, was man will, und sagen zu dürfen, was man denkt" (Tacit., Hist. 1, 1) wohl nie zur vollen Wirklichkeit geworden[1].

Erst im Lichte dieser Tatsache wird man die Lage des Christentums richtig einschätzen, die immer wiederholten Anklagen auf „Gottlosigkeit" und „Atheismus" (irreligiositas, ἀθεότης, ἀσέβεια) voll verstehen.

Der antike Staat, und auch das kaiserliche Rom als sein Erbe, war in seiner Weise tolerant. Diese Toleranz machte Rom zum Stelldichein aller Kulte und Religionen. Aber in einem Punkte versagte er: er verlangte unbedingte Anerkennung der Staatskulte, d. h. Ausübung der althergebrachten Riten und Formeln. Denn sie waren praktisch Ergebenheitsbezeigung gegen Rom und seinen Herrscher, den Kaiser. Mochte man im übrigen darüber denken, was man wollte, und daneben Götter verehren, welche man wollte. Staatskult war Bürgerpflicht[2]. Die mußte geleistet werden.

---

in einen engen Kreis des Denkens und Handelns, und streng und ernst oder, um die bezeichnenden lateinischen Ausdrücke zu gebrauchen, traurig und schwer gelebt zu haben, war sein Ruhm". Th. Mommsen, Römische Geschichte I³ 860.

[1] Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms I 433.

[2] „Die Pflichtmäßigkeit war je nach Stand, Amt und Beruf, Situation und Umständen eine verschiedene. . . . Der theoretische Verleugner der Staatsreligion konnte leicht der Verletzung der dii populi Romani überführt werden und war daher den Gerichten gegenüber in einer nicht ungefährlichen Lage. . . . Hierbei ist es ganz irrelevant, ob der, welcher die Staatsgötter beleidigt, theoretischer Atheist ist oder andere Gottheiten verehrt. Der Vorwurf, den die Griechen als ἀθεότης bezeichnen, bezieht sich immer auf die Impietät gegen die Staatsgötter und ist mit dem ‚deos non colere' der Römer identisch. Diese haben für den theoretischen Atheismus überhaupt gar kein Wort, augenscheinlich, weil die Sache sie nicht interessierte"

So beschworen die Unduldsamkeit des Staates und die unbeugsame Exklusivität des Christentums den dreihundertjährigen Kampf herauf, den wir als die Christenverfolgung kennen.

Und da mochten die christlichen Apologeten, wie z. B. Justin in seiner Apologie I (6), noch so oft versichern, sie seien keine Gottesleugner, sondern beteten den einen wahren Gott an, sie mochten betonen, daß sie für den Kaiser als für die rechtmäßige Obrigkeit beteten — es half ihnen nichts: Religion und Staat waren nach den Begriffen der Alten viel zu eng miteinander verbunden, als daß die Feinde und Verächter der Staatsreligion nicht zugleich Vaterlandsverräter sein müßten; denn, wie Hatch sagt, war die Religion „nicht ein Verhältnis zwischen der Seele und Gott, sondern zwischen dem Einzelnen und dem Staat. Das Gewissen hatte dabei keine Stelle. Gottesdienst war ein althergebrachter Brauch, ... eine der gewöhnlichen Pflichten des Lebens. Die Verachtung des Kultus und noch mehr seine Verwerfung war ein Verbrechen" [1], und zwar Staatsverbrechen, wie wir sahen. —

Das ist ein Beispiel der bis auf den Grund hinabreichenden Unterschiede zwischen antikem und modernem, d. h. christlichem Denken. Atheismus, nach seiner eigensten Bedeutung, ist dem Alten nicht Verneinung jeglichen Gottes- oder Götterglaubens. Atheist ist derjenige, der die vaterländischen Religionsübungen verwirft.

An diesem Maßstab gemessen, waren allerdings die Christen „gottlos", darum verdächtig des Verrates an Kaiser und Reich, darum ausgestoßen aus der „Gesellschaft", darum gegebenenfalls schutzlos, vogelfrei und geächtet.

(A. Harnack, Der Vorwurf des Atheismus in den drei ersten Jahrhunderten, in Texten und Untersuchungen zur altchristlichen Literatur XXVI 4, 10).

[1] Edwin Hatch, Griechentum und Christentum. Deutsch von E. Preuschen 15.

H. Dieckmann S. J.

Aus den Werkstätten zur Erforschung der neueren Geschichtschreibung.

Je großmütiger die Büchereien und Archive den in ihnen aufgehäuften geschichtlichen Stoff herausgaben, je eindringlicher man die Psychologie in den Dienst der Geschichtschreibung stellte, je klarer der Einfluß aller wirtschaftlichen Veränderungen und verwickelter Massenbewegungen auf die Geschichte der Menschheit hervortrat, je kritischer die Quellen geprüft und zergliedert wurden, um so tiefer arbeitete man sich in die Anschauung hinein, daß diese neuere, mit einem ungeheuren Aufwand von Kunstmitteln und nach einer streng durchgebildeten Methode arbeitende Forschung nunmehr dem ursprünglichen Tatbestand unendlich näher komme als jede alte, schlichte und anspruchslose Art des geschichtlichen Berichtes.

Wurde da ein fröhliches Wort hineingeschleudert von der sauberen, naturgetreuen Skizze, die weit mehr historische Tatsächlichkeit bergen könne als ein kunstvoll ausgeführtes, farbenprangendes, bis in die letzten Filigrandetails ausgetüfteltes Gemälde, so warf man dieser kecken Sprache vielfach dreiste Verständnislosigkeit vor gegenüber den großen Aufgaben der Geschichte als Kunst und geniales Erlebnis vergangener Dinge.

Allmählich haben sich aber die Wolken dieses Unmuts verzogen. Man besann sich besser auf die eigentlichsten Hilfsmittel des Historikers und die Grenzen des geschichtlich Faßbaren. In den Werkstätten der Geschichtsforschung geht man, möchte es scheinen, zur Natur zurück; etwas wie Impressionismus und Freilichtmalerei soll unter dem Pinsel des Historikers erstehen.

Das haben wir zum Teil der Inschriften- und Archivforschung, zum Teil der Geschichte der Historiographie zu verdanken. Das unmittelbare, naive Sehen des schlichten Augenzeugen, sein kühn hingeworfenes Bild, ein Erzeugnis des klaren Schauens, nicht der künstlichen Reflexion, gelangt wieder mehr zu Ansehen und Nachahmung. Wir dürfen da von Impressionismus reden, weil es sich um einen ersten, deutlichen, dabei einfachen und wahrheitsgetreuen Eindruck handelt.

Die Frage nach der richtigen Beleuchtung der Vergangenheit tritt in ein neues Stadium. Wir sind vielfach verwöhnt und verdorben durch künstliche Lichteinströmungen, welche sich über das geschichtliche Bild aus irgend einem Winkel ergießen. Das Ereignis in dem freien Licht zu sehen, von dem es umgeben war, in dem es sich bewegt und abgespielt hat, das ist das Problem. Und da einigt man sich mehr und mehr auf die alte, überzeugende und doch so oft verkannte Wahrheit, daß dieses richtige Licht weit getreuer durch das tote Dokument, die Statistik, den trockenen Bericht, die Akten und Rechnungsbücher wiedergegeben wird als durch die literarischen, ausführlich und kunstvoll erzählenden Quellen[1].

Diese verhältnismäßig neue doppelte Wertschätzung des naiven Berichtes und des toten Dokumentes geht im Grunde auf dasselbe Prinzip zurück. Die Glaubwürdigkeit und die historische Verwertbarkeit sind um so größer, je schwächer das subjektive Moment einfließt, je weniger also die Quelle eigentlich „erzählt". Es erscheint auf den ersten Blick paradox, und dennoch ist es wahr, daß der ursprüngliche und urwüchsige Bericht des schlichten, anspruchslosen Augenzeugen vielfach dem toten Dokument am nächsten kommt. Man muß da nur den Unterschied zwischen Bericht und „Erzählung" klar ins Auge fassen und die Mehrdeutigkeit des Ausdrucks „erzählen", welcher meist vom „Berichten" kaum gesondert wird, genau berücksichtigen. Auch der gewissenhafteste Erzähler schwebt in beständiger Gefahr, sich jetzt von seiner Phantasie, jetzt von seinem Affekt, jetzt von einer kleinen entgleisten Erinnerung einige Linien wenigstens über die Grenzen der streng überlieferten Tatsache hinausschicken zu lassen. Ein unscheinbarer Übergang, ein schwacher Verbindungsstrich, den man um der „Erzählung" willen einfügt, kann die Perspektive des Bildes nicht unmerklich ändern. Die Gefahr wird um so geringer, je schmuckloser der Zeuge die Dinge in ihrer Reihenfolge aufzählt, je mehr er sich der Versuchung, interessant und glatt zu erzählen, entzieht.

Lange bevor man die Regeln wissenschaftlicher Historie festsetzte, schrieb man wahrheitsgetreue Geschichte. Da berichtet zunächst der Augenzeuge, wie die Dinge eigentlich gewesen sind. Die wahrnehmbaren Tatsachen nimmt er sich zum Gegenstande, über die geheimen Triebfedern, die tiefer liegenden Absichten spricht er nicht. Wohl gibt er die Reihenfolge der

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXXX (1911) 92 und Fueter, Geschichte der neueren Historiographie (1911) 604.

Ereignisse an, nicht aber ihre innere Verkettung. Alle Berichterstattung in den Anfängen der Geschichte ist naiv und in gewissem Sinn äußerlich. Sie kann wahr sein, wenn der Augenzeuge klar und unbefangen sieht und nicht im Dienste der Machthaber oder einer Partei steht; ja sie wird in Bezug auf die nackten Tatsachen meist wahrer sein als die reflektierende und kombinierende Geschichte; denn das unmittelbare Schauen erfaßt die Dinge gewöhnlich besser als die künstliche Überlegung.

Der naive Geschichtschreiber, den wir hier meinen, ist der unbefangene, natürlich empfindende und einfach sehende Mensch, der Personen und Dinge schaut und schildert, wie sie sich ihm unmittelbar bieten. Die Bilder und Porträte, die er entwirft, sind Photographien gleich, Naturaufnahmen, auf denen dann spätere Beschauer vieles ausgedrückt finden, was der Aufnehmende selbst festgehalten hat, ohne es zu erkennen, wenigstens ohne es zu durchschauen. Seine Arbeit wird, kurz gesagt, um so brauchbarer sein, je weniger er eigentlich „erzählt“, je schlichter und bündiger er einfach „berichtet“.

Bewußt methodisch schafft er nicht; denn er weiß um keine Methoden und Theorien. Sein ehrlicher Wille, nur das weiter zu geben, was er gesehen und gehört hat, verweist ihn stets in seine Grenzen; sein gesunder Instinkt, der ihm immer wieder sagt, daß die verknüpfende Erzählung ihn leicht zur Übermalung und Ausschmückung verleitet, weil er die Ereignisse gleichsam nur auf einer Fläche, nicht perspektivisch schaut, weil er die Personen handeln sieht und reden hört, ohne ihre Absichten zu kennen, lenkt geschickt und hemmend seine Hand. Er zeichnet die allgemeinen Linien ein und scheut die verwirrenden Details; so bleibt er objektiv und wahr. Wenn spätere Leser ihn mehr sagen lassen, als er sagen wollte, mißverstehen sie ihn und seine Art; wenn sie aber die Skizze, die er treu und klar entworfen hat, genau den vorgezeichneten Linien entlang, zu Ende führen, nicht verschieben, nicht selbstmächtig Licht und Schatten eintragen, sondern nur zu finden suchen, was wirklich, wenn auch verborgen, vorliegt, so werden sie oft Neues finden und der Wahrheit noch näher kommen als der erste Gewährsmann.

Der naive Geschichtschreiber wird fast immer einseitig sein, aber diese Einseitigkeit ist keine Tendenz im landläufigen Sinn, sie ist für ihn nicht einmal ein Fehler. Jedes geschichtliche Ereignis ist mit tausend Fäden an die Vergangenheit geknüpft, es verwebt sich in die Gegenwart, es spinnt sich in die Zukunft hinüber. Die nackte Tatsache, wie sie vom

Naiven unvergleichlich frisch berichtet wird, sieht von dem Gewirre dieser Zusammenhänge fast ganz ab. Diese Einseitigkeit ist ein kostbarer Gewinn für ihn, der ja nur sein eigenes Erlebnis aufzeichnen, nicht die Entwicklungs- und Geburtsgeschichte, nicht das Weiterleben der Dinge, die ihm begegnet sind, schildern will.

Zukünftige Historiker können aus der sorgfältigen Zusammenstellung der Einzelberichte die pragmatische Geschichte aufbauen.

Hat die ursprüngliche naive Quelle nur das berichtet, was ihr zugänglich war, verschwieg sie, weil sie nur das erwähnen wollte, was ihr klar und gewiß war, so ist das keine Tendenz, es ist freilich ein Bruchstück, aber ein gewolltes und als solches erkennbar. Denn Tendenz ist nur dort zu suchen, wo der Historiker bewußt mit Dingen zurückhält, die er sicher kennt, und die zur Kennzeichnung des Ganzen, das er zu schildern vorgibt, notwendig sind. Tendenz ist dann vorhanden, wenn der Geschichtschreiber in Widerspruch mit dem Quellenmaterial nach Theorien, die er voraussetzt, bewußt oder unbewußt, die Tatsachen auswählt, ordnet, deutet. Alles das liegt dem naiven Berichterstatter fern.

Gehen wir jetzt einen Schritt weiter. Hat man es nicht mit dem ursprünglichen, dem Originalbericht zu tun, so braucht man doch nicht gleich an eine minderwertige, abgeleitete Quelle zu denken. Der Gewährsmann kann sich ja einfach damit begnügen, den Bericht seiner Zeugen niederzuschreiben. Weiß er uns auch Genaues über die Eigenschaften dieser Zeugen zu überliefern, so ermöglicht er der Nachwelt ein Urteil über die Zuverlässigkeit der Erzählung.

Sobald aber der Chronist über seine Quelle kritisch urteilt, setzt er mit einer wissenschaftlichen Arbeit ein, auch dann, wenn er an dem Bericht seines einzigen Zeugen nichts ändert. Denn hat er es selbst mit einem einzigen Berichterstatter zu tun, so muß er doch ziemlich verwickelte logische und psychologische Betrachtungen anstellen, will er anders wahrheitsgemäß berichten oder wenigstens kritisch urteilen. Der Zeuge, dessen Mitteilungen er aufnimmt, muß wahr und treu gewesen sein, genau im Beobachten und nüchtern in der Beurteilung. Das reicht indes bei weitem nicht aus. Unter dem Einfluß bestimmender, tief eingewurzelter Anschauungen kann auch der beste Mensch unbewußt die Wahrheit umbiegen, aus Mangel an Bildung und Erfahrung und Menschenkenntnis kann auch ein scharfer Beobachter und die redlichste Seele mit reinstem Gewissen und aus voller Überzeugung Dinge berichten, die sich in seinem Geiste ganz anders wider-

spiegelten, als sie sich in Wirklichkeit zugetragen hatten. Das lehrt die tägliche Erfahrung und Beobachtung.

Mit diesen Möglichkeiten muß der Wiedererzähler rechnen. Tut er es nicht, so wird sein Bericht nur von der Autorität der ersten und einzigen Quelle getragen und kann sich weit von der Wahrheit entfernen, weil jener Urzeuge zuverlässig und aufrichtig, aber vielleicht nicht geschult genug war, um Beobachtungsfehler bei verwickelten Ereignissen in Rechnung zu bringen, und vielleicht nicht gebildet genug, um überhaupt einzusehen, daß sich Dinge vor ihm abgespielt haben, deren Tragweite und Zusammenhang er gar nicht zu erfassen vermochte.

Schon aus diesen Gründen ist leicht einzusehen, daß eine Mehrheit von Berichten, mündlichen oder schriftlichen, im allgemeinen weit größere Gewähr für die Wahrheit bietet als die Beobachtung eines einzelnen. Der naive Historiker wird diese Mitteilungen einfach zusammenstellen, auch wenn sie sich widersprechen, und wird uns damit viel kostbarere Quellen erschließen, als wenn er mit unzulänglichen Mitteln aus äußeren oder inneren Gründen für eine bestimmte Quelle sich entschlösse oder aus mehreren Berichten einen neuen, selbständigen zusammenstellte. Da kann dann der Fall eintreten — und das ist eine überaus wichtige historische Erkenntnis —, daß keiner der Einzelberichte treu den wirklichen Tatbestand wiedergibt, und eine möglichst vollkommene Wahrheit dennoch in allen Berichten zusammen eingeschlossen, gleichsam eingewickelt ist. Die verschiedenen Quellen für ein und dasselbe Ereignis ergänzen sich, berichtigen sich gegenseitig, aus dem einen Bericht kann man gewisse Fehlerspuren der andern entdecken; kurz, die volle Wahrheit liegt sicher geborgen in der Gesamtüberlieferung, will aber durch die Kunst des Urteils und der Kombination gehoben sein.

So sind wir doch wieder bei jener philologisch-kritischen Geschichtschreibung angelangt, vor deren übertriebenen Wertschätzung anfangs gewarnt wurde, könnte man hier einwenden.

Das ist es nicht ganz.

Der gewaltige Aufschwung, die streng wissenschaftliche Klarlegung und Durchführung der historischen Kunst, die überhaupt erst durch die Erschließung der Archive und Beherrschung der wirtschaftlichen Entwicklung und gewaltige, übersichtliche Aufhäufung des geschichtlichen Materials ermöglicht wurde, brachte jene philologisch-kritische Methode zur Reife, ohne welche eine allseitig orientierende, zusammenfassende, genetische Geschichtschreibung nicht zustande kommen kann. Wir vergleichen also zunächst,

soweit es sich um die zusammenfassende Darstellung einer ganzen Periode handelt, nicht einfach die Erzeugnisse dieser wissenschaftlichen Geschichtschreibung mit dem toten Dokumentenstoff, nicht einmal mit dem alleinstehenden Bericht des Augenzeugen und der Zeugensammlung eines gewissenhaften, aber nicht kritisch sichtenden und urteilenden Chronisten; aber auf eines soll die Aufmerksamkeit genau eingestellt werden: Jeder nach der philologisch-kritischen Methode arbeitende Historiker muß sich fest und unentwegt auf die eben bezeichneten Arten der Quellen stützen, er muß sie in ihrer Kostbarkeit erkennen und darf sich bei seiner Kritik und Kombinationsarbeit nicht von den Grundsätzen entfernen, welche aus der vollen Wertschätzung dieser Quellen fließen.

Das ist bei weitem nicht so selbstverständlich, wie es scheinen möchte. Der neueste Geschichtschreiber der Historiographie, Fueter[1], hat mit ausgezeichneter Sachkenntnis und vollem Freimut die angebliche Tendenzlosigkeit und Objektivität der besten Anhänger der philologisch-kritischen Methoden untersucht und dennoch, wenn nicht alles täuscht, hie und da die Ergebnisse dieser Forschungen überschätzt.

Er scheint eine wesentliche Beobachtung nicht ganz gewürdigt zu haben. Der Geschichtschreiber, welcher aus den vorliegenden Quellen eine Tatsachenreihe auferweckt, steht im Augenblick seiner kritischen Sichtungs- und Zerlegungsarbeit und bei Fixierung des Standpunktes des Zeugen seinen Quellen ähnlich gegenüber wie die alten Zeugen angesichts der Vorgänge, die sie überliefern. Nicht nur jener erste Beobachter, nicht bloß der spätere Mosaikarbeiter bei Benützung der Quellen hat mit seinen Anschauungen, Vorurteilen und Tendenzen zu kämpfen, sondern genau in dem gleichen Maße der kritische Forscher und eigentliche historische Künstler und Schriftsteller. Es kommt an sich gar nicht darauf an, ob ich es mit einem lebendigen Vorgang oder aber mit einem toten Denkmal zu tun habe, wenn es auch wahr ist, daß ich im zweiten Fall mehr Muße und Ruhe zur Beobachtung habe. Für jeden Leser ist der Forscher und Geschichtschreiber wieder nur ein einfacher Zeuge für die Tatsächlichkeit der Quellennachricht und ihre richtige Deutung.

Der Zeuge, dessen Nachricht man zergliedert, sah gleichsam wie im Fluge, könnte man einwenden; der analysierende und kombinierende Forscher tritt dem Leser, der sich ihm anvertraut, mit reflexer Denkarbeit gegenüber.

---

[1] Geschichte der neueren Historiographie, München und Berlin 1911.

Sein Zeugnis vergleicht man daher besser mit der wissenschaftlichen Beobachtung und dem strengen Experiment des Physikers im Gegensatz zur raschen Ausschau und flüchtigen Nachprüfung des Laien.

Das trifft nicht zu, denn auch die ersten Zeugen eines Vorgangs können doch Muße genug gehabt haben, ihr Objekt in aller Ruhe und mit aller Gründlichkeit zu beobachten und zu untersuchen; und nur solche ziehen wir eben hier zum Vergleich heran. Und wenn der ernste Forscher nur entdecken will, wie sich die Sache wahrheitsgemäß zugetragen hat, so strebte sein Zeuge, wenn er zuverlässig ist, genau nach demselben Ziele; und wenn der erste Berichterstatter von Tendenzen beherrscht gewesen sein kann, so ist auch der strengste Vertreter der historisch-kritischen Methode von dieser Schwäche nicht frei. In der Methode selbst kann die Tendenz liegen; um wieviel mehr in den unzähligen Voraussetzungen der Bildung und Erziehung und wissenschaftlichen Richtung und Weltanschauung! Und wenn es wahr ist, daß der naive Bericht für Einzeltatsachen im allgemeinen wertvoller und brauchbarer ist als der reflektierende, künstlich aufbauende, so wird man sich um so kräftiger in Acht nehmen, die Wahrheitsenergie der philologisch-kritischen Methoden zu überschätzen. Sie bemühen sich naturgemäß, das Unwahrscheinliche auszuscheiden, während die Tatsachen und Motive oft genug unwahrscheinlich sind; sie suchen Zusammenhänge, weil die „Zufälligkeiten", so wahr sie sind, wissenschaftlich unbefriedigt lassen. Am wertvollsten sind diese Methoden dort, wo es gilt, aus Berichten, die nicht übereinstimmen, den wahrscheinlichsten Sachverhalt herauszuschälen, wobei allerdings stets noch die Möglichkeit droht, daß der gemäß allen wissenschaftlichen Methoden wahrscheinlichste Vorgang gänzlich falsch ist, freilich unkontrollierbar falsch.

Bisweilen läßt sich volle Gewißheit erzielen, wenn es nur gelingt, alle Berichte bis auf einen gut verbürgten als wertlos zu erweisen. Immer bleibt aber noch die hochkritische Möglichkeit bestehen, daß die schönste und prachtvoll stimmende Quellenscheidung nur einen erkenntnistheoretischen Wert behält, weil ein Schräubchen, welches das ganze Uhrwerk anders regelte, zufällig in der Überlieferungsreihe verloren gegangen ist; die mit feinster Menschenkenntnis enthüllten Tendenzen der Berichterstatter haben vielleicht niemals existiert; sieht doch gerade die unverfälschteste Naivität nicht selten berechnender Schlauheit wunderbar ähnlich.

Mit allen diesen Möglichkeiten muß gerade die feinste Kritik unbarmherzig und skeptisch rechnen.

Auch Fueters Scharfsinn hätte hier wohl tiefer einschneiden dürfen.

Alle Arten der Berichterstattung lassen sich auf ein einziges großes Prinzip zurückführen. Wie die toten Dokumente und wie der ursprüngliche, mehr berichtende als eigentlich erzählende Zeuge der rein sachlichen Tatsächlichkeit am nächsten kommen, so muß auch der mit allen Mitteln der Kunst, der Methode, der Kritik und Kombination arbeitende Historiker nichts anderes bieten als die Summe des Überlieferten. Diese Summe braucht nun allerdings nicht rein mechanisch gefaßt zu werden, sie soll es nicht einmal sein. Einige Summanden liegen nicht unmittelbar in der Überlieferung vor; sie müssen gleichsam durch Rechnung erschlossen werden, sie werden durch Vergleiche herausgeschält, sie werden gewonnen durch Zerschlagen fester, das Gold und die Edelsteinkristalle bergender Gesteinsmassen. Aber sie müssen doch wirklich in der Gesamtmasse der Überlieferung irgendwie objektiv enthalten sein. Bei der Auswahl und Wertschätzung dürfen nur wieder historische Gesichtspunkte maßgebend bleiben. Nicht das ist die Frage, ob die Personen nach psychologischen Regeln so handeln „mußten“, sondern ob es sich quellenmäßig nachweisen läßt, daß sie aus diesen Gesetzen heraus wirklich gehandelt haben. Nicht das ist die Frage, ob die wahrscheinlichsten politischen Tendenzen und wirtschaftlichen Strömungen und religiösen Stimmungen eine Gruppe von Tatsachen schön und glatt erklären, sondern ob die Quellen diesen Zusammenhang von Theorie und Wirklichkeit, Massenbewegungen und individuellen Ereignissen klar und deutlich erkennen lassen. Schon allein aus diesem Grunde ist die auch bei Fueter durchschimmernde Anschauung, daß die zuverlässigsten Berichte über Wunder an der angeblichen Unmöglichkeit des Übernatürlichen scheitern, unannehmbar, weil dieser Gesichtspunkt kein historischer ist. Der Geschichtschreiber hat zunächst nur die Tatsächlichkeit eines Vorgangs nach dem Charakter der Quelle festzustellen; über die Art, die Natur des Ereignisses urteilt der Philosoph. Der Historiker darf seiner Weltanschauung zulieb vollkommen sicher bezeugte Dinge nicht ableugnen, selbst dann nicht, wenn er sie nicht zu erklären vermag[1]. Diese Betonung der historischen Gesichtspunkte ist überaus fruchtbar.

Wenn Guicciardinis Florentinische Geschichte überall in der Politik Intrige und egoistische Beweggründe wittert, wenn sie alles Tun und Streben mit dem rauhen Unglauben an selbstlose Uneigennützigkeit bemißt,

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXXXI (1911) 480 f.

so beruht diese Mißhandlung der Quellen auf einer Vergewaltigung des Überkommenen durch die praktische Psychologie und ethisch-politische Weltanschauung des Verfassers. Er mochte sie ja haben, diese falsche und verärgerte Menschenbeurteilung; als Historiker durfte er sie aber nicht gewaltsam in die Quellen hineintragen.

Wenn man den Historikern der Aufklärung vorwirft, daß sie, durch ihre vorgefaßten Theorien über Entstehung der Staaten und der Religionen verleitet, ihre Quellen willkürlich deuteten und bei der Herleitung aller Ereignisse aus dem bewußten Handeln einzelner Individuen die Logik der Dinge und die Macht der Massenbewegungen verkannten, so tadelt man nicht bloß ihre irrigen Anschauungen — dieser Tadel ist zunächst nicht Sache des historischen Kritikers —, sondern die Belichtung der geschichtlichen Überlieferung mit Strahlen, die nicht wieder selbst aus der geschichtlichen Erfahrung geschöpft waren.

Man braucht da auch keineswegs zu fürchten, daß die Durchführung dieser methodologischen Grundsätze die Tiefe der Geschichtsauffassung beeinträchtige und die Kunst der Geschichtschreibung lahmlege. Die Tiefe der Historie liegt in der allseitigen Bewältigung und Durchdringung des Quellenstoffes, im Aufdecken aller objektiv vorliegenden Zusammenhänge und streng erwiesenen Beweggründe und Ziele des Handelns. Die Kunst liegt nicht im Glanz der Erzählung, sondern in der ungleich schwierigeren Aufgabe, Farbe und Eigenart der Urkunden und Berichte aus erster Hand so zu ordnen und ineinander verschmelzen zu lassen, daß ein Bild künstlerischer Einheit und Harmonie hervorkommt, ohne daß das ursprüngliche Eigenkolorit verwischt, vernichtet wird [1].

Mag sein, daß es erst der Zukunft vorbehalten ist, diese große Aufgabe vollkommen zu lösen. Höchst hängende Ziele sollen durch die Schwäche augenblicklich vorhandener Mittel nicht in Acht und Bann erklärt werden.

Da ist es denn eine kostbare Erkenntnis und Hilfe, daß die eben behandelten Grundsätze nicht bloß theoretisch auf logischem Wege hervorgeholt werden; alle Einsichten und Bestrebungen, die hier kurz skizziert wurden, können auch an der Hand der neueren Geschichtschreibung aufgehellt werden.

Eine unparteiische Geschichte der Historiographie ist eine wertvolle Lehrmeisterin der Methode, und vieles, was das logische Denken nur mühsam

---

[1] Was z. B. A. Meister (Grundzüge der historischen Methode im Grundriß der Geschichtswissenschaft I 1, 19 f) über die Darstellung sagt, ist nicht recht einleuchtend.

und unvollständig herausspinnt, gewinnt man leichter und allseitiger durch das Studium der Historiker selbst, ihrer Anstrengungen und ihrer Mißgriffe.

Eine Geschichte der Historiographie, welche nicht bloß Namen, Bedeutung und Leistung der einflußreichsten Geschichtschreiber wiedergibt, sondern die Mängel und Fortschritte genau umschreibt, sie aus Zeit und Kultur und Geistesrichtungen, aus nationalen Eigenheiten, psychologischen Kräften und Schwächen, selbst aus vorüberfliegenden Ereignissen, die ebenso zufällig wie schwerwiegend sind, erklärt, ein Werk, welches die bahnbrechenden oder doch unter irgend einem Gesichtspunkt bemerkenswerten Historiker glücklich heraushebt und scharf porträtiert, das war ein längst ersehntes Buch, das uns nur ein gewaltiger Leser mit geschultem kritischem Sinn schenken konnte. Fueter hat mit seiner Geschichte der neueren Historiographie diese Aufgabe zu lösen gesucht.

Indes liegt ein Hauptverdienst dieses Werkes noch auf einem andern Gebiete. Es erweitert nicht bloß unsere geschichtlichen Kenntnisse, es fördert vor allem die Geschichtschreibung selbst und ihre Methoden, es bringt die Wissenschaft der Historiographie um ein gutes Stück vorwärts. Wenn man mit dem Buch zu Ende ist, weiß man, wohin die zukünftige Geschichtschreibung steuern muß, um die Fehler der bisherigen zu umgehen, man lernt auch diese Irrgänge und dieses allmähliche Aufwärts aus der lebendigen Entwicklung kennen, man schaut die Prinzipien in ihrer tatsächlichen Verwendung und Ausprobierung.

Wo die Geschichtschreibung von den Grundsätzen, die hier angedeutet wurden, abwich, versagte sie; je kräftiger sie an ihnen festhielt, um so treuer gab sie die Vergangenheit wieder. Die Theorie spiegelt sich wundervoll in der Praxis.

Von diesem Standpunkt aus soll uns Fueters Werk beschäftigen. Es handelt sich darum, einige grundlegende Gesetze der geschichtlichen Wertschätzung und Arbeit, wie sie am Anfang dieses Artikels angedeutet wurden, an der Hand der Geschichte der neueren Historiographie aufzuhellen und zu erläutern, durch andere, verwandte zu ergänzen, logische Gesetze historisch zu illustrieren, um so nicht bloß den Werdegang der Geschichtschreibung zu begreifen, sondern wichtige Regeln zur Quellenschätzung und Quellenbenutzung, auf denen der gedeihliche Fortschritt der künftigen historischen Forschung beruht, tiefer zu erfassen.

Bevor wir aber die Linie des geschichtlichen Verlaufs innehalten, muß eine Prinzipienfrage gestreift werden, welche sich gleich an der Schwelle der Untersuchung aufdrängt.

Fueter hat die Geschichte der historischen Methode und der Handschriftenkunde, ihrer Darsteller und Pioniere in sein Werk nicht aufgenommen. Das war sein gutes Recht. Es könnte fast als ein Glück erscheinen, da sonst Theorie und Praxis der Historiographie, diese zwei so ungleich schreitenden Schwestern, in der Darstellung leicht zu einem unhistorischen Zwitterwesen verschmolzen wären. Und dennoch bleibt diese Einschränkung ein nicht ungefährliches Wagnis. Die von der Theorie ihrer Zeitgenossen losgelösten Historiker wird mancher Leser als die einzig großen Vertreter der geschichtlichen Wissenschaft ihrer Tage ansehen, und das ist für manche Perioden irrig. Nun, ein Verfasser, der seinen Standpunkt klar dargelegt hat, ist ja für die Mißverständnisse der Leser seines Buches nicht verantwortlich.

Unheimlicher wirkt ein zweiter Gesichtspunkt. Alles, was bisher über die Geschichte der historischen Methodik geschrieben wurde, ist unzulänglich. Würde man diese zum Teil vergessenen Methodiker genau kennen, so böte sich nicht bloß ein wesentlich verschiedenes Bild des historischen Verständnisses einzelner Zeiten, sondern man würde auch bei den Geschichtschreibern selbst auf viele Einzelheiten der Kritik und Methode aufmerksam, die man jetzt leicht übersieht, weil man die methodologischen Arbeiten und Anregungen ihrer Umwelt nicht in Rechnung bringt.

Für die Beleuchtung der Grundsätze, die uns hier beschäftigen, sind die historische Methodenlehre und zum Teil auch einige theoretische Grundlagen der Handschriftenkunde noch ungleich wichtiger. Ein kleiner Einblick in diese Werkstätten ist daher nicht ohne Interesse.

Es wird immer wieder gesagt, daß die Methodiker des 16. und 17. Jahrhunderts, zum Teil auch die des 18., wenig Einfluß auf die eigentliche Geschichtschreibung gewannen; auch sucht man die Unfruchtbarkeit ihrer Bemühungen auf theoretischem Gebiet durch ihre Unfähigkeit zu erklären, eine genaue und allseitig begründete Scheidung der ursprünglichen Quellen von den abgeleiteten vorzunehmen.

Diese Anklage und ihre Begründung sind nicht ganz richtig. Ohne Scheidung der Originalquellen von den abgeleiteten mag ja irgend eine Art von Geschichtschreibung möglich sein, eine historische Methodenlehre kann an diesem Problem überhaupt nicht vorbeikommen, weil sie kaum eine methodologische Frage zu beantworten vermag, ohne hier einzusetzen.

Diese Scheidung durch theoretische Grundsätze und Regeln zu ermöglichen, war denn auch von jeher Hauptaufgabe der historischen Didaktik.

Originalquellen haben bereits die Methodiker des 16. Jahrhunderts ganz wohl zu schätzen und von den abgeleiteten zu sondern gewußt. Sie verstanden es auch einigermaßen, Quellen gegeneinander kritisch abzuwägen, in ihre Bestandteile zu zerlegen, die Tendenzen der Gewährsmänner zu untersuchen. Sie betonten aber nicht genug den so wichtigen Unterschied zwischen Bericht und kunstvoller Erzählung, sie hoben den einzigartigen Wert des toten Dokuments nicht gebührend hervor, sie hatten noch nicht den systematischen Weg gefunden, den historischen Kern aus sagenhaften Berichten herauszuschälen; so nahmen sie den Fortschritt der Geschichtschreibung nicht in die Hand.

Seit den Tagen des Melchior Cano hatten Gelehrte, die sich mit der Methodik der Geschichtswissenschaft befaßten, kräftig betont, man müsse die Individualität der Zeugen und ihre Autorität genau kennen. Wegen des elften Buches der loci theologici, „Über die Autorität der Geschichte", gebührt Cano in gewissem Sinn der Zeit nach einer der ersten Plätze unter den Methodikern. Diese Tatsache wurde bisher übersehen. Das Buch des gelehrten Dominikaners kam freilich erst 1563 heraus; da er aber bereits 1560 starb, vermögen wir, abgesehen von einer unbedeutenden Schrift Robortellos und der weit gediegeneren Sebastian Fox Morzillos, auf keine namhafte Vorarbeit hinzuweisen. Das sechste Kapitel der genannten Abhandlung bespricht die Glaubwürdigkeit der geschichtlichen Zeugen (qui sint probatae fidei auctores, qui contra non sint); hier bekundet Cano Scharfblick und kritischen Sinn. Man vergleiche nur seine Kritik des Livius, sein Urteil über Herodot und Xenophon, seine feine Bemerkung über Sallust mit seiner zweiten Regel zur Beurteilung der Historiker, so wird man das Problem der Scheidung von abgeleiteten und Originalquellen scharf genug angedeutet finden.

Spätere Methodiker, welche man mit Unrecht vergessen hat und die nicht ohne jeden Einfluß auf die Geschichtschreibung geblieben sind, faßten diese Frage noch viel gründlicher an, lange vor Ranke. P. Honoré de Ste Marie unterzieht die Kritikregeln seiner Zeit einer strengen Prüfung und bezeichnet als Hauptfehler, daß man es unterlasse, den Grad der Autorität der einzelnen Zeugen festzustellen[1]. Neben einem gründlichen Einblick in die Persönlichkeit des Berichterstatters will er vor allem, genau wie es später Ranke tat, ihr Verhältnis zu den Tatsachen oder doch zu

---

[1] Réflexions sur les règles et sur l'usage de la critique II 241 ff.

den Originalnachrichten studiert wissen[1]. Mag vieles in seinen Regeln auch einseitig und willkürlich sein, als Ganzes ist die Leistung sehr bemerkenswert.

Zwischen Cano und Honoré wurde auch fleißig geschafft. Man darf da nicht, wie es immer geschieht, in erster Linie an Jean Bodin (1530 bis 1597) denken. Sein Werk über die Geschichtschreibung (Methodus ad facilem historiarum cognitionem, 1566) hat die Arbeiten der Zeitgenossen nicht eigentlich überflügelt. Man mag die besten methodologischen Untersuchungen eines Fr. Robortellus, Joh. Anton Viperanus, Johann Pontanus gering anschlagen, die Studien eines Toscanella, eines Foglieta und anderer können sich gewiß mit Bodin messen[2]. Das vierte Kapitel von Bodins Buch „Über die Auswahl der Historiker", welches vielfach hervorgehoben wird, ist nicht grundlegend, wenn auch weniger wortreich als der fünfte, sechste und siebte Dialog Patrizzis[3]. Patrizzis Urteile über die Klassen der Historiker fassen das Problem der Scheidung der Originalquellen von den abgeleiteten schärfer an als die betreffenden Abschnitte Bodins.

Allerdings zieht Bodin im fünften Kapitel die Ethnologie und Anthropogeographie in großem Maßstab herbei, er bietet aber damit keine neue Idee, sondern nur einige mehr oder weniger neue Ausführungen zu einem recht alten Gedanken, Ausführungen, welche so voll Sonderbarkeiten sind, daß man alle Mühe hat, das Gesunde herauszuheben.

In der Auffassung der großen Aufgaben der Geschichtschreibung kann sich mit Bodin zweifellos Sebastian Fox Morzillo[4] messen.

Diese Methodiker und viele andere aus dem 16. Jahrhundert blieben doch nicht so ganz ohne Einfluß auf den historischen Aufschwung im 17. Jahrhundert. Ebenso gewiß ist auch, daß sie ihre Regeln zum Teil aus guten Historikern abstrahierten, zum Teil aus Vorlesungen und Dissertationen schöpften, deren Gewicht und Ursprung noch nicht aufgedeckt ist. Ebenso gewiß ist allerdings, daß sich die engeren Probleme, die uns hier in erster Linie interessieren, bei diesen Theoretikern, wie bereits bemerkt wurde, nicht vorfinden.

---

[1] Réflexions sur les règles et sur l'usage de la critique I 235 ff; II 265—296.

[2] Robortellus, De scribenda historia (eigentlich de historica facultate) im Basler Sammelwerk Artis historicae penus I VII (1579). Viperanus, De scribenda historia, ebd. I VI. Pontanus, Actius, Dialogus de historia, ebd. I III. Toscanella, Quadrivio 1567. Foglieta, De ratione scribendae historiae et de similitudine normae Polybianae im Basler Werk II X.

[3] Patrizzi, Dialogi X de historia, ebd. I II; vgl. 454—470.

[4] De institutione historiae, im Basler Sammelwerk I 770—822.

Da bietet denn die Geschichte der Handschriftenkunde, an die man zunächst gar nicht denkt, einigen Ersatz.

Die kritischen Untersuchungen der Handschriften und ihrer gegenseitigen Abhängigkeit führen mit psychologischer Notwendigkeit zu einer höheren Kritik des Texturspungs und der Texttendenzen.

Die Frage nach der Echtheit der Handschriften zwingt zur Analyse der Quellen, ihres Ursprungs, ihrer inneren Möglichkeit, ihrer historischen Zusammenhänge, Analogien und Tendenzen[1].

Die Genealogien der Manuskripte decken einen solchen Reichtum psychologischer Eigenheiten der Abschreiber und Benützer auf, daß man, fast ohne es zu wollen, bei der philologisch-kritischen Methode des 19. Jahrhunderts anlangt.

Fueter hat den paradox klingenden Satz aufgestellt, daß man mit Unrecht der philologisch-kritischen Methode Hyperkritizismus vorwerfe, sie sei vielmehr zu wenig kritisch. „Ihre Voraussetzung, daß ein Bericht zuverlässig sei, wenn er aus erster Hand stamme und nicht sichtbare Zeichen tendenziöser Erfindung an sich trage, ist unhaltbar", schreibt er[2]. Darin hat er ja zweifellos recht. Denn dieser Maßstab reicht freilich nicht aus. Ein tendenzloser Bericht aus erster Hand kann Beobachtungsfehler enthalten, die auch dem zuverlässigsten Gewährsmann entschlüpfen, weil er sich auf Details einließ, welche — ihm selbst unbewußt — die Grenzen der Beobachtungsmöglichkeiten, die Voraussetzungen seiner eigenen Bildung und Erfahrung überschritten. Bereits oben wurde darauf hingewiesen.

Nicht auf dieser Linie ist der Hyperkritizismus festzustellen. Wohl aber auf einer andern, breiteren. Namhafte Vertreter jener an sich ganz richtigen Methode haben vielfach von einem willkürlich gewählten Standpunkt aus die Tendenzen der Quellen zu erweisen gesucht. In ihrem Geiste lebte von vornherein, unabhängig von dem Gesamtbild der Überlieferung, ein Umriß der alten Zeit, nach dem sie die Quellen schieden und beurteilten. Die Voraussetzungen ihrer Kritik waren unhistorisch. Man braucht etwa

[1] Vgl. für die Anfänge der paläographischen Forschung Papebroch, Propylaeum antiquarium circa veri ac falsi discrimen in vetustis membranis (1675). Germon, De veteribus regum Francorum diplomatibus et arte secernendi antiqua diplomata vera a falsis, 3 Teile, 1703, 1706 u. 1707. Honoré de Ste Marie, Réflexions sur les règles etc. I 237 ff 245 ff. Vor allem natürlich Mabillons bekanntes Werk: De re diplomatica libri VI (1681). Auch das bellum diplomaticum Lindaviense bietet allgemeine methodologische Gesichtspunkte von hohem Wert.

[2] Geschichte der neueren Historiographie 466.

nur an Baurs Darstellung des Urchristentums zu denken. Die Kritik wurde so fast zum Zweck, nicht zum Mittel. Man vergaß nur zu oft, daß eine zu radikale Kritik vom wahren Ziel der Historie ebenso weit entferne wie eine oberflächliche Leichtgläubigkeit. Ist doch dieses Ziel, zu erkunden und zu berichten, wie es eigentlich gewesen ist. Und auf dieser Fahrt unterscheidet sich ein „Zu viel" nicht von einem „Zu wenig".

Nun ist es eine wenig bemerkte Tatsache, daß die Handschriftenkunde der historisch-kritischen Methode gewaltig vorgearbeitet hat, gerade in Bezug auf jene drei eben berührten Punkte. Sie zwingt nicht bloß, unentwegt nach den Abschriften aus erster Hand zu fahnden, sie schult auch den Blick für die richtige Aufdeckung parteiischer Tendenzen. Denn eine geschlossene Reihe ihrer Untersuchungen forscht nach dem Grad der Genauigkeit der Abschrift und den mehr oder weniger verborgenen Absichten, welche den Schreiber zu Änderungen seiner Vorlage bewogen. Die psychologischen Grundlagen dieser Handschriftentendenzen sind gewiß sehr verschieden von den Tendenzen, zu denen sich ein Geschichtschreiber verleiten lassen kann. Ist aber der Blick einmal im allgemeinen auf die scharfe Erspähung von Tendenzmöglichkeiten eingestellt, so bricht sich der philologisch-kritische Geist von selbst unüberwindlich Bahn.

Der gewissenhafte und geistig reife Jünger der Diplomatik wird aber auch bald erkennen, daß die Tatsache einer durch nichts sich offenbarenden Tendenz den vollen Wert einer erstklassigen Handschrift noch nicht siegreich bestimmt. Hier findet Fueters oben angeführter Vorwurf von der mangelnden Kritik der philologisch-kritischen Methode seine Lösung und Erledigung. Ein peinlich genauer, aber ungelehrter Abschreiber wird „sklavisch" arbeiten, er wird seine Vorlage mit allen Fehlern, die er als solche gar nicht erkennt, kopieren. Seine Fehler lassen sich auf Unwissenheit, auf grobe Mißverständnisse zurückführen. Eine Tendenz liegt ihnen nicht zu Grunde. Es sind „Beobachtungsfehler". Der Wert der Handschrift bleibt ungeschmälert, wenn man nur einmal ein System in den Fehlern erkannt hat. Es wäre kritiklos, alles als ursprünglich hinzunehmen, weil die Abschrift von erster Hand ist und keine Tendenz verrät. Sobald man aber das Fehlergesetz entdeckt, steht man auf sicherstem Boden. Dieses Studium umschließt eine Schulung des kritischen Geistes, welche auf die richtige Bewertung der ursprünglichen „tendenzlosen" Dokumente der Geschichte trefflich vorbereitet.

Endlich eröffnet die Handschriftenkunde noch einen dritten, großen kritischen Lehrgang. Sie muß immer mit Mitteln arbeiten und aus Gründen

argumentieren, welche in der „Schrift" selbst liegen. Für den Subjektivismus ist somit kaum Raum vorhanden. Der Schriftzug der Zeit, die individuelle Hand des Schreibers, die aus den „gelehrten" Korrekturen und Fehlern sich psychologisch und logisch ergebende Eigenart des Abschreibers, das sind die streng objektiven Kriterien. Willkürliche Hypothesen, nach denen man die Handschriften selbst bewertet und in Regenbogenfarben auflöst, diese gefahrvollen Handgriffe der hyperkritischen Methoden, versagen hier vollkommen.

Kurz, wir sehen die wissenschaftliche Handschriftenkunde seit dem 17. Jahrhundert rastlos an der Arbeit, die zuverlässigsten Gesetze der philologisch-kritischen Methode herauszuarbeiten, und zwar nicht bloß durch theoretische Formulierungen, sondern auch durch praktische Leistungen.

Eine eingehende Würdigung ihrer Mühen und Ergebnisse würde vielleicht die Erkenntnis bringen, daß gerade die Handschriftenkunde den Geschichtschreibern, auch schon denen des 17. Jahrhunderts, zur Einsicht verhalf, daß es nicht bloß wahre und falsche Berichte gebe, sondern auch Mittelwerte in vielen Abstufungen. Hat es doch im Gegensatz zu Fueters Meinung den Anschein, daß lange vor dem 19. Jahrhundert für geniale Forscher die historische Wahrheit mit annähernder Sicherheit aus sich widersprechenden Nachrichten herausleuchtete in einer Form, welche mit keiner einzigen der überlieferten Gestaltungen genau übereinstimmte. Zu klar gefaßten Gesetzen für diese Möglichkeit war man aber nicht vorgedrungen.

(Schluß folgt.)

Stan. v. Dunin-Borkowski S. J.

Rezensionen.

Die geopsychischen Erscheinungen. Wetter, Klima und Landschaft in ihrem Einfluß auf das Seelenleben. Dargestellt von Prof. Dr **Willy Hellpach**, Karlsruhe. 8° (VI u. 368) Leipzig 1911, Engelmann. *M* 6.—

Unter geopsychischen Erscheinungen versteht Hellpach, dessen Namen den Lesern dieser Zeitschrift nicht mehr fremd ist, die seelischen Wirkungen, welche unser Lebensschauplatz, die Erde und ihre Atmosphäre, unmittelbar auf uns ausübt. Der Boden, auf dem wir leben, die Atmosphäre, die uns umgibt, haben aber zwei Wege, auf denen sie unsere Seele beeinflussen können: „den Weg übers zentrale Nervensystem und den Weg durch die Sinne. Auf dem ersten Wege tritt die Erde, ihr Luft- oder Bodenanteil, als Wetter oder als Klima, auf dem zweiten tritt sie als Landschaft an uns heran“ (S. 4). Daher der Untertitel „Wetter, Klima und Landschaft“, welcher die Dreiteilung des ganzen Werkes klar hervortreten läßt.

Überblicken wir kurz den Gang der reichhaltigen, gediegenen und bei aller Leichtverständlichkeit doch stets interessanten Arbeit. Die beiden ersten Teile des Werkes: Wetter und Klima, beschäftigen sich mit jener Wirkung der Erde und ihrer Atmosphäre, welche direkt unser Zentralnervensystem beeinflußt. Hellpach nennt sie mit einem kurzen, prägnanten, in der Medizin gebräuchlichen Ausdruck: die tonische Wirkung im Gegensatz zu der sinnlichen Wirkung, welche die Landschaft mit ihren Reizen auf uns ausübt. Diese kommen als Empfindungen, Gefühle und Affekte zum Bewußtsein, deren Ursprung in der uns umgebenden Natur wir leicht erkennen. Jene rufen in uns mehr vage Stimmungen, Behagen und Unbehagen, hervor und beeinflussen so unser seelisches Verhalten. Die Scheidung läßt sich zwar nicht überall leicht und klar durchführen; dennoch ist sie unentbehrlich.

Hellpach scheidet streng Wetter und Klima. Unter Wetter versteht er „den Gesamtzustand der Atmosphäre und der benachbarten Abschnitte des Erdkörpers in einem Zeitquerschnitte an einem Orte“. Er zieht also nicht bloß das Verhalten der Atmosphäre in Betracht, sondern auch die „tellurischen Elemente“. Sodann grenzt er die Wetterformen: Gewitter, Föhn und Schirokko, Schwüle, Schneefall, Wetterwechsel, Erdbeben ab gegen die atmosphärischen und tellurischen Wetterelemente. Nachdem er die tonischen Wirkungen der Wetterformen geschildert, wie sie aus dem Alltagsleben bekannt sind und bei Nervösen in geradezu klassischen Formen sich zeigen, stellt er sich die mühevolle Aufgabe, zu untersuchen, welche Wirkungen den einzelnen atmosphärischen und tellurischen Wetterelementen zukommen.

Unter den atmosphärischen Elementen erzeigt sich besonders wirksam die Lufttemperatur. Die schwerste Form tonischer Einwirkung, der durch Strahlung erzeugten Wärme ist der Sonnenstich (S. 40 ff), der durch Luftwärme erzeugten und keinem Ausgleich zugänglichen Temperaturzunahme des menschlichen Körpers ist der Hitzschlag (S. 46). Das seelische Bild ist verschieden. Dort innere und äußere bis zur Tobsucht sich steigernde Erregung, hier höchste innere Erregung und dabei äußere Schlaffheit. Die seelischen Vorboten des Kältetodes „bieten das klassische Gesamtbild einer seelischen, insbesondere psychomotorischen Lähmung". Die Luftbewegung wirkt vor allem indirekt, indem sie die Wärmeabgabe unseres Körpers erleichtert. Nur innerhalb enger Grenzen der Stärke und Dauer wirkt sie lustvoll, dann wird sie unlustvoll, erregend oder auch lähmend. Ihre reine Wirkung wird fast immer durch das Zusammentreffen mit andern Faktoren verdunkelt. In Bezug auf die tonischen Wirkungen der Luftzusammensetzung bzw. Verunreinigung wissen wir bloß, „daß eine stark benützte Luft Unbehagen, Verminderung der geistigen Frische, Mattigkeit, selbst Beklommenheit hervorrufen kann, wobei es sich entweder um Sauerstoffmangel oder um Kohlensäurewirkung oder um einen kombinierten Effekt beider handeln mag" (S. 70). Die durch stundenlanges Einatmen schwerer Düfte erzeugten seelischen Lähmungserscheinungen sind gleichfalls als tonische, nicht als sinnliche Wirkungen anzusehen. Im übrigen erschweren die durch Geruchswahrnehmungen erzeugten Gefühle die völlige Sonderung der tonischen Wirkung der Luftzusammensetzung. Auch die Luftfeuchtigkeit läßt sich nur sehr schwer, sei es von rein sinnlichen Einwirkungen, sei es von den tonischen Wirkungen der ihr vergesellschafteten Temperatur isolieren. Doch scheint nicht ausgeschlossen, daß die Luftfeuchtigkeit als solche einen seelisch lähmenden Einfluß ausübt, der sich dann zur Wärme- bzw. zur Kältewirkung addiert (S. 82). Vom Luftdruck wissen wir mit einiger Sicherheit, daß starke Luftdruckverringerung (etwa um 0,3—0,4 Atmosphären) auf den motorisch passiven Menschen einwirkend „seelische Lähmung reinster Ausprägung" bewirkt. Diese bildet den klassischen Kern der „Bergkrankheit" (S. 87). Die sog. „Caissonkrankheit" der Taucher rührt nach Hellpach nicht von der Luftdruckzunahme, sondern „von der raschen Dekompression nach Aufenthalt in luftverdichteten Räumen" her. Der Luftelektrizität ist wahrscheinlich nicht nur der tonische Einfluß der Gewitterluft, sondern auch der des Föhns zuzuschreiben (S. 91, vgl. S. 15 ff). Die Luftdurchleuchtung, die auf das ganze körperliche Befinden auch des Blinden einwirkt, gibt sich in verschiedener Weise kund. Mangel an Licht führt Blutarmut und Unterernährung herbei, auf seelischem Gebiet treten starke Ermüdbarkeit, Interesselosigkeit, gedrückte Verstimmung auf. Die anregende und zum Teil erregende Wirkung der Luftdurchstrahlung zeigt sich im Hochgebirgswinter und im Polarsommer, gibt sich aber auch schon darin kund, daß der Mond als Lichtquelle den noktambulen Schläfer erregt (S. 93 f 97).

Das Studium der entsprechenden tellurischen Faktoren: Erdtemperatur, Erdbewegung, Erdelektromagnetismus, Erdzusammensetzung, Erdfeuchtigkeit, Erdschwere haben nur geringe Ausbeute ergeben.

Der zweite Teil der Schrift behandelt Klima und Seelenleben. Unter Klima versteht Hellpach den „Jahrestypus" der Wetterfolge. Dadurch, daß dieser Typus trotz einzelner Schwankungen für große Gebiete derselbe bleibt und als solcher periodisch wiederkehrt, vermag er die seelischen Eigenschaften dauernd zu

beeinflussen. Da nun zum Begriff des Klimas die Periodizität der Wetterformen gehört, und wir auch sonst im seelischen Leben Perioden finden, so erhebt sich die Frage, ob eine innere Beziehung zwischen diesen Perioden sich findet. Damit sind die drei Kapitel dieses zweiten Teiles von selbst gegeben: Klimaveränderung, die seelische Akklimatisation, klimatische und seelische Perioden. Bei der Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des Stoffes ist eine Skizzierung im Rahmen eines Referates für diese Zeitschrift nicht möglich. Einige Bemerkungen müssen genügen.

Besonders angesprochen haben den Referenten die nüchtern abwägenden Ausführungen über den Klimawechsel, namentlich was die Südwanderungen in nicht tropische Gegenden, die Binnenlandswanderung der an maritimes Klima Gewöhnten, den seewärtigen Klimawechsel für den Kontinentalen betrifft. Auffällig ist, wie leicht die Südländer, besonders Italiener, sich an verhältnismäßig hohe Kältegrade gewöhnen. Auch nach dem, was Hellpach sagt, möchte Referent vermuten, daß unsere Empfindlichkeit gegen Kälte und „Zugluft" auf Rechnung der hohen Temperaturen kommt, die wir durch Kleidung, Wohnungsart und Heizung uns für den Winter schaffen.

Die Akklimatisation an die Tropen hält der Verfasser für die blonde (germanische) Rasse fast für unmöglich (S. 152). Der Umstand jedoch, daß auch manche deutsche Missionäre in den Tropengegenden in vergangenen Jahrhunderten ein hohes Alter erreichten und auch heute noch erreichen und, ohne je in ihre Heimat zurückzukehren, arbeitsmutig und arbeitsfreudig bleiben, zeigt, daß man nicht einfachhin an der Akklimatisationsfähigkeit der Germanen zu verzweifeln braucht. Der weitgehenden Milde, mit der Hellpach (S. 163) den Tropenkoller beurteilt, kann Referent nicht beipflichten. Eine eigentliche seelische Krankheit, welche den Menschen schlechthin unzurechnungsfähig machen würde, liegt doch wohl in den seltensten Fällen vor, und die elementaren Anforderungen des Sittengesetzes können sich nicht nach den Breitegraden richten. Übrigens bemerkt der Verfasser (S. 171 f) selbst, daß der Tropenkoller nicht schlechthin nur auf Rechnung des Tropenklimas gesetzt werden darf, sondern daß noch andere Faktoren mitausschlaggebend sind. Es sind gerade solche, welche der freien Bestimmung des menschlichen Willens unterliegen.

Im dritten Kapitel „Klimatische und seelische Perioden" ist der erste Paragraph „Die Tagesperiode des Seelenlebens", sehr interessant, namentlich was Hellpach über Schlaftiefenkurve und deren Beziehung zu den Maxima der elektrischen Ladung, über die Kurve der Arbeitsfähigkeit und ihre Eigenperiodizität, bemerkt. Bei denen, die periodisch an seelischer Depression leiden, den sog. Zyklopathen, zeigt sich nur eine beschränkte Abhängigkeit von der Jahresperiode, sodaß auch hier Eigenperiodizität vorzuherrschen scheint. Daß die Scheitelpunkte der Kurven für Selbstmord, Vergehen gegen die Sittlichkeit, geisteskranker Erregung im Mai und Juni liegen, ist allerdings merkwürdig. Aber Hellpach scheint dem Referenten doch zu weit zu gehen, wenn er schreibt: „Wer dem Selbstmord oder der Geistesstörung gerne Not, Entbehrung, Verzweiflung zu Grunde legt, den straft die Kurve der Jahresschwenkung Lügen . . . Psychosen und Selbstmorde kulminieren in dem die Lebensbedingungen mächtig erleichternden, das Gemüt besonders erfreuenden Frühling und Hochsommer" (S. 196 f). Referent glaubt nicht, daß man Psychosen und Selbstmorde schlechthin gleichstellen, noch auch, daß man Not, Entbehrung, Verzweiflung als gleichwertige Elemente ansehen kann. Es gibt Verzweiflung, die in keiner Weise mit Not und Entbehrung, wohl aber mit Entehrung und Schande, mit Ekel und Lebens-

überdruß zusammenhängt. Jedenfalls gebührt in dieser Frage auch der Statistik der Motive des Selbstmordes ein Platz. In Anbetracht der Stellung, welche seelische Gründe als Ursachen der Selbstmordhäufigkeit einnehmen, muß mit der Tatsache gerechnet werden, daß wir in der gesteigerten Erregung, die gerade in den Monaten Mai und Juni sich kundgibt, ein bloß auslösendes Moment zu erblicken haben. Hellpach würde hier mit großem Nutzen die beiden Schriften von Hermann Krose S. J.: „Der Selbstmord im 19. Jahrhundert“ und „Die Ursachen der Selbstmordhäufigkeit“ (Freiburg 1906, Herder) zu Rate gezogen haben.

Mit dem dritten Teil betreten wir ein scheinbar ganz verschiedenes Gebiet: Die Landschaft mit ihren Einflüssen auf Sinne und Herz. Auch hier studiert der Verfasser wieder zuerst die Landschaftselemente: die Farben und Formen der Landschaft, aber auch die Geräusche und Töne, die ihr erst Leben geben; die Düfte und die von der Landschaft ausgehende Erregung der Hautsinne. Ein zweites Kapitel beschäftigt sich mit dem Landschaftsbilde als Ganzem und mit dem Charakter der Landschaft.

Während man Unbehagen oder Freude dem Wetter als Ganzem auf Rechnung zu setzen pflegt, und die Analyse der wirksamen Elemente erst verhältnismäßig spät in ihre Rechte tritt, zeigt sich bei der Landschaft das Element, was sie uns lieb und wert macht, oder an ihr uns mißfällt (S. 273). Die wirksamen Elemente sind vor allem die Beleuchtung, der Wechsel von Schatten und Licht, von Formen und Farben, von Berg und Tal. Ungewohnte Landschaften muten fremd an und erzeugen beim Gebirgler, der in die Ebene kommt und die gewohnten Bergesformen nicht mehr sieht, das Heimweh. Sehr lesenswert ist, was Hellpach über den subjektiven Aufbau, über Dissimilation und Assimilation, Symbolisierung und Ethisierung berichtet. Der letztere Ausdruck ist vielleicht nicht ganz glücklich gewählt. Es werden doch wohl im Bilde bloß leidenschaftliche Erregungen den landschaftlichen Elementen zugeschrieben, nicht aber sittliche Konflikte und sittliches Streben im wahren Wortsinne. Was aber Hellpach bei dieser Gelegenheit, sowie S. 289 f über „indirekte Landschaftseindrücke“ sagt, hilft uns sicher die Eigentümlichkeiten moderner impressionistischer Landschaftsmalerei besser verstehen. Wir leben, wie der Verfasser S. 306 ff ausspricht, in einer Zeit ausgebreiteter, verfeinerter, vertiefter Empfänglichkeit für landschaftliche Reize.

Hellpach anerkennt einen Einfluß der Landschaft auf den Volkscharakter innerhalb gewisser Grenzen und findet namentlich die Phantasie und das Vorstellungsleben überhaupt im Hochland bedeutend reicher entwickelt als in der Ebene. Er räumt auch ein, daß der Einfluß der Landschaft auf Kulturleistung demjenigen der Stammesbegabung und den sozial-psychologischen Faktoren vielleicht sogar ebenbürtig sei (S. 308 ff). Aber wie er davor gewarnt hat, den Charakter der Nationen aus dem Klima allein oder auch nur in erster Linie erklären zu wollen (S. 155 ff), so mahnt er auch hier (S. 314 f), nicht Volkscharakter und Völkerschicksale schlechthin von der Landschaft abhängig zu machen. Der unmittelbare Einfluß der Landschaft auf die Völkergeschicke sei minimal.

Ein Ausblick zeigt die Wege zum fernern Studium der geopsychischen Erscheinungen und muntert zum geopsychologischen Wetter- und Klimaexperimente

auf. Das Verdienstvolle dieser Arbeit besteht zunächst darin, daß sie zum erstenmal das vorhandene Beobachtungsmaterial sammelt. Es kann ihr daher nicht zum Vorwurf gereichen, wenn der wissenschaftlichen Resultate, die sie als sicheres Ergebnis uns vorlegen kann, nur verhältnismäßig wenige sind. Vielmehr ist es als ein zweiter Vorzug anzusehen, daß Hellpach mit ruhigem Blick zwischen bloß vagen Vermutungen, rasch sich einstellenden Hypothesen, groben summarischen Urteilen oder Verdikten und den durch das Beobachtungsmaterial wirklich solid gestützten Anschauungen scheidet. Er ist auch keineswegs bereit, volkstümliche Beobachtungen in Bausch und Bogen als unwissenschaftlich abzulehnen, weiß vielmehr mit großem Geschick die wahren Elemente aus ihnen herauszuschälen und sie in den Dienst der Wissenschaft zu stellen. Damit ist auch ein dritter und vielleicht der größte Vorzug dieses Werkes angedeutet. Es ist das Bestreben, Definitionen zu bieten, Verwandtes, aber keineswegs Gleichartiges gegeneinander abzugrenzen, verwickelte Erscheinungen in ihre Einzelelemente aufzulösen und die wirksamen Faktoren zu ermitteln. Damit wird Bahn geschaffen für das solide Studium der Einzelprobleme. Referent möchte glauben, daß jene außerordentlich belehrende Analyse, wie Hellpach sie angewandt hat, um die seelischen Wirkungen der Luftfeuchtigkeit und des Luftdruckes zu ermitteln (S. 77 ff 82 ff), systematisch durchgeführt, auch beitragen müßte, etwas mehr über die bei Steppen, Sandwüsten, steinigen Hochebenen, wasserreichen, sumpfigen Tiefen wirksamen tellurischen Faktoren zu ermitteln. Vielleicht würden wir dann auch über das „Heufieber" etwas zu hören bekommen. Die Schrift ist ihrer Natur nach weder für die Jugend noch für sehr impressionable Naturen bestimmt. Dagegen bietet sie nicht nur für Ärzte, Psychologen, Anthropologen, sondern auch für weitere Kreise Interesse. Es könnten daher die Fremdwörter noch etwas mehr vermieden und der sprachliche Ausdruck an einigen Stellen fließender gestaltet werden.

Julius Beßmer S. J.

Croyances, Rites, Institutions. Tome I. Hiérographie: Archéologie et Histoire Religieuse. Tome II. Hiérologie: Questions de Méthodes et d'Origines. Tome III. Hiérosophie: Problème du Temps Présent. Par le Comte ***Goblet d'Alviella.*** gr 8° (XX u. 386; 412; 390) Paris 1911, Geuthner.

Nachdem Holland an seinen vier Universitäten für die Geschichte der Religionen als theologisches Fach 1876 einen eigenen Lehrstuhl errichtet hatte, in Paris aber im Collège de France 1880 eine Professur für allgemeine Religionsgeschichte und ein wissenschaftliches Organ Revue de l'histoire des religions ins Leben getreten war, gelang es dem Verfasser, dem neuen Lehrfach 1885 auch zur Universität Brüssel Zugang zu verschaffen. Ursprünglich Jurist, hatte er sich aus Liebhaberei diesem Gebiete zugewendet und war seit 1875 als Schriftsteller in demselben hervorgetreten. Es handelte sich für ihn nicht eigentlich darum, die verschiedenen Formen, Bekenntnisse und Riten, in welchen der unserer Natur eigene religiöse Zug bei den Völkern der Erde sich betätigt hatte, genau fest-

zustellen und zu beschreiben, er wollte vielmehr aus der Vergleichung aller uns bekannter religiösen Lebensäußerungen das Gesetz herausfinden, nach welchem die Religion in der Menschheit überhaupt entstanden sei und sich weiter entwickelt habe. Seine Anschauungen hat er in verschiedenen größeren Werken niedergelegt, hier aber vereinigt er in drei Bänden seine Gelegenheitsarbeiten: Bücherbesprechungen, Vorträge, Zeitschriftenartikel, die im Laufe von 35 Jahren (1875—1910) von ihm ausgegangen sind. Band I behandelt bedeutsame Einzelerscheinungen und Überlieferungen, die fast alle einer fernen Vergangenheit angehören; neben den Anfängen der Christenheit, dem Bibelkanon und den Katakomben kommen die Altägypter und Altrom, Griechenland und Indien, nebenher auch Japan und das Mormonentum der Vereinigten Staaten zur Behandlung. Band II ist besonders lehrhaft für den richtigen Begriff und die wahren Ziele der neuen Wissenschaft, der es hauptsächlich um eine „Vergleichung", d. h. rationalistische Erklärung und Gleichwertung aller religiösen Erscheinungen zu tun ist. Die Errichtung der Lehrstühle, die wissenschaftlichen Organe, Gebietsumfang und Einteilung, die allgemeinen Kongresse (Paris 1900, Basel 1904, Oxford 1908) und der eigenartige, echt amerikanische Religionskongreß zu Chicago 1893 kommen hier in Betracht. Band III wendet sich mit Vorzug den Religionsbildungen der neuesten Zeit und den großen religiösen Fragen der Gegenwart und Zukunft zu. Über die fortgeschrittensten rationalistischen Gemeindebildungen im heutigen England und über die neueren Ausgeburten des religiösen Wahnes in den Vereinigten Staaten, über die modernen Formen des Buddhismus, der Theosophie, des Spiritismus u. dgl. weiß der Verfasser hier vieles Interessante zu erzählen. Überhaupt ist aus allen drei Bänden manches zu lernen. So ziemlich alle angeseheneren Vertreter der neuen Wissenschaft und alle irgendwie bedeutenderen von ihren Schriften kommen zur Sprache, alle für dieses Gebiet wichtigeren Werke lernt man nach Inhalt und Tendenz hinreichend kennen, um sich ihre Anschaffung zu ersparen. Auch die Richtung wird deutlich offenbar, in der sich die neue Wissenschaft bewegt, die Natur der Fragen, welche sie hauptsächlich beschäftigen, und es erklärt sich die rasche Entwicklung, die sie genommen hat von einer pikanten Nebendisziplin zu einer Modewissenschaft von fast alles überragender Bedeutung. Das heilt aber auch von allzu großem Respekt; denn man sieht vor Augen die Oberflächlichkeit der Untersuchung, die Keckheit der Behauptungen, die Selbstwidersprüche und die unüberbrückbaren Divergenzen zwischen den angesehensten Autoritäten. Der Verfasser selbst klagt II 347 über die Perplexität, die es ihm verursache, die gefeiertsten Vertreter seines Faches in tiefgründigen gelehrten Arbeiten mit dem gleichen Ton innerster Überzeugung und mit der gleichen bestechenden Plausibilität Ansichten verteidigen zu sehen, die unter sich diametral auseinandergehen. In vielen dieser Aufsätze hat der Verfasser Extravaganzen und Willkürlichkeiten von Fachgenossen abgewiesen, Irrgänge und Selbstwidersprüche aufgezeigt, und das mit so klarem Blick und so vornehmer Ruhe, daß man an solchen Stellen mit wahrem Genuß ihm folgen kann. Gleichwohl darf man durch diese anscheinend kühle Ruhe des Urteils sich nicht täuschen lassen. Der

Verfasser ist genugsam bekannt als ein Haupt der Radikalliberalen und eine Koryphäe des Freimaurertums in Belgien. Jeder Eingriff Gottes in die Geschicke der Menschheit, übernatürliche Offenbarung und Wunder sind für ihn von vornherein absolut ausgeschlossen. Unter allen Religionsgemeinschaften steht die katholische Kirche ihm am fernsten, fast nur ein Gegenstand seiner Kritik. Erfreuen sich Amerikanisten und Modernisten bei ihm einer besondern Gunst, so haben um so härter die Jesuiten dafür zu büßen. Seine Feindschaft gegen das Christentum entlädt sich nirgends in leidenschaftlichen Angriffen, aber planmäßig, kalt und überlegt beherrscht sie jeden seiner Sätze. Offen führt er die Verteidigung der Freimaurerei und empfiehlt er wieder und wieder seine „Gesellschaft für ethische Kultur"; er findet Worte der Rechtfertigung für Selbstmord und Neomalthusianismus; seine große Losung ist die „Toleranz", eine Duldung, die nicht so sehr auf gegenseitige Liebe und Achtung als auf den Zweifel am eigenen Wahrheitsbesitz sich gründen muß. Es ist lehrreich, von solcher Seite her den weitestgehenden Interkonfessionalismus angepriesen zu hören als die mächtige Tendenz der Gegenwart, jene freimaurerische Weitherzigkeit, die nicht nur die christlichen Konfessionen, sondern alle Religionen der Welt zu einer großen religiösen Vereinigung zusammenführen möchte, die alle sich gegenseitig als gleichberechtigt erkennen, jede im Besitz eines „Keimes" von Wahrheit sich rühmen sollten. Enthusiastische Äußerungen und allzu bereitwillige Konzessionen von seiten einzelner katholischer Autoren gegenüber der jetzt mit Hochdruck betriebenen „vergleichenden Religionswissenschaft" hat der Verfasser mit großer Gewandtheit benutzt und für seine Zwecke wirkungsvoll verwertet. Möge dies dazu beitragen, uns der neuen Modewissenschaft gegenüber vorsichtig und zurückhaltend zu machen. Der Apostel Johannes hat dafür (1 Jo 4, 1) die untrügliche Regel aufgestellt, und der Weitblick des großen Völkerapostels hat sie bestätigt (1 Thess 5, 21): Omnia probate: quae bona sunt, tenete. **Otto Pfülf** S. J.

Praelectiones Logicae, Dialecticae et Critices. Accedit introductio historica in universam philosophiam. Auctore ***Nicolao Monaco*** S. J. 8° (XX u. 570) Prati 1910, Giachetti. *L* 7.—

Die ersten 43 Seiten des Werkes sind einer allgemeinen Einleitung in die Philosophie gewidmet. Ursprung, Wesen, Zweck der Philosophie, ihr Verhältnis zu den Naturwissenschaften und zur Theologie werden kurz dargelegt. Es folgt eine gedrängte Übersicht über die wichtigsten philosophischen Systeme, und dann entwickelt der Verfasser einige gesunde Grundsätze über die Methode des Philosophierens.

Nach einer besondern Einleitung in die Logik folgt der erste Hauptteil, die Dialektik, 197 Seiten umfassend; daran schließt sich auf 311 Seiten der zweite Hauptteil, die Erkenntniskritik.

In der Dialektik behandelt der Verfasser in traditioneller Weise die drei Verstandestätigkeiten: Begriff, Urteil, Schlußfolgerung. Geleitet von dem Gedanken, nur das dem Zweck der Dialektik Entsprechende zu bringen, hat der Verfasser eine Erörterung über die Dunkelheit und Klarheit der Begriffe ausgeschlossen;

gerade das aber dürfte zur Dialektik gehören, und zwar als ein Teil, der praktisch von der größten Bedeutung ist; das Kapitel über den Nutzen der Definition würde gewonnen haben, wenn der Verfasser dabei auf die Ausführungen über die Klarheit der Begriffe hätte zurückweisen können. Eine Methodenlehre ist der Dialektik nicht beigefügt; einigermaßen wird die Methodenlehre berührt in der letzten These der Erkenntniskritik.

Die Erkenntniskritik behandelt zunächst nach Art einer Einleitung die wichtigen Fragen nach dem Begriff der Wahrheit und dem objektiven Wert unserer Begriffe. Dann folgt die eigentliche Kritik in fünf Kapiteln: Die Wahrheit der einfachen Begriffe — die Wahrheit der Urteile — die Erreichung der Wahrheit; hier behandelt der Verfasser die Gewißheit und die Erkenntnisquellen — das Kriterium der Wahrheit — einiges über Wissenschaftslehre.

Monaco stützt sich mit Recht auf die größten Meister der Logik, Aristoteles und Thomas von Aquin, die er ausgiebig und mit Glück verwendet; dabei steht er aber über der Sache und bearbeitet selbständig die alten Lösungen. Von neueren Scholastikern ist besonders Tongiorgi berücksichtigt. Es verdient alle Anerkennung, daß der Verfasser sich bemüht, seine Philosophie den Bedürfnissen der Gegenwart anzupassen. Diesem Streben entspringt die ausgedehnte Rücksichtnahme auf Kant und die Behandlung der modernistischen Erkenntnislehren. Kant ist dem Verfasser in deutscher Sprache verständlich; die deutschen Texte sind als Fußnoten beigedruckt und durchweg gut ins Lateinische übertragen. Im allgemeinen ist Kant richtig verstanden. Mit besonderer Sorgfalt ist die modernistische Erkenntnislehre, die Theorie der Immanenz, ausgearbeitet. Der Verfasser berücksichtigt besonders Balfour, dessen Werk A Defence of Philosophic Doubt analysiert wird, sowie die Franzosen Brunetière, Blondel, Laberthonnière, Le Roy. Innerhalb dieses Abschnittes über die Immanenzlehre ist eine eigene These der relativen Wahrheit gewidmet; auf die deutsche Philosophie hat der Verfasser dabei keine Rücksicht genommen; aber er verdient Dank für seine Darstellung der englischen, französischen und italienischen Anschauungen. Sehr zu billigen ist Monacos Bestreben, den Gegnern gerecht zu werden und den Wahrheitsgehalt ihrer Theorien herauszuschälen. — Die Lösung der Schwierigkeiten ist durchweg solid. Gut gelungen scheinen mir die Thesen über das geschichtliche Zeugnis.

Öfters vermißt man die wohltuende Klarheit und Kürze, wie sie uns z. B. in der neuen Summa philosophiae christianae von Donat entgegentritt. Was der Verfasser S. 407, besonders in dem Scholion, über die analytischen und synthetischen Urteile bei Kant sagt, ist nicht ganz zutreffend. Monaco stellt die Sache so dar, als sei nach Kant in den synthetischen Urteilen a priori das Prädikat doch noch irgendwie — virtualiter sagt Monaco — im Subjekt enthalten. Nein, nach Kant ist bei den synthetischen Urteilen a priori das Prädikat gar nicht im Subjekt enthalten, sondern es wird lediglich durch die subjektiven Kategorien als ein dem Satzsubjekt „fremdes Prädikat" in das Satzsubjekt hineingedacht. Dabei bleibt natürlich bestehen, daß Kant irrtümlich meint, in den von ihm angeführten Beispielen von synthetischen Urteilen a priori sei das Prädikat in keiner Weise im Subjekt.

Nicht ganz einverstanden bin ich mit der ganzen Anlage der Erkenntniskritik. Monaco erledigt in aller Kürze die Frage nach dem objektiven Wert unserer Erkenntnis und verlegt den Schwerpunkt seiner Ausführungen in die Behandlung des Wie. Wie ist die Wahrheit in den Begriffen, wie im Urteil, wie wird sie erlangt; daher die langen Ausführungen über die Universalien. Es verhält sich mit der Erkenntnistheorie ähnlich wie mit der Theodizee. Vor ungefähr 700 Jahren widmete der hl. Thomas einen einzigen Artikel seiner Summa theologica und ein einziges Kapitel seiner Summa contra Gentiles den Beweisen für das Dasein Gottes; mit großer Ausführlichkeit aber wurden Wesen und Eigenschaften und Tätigkeiten Gottes behandelt. Das letztere ist der höhere und wissenschaftlichere Gegenstand der Theodizee, aber die Verhältnisse zwingen heute dazu, dem ersten Teil, den Beweisen für das Dasein Gottes, eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Ähnlich ist es mit der Erkenntniskritik. Es gilt jetzt vor allem, die Existenz der logischen Wahrheit, die Objektivität unserer Erkenntnis zu verteidigen, zunächst gegen den universellen Skeptizismus, mag er als gewöhnlicher Skeptizismus oder als absoluter Idealismus oder als Relativismus oder in einer andern Form auftreten, sodann gegen die partiellen Skeptizismen, besonders den akosmistischen Idealismus und die Leugnung der Ausdehnung. Dabei ist zu betonen, daß wir die erste Gewißheit über die Falschheit der allgemeinen Skeptizismen weder durch direkte noch durch indirekte Beweise erlangen können; sie wird unmittelbar erkannt, und die Beweise geben nur eine zweite Gewißheit. Wo Monaco bei der Behandlung der modernistischen Erkenntnislehren solchen Skeptizismen lebendig gegenübertritt, ist er recht glücklich in der Abwehr; was in diesem Kapitel, dem Abschnitt über die Immanenzlehren, gesagt ist, sollte systematisch in den ersten Teil der Kritik hineingearbeitet werden. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß Monaco überhaupt nichts gegen Skeptizismus und absoluten Idealismus im ersten Teile seiner Kritik vorbringe. Ich beanstande nur die Art und Weise der Behandlung. Die Widerlegung des akosmistischen Idealismus und die Beweise für die Existenz der Körperwelt, wie sie S. 399 und 400 geboten werden, sind nicht recht genügend. August Deneffe S. J.

1. **Das Problem der immateriellen, geistigen Seelensubstanz.** Von Dr Nikol. Cotlarciuc. [Studien zur Philosophie und Religion. Herausgegeben von Dr R. Stölzle. VI. Heft.] 8⁰ (266) Paderborn 1910, Schöningh. *M* 6.—

2. **Free Will.** The Greatest of the Seven World-Riddles. Three lectures. By ***Hubert Gruender*** S. J. 8⁰ (IV u. 96) St Louis 1911, Herder. Geb. in Leinw. *M* 2.—

3. **Psychology without a soul.** Abriticism. By ***Hubert Gruender*** S. J. 8⁰ (XVIII u. 246) St Louis 1912, Herder. Geb. in Leinw. *M* 4.—

4. **Lehrbuch der Philosophie** auf aristotelisch-scholastischer Grundlage zum Gebrauche an höheren Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Von **Alfons Lehmen** S. J.

II. Band: **Kosmologie und Psychologie.** Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage, herausgegeben von Peter Beck S. J. gr. 8° (XX u. 594) Freiburg 1911, Herder. *M* 7.—; geb. *M* 9.—

1. Der Verfasser behandelt in zwei Teilen der Reihe nach den anthropologischen Monismus, dessen Abarten sehr eingehend klassifiziert werden, dann im zweiten Teil positiv die Psychologie der Seelensubstanz, deren Haupteigenschaften in beständiger Polemik entwickelt und verteidigt werden.

Die Anzahl der gegnerischen Systeme, welche er Revue passieren läßt, ist eine außergewöhnlich große, vielleicht ist diese Teilung für den Zweck des Buches etwas zu weit getrieben, so daß Auseinanderhaltung der speziellsten Abarten und gar ihre Widerlegung nur sehr kurz erfolgen konnte. Das macht sich besonders im ersten Teil geltend; die Widerlegung kann da naturgemäß nicht sehr tief gehen. Offenbar erscheint auch dieser erste Teil dem Verfasser mehr als Einleitung für die folgende rationelle Psychologie der Seelensubstanz, der er sein Bestes widmet.

Der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechend ist viel Raum und Arbeit auf den Beweis der Substantialität verwendet. Unter den hier kritisierten Systemen hätte wohl der Parallelismus eine größere Berücksichtigung verdient. Im Beweis werden die Eigenschaften des Ich, besonders seine Konstanz, wie sie die Erinnerung bezeugt, geltend gemacht. Unter der immateriellen Natur der Seele versteht der Verfasser, abweichend vom scholastischen Sprachgebrauch, bloß, daß die Seele keine Materie ist, wofür er deshalb das ganze Arsenal der wissenschaftlichen Widerlegung des Materialismus verwerten kann. Indessen scheidet er hiervon nicht klar genug die andere Eigenschaft der Erhabenheit über die Sinnestätigkeit, was der Klarheit etwas schadet. Die Beweise sind die bekannten aus den sinnlichen und intellektuellen Seelentätigkeiten. Die gelegentlichen tierpsychologischen Erklärungen dürften wohl die sinnlichen Tätigkeiten des Tieres etwas zu niedrig einschätzen. In der Geistigkeit der Seele wird neben der Unabhängigkeit von der Materie auch die höhere Tätigkeit selbst, der Sinn für die Wahrheit als solche, die Persönlichkeit mehr in den Vordergrund gerückt. Im Beweis werden besonders die höheren Leistungen in Kunst, Sprache, Religion, Sittlichkeit betont. Die Besprechung des Verhältnisses von Leib und Seele bringt auch manche empirische Untersuchungen, wie über Beziehungen des Gehirns zur Denktätigkeit, die Sinneszentra, den Seelensitz usw.

2. Zweck dieser drei Vorträge ist nicht eine tiefer dringende wissenschaftliche Diskussion der Dunkelheiten des Freiheitsproblems oder eine erschöpfende Auseinandersetzung mit den Gegnern, sondern eine populäre Darstellung der gesunden Prinzipien auf diesem Gebiet im Gegensatz zu einer populären Pseudowissenschaft, die nicht selten im Namen der empirischen Psychologie geboten wird.

Die Frage der Willensfreiheit wird in klarer Terminologie vom Standpunkt der Scholastik aus dargelegt. Gegenüber der Verdrehung des freien Aktes als eines zufälligen, ursachlosen werden seine Bedingungen und seine Grenzen bestimmt. Darauf folgt die Besprechung der drei großen Argumente, welche in dieser Frage immer wiederkehren werden: der Beweis aus dem Bewußtsein der Freiheit, dessen Tatsächlichkeit und Beweiskraft erörtert wird; das moralische Argument aus der sittlichen Ordnung, bei dem auch die Gegner zuzugestehen pflegen, daß es mit ihrem Standpunkt kaum oder gar nicht vereinbar ist; endlich ganz kurz das metaphysische Argument aus dem notwendigen Zusammenhang zwischen indifferentem Urteil und freiem Willensakt.

Der Autor berücksichtigt seinem Zweck entsprechend selbstverständlich hauptsächlich das amerikanische Publikum, daher die fast ausschließliche Berücksichtigung englisch-amerikanischer Literatur. Die Geschichte auf Seite 84 würde trotz der versöhnlichen Einleitung besser weggeblieben sein. Die Darstellung ist sehr klar und anschaulich. Die ganze Art der Behandlung mit ihren vielen Überschriften im Text, die etwas an Zeitungsstil erinnert, trägt sehr zur Übersicht bei.

3. Auch diese Schrift hat einen mehr apologetischen als rein wissenschaftlichen Zweck. Angesichts des vielfachen Mißbrauches, der in populären Darstellungen und selbst wissenschaftlichen Werken mit den Resultaten der neueren Psychologie zur Diskreditierung wichtiger Grundwahrheiten getrieben wird, beabsichtigt der Verfasser, in möglichst populärer Weise diese alten Wahrheiten klarzulegen und zu verteidigen. Es handelt sich hier um das Wesen der Seele. Bekanntlich abstrahiert die experimentelle Psychologie davon, genau wie die Physik von der Frage nach dem eigentlichen Wesen der Materie, und sucht die Bewußtseinszustände nach ihrem Verlauf und ihren Gesetzen möglichst klar festzustellen. Aber diese in der experimentellen Wissenschaft berechtigte Abstraktion hat manche Autoren verleitet, zur Leugnung der Seelensubstanz überzugehen, und so ist die „Psychologie ohne Seele" entstanden, die heute das Feldgeschrei vieler geworden ist. Die antiethischen und antireligiösen Konsequenzen liegen auf der Hand. Existiert keine Seelensubstanz, sondern nur Zustände, die einander gar nach unabänderlichen Gesetzen folgen, so ist die Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele ein Traum. Es kommt trotz aller Vorbehalte praktisch dann schließlich auf dasselbe hinaus, was in brutalerer Weise der Materialismus proklamierte. Dem stellt der Verfasser eine spekulative Psychologie über das Wesen der Seele gegenüber, die Feststellung ihrer Grundeigenschaften der Substantialität, Einfachheit, Geistigkeit. Das Originelle sind naturgemäß nicht so sehr die Beweise, als die Durchdringung der Diskussion mit einer beständigen Polemik gegenüber den modernen Gegnern, wobei, wie zu erwarten, die amerikanisch-englische Literatur in den Vordergrund gerückt ist, besonders James und Titchener kommen oft und ausführlich zu Wort.

Ein einleitendes Kapitel gibt die heutige Kontroverse über das Wesen der Seele, die gegnerischen Ansichten werden dabei mehr oder weniger dem Begriff des Materialismus subsumiert. Ein eigenes Kapitel gibt den Beweis der Substantialität der Seele, hauptsächlich aus den Eigenschaften der Ich-Erlebnisse,

wobei die Ausflüchte der Gegner eingehend gewürdigt werden. Zwei Kapitel dienen dem Beweis der Einfachheit, wieder aus denselben Tatsachen des Bewußtseins, wie der Identität des Ich in allen sich folgenden Veränderungen, der Möglichkeit der Wiedererinnerung usw. Dabei werden die Resultate der neueren Gehirnforschung, die Flechsigschen Theorien, die Untersuchungen über den Metabolismus der Materie im Organismus eingehend behandelt, und besonders auch die Jamessche Theorie vom Bewußtseinsstrom im Gegensatz zur bleibenden Substanz zurückgewiesen.

Die drei Schlußkapitel handeln über die Geistigkeit der Seele. Die übersinnliche Natur der geistigen Akte, die Tatsache der Reflexion auf das denkende Subjekt, die Willensfreiheit, die alle mit den Eigenschaften der Materie unvereinbar sind, liefern das Material. Der Einwurf liegt nahe, daß auf diese Weise fast nur der Materialismus widerlegt wird, der Versuch einer Erklärung des höheren Seelenlebens aus reiner Tätigkeit der Materie. Das entspricht dem Standpunkt des Verfassers, der in den gegnerischen Systemen, selbst im Parallelismus, der Zweiseitentheorie von Fechner, Materialismus sieht. Sicher ist das nicht die Absicht vieler dieser Gegner, die häufig geradezu die Materie idealistisch auflösen, wie es besonders gut Busse, der Klassiker auf diesem Gebiet der Kontroverse, gezeigt hat. Aber man kann doch entgegnen, wie es wieder Busse geistreich durchgeführt hat, daß alle diese Systeme trotz ihres Scheines von Spiritualismus das Weltgeschehen in der Tat unrettbar dem Materialismus ausliefern und die geistige Welt zu einem überflüssigen zweck- und wirkungslosen Annex machen.

Die gelegentliche Schärfe der Polemik erklärt sich teilweise, wenn man sich des Schadens bewußt ist, den die angegriffenen Lehren verursacht haben. Im einzelnen mag man nicht selten anderer Meinung sein über die Fassung oder Beweiskraft mancher Argumente, wird aber zugestehen müssen, daß der Verfasser seinen Zweck einer Orientierung im Wirrwarr gegnerischer Theorien an den bleibenden Leitsätzen der alten Psychologie recht gut erreicht hat.

4. Es ist unnötig, bei dieser Neuauflage auf die oft gerühmten Vorzüge der Klarheit, Anschaulichkeit, der Maßhaltung in Auswahl der Ansichten einzugehen. Die rasche Folge der Auflagen beweist für sich, daß das Buch seinen Leserkreis erobert hat. Bloß die Hauptveränderungen mögen kurze Erwähnung finden.

Der lange Abschnitt über die spezifischen Sinnesqualitäten S. 55—99 ist, wie das Vorwort sagt, zum Teil noch von Lehmen selbst vollständig umgearbeitet worden. Der Sache nach steht der Verfasser auch jetzt noch der neueren Ansicht ablehnend gegenüber. Doch bedeutet die jetzige Fassung unstreitig eine wertvolle Verbesserung gegenüber den früheren Auflagen. Einmal wird nun für einige Sinne wenigstens die Wirkungstheorie anerkannt. Wenn dabei behauptet wird, jeder Mensch mache diesen Unterschied, daß er „süß“ als bloß ursächlich hervorgebracht empfinde, die Farbe dagegen als objektiv, so werden die Gegner das bestreiten. Sie werden vielmehr geltend machen, daß mit diesem Zugeständnis die Einwendungen wegen Idealismus ihre Kraft verlieren; wenn *ein* sensibile proprium ohne Ähnlichkeit mit der objektiven Ursache zugelassen wird ohne Gefahr

des Idealismus, warum nicht auch bei andern Sinnen? Der Schluß scheint mindestens ebenso stark, wie der häufig gebrachte vom sensibile proprium auf das sensibile commune. Aber auch wer es bedauert, daß der Verfasser auf diesem Standpunkt steht, wird ihm die Anerkennung nicht versagen können, daß er sich in der Kontroverse sorgfältig umgesehen hat, und seine eindringenden und scharfsinnigen Untersuchungen jeden Vertreter der modernen Theorie zur Berücksichtigung zwingen.

Dagegen ist sicher für alle erfreulich der gänzlich umgearbeitete Abschnitt über Entwicklungstheorien und Abstammung des Menschen S. 293—348; dieser Teil wurde von einem Fachmann, P. Karl Frank, völlig neu geschrieben und steht auf der Höhe der derzeitigen Forschung. Der Gedanke an diese Arbeitsteilung ist wohl das Verdienst des Herausgebers. Sein glücklicher Erfolg legt den Gedanken nahe, ob es nicht auch für andere Teile gerade dieses Bandes, in den die Spezialwissenschaften so tief eingreifen, angebracht wäre, eine ähnliche Arbeitsteilung vorzunehmen. Gewiß haben beide Möglichkeiten ihre Vorzüge. Die Einheitlichkeit der Darstellung in einem für den ersten philosophischen Unterricht bestimmten Lehrbuch, die Rücksicht auf rein philosophische Zwecke können für die bisherige Praxis geltend gemacht werden, welche alles Gewicht auf die metaphysischen Fragen legt und von den Einzelwissenschaften nach Möglichkeit abstrahiert. Anderseits kann man vorbringen, daß auch die philosophische Erklärung der wirklichen Welt ihrer Aufgabe nicht genügend gerecht wird, wenn sie mit der bloßen täglichen Beobachtung sich genügen läßt ohne fachmännische Berücksichtigung der Spezialwissenschaften. Das würde aber fachwissenschaftliche Arbeitsteilung fordern, wie es z. B. die Löwener Schule schon in erheblichem Grade und mit anerkanntem Erfolg eingeleitet hat. Joseph Fröbes S. J.

Einleitung in die theoretische Biologie. Von Dr J. Reinke, Professor der Botanik an der Universität Kiel. Zweite, umgearbeitete Auflage. Mit 83 Abbildungen im Text. 8° (XVI u. 578) Berlin 1911, Pätel. *M* 16.—; geb. *M* 18.—

Dieses Buch, das in erster Auflage 1901 erschien, beschäftigt sich mit den Beziehungen zwischen Biologie und Naturphilosophie, mit der Finalität in den Lebenserscheinungen und ihrer Erklärung, mit der Zelle als Elementarorganismus und mit der Entwicklung und Abstammung der Lebewesen. Der Abschnitt über das psychische Problem, der den Schluß der ersten Auflage bildete, ist in der zweiten fortgefallen. Der Verfasser tritt nachdrücklich nicht bloß für die Zweckmäßigkeit, sondern auch für die innere Zielstrebigkeit der Organismen ein, die er durch seine „Dominanten“ zu erklären sucht (S. 194 ff). Er will dieselben nur vergleichsweise als „intelligenzartig wirkende Kräfte“ bezeichnen (S. 200). Obwohl er es ferner für wahrscheinlich hält, daß die Dominanten nicht materielle, sondern „supramaterielle“ Kräfte sind (S. 204), protestiert er doch im Vorwort der neuen Auflage ausdrücklich dagegen, daß man ihn zu den Vitalisten rechne, und meint, daß er eher zu den Mechanisten zu zählen sei (S. XIV). In der

Abstammungslehre, die ihm nur als „Axiom" gilt, d. h. als ein methodisches Postulat, vertritt er einen gemäßigten Standpunkt, indem er zwar deren Wahrscheinlichkeitsbeweise anerkennt, aber ihren hypothetischen Charakter hervorhebt. Auch spricht er sich (S. 514) gegen eine unbegrenzte Umbildungsfähigkeit der Organismen aus. Die Stammformen der heutigen Lebewesen denkt er sich als „Phylembryonen" (S. 488). Gegen die Urzeugung spricht er sich entschieden aus (S. 572) und bekennt sich bezüglich des Ursprungs der Organismen zur „Schöpfungshypothese". Unter Schöpfung will er jedoch nur „eine Wirkung unbekannter Kräfte" verstanden wissen, die er auf eine „kosmische Intelligenz" zurückführt (S. 573—574). Während diese Anschauungen mehr pantheistisch klingen, nähert er sich auf derselben Seite der theistischen Auffassung, indem er die Entstehung der ersten Organismen für einen „Akt schöpferischer Freiheit" erklärt. Die Dunkelheit der philosophischen Anschauungen Reinkes ist in der neuen Auflage durch die den einzelnen Abschnitten vorgefügten Mottos oder „Geleitsworte" stellenweise noch erhöht worden. So reden beispielsweise die beiden Mottos des Titelblattes scheinbar einem krassen Empirismus das Wort, der außerhalb der Sinneserfahrung keine Wahrheit kennt; und doch würde man dem Verfasser unrecht tun, wenn man ihn zu den Empiristen rechnen würde. Trotz mancher philosophischer Unklarheiten enthält aber Reinkes theoretische Biologie nicht wenige Goldkörner sowohl für den Naturforscher, speziell für den Botaniker, als auch für den Naturphilosophen. E. Wasmann S. J.

Notwehr. Der Roman der Ungeborenen. Von **Nanny Lambrecht.** 8° (312) Berlin 1912, Mecklenburg. *M* 3.—; geb. *M* 4.—

Nanny Lambrechts Bücher zeigen neben zweifellosen Spuren hoher Begabung leider fast immer etwas Verworrenes, Maßloses, Verbittertes. Es kann keinen Segen bringen, wenn solche Naturen sich durch ihr Temperament verleiten lassen, über Lebensfragen der Menschheit zu schreiben. Denn wo so viel auf dem Spiele steht, ist doch wahrhaftig Klarheit und Besonnenheit vonnöten.

Der „Roman der Ungeborenen" ist schon seinem Titel nach ein Kampfschrei. Nicht die derb gemalten Gestalten der deutschen und wallonischen Bauern und Kleinbürger geben dem Buch sein eigentliches Gepräge. Auch nicht der Streit um die neuentdeckten Goldfelder, der sich durch den ganzen Roman hinzieht. Und doch sind die Goldadern der Eifel für das tragische Schicksal der Hauptfigur, des genialen Landstreichers Spaniul, nicht weniger wichtig als seine Liebe zu der unglücklichen Frau Morimont und sein tiefes Mitleid mit dem Elend armer Kinder. Aber anstatt aus diesen gewiß vereinbaren Elementen eine geschlossene Handlung zu bilden, schenkt die Dichterin in durchaus unkünstlerischer Parteilichkeit ihr ganzes Herz dem außerästhetischen Zweck des Buches. Sie schafft sich ohne Rücksicht auf Einheit und Ebenmaß möglichst viel Gelegenheiten, der Gegenwart eine soziale Anklage ins Gesicht zu schleudern: sie will mit schrecklichen Beispielen beweisen, wohin es führt, wenn eine arme Familie mehr Kinder hat, als sie ernähren und anständig erziehen kann.

Damit betritt Nanny Lambrecht ein Gebiet, dessen Schwierigkeiten sie offenbar nicht gewachsen ist. Was sie darstellt und zuweilen geradezu lehrhaft vorträgt, erinnert sehr unangenehm an die Gedankengänge allzu populärer Broschüren. Schon an sich ist die einseitige Hervorkehrung der sozialen Schäden, die sich aus einem grellen Mißverhältnis zwischen Kinderzahl und Einkommen ergeben, höchst bedenklich. Zumal in einem Roman, dessen Leser doch der Mehrzahl nach weder volkswirtschaftlich noch ethisch so geschult sind, daß sie Gründe und Gegengründe unbefangen abzuwägen vermöchten. Aber weit schlimmer ist, daß die Dichterin zur Heilung des Übels einen Weg weist, der nach dem unwiderleglichen Zeugnis der Geschichte todsicher ins Verderben führt. Dadurch werden leider auch die guten Wirkungen, die sonst von dem Buch hätten ausgehen können, fast vollständig zunichte. Bekanntlich hat Nanny Lambrecht vor einigen Jahren öffentlich erklärt, sie wolle nicht mehr als katholische Schriftstellerin betrachtet werden. Das gibt ihr aber kein Recht, nun der katholischen Kirche eine unkatholische Lehre anzudichten. Die Kirche versteht das Gotteswort „Wachset und mehret euch!" nicht im Sinn einer ungezügelten Fortpflanzung. Vielmehr lehrt sie, daß alle menschlichen Handlungen durch die Vernunft geregelt werden müssen, und sie erkennt an, daß ein unbeschränkter Familienzuwachs keineswegs immer der Vernunft entspricht, also keineswegs immer sittlich gut ist. Allein daraus ergibt sich mit nichten die Folgerung, die Nanny Lambrecht ganz ungescheut zieht: daß der Mißbrauch der Ehe unter Umständen kein Laster, sondern sogar Pflicht sei! Was innerlich verkehrt ist, kann durch keinen Zweck erlaubt oder gar geboten werden. Nein, die einzig mögliche Folgerung ist diese: Wenn ihr die Last nicht tragen könnt oder nicht tragen wollt, dann habt ihr auch kein Recht auf die Lust! Und die damit geforderte Selbstbeherrschung ist weder undurchführbar noch grausam. Denn wo Gott gebietet, schafft er auch die Möglichkeit, das Gebot zu erfüllen. In den Gnadenmitteln der Kirche finden katholische Eltern, die ernstlichen Willen zum Guten haben, ausreichende Kraft zu allem, was Vernunft und Glaube verlangen. Wenn Nanny Lambrecht nicht katholisch sein will, so kann sie doch nicht leugnen, daß die geschichtliche Erscheinung der Weltkirche eine ganz andere Gewähr für die richtige Lösung dieser großen Frage unserer Zeit bietet, als eine Theorie, die noch jedes Land, in dem sie zur Herrschaft kam, dem leiblichen und seelischen Verderben so rasend schnell entgegenführte, daß bald die Einsichtigen aller Richtungen sich zusammenschließen mußten, um dem entsetzlichen Tun Einhalt zu gebieten.

Es ist doppelt schmerzlich, eine Dichterin, aus deren Buch eine wahrhaft innige Liebe zum Kinde spricht, in unseliger Verblendung für ein Laster kämpfen zu sehen, das eine schmachvolle Erniedrigung der Frau und im letzten Grunde zugleich ein Verbrechen an den Kindern der Zukunft ist. Alles Packende und Farbensatte, aber auch alles Krause und Schwüle dieses Romans verschwindet vor seiner grauenhaften Tendenz — und vor dem Gedanken an die schwere Verantwortung, die deshalb auf Nanny Lambrecht lastet.

Jakob Overmans S. J.

Bücherschau.

Die Selbstoffenbarung Jesu bei Mat 11, 27 (Luc 10, 22). Eine kritisch-exegetische Untersuchung. Von Dr Heinrich Schumacher. [Freiburger theologische Studien. 6. Heft.] gr. 8° (XVIII u. 226) Freiburg 1912, Herder. *M* 5.—

Die johanneische Stelle bei den Synoptikern: „Niemand kennt den Sohn außer der Vater, und auch niemand erkennt den Vater außer der Sohn" ist eines der wichtigsten und umstrittensten Probleme der kritischen Leben-Jesu-Forschung. Wäre nämlich das Logion als Produkt der späteren christlichen Tradition zu erweisen, dann möchte im Sinne der rationalistischen Kritik der Verdacht begründet sein, daß auch das inhaltlich in der Sphäre dieses Spruches sich bewegende Johannesevangelium unter ähnlicher Tendenz entstanden sei. Läßt sich aber die Echtheit jenes Herrenwortes feststellen, dann ist umgekehrt der Schluß berechtigt, daß die johanneische Auffassung von Christus nicht einer späteren Entwicklung entstammt, sondern unaustilgbarer Bestandteil der frühesten evangelischen Botschaft ist; dann stellt sich die Christologie der Kirche dar als eine Auswirkung synoptisch-johanneischer Lehre. Die akatholischen Erklärungsversuche werden auf drei Hauptgruppen oder Richtungen im kritischen Lager zurückgeführt, je nachdem das Logion als Produkt ekstatischer Frömmigkeit abgetan oder bloß bildlich erklärt oder einer späteren christlichen Tendenz auf Rechnung gesetzt wird; in der dritten Gruppe ragen hervor Loisy als Vertreter der Extremen, die das Vorhandensein eines wirklichen Herrnwortes rundweg leugnen, und Harnack als Wortführer der Gemäßigten, die mit dem Messer der Kritik spätere Zutaten religiöser Erdichtung mutig wegschneiden, bis das originelle Herrenwort vor ihnen liegt. Auf alle Fälle wird das gemeinsam erstrebte Ziel der Afterkritik erreicht: die menschliche Ausdeutung der im Logion ausgesagten Gottessohnschaft. Demgegenüber gelangt der Verfasser im kritischen Teil seiner Studie zu dem Resultat, daß dieses Logion unzweifelhaft echt und gut überliefert ist; im exegetischen Teil erweist es sich als klares und deutliches Zeugnis für das göttliche Selbstbewußtsein Jesu. Daß dieses metaphysische Gottesbewußtsein Jesu den ganzen synoptischen Bericht durchdringe, zeigt ein Vergleich mit andern verwandten Stellen der synoptischen Evangelien; besonders lehrreich und überzeugend sind die Ausführungen über das Petrusbekenntnis zu Cäsarea Philippi und über das Prozeßverfahren der Synedristen gegen Jesus. Zum Schluß wird das gewonnene Resultat gegen abweichende, auf dem Grundprinzip der figürlichen Gottessohnschaft fußende Hypothesen gesichert. Allseitige Gründlichkeit, Klarheit und Schärfe der Beweisführung, Sachlichkeit in der Polemik sind unbestreitbare Vorzüge dieser reichhaltigen Studie.

Tractatus de Deo et Trino. De Deo creatore. De gratia Christi. Auctore G. Van Noort. Secunda editio. 8° (220 204 216) Amstelodami 1911—1912. Jeder Band *fl.* 1.50

Die Traktate Van Noorts sind schon früher in dieser Zeitschrift besprochen und empfohlen worden. Die zweite Auflage stimmt mit der ersten fast vollständig überein, bis auf Seitenzahlen und Druckfehler. Nur im Traktat De Deo creatore ist einiges weggelassen worden, was einer allzu freien Erklärung der ersten Genesiskapitel das Wort zu reden schien. So das ganze Ad Lectorem, so einige Bemerkungen in der Abhandlung über den Ursprung des Menschen. Statt dessen ist Nr 171 hingewiesen auf das Dekret der Bibelkommission vom 30. Juni 1909 über die Exegese der drei ersten Kapitel der Genesis, durch das die Freiheit der Erklärung allerdings eingeschränkt worden ist. Pius X. hat in dem Schreiben Praestantia Scripturae vom 18. November 1907 bestimmt, es seien alle Katholiken

im Gewissen verpflichtet, sich den Aussprüchen der Bibelkommission zu unterwerfen, und ohne schwere Schuld könne niemand in Wort oder Schrift diese Entscheidungen bekämpfen. Es ist somit durchaus notwendig, die angehenden Theologen mit diesen Entscheidungen bekannt zu machen. — Die Werke Van Noorts sind aus praktischer Lehrtätigkeit hervorgegangen, ein Leitfaden für Vorlesungen, knapp und klar, ohne tieferes Eingehen in schwierige positive oder spekulative Fragen. Gerade dadurch machen sie den befriedigenden Eindruck von etwas Abgeklärtem und Abgerundetem. Sache des Professors ist es, die Schüler an rechter Stelle aufmerksam zu machen, daß das Gesagte nicht das letzte Wort ist, sondern daß hier für den Theologen die Notwendigkeit weiterer Forschung vorliegt. — Ein merkwürdiges Mißverständnis enthält der Satz (De Deo Uno et Trino S. 82): Cum Concursus actionem creaturae comitetur tantum et liberam electionem non praecedat, sed subsequatur, non potest haberi vera ratio manifestativa futuribilis, sed solum una ex condicionibus, sine qua futuribile non esset. Der Concursus ist objektiv nichts anderes als der freie Wahlakt, insofern er von Gott hervorgebracht wird. Gerade um diesen Akt, und nicht um etwas, was logisch nachfolgt, handelt es sich. Die Molinisten sagen: In dem freien Akt ist dreierlei zu unterscheiden: das Sein, das Freisein, das Lebendsein. Das Sein ist von Gott, aber eine Lebenstätigkeit ist der Akt, insofern er vom Menschen gesetzt wird, und frei ist er, insofern er vom Willen aus mehreren Möglichkeiten gewählt ist. Sein, Leben und Freiheit sind in dem Akt nicht drei verschiedene Dinge, sondern ein und dasselbe unter verschiedenen Rücksichten. Das ganze Sein der freien Wahl, die ratio entis, wird von Gott hervorgebracht; und Gott kann sich selbst als wirkliche oder mögliche Ursache dieses Hervorbringens nicht erkennen, ohne den Akt selbst in der betreffenden Seinsordnung zu erkennen. Damit werden die Einwendungen, die Van Noort gegen die scientia media und die Gnadenlehre der Molinisten erhebt, hinfällig.

Urkirche und Katholizismus. Von Pierre Batiffol. Übersetzt und eingeleitet von Dr theol. Franz Xaver Seppelt. 8° (XXX u. 420) Kempten u. München 1910, Kösel. *M* 4.50; geb. *M* 5.50

Batiffols Werk, das in Frankreich rasch eine ungewohnte Verbreitung gefunden hat und im französischen Gewande weit über die Grenzen seiner Heimat, auch nach Deutschland, den Weg gemacht und bei Katholiken wie Nichtkatholiken Beachtung gewonnen, ist nun auch dem Leser zugänglich geworden, der des Französischen nicht mächtig ist. Seppelts Übersetzung ist nach der dritten französischen Auflage des Werkes veranstaltet, aber nicht allein vom Verfasser selbst durchgesehen, mit Verbesserungen und Zusätzen bereichert, sondern auch von seiten des Übersetzers durch manche Literaturangabe vervollständigt worden. So hat sich diese Neubearbeitung selbständigen Wert neben dem Original gesichert. Die Übertragung dürfte sich da und dort vom französischen Ausdruck und Sprachgeist noch mehr frei machen, als es geschehen ist; bei den Literaturangaben könnte einigemal auf neuere Ausgaben der zitierten Werke Bezug genommen werden.

Le disposizioni „pro anima". Fondamenti dottrinali e forme giuridiche. De Mario Falco. 8° (VIII u. 208) Torino 1911, Fratelli Bocca. *L* 4.—

Falco plant ein großes Werk über die Seelvermächtnisse oder sog. „Seelgeräte", d. h. über wohltätige, fromme Verfügungen zum Heile der eigenen Seele. Der erste, vorliegende Band untersucht die religiösen Anschauungen, aus denen sich die Vermächtnisse erklären lassen. Diese Anschauungen sind natürlich nur die katholischen Lehren über die ins Jenseits hinüberwirkende Verdienstlichkeit der guten Werke. Der Verfasser scheint kein Katholik zu sein, so wenigstens zu schließen aus dem Fehlen des Imprimatur und aus der Vorliebe, mit der Andersgläubige zitiert

werden. Diesen Umstand vorausgesetzt, muß man ihm einige Irrtümer, wie z. B. betreffs Notwendigkeit der Beicht, zu gute halten und anerkennen, daß er sich in den Ausführungen über die verdienstliche und sühnende Kraft der Almosen nach Schrift- und Väterlehre (1. Kap.), die Sühnekraft der Almosen in den Pönitentialbüchern (2. Kap.), die „Buße" in der Sakramentenlehre (3. Kap.), die Kraft der guten Werke im Verhältnis zu den Ablässen (4. Kap.) und ihre Wirkung gemäß den Stiftungsformularien des Mittelalters (5. Kap.), einer besonnenen Maßhaltung befleißigt. Es ergibt sich, daß man immer an die Verdienstlichkeit der guten Werke fürs andere Leben geglaubt hat, obgleich man sich im einzelnen nicht immer klar war über das Verhältnis von Sünde und Strafe, von Strafe und Lossprechung, von Strafe und Sühne hier und drüben. Nur aus diesem allgemeinen Glauben lassen sich die zahllosen Vermächtnisse erklären. Und mit Recht weist der Verfasser die Insinuation Lamprechts zurück, als hätte die Kirche eine am Anfang des Mittelalters vollzogene Wandlung in der Doktrin dazu benutzt, um zu ihren Gunsten den Gläubigen Geld und Gut zu entlocken.

1. **Gli autori e il tempo della compositione dei Salmi secondo le risposte della Commissione biblica.** Commento del P. Luciano Méchineau S. J. gr. 8° (108) Roma 1911, Civiltà Cattolica. *L* 1.50

2. **Il Vangelo di S. Matteo secondo le risposte della Commissione biblica.** Commento del P. Luciano Méchineau S. J. gr. 8° (88) Roma 1912, Civiltà Cattolica.

Die beiden Kommentare zu den jüngsten Dekreten der Bibelkommission verdienen ernste Beachtung in den Kreisen der katholischen Bibelforscher. Sie orientieren über die fachliche Begründung der von der Kommission getroffenen Entscheidungen. Eine erschöpfende Behandlung der einschlägigen Fragen war nicht beabsichtigt und auch nicht erforderlich; gleichwohl sind beide Abhandlungen reich an Ausführungen, die zum Gebiet der speziellen Einleitung gehören. Wiederholt hebt der Verfasser mit besonderem Nachdruck hervor, wie irreführend und gefahrbringend es ist, den Zeugnissen der Tradition zu wenig, den inneren Gründen hingegen zu viel Gewicht beizulegen.

Die echte biblisch-hebräische Metrik. Mit grammatischen Vorstudien. Von Prof. Dr Nivard Schlögl. [Biblische Studien, herausgegeben von Prof. Dr O. Bardenhewer in München. XVII, 1.] gr. 8° (X u. 110) Freiburg 1912, Herder. *M* 3.40

An metrischen Systemen für die biblische Poesie ist nachgerade kein Mangel mehr; zu befürchten steht vielmehr, daß jede neue Schrift über den Gegenstand die Frage in Mißkredit bringt. Wir sind indes um so weiter davon entfernt, vorliegende Schrift des in der Exegetenwelt wohlbekannten Zisterziensers unwillkommen zu heißen, als sein System an sich allem Anschein nach von der Wahrheit nicht weit entfernt sein muß. Leider setzt der Verfasser den Leser nicht in den Stand, sich darüber selber ein Urteil zu bilden. Während eine sehr gelehrte, vielfach von neuen Gesichtspunkten ausgehende „Hebräische Formenlehre" die Hälfte der ganzen Broschüre ausfüllt, ist nicht ein einziges hebräisches Gedicht, sei es in hebräischen Buchstaben, sei es in lateinischer Transkription als Leseprobe geboten. Ein Urteil ist nur möglich nach Einsicht in das andere neue Werk Schlögls „Die Psalmen hebräisch und deutsch, mit einem wissenschaftlichen Kommentar", Graz u. Wien 1910, Verlagshandlung Styria (*M* 11.—). Sehen wir einmal von der exegetischen Seite dieses Werkes ganz ab, so fällt auf, wieviel der Verfasser noch am Text ändern muß, um die gewünschten Verse herauszufinden, und zwar (Metrik S. 82) „selbstverständlich nur Knittelverse". Seine „Metrik" schließt der Verfasser mit dem gesperrten Satz, er behaupte in ihr nichts, als was der hebräische Text ihn zu behaupten

zwinge; damit anerkennt er ganz richtig den uns überlieferten Text der biblischen Lieder als Norm einer aufzustellenden Metrik. In unvereinbarem Gegensatz zu diesem Prinzip wird in den „Psalmen" eben jedes Lied, jeder Vers, jedes Wort, das sich den aufgestellten Regeln nicht fügt, geändert, oft gegen alle Textüberlieferung: gleich dem ersten Psalm werden, von andern Änderungen des Wortlauts abgesehen, drei ganze Sätze und in andern Versen noch zwei Wörter amputiert; und nicht viel besser geht es manchen andern Psalmen: ist doch laut „Metrik" S. 91 der Ps 119 so sehr verderbt, daß 72 von 176 Versen aus Fünfhebern gepaarte katalektische Vierheber geworden sind; nach S. 69 Anm. 2 sind von 694 erhaltenen echten Fünfhebern 273 unrichtig überliefert. Wenn wir prüfen, was den Verfasser noch zu so vielen Änderungen zwinge, so sind es, von einigen phonetischen Aufstellungen abgesehen, vermutlich folgende nicht hinreichend begründete Leitsätze: 1. Der einzelne Stichus (Halbvers) bildet das poetische Einheitsmaß, den „Vers"; 2. es gibt eigentlich bloß zwei Versmaße, den Fünfheber und Vierheber; 3. in einem hebräischen Gedicht findet sich immer nur einerlei Versmaß. Sobald der hochw. Verfasser sich entschließen könnte, diese Axiome fallen zu lassen, würden mit einem Schlag sicher 90 % seiner Text„verbesserungen" in Wegfall kommen; er würde in dem überlieferten Text andere schöne Gedichtformen entdecken, an denen er ahnungslos vorbeigegangen ist. Ein Satz im Vorwort läßt uns der frohen Hoffnung sein, daß er begründeten Zweifeln und Ausstellungen Rechnung tragen wird.

Winke für die richtige Verwertung von Schrifttexten in der Predigt. Von J. V. Bainvel. Nach der zweiten Auflage ins Deutsche übertragen und mit Ergänzungen versehen von E. Schäfer. 8° (XIV u. 132) Rottenburg a. N. 1912, Bader. *M* 1.60

Von der Übersetzung gilt das gleiche, was von der ersten und zweiten Auflage des Originals in dieser Zeitschrift (XLIX 557 und LXXV 220) gesagt wurde. Die Schrift ist ein sehr nützliches Hilfsmittel für Prediger, um die heiligen Texte in sinngemäßer Weise bei der Predigt zu verwenden. Fast 200 Texte hatte der Verfasser in der zweiten Auflage angeführt, in denen den Worten der Heiligen Schrift ein Sinn untergelegt zu werden pflegt, der dem Zusammenhang, in dem jene Worte vorkommen, nicht entspricht. In vielen Fällen sind anstatt der unrichtig angewendeten Texte andere angeführt, in denen der Gedanke wirklich zum Ausdruck kommt, für den man einen Beleg in der Schrift sucht. Der Übersetzer hat den französischen Text gut wiedergegeben und noch eine Anzahl von Ergänzungen hinzugefügt, die als solche kenntlich gemacht sind.

Die geltenden Papstwahlgesetze. Von Dr iur. Friedrich Giese. [Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen. Herausgegeben von Hans Lietzmann. 85.] 12° (56) Bonn 1912, Marcus u. Weber. *M* 1.20

Die Einleitung gibt im Anschluß an Hinschius (Kirchenrecht der Katholiken und Protestanten in Deutschland) und Sägmüller (Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts) eine gedrängte Übersicht über die Papstwahlgesetze. Dann folgen die Texte des jetzt geltenden Papstwahlrechts. Die Konstitution Pius' X. Vacante Sede Apostolica vom 25. Dezember 1904 hat eine einheitliche Neukodifikation des gesamten Papstwahlrechts vorgenommen. In der Konstitution Commissum Nobis vom 20. Januar 1904 verbietet Pius X. den Kardinälen die Beachtung des sog. ius exclusivae. Durch die Konstitution Leos XIII. Praedecessores Nostri vom 24. Mai 1882 und die beigefügte Instructio (regolamento) werden Vorschriften für die Papstwahl in Zeiten der Gefahr gegeben. Die Wahl dieser vier Dokumente als Grundlage zu Vorlesungen oder Übungen ist als durchaus entsprechend zu bezeichnen.

La Curie et les bénéficiers consistoriaux. Étude sur les communs et menus services 1300—1600. Par A. Clergeac. 8° (X u. 310) Paris 1911, Picard et fils. *Fr.* 7.50

Unter sorgfältiger Benutzung früherer Arbeiten über päpstliches Verwaltungs- und Finanzwesen, so unter andern von P. M. Baumgarten, E. Göller, A. Gottlob, und teilweiser Anlehnung an dieselben führt uns Clergeac das Verhältnis zwischen Kurie und Konsistorialbenefizien vor Augen. Benefizien, deren Verleihung vom Papste im Konsistorium mit Zustimmung der Kardinäle vorgenommen wird, heißen Konsistorialbenefizien (S. 44). Streitigkeiten bei den Wahlen veranlaßten, daß Bistümer der päpstlichen Besetzung vorbehalten wurden. Die große Ausdehnung der päpstlichen Reservation auf andere Pfründen in späterer Zeit geschah vorwiegend aus finanziellen Gründen. Bei der Verleihung erhob die päpstliche Kurie eine Abgabe. Bei dieser Auflage machte sich eine ähnliche Wahrnehmung geltend wie bei den staatlichen Steuergesetzen unserer Zeit. Mit der Einsicht in die Berechtigung einer Abgabe hielt bei den von ihr Betroffenen die Bereitwilligkeit zur Entrichtung nicht immer gleichen Schritt. Die Reklamationen, Stundungen und Verminderungen der Steuer umfassen daher einen beträchtlichen Teil des Clergeacschen Buches. Die Verteilung der verschiedenen Abgaben, Servitien genannt, an die höheren und niederen Kurialbeamten, die Art der Erhebung, die Aufgabe der Prokuratoren und Banken beleuchten das Verwaltungs- und Geldwesen der mittleren Zeit. Die prinzipielle Seite der Servitien wird nicht ausführlich behandelt, doch hebt Clergeac gelegentlich ihre Berechtigung hervor und nimmt sie gegen den Vorwurf der Simonie in Schutz. Die Art der Besteuerung, die uns fremdartig erscheint, findet in den Verhältnissen jener Jahrhunderte ihre Erklärung; gegen Mißbräuche wurden Reformen angebracht; und was die Menge der Abgaben betrifft, dient der Hinweis, daß dem Papsttum die Aufgabe zufiel, die abendländischen Völker gegen das Vordringen des Islam zu schützen.

Bischof von Ketteler und die Jesuiten. Wilhelm Emanuel Freiherr von Ketteler, Bischof von Mainz, Das Reichsgesetz vom 4. Juli 1872 betreffend den Orden der Gesellschaft Jesu und die Ausführungsmaßregeln dieses Gesetzes. Neu herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Joseph Laurentius S. J. 8° (24) Köln 1912, Verlag des Verbandes der Windthorstbunde Deutschlands. 40 *Pf.*

Bald nach Bekanntmachung des Gesetzes gegen die Jesuiten veröffentlichte der Bischof von Mainz, Wilhelm Emanuel von Ketteler, einen Hirtenbrief, der die maßlose Ungerechtigkeit des Verfolgungsgesetzes gebührend kennzeichnete. Noch im gleichen Jahre mußte dieser Protest gegen die durch nichts gerechtfertigte Vergewaltigung unbescholtener Priester in zweiter Auflage gedruckt werden. Was von Ketteler 1872 gegen das Gesetz sagte, spricht heute für die Beseitigung des Gesetzes. Deshalb erschien eine Neuausgabe des Hirtenschreibens angezeigt. Das Schreiben ist unverkürzt aufgelegt. Die wenigen notwendig erscheinenden Erläuterungen wurden in Anmerkungen beigefügt. Selbst wer kein Freund der Jesuiten ist, wird bei der Lesung des Hirtenbriefes gestehen, daß Vergewaltigung auch dem Gegner gegenüber Unrecht bleibt.

La sainte Messe. Notes sur sa liturgie. Par D. Eugène Vandeur O. S. B. Cinquième édition entièrement revue et considérablement augmentée. 12° (248) Abbaye de Maredsous (Belgique) 1912. 90 *cts.*

Dieses Werkchen, das binnen sechs Jahren das 25. Tausend erreichte und auf dem Eucharistischen Kongreß zu Köln (1909) einer besondern Empfehlung gewürdigt wurde, scheint bestimmt, für die Französisch sprechenden Länder ein kleiner „Gihr“ zu werden. Zwar fehlt ihm Gihrs dogmatischer Gehalt und entspricht es mehr Gihrs

zweitem Teile, der die heilige Messe aszetisch-liturgisch erklärt. Als Benediktiner liegt es Vandeur besonders nahe, die historische Seite der heiligen Meßliturgie zu betonen. Das geschieht denn auch in ruhiger, nüchterner Weise. An die genetische Erklärung der einzelnen Seiten schließt sich die mystische, ohne überschwenglich zu sein, und dann gewöhnlich kurz und kräftig eine entsprechende Paränese. Wem Geld und Zeit gebricht für Gihrs ‚Meßopfer', der greife, um zum historischen Verständnis der heiligen Messe zu gelangen, zu Vandeur.

Breviarium Romanum. Editio septima post alteram typicam continens novum Psalterium. 4 Bde. 16° Ratisbonae 1912, Pustet. *M* 22.—; geb. *M* 34.50 bis *M* 65.50

Als erster von allen hat der durch seine liturgischen Werke rühmlichst bekannte Pustetsche Verlag gegen Ende Mai d. J. ein Brevier herausgegeben, in dem die Bestimmungen der Bulle Divino afflatu vom 1. November 1911 mit den beigefügten Rubriken und das Dekret der Ritenkongregation vom 23. Januar 1912, soweit es die Umstände ermöglichten, berücksichtigt worden sind. Die in den Umständen liegenden Schwierigkeiten scheinen von einigen Kritikern, die über das neue Brevier ein ungünstiges Urteil gefällt haben, nicht genügend gewürdigt worden zu sein. Von allen Seiten wurde der Verlag mit Aufträgen förmlich bestürmt, die möglichst schnell ein den neuen Bestimmungen entsprechendes Brevier verlangten. Von der Arbeit, die eine völlige Umgestaltung der bisherigen Brevierausgabe bis in alle Einzelheiten erfordert, haben Auftraggeber und Kritiker meist keine rechte Vorstellung. Eine solche völlige Umarbeitung läßt sich kaum in Jahresfrist herstellen, und auch dann würde die Ausgabe schwerlich eine ganz korrekte sein. Um nun den dringendsten Bedürfnissen möglichst schnell abzuhelfen, hat der Verlag das schon vor der Brevierreform fast fertig gedruckt vorliegende Proprium und Commune der alten Brevierausgabe im wesentlichen unverändert gelassen und mit dem neuen Psalterium und den neuen Rubriken zu einem Ganzen vereinigt. Das hatte naturgemäß zur Folge, daß die im Proprium und Commune enthaltenen Zitationen und Rubrikenangaben vielfach nicht zutreffen. Allein diesem Übel wird zum großen Teil abgeholfen durch Beigabe von Einlegeblättern und mehr noch durch die vom Redakteur der liturgischen Abteilung des Pustetschen Verlags herausgegebene sehr praktische Anleitung (Conspectus pro Officio Divino iuxta novum Psalterium novasque rubricas recitando. Auctore Francisco Brehm. Editio altera. Ratisbonae 1912, Pustet. 40 *Pf.*). Wer sich dieses Conspectus eine Zeitlang bedient, wird bald ohne Schwierigkeit die durch die neuen Bestimmungen erforderten Abänderungen selbst vornehmen können. Auch bezüglich der Beibehaltung der künftig fortfallenden Votivoffizien in der neuen Ausgabe scheinen die abfälligen Urteile einiger Kritiker nicht berechtigt. Der an sich sehr mäßige Umfang des Breviers wird dadurch nicht bedeutend vergrößert und man hat den Vorteil, bei den Engelfesten und am Feste Commemorationis Passionis D. N. I. C. die Psalmen in den Votivoffizien beieinander zu finden. Einige Abänderungen, wie z. B. die Entfernung der fast täglich im Proprium Sanctorum vorkommenden Rubrik Omnia de Communi Conf. non Pont. praeter sequentia oder et per Horas durften jetzt noch gar nicht vorgenommen werden, da die Ritenkongregation hierüber noch keine Bestimmung getroffen hat. Übrigens scheinen die überaus scharfen Kritiken zum Teil durch die Bezeichnung „Idealbrevier" veranlaßt worden zu sein, die sehr hochgespannte Erwartungen hervorgerufen hat. Diese Bezeichnung war vom Verlag für die geplante Neuausgabe des Breviers nach den alten Bestimmungen gewählt worden und wäre in diesem Fall wegen der vielen Verbesserungen in Bezug auf Ausstattung und Inhalt nicht unberechtigt gewesen. Daß der Verlag diese Bezeichnung trotz der ganz veränderten Umstände beibehielt, war wohl ein Fehler. Denn ein Ideal ist die vorliegende Brevierausgabe nicht, wohl aber ein ganz brauchbarer

Notbehelf, und unter diesem Gesichtspunkt kann man sich mit der Pustetschen Ausgabe befreunden, da auf ein ganz nach den neuen Bestimmungen durchgearbeitetes und völlig korrektes Brevier einstweilen doch nicht zu rechnen ist. Die neue Ausgabe hat jedenfalls den Vorteil, daß man ohne viel Zeitverlust und Mühe alles in einem handlichen Band beieinander findet und nicht neben dem Brevier stets ein Psalterium mit sich zu führen oder zu zahlreichen Einlagen und Faszikeln seine Zuflucht zu nehmen braucht. Der Preis von 22 Mark für das ungebundene Exemplar ist auch nicht übermäßig, wenigstens dürfte für einen vielbeschäftigten Priester sich ein solches Opfer wegen der Erleichterung und Zeitersparnis doch wohl lohnen. Dann hat aber auch das neue Pustetsche Brevier unbestreitbare Vorzüge vor allen bisherigen Brevierausgaben voraus. Es ersetzt wegen seines geringen Gewichtes vollkommen die bisher üblichen Reisebreviere. Die uns vorliegende Ausgabe in biegsamem Chagrineinband (Pars Aestiva) wiegt mit Futteral nur 290 gr. Das Format 17 × 10½ cm ist zwar erheblich größer als bei Reisebrevieren, aber die Dicke beträgt mit Futteral auch nur 2 cm, so daß es sich bequem in der Rocktasche tragen läßt. Dabei steht der Druck, was Größe und Deutlichkeit angeht, hinter dem der gewöhnlichen Breviere nur wenig zurück und dürfte daher bei einigermaßen normaler Sehkraft auch für den täglichen Gebrauch allen Anforderungen genügen. Das Papier ist zwar sehr dünn, aber wie es scheint, doch durchaus haltbar und bietet, wenn man das Brevier einige Zeit in Gebrauch gehabt hat, auch beim Umblättern keine Schwierigkeit. Die Verweisungen sind auf das allernotwendigste beschränkt. So sind z. B. die Vesperpsalmen beim Commune Sanctorum stets ganz ausgedruckt. In mancher Beziehung ist also das Pustetsche Brevier schon jetzt ein Ideal und wird es in späteren Ausgaben ohne Zweifel immer mehr werden.

Breviarium Romanum. 4 vol. 16⁰ Romae-Tornaci-Parisiis 1912, Desclée. *Fr.* 24.—; geb. *Fr.* 38.— bis *Fr.* 85.—

Kurz nach Erscheinen des neuen Pustetschen Breviers gab auch die Firma Desclée in Tournai ihr reformiertes Brevier Nr 35 mit dem neuen Psalterium heraus. Es teilt im allgemeinen die Vorzüge, die wir an dem Pustetschen Brevier hervorgehoben haben. Es kann sowohl als Reisebrevier wie für den täglichen Gebrauch dienen. Das Gewicht mit Futteral beträgt ebenfalls nur 290 gr. Es ist ein wenig dicker als der Regensburger Rivale, hat dafür aber auch etwas kleineres Format. Uns scheint ein etwas größerer, länglicher und möglichst dünner Band das angenehmste; andere werden vielleicht ein kleineres Format vorziehen. Das Descléesche Brevier ist auch auf echt indischem Papier gedruckt, und der Druck kann im allgemeinen als genügend deutlich bezeichnet werden, wenn er auch dem Pustetschen nachsteht und stark Kurzsichtigen bei täglichem Gebrauch wohl einige Schwierigkeiten bereiten wird. Der Preis ist etwas geringer als bei dem Pustetschen Brevier; dafür ist aber auch die Ausstattung entsprechend einfacher. Zu bedauern ist, daß bei der neuen Descléeschen Ausgabe nicht wie bei der Pustetschen durch Einschränkung der Verweisungen der Bequemlichkeit und dem Zeitmangel der zum Breviergebet verpflichteten Kleriker mehr Rechnung getragen ist. Viele Psalmen und Antiphonen, die bei Pustet an gehörigem Ort ausgedruckt sind, muß man bei Desclée an andern Stellen nachschlagen. Die Officia votiva sind bei Desclée, wie es ja auch das korrektere ist, weggelassen, ebenso die Psalmen 66, 148 und 149 im Totenoffizium, die im Pustetschen Brevier irrtümlich belassen wurden. Der Hauptmangel aber, daß im Proprium und Commune noch die alten, nicht mehr zutreffenden Rubrikenangaben stehen, ist beiden Brevierausgaben gemeinsam. Doch ist das ein Übelstand, den die Verleger mit bestem Willen nicht beseitigen konnten. Der Descléesche Verlag bemerkt dazu in der Ankündigung der neuen Ausgabe: „Die von Rom uns gewordenen Weisungen lauten dahin, daß einstweilen im Brevier (und Diurnale) einzig und allein das Psalterium geändert werden darf. Den Verlegern ist streng

untersagt, am Text oder an den Rubriken des Proprium de Tempore, des Proprium Sanctorum und des Commune Sanctorum zu rühren, ausgenommen die wenigen Feste, von denen die Dekrete vom 24. und 28. Juli 1911 handeln, sowie die neuesten Bestimmungen des Dekretes vom 23. Januar 1912. Also dürfen auch die schon jetzt als neue Ausgaben angekündigten Breviere und Diurnalien in den genannten Teilen keinerlei Änderungen aufweisen, außer den eben bezeichneten."

Alcuin Club Collections XVIII. The Rationale of Ceremonial 1540—1543 with Notes and Appendices. By Cyril S. Cobb, M. A. 8° (LXXVI u. 80) London 1910, Longmans, Green & Co. 10 *Sh.*

Die interessante Publikation des Alcuin-Klubs bringt eine „Erläuterung der kirchlichen Zeremonien" aus der Zeit von 1540—1543 zum Abdruck. Sie sollte eine Ergänzung des 1543 veröffentlichten offiziellen Religionsbuches A necessary Doctrine and Erudition for any Christian Man bilden, doch kam sie nie, weder unter Heinrich VIII. noch später, über das Manuskript hinaus. Das Rationale, wie der Herausgeber die Schrift wegen ihrer Verwandtschaft mit ähnlichen mittelalterlichen nennt, ist nicht ohne Bedeutung für die Kenntnis des Standes der Dinge in England zu Beginn des fünften Jahrzehnts des 16. Jahrhunderts. Die in dem ersten Abschnitt, der Vorrede, ausgesprochenen Grundsätze, daß man in den Zeremonien zwischen Gotteswerk, das in der Schrift begründet sei, und bloßem Menschenwerk unterscheiden müsse; daß ersteres allerdings unveränderlich sei, letzteres dagegen aus vernünftigen Gründen von der Obrigkeit abgeschafft oder abgeändert werden dürfe; endlich daß diese Zeremonien nicht Werke und Mittel zum Heil seien und als solche nicht gebraucht werden dürften, sondern in gottesfürchtiger Staatsweisheit der schicklichen Ordnung halber eingeführt wären, aber darum auch in Ehrfurcht und Gehorsam beobachtet werden müßten, atmen den Geist der Neuerung. Dagegen steht, was dann in den folgenden Abschnitten über die einzelnen Zeremonien gesagt wird, die Weihe der Kirche und des Kirchhofs, die Taufzeremonien, der Weiheritus, das Offizium usw., noch im wesentlichen durchaus auf dem Boden des alten katholischen Brauches. Namentlich gilt das von den Ausführungen über die liturgischen Gewänder und den Ritus der Messe mit ihrer scharfen Betonung der Wesenswandlung, anscheinend nur ein Auszug aus einer der treuherzigen spätmittelalterlichen Meßerklärungen. Dem Rationale of Ceremonial hat der Herausgeber einen Traktat über den rechten Gebrauch der Bilder angereiht. Köstlich ist, wie dessen Verfasser beweist, daß man die Bilder nicht verehren dürfe. Man höre. Bilder der Heiligen sind Bücher für das ungelehrte Volk. Nun kniet aber ein gelehrter Mann nie vor seinen Büchern, noch bringt er ihnen ein Opfer, noch betet er je zu ihnen. Ergo. Und solcher wunderbaren Argumente folgen noch verschiedene andere. Die Einleitung der Publikation behandelt den Unterschied, der bei der sog. Reformation in Bezug auf den äußeren Anlaß und das System des Vorgehens auf dem Kontinent und in England herrschte, das mittelalterliche Andachtswesen, die Stimmung des englischen Volkes rücksichtlich der alten Bräuche und die gesetzgeberische Tätigkeit Heinrichs VIII. bezüglich der Lehre und der Riten. Sie ist vom protestantischen Standpunkte geschrieben, mit einem guten Teil der ererbten Befangenheit und dazu bei Beurteilung der Äußerungen mittelalterlicher Frömmigkeit und des alten kirchlichen Ritenwesens nicht gerade überall mit der nötigen Tiefe des Wissens und der Auffassung. Oberflächlichkeit ist es zum mindesten, wenn der Verfasser die Bemerkung des Erasmus, der Priester müsse einige Acht auf den priesterlichen Charakter haben, Kleid und Amt seien nicht genug, das Leben müsse der priesterlichen Funktion entsprechen, in die Bemerkung verdreht, die Meßkleider seien in sich wenn auch nicht als wesentlich, so doch als viel wichtiger betrachtet worden als Stand und Seelenverfassung des Priesters. Gern verzeichnen wir das für die englischen Katholiken der Zeit Heinrichs VIII. ehrende Zeugnis, das Volk habe, abgesehen von groben

Mißbräuchen in der Verwaltung, anscheinend aufrichtig an dem bestehenden Stand der Dinge gehangen, ja es habe sich während der ersten vierzig Jahre des 16. Jahrhunderts ein deutliches Wiederaufleben des kirchlichen Lebens bemerklich gemacht. Gegenüber Redensarten wie usurpations of the papacy darf man wohl fragen, auf was sich denn nach göttlichem Recht die von Heinrich VIII. in Anspruch genommene Suprematie, das Fundament der englischen Staatskirche, gründete; ein Punkt, der doch nachgerade einer weit ernsteren Erwägung und Prüfung würdig sein dürfte, als die oft kleinlichen Ritenfragen, welche heute die Geister in England bewegen. So wie die Dinge nun einmal liegen, sind ja die Riten in der englischen Kirche doch nur rein äußere Form, matters of decent order.

De Denkbleeden over Oorlog en de Bemoeiingen voor Vrede in de Elfde Eeuw. Door Dr Gerh. Karl Wilh. Görris S. J. gr. 8° (XVIII u. 276) Nijmwegen 1912, Malmberg.

Aus Holland, dem Lande der Weltfriedenskongresse und des internationalen Schiedsgerichtes, kommt uns eine neue, fleißige und reichhaltige Schrift über den Gottesfrieden. Die Bemühungen, die während des 11. Jahrhunderts von kirchlicher Seite gemacht wurden, um von Land und Volk die Geißel des Krieges abzuhalten, sei es durch die treuga sei es durch die pax, werden quellenmäßig berichtet zuerst für Frankreich, dann für die andern Länder, vorzüglich auch die verschiedenen Gaue Deutschlands. In tieferer Erfassung seiner Aufgabe hat der Autor diese chronistische Zusammenstellung wohl vorbereitet durch Untersuchung der ideellen Grundlagen, auf welche jene Bemühungen der kirchlichen Organe gestützt waren. Er geht näher ein auf die christliche Auffassung des Krieges, wie sie bei den großen Kirchenvätern und nachmals bei den Kanonisten des Mittelalters uns entgegentritt. Der Krieg unabhängiger Staaten, soweit durch die Umstände notwendig und in gerechter Sache unternommen, hat stets für erlaubt gegolten; während des Mittelalters, bei dem häufigen Versagen der Zentralgewalt, konnte vielfach auch das Fehderecht der einzelnen Großen, der Privatkrieg und unter Umständen selbst die Blutrache im Rechtsbewußtsein des Volkes seine Rechtfertigung finden. In allem erfreut der Verfasser durch eine klare, schlichte Darlegung, deren Wert durch reiche Angaben der Spezialliteratur noch erhöht wird. Auch die deutsche Literatur, die moralphilosophische wie die historische, scheint er gut zu beherrschen. Um so mehr könnte auffallen, daß neben der protestantischen Spezialarbeit über den Gottesfrieden (von Kluckhohn, Leipzig 1857) die katholische von J. Fehr (Der Gottesfriede und die katholische Kirche des Mittelalters, Augsburg 1862) gar nicht beachtet worden ist.

Die päpstliche Pönitentiarie von ihrem Ursprung bis zu ihrer Umgestaltung unter Pius V. Zweiter Band: Die päpstliche Pönitentiarie von Eugen IV. bis Pius V. 1. Darstellung. 2. Quellen. Von Emil Göller. gr. 8° (XII u. 216; VIII u. 210) Rom 1911, Loescher. *M* 15.—

Der erste Band des wichtigen und tüchtigen Werkes ist 1908 in dieser Zeitschrift (LXXIV 441 f) zur Anzeige gekommen; es bedeutet einen Gewinn, daß das Ganze nunmehr vollendet liegt. Scheint es auch Halt zu machen bei der Reform durch Pius V., so benimmt dies doch der Geschichte dieser Behörde nicht die Vollständigkeit. Durch Pius V. ist die Pönitentiarie in ihrem Amtskreise und ihren Vollmachten so eingeschränkt und als Tribunal für rein innerliche Angelegenheiten den Geschehnissen des öffentlichen Lebens so sehr entrückt worden, daß außer der Tatsache ihrer Existenz nichts an ihr den Forscher beschäftigen kann und mit der Beschreibung ihres Geschäftsbetriebes auch ihre ganze Geschichte schon gegeben ist. Das wenige, was aus den Pontifikaten Urbans VIII., Alexanders VII. und Benedikts XIV. für die Geschichte der Pönitentiarie in Betracht kommen könnte, ist passenden Ortes eingefügt. Die Namen der Großpönitentiare und andern Beamten

aus späterer Zeit lassen sich bei Petra, Moroni, Chouët mit Leichtigkeit finden; der Verfasser hatte Wertvolleres zu bieten als Verzeichnisse von Namen. Neben der Beschreibung des inzwischen neu zugänglich gewordenen Quellenmaterials erfreut vor allem die Mitteilung, daß, entgegen der früheren Annahme (vgl. diese Zeitschrift LXXIV 442), der alte, mit Alexander V. beginnende Archivbestand der Pönitentiarie, trotz der unter Napoleon hereingebrochenen Störungen, tadellos erhalten in Rom vorhanden, wenn auch begreiflicherweise der Forschung nicht zugänglich ist. Die im ersten Bande in Aussicht gestellte eingehendere Behandlung der öffentlichen Buße im Mittelalter im Zusammenhang mit der Pönitentiarie ist zwar jetzt einer besondern Publikation vorbehalten worden, es bleibt aber des Reichtums noch genug. Ein ganz allgemeines Interesse wird jedenfalls in Anspruch genommen durch das Kapitel über die Rolle, die der Pönitentiarie in der kirchlichen Reformbewegung zufiel; viele werden auch dankbar sein für die weitere inhaltreiche Zusammenstellung zur Geschichte der Bulla Coenae. Weitaus das Verdienstlichste, die eigentliche Kraft- und Glanzleistung des Bandes sind die gründlichen Kapitel über Taxwesen und „Kompositionen", die jedem Kirchenhistoriker zu ernstem Studium sich empfehlen. Im ganzen ergibt die Darstellung, daß die Zeit von Sixtus IV. bis Klemens VII. in Bezug auf Amtskreis und Machtfülle für die Pönitentiarie die bedeutendste gewesen ist, zugleich aber auch diejenige, die am meisten an Unordnungen und übler Nachrede zu verzeichnen hat. Es ergibt sich, daß die Päpste, von Benedikt XII. angefangen, gegen einreißende Übelstände jeglicher Art immer wieder ernstlich eingeschritten sind, daß die amtlich gutgeheißenen Taxen nicht zu hoch und niemals auf ungerechte (simonistische) Prinzipien gegründet waren. Dies schließt nicht aus, daß in einer einzelnen Periode durch Umständlichkeit des Geschäftsganges, Überzahl der Angestellten und willkürliche Überforderungen, die diese sich zu Schulden kommen ließen, den Pönitenten schwere Geldopfer zugemutet werden konnten. Die Einrichtung, daß diese Beamtenstellen durch Kauf erworben wurden, war gewiß von übelster moralischer Wirkung und wurde zum Krebsschaden. Es wäre jedoch zur vollen geschichtlichen Würdigung dieser wie anderer Kategorien von mittelalterlichen Kurialbeamten zu wünschen, daß jedesmal die entsprechenden Zustände an den Fürstenhöfen und in den öffentlichen Körperschaften der gleichen Zeitperiode (Überzahl, Sinekuren, Bestechlichkeit, Trinkgelderwesen, Gelderpressung rc.) den Zuständen beim Personal der Kurie gegenübergehalten würden. Aber auch ohne solche Vergleichung hat die wirkliche Geschichte der Pönitentiarie das Auge eines einsichtigen Forschers nicht zu scheuen. Die Reihe der Großpönitentiare im ersten Band schließt mit einem Heiligen, Nikolaus Albergati; der zweite macht Halt bei Karl Borromeo.

Urkunden und Akten zur Geschichte der Vikarienbenefizien in Ratingen. Von Arnold Dresen. [Wissenschaftl. Beilage zum Jahresberichte des Städtischen Progymnasiums zu Ratingen, Ostern 1912.] gr. 8° (110) Ratingen 1912.

Von den 95 Urkunden aus den Jahren 1439—1871, die teils im Regest teils nach dem Wortlaut mitgeteilt werden, gehören 6 der Zeit vor der Reformation, 79 der Zeit vor Anbruch des 19. Jahrhunderts an. Beziehen sich dieselben auch unmittelbar auf die 8 Vikarien, von denen 2 in den Reformationswirren untergegangen, 6 aber in veränderter Gestalt bis heute erhalten wurden, so gewähren sie doch guten Einblick in die kirchlichen und teilweise selbst die bürgerlichen Verhältnisse von Ratingen. Sie lassen bekannt werden mit den eingesessenen Familien, mit der Stellung gegenüber der weltlichen und geistlichen Obrigkeit, wie auch mit den Stimmungen im Volke. Die Art der Herausgabe, die kurze sachliche Einführung, Anmerkungen und Register erwecken einen recht günstigen Eindruck. Es war gut, daß das mühsam zusammengebrachte Material durch einen sorgfältigen

Druck gegen den Untergang sichergestellt wurde. Schade, daß für die Herausgabe so bescheidene Schranken gezogen waren, und daß man mit einer Auswahl sich begnügen mußte. Für jede Stadt wäre es eine Ehrensache, dazu zu helfen, daß ihr Urkundenbuch in möglichster Vollständigkeit und in möglichst vollkommener Bearbeitung ihren Bewohnern vorliege. Es ist die fast unerläßliche Grundlage für eine gesunde Weiterentfaltung der Lokalforschung.

Abt Benedikt Rauh von Wiblingen, Feldpropst der bayrisch-kaiserlichen Armee im dreißigjährigen Krieg. Urkundliche Beiträge zur Geschichte der deutschen Militärkuratie und des Benediktinerordens in Schwaben. Von Dr Anton Naegele. Mit 4 Abbildungen. [Römische Quartalschrift. 18. Supplementheft.] gr. 8° (XXX u. 232) Freiburg 1911, Herder. *M* 7.—

Ein ungemein dankbarer und anziehender Stoff, ein reiches, großenteils unbekanntes Urkundenmaterial sind mit vielem Eifer hier verarbeitet. Benedikt Rauh, geb. zu Leutkirch 1598, Ordensprofeß seit 1616, nach einem Jahre völliger Erblindung verstorben 1663, hat als Prior von St Georg in Villingen, als Administrator von Reichenbach, als Abt von Wiblingen und als Feldpropst der bayrischen Streitmacht (1642—1647) in überaus bewegter Zeit als Muster der Pflichttreue und Frömmigkeit sich bewährt. Die Nachrichten aus seinem Leben berühren vielfach auch die Verhältnisse der übrigen Benediktinerklöster Schwabens, der Schweiz und des Breisgaus und werfen Licht auf die damalige Einrichtung und Beschaffenheit der katholischen Militärseelsorge. Dagegen ist es in der Sinnesart des ausgezeichneten Abtes ebensowenig begründet wie in der Gesamtheit der angeführten Quellen, wenn wiederholt Aufhebens gemacht wird von „unerquicklichen Differenzen" und „Ordensrivalitäten", die zwischen Jesuiten und Benediktinern obgewaltet, von „schiefen Urteilen" und „indiskreten Exaktionen" auf seiten der Jesuiten, von „versteckten Anspielungen" gegen dieselben in den Worten des frommen Abtes. Hier haben vorgefaßte Anschauungen Fremdes in die Quellen hineingelesen. Daß die Verwendung einiger ausgestorbenen Benediktinerklöster zur Fundierung von Jesuitenkollegien bei Mitgliedern des älteren Ordens schmerzliche Gefühle ausgelöst, zu mancherlei Besorgnis, Beargwöhnung und auch zu Streitschriften Veranlassung gegeben hat, ist bekannt, steht jedoch außerhalb des Zusammenhangs mit Abt Benedikt, der, ein Schüler der Jesuiten, mit diesen sein Leben lang in Frieden gelebt hat. Trotz jener zeitweisen Verstimmung und des Stachels, den sie zurückgelassen haben mag, waren die Beziehungen der Jesuiten zu den Benediktinern in Deutschland weit überwiegend freundschaftlicher Art, und ganz besonders mit den Klöstern Schwabens und des Breisgaus bestanden die herzlichsten Beziehungen, wofür auch das Leben des Abtes Rauh Belege genug bietet. Die Anekdote mit der Ignatiuspredigt ist ganz und gar harmlos, wenn auch der summarische Berichterstatter, um sie pikanter zu machen, einen schärferen Beigeschmack hineingemischt hat. Daß der Prokurator von Dillingen das Kostgeld für die Wiblinger Studenten einzutreiben suchte, wird ihm bei der Not der Zeit niemand verargen. Die Insinuation, als ob infolge des „steigenden Einflusses" der Jesuiten Abt Benedikt von der Feldpropstei habe weichen müssen, ist hinfällig, da dieser Einfluß längst bestand, bevor der Abt berufen wurde, und da bei dessen Abschied kein Jesuit an die Stelle trat. Das Wort eines einzelnen Jesuiten über den frommen Abt braucht keineswegs in ungünstigem oder geringschätzigem Sinn verstanden zu werden, und kann auch, unerachtet aller Vorzüge und Verdienste Rauhs, seine Begründung gehabt haben. Der Verfasser läßt sich auch sonst zuweilen zu Aufstellungen verleiten, für welche er die Belege schuldig bleibt, wie z. B. für „die aus dem 17. Jahrhundert berichtete Einmischung der Hofbeichtväter des Jesuitenordens in militärische wie politische Angelegenheiten". An der Seite der Feldgeistlichkeit aus dem Welt- und Ordens-

klerus „der älteren katholischen Kirche“ lenkt der Verfasser S. 203 die Aufmerksamkeit auf „die mehr im Lichte der Geschichte stehenden heldenmütigen Predigerscharen, die der jüngeren Schwesterkirche angehören“; aber so gern man annimmt, daß auch bei den Kultdienern nichtkatholischer Konfessionen pflichttreue und herzhafte Männer sich finden lassen, hätte man doch den Versuch eines Beleges oder einer Exemplifizierung erwartet. Noch mehr bedürfte es einer klaren Feststellung, was denn neben der „älteren katholischen Kirche“ unter der „jüngeren Schwesterkirche“ zu verstehen sei.

Englische Subsidien für Tirol und die Emigranten von 1809. Von Jos. Hirn. Herausgegeben von der Gesellschaft für neuere Geschichte Österreichs. 8° (VI u. 120) Innsbruck 1912, Schwick. *M* 3.—

Als die Geldnot der Tiroler 1809 aufs höchste gestiegen war, entschlossen sich zwei der in Österreich angesammelten Flüchtlinge, in England persönlich um Unterstützungsgelder zu werben. Der Adlerwirt von Bludenz und ein Bauernsohn aus der Nähe von Zirl fanden in London günstige Aufnahme und erreichten, obgleich eben jetzt der Schönbrunner Friede zustande kam und eine Kriegsunterstützung nicht mehr zuließ, ein Geschenk des Königs für ihr Land im Betrag von 30 000 Pfund. Unter Einflußnahme eines in Österreich tätigen, freilich nicht offiziell anerkannten englischen Agenten wurde zur Verteilung der Gelder ein Viererausschuß von flüchtigen Patrioten gebildet, denen es gelang, aller Einmischungen sowohl von bayrischer wie von österreichischer Seite sich zu erwehren. Im großen ganzen ist die Summe auch ihrer Bestimmung gemäß verwendet worden, teils zur Unterstützung der notleidenden tiroler Emigranten, teils zur Heilung der Kriegsschäden im Lande selbst. Willkürlichkeiten in der Verteilung und Unvorsichtigkeiten im Vorstrecken einzelner Summen mögen vorgekommen sein, auch haben die Ausschußmitglieder, zum Teil auf ausdrücklichen Antrag der mit ihnen in Fühlung stehenden englischen Agenten, nicht versäumt, sich selbst als notleidende Emigranten gebührend zu bedenken. Indessen erscheinen solche pekuniären Vorteile sehr gering gegenüber den Mühen und Peinen, welche Zudringlichkeit, Neid, Unzufriedenheit und Undankbarkeit über diese Männer brachten. Nachdem längst alles Geld verteilt und Tirol mit Vorarlberg wieder an Österreich gekommen war, wurde ihnen nachträglich der Prozeß gemacht, und da die schriftlichen Empfangsscheine nicht für alles genügten, wurden sie, obgleich selbst in bedrängten Vermögensverhältnissen, zur Erstattung größerer Summen verurteilt. Es ist gut, daß diese unerquickliche Sache, die durch üble Nachrede, Verleumdung und Übertreibung zu einem unlösbaren Knäuel geworden zu sein schien, einmal von einem wirklichen Historiker parteilos und aktenmäßig klargestellt wurde. Wer jemals die Aufgabe übernimmt, derartige Unterstützungsgelder unter Notleidende zu verteilen, wenn auch unter weniger abnormen Verhältnissen, als wie sie damals die Ausführung erschwerten, würde gut daran tun, sich aus den hier geschilderten Vorgängen eine Lehre zu nehmen.

Correspondance du Comte de la Forest, Ambassadeur de France en Espagne 1808—1813. Publiée par M. Geoffroy de Grandmaison. Tome V: Avril—Décembre 1811. 8° (428) Paris 1911, Picard. *Fr.* 8.—

In dem vorliegenden Abschnitt der Berichterstattung La Forests (vgl. diese Blätter LXXXI 333 f) ist es nicht mehr ein politisches Programm des aufgedrungenen fremden Königs, was die Aufmerksamkeit fesselt, sondern die wachsende Verzagtheit und das peinvoll hinausgezogene Ringen mit dem Untergang. Die Eigensucht der französischen Generale, die Erschöpfung der finanziellen Hilfsquellen, die Unzuverlässigkeit wo nicht Unfähigkeit der spanischen Minister machten die Lage unhaltbar. Der Guerillakrieg dehnte sich immer weiter aus und nahm immer bedrohlichere Gestalten an; bereits begannen die regulären Truppen in größeren Ab-

teilungen zu den Banden überzugehen. Lehrreich ist, daß auch hier „der Klerikalismus der Feind" sein mußte; in öffentlicher Rede zu Burgos Anfang Juli 1811 wagte Joseph Bonaparte die Behauptung: „Alles Unglück dieses Volkes komme von den Einflüsterungen der schlechten Priester, welche nur Bürgerkrieg atmeten." Doch sah auch dieser aufgeklärte Schattenkönig sich genötigt, auf den treu katholischen Sinn der Bevölkerung manche Rücksicht zu nehmen; er war sich völlig darüber klar, daß die üble Behandlung des Papstes durch den Franzosenkaiser die eigene Herrschaft in Spanien schädige. Als der Kirchenstaat von den Franzosen eingenommen war, machte der Napoleonide, der sich in Madrid die Krone aufgesetzt hatte, die Anrechte Spaniens geltend. Zwei Häuser im Kirchenstaat schuldeten jährlichen Zins an das Dominikanerkloster Petrus Martyr zu Toledo, und die spanische Regierung, welche das Kloster aufgehoben hatte, betrachtete sich als Rechtsnachfolgerin. Als Ersatz für gewisse Liegenschaften in den päpstlichen Staaten, welche spanisches Eigentum gewesen, sollte der Franzosenkaiser (bzw. die römische „Consulta") die Pensionen übernehmen, welche die Regierung den 1769 nach dem Kirchenstaat deportierten spanischen Jesuiten schuldete. „Ich bemerke dazu", erklärte der Minister im August 1811, „daß diese Belastung nicht lange währen wird, schon mit Rücksicht auf das vorgeschrittene Alter dieser Pensionäre. Sie sind noch 518 an der Zahl, 77 derselben haben den Eid der Treue nicht geleistet. Die Mehrzahl derselben sind über 70, nur wenige unter 60 Jahren alt" (S. 179). Das eigentlich Anziehende in dem Bande sind die vielfachen Streiflichter, die auf das kühne Treiben der spanischen Freiheitskämpfer fallen, auf die Hauptführer wie auf die richtigen Kapitalstreiche. Natürlich ist die Beleuchtung in den Berichten des französischen Gesandten voreingenommen und möglichst ungünstig, indirekt aber wird sie nur um so zuverlässiger und eindrucksvoller.

Lebensbilder aus der Verbrecherwelt. Mit einer populären Abhandlung über Verbrechen und Willensfreiheit, Schuld und Strafe. Aus den Papieren eines Gefängnispfarrers herausgegeben von F. A. Karl Krauß. 8° (X u. 422) Paderborn 1912, Schöningh. *M* 3.—

Diese Lebensbilder sind Selbstbekenntnisse, die von Sträflingen aufgezeichnet und dem Gefängnispfarrer mit der Ermächtigung übergeben wurden, davon jeden ihm gut dünkenden Gebrauch zu machen. Die Absicht des Herausgebers ist nicht, den Lesern eine Unterhaltung zu bieten, sondern lehrreiche, warnende, abschreckende Spiegelbilder der menschlichen Verirrungen ihnen vor Augen zu führen. In der Tat sind die Lebensbilder geeignet, diesen Zweck zu erreichen. Sie passen jedoch nicht zur Lektüre für jedermann. Ernste, gereifte Leser, Lehrer, Erzieher und Geistliche können manche nützliche Erfahrungen aus dem Buche schöpfen. — Die beigegebene Abhandlung ist eine klare und gemeinverständliche Darstellung der gegenwärtig so brennenden Fragen über die Willensfreiheit und die darauf sich gründende strafgesetzliche Verantwortlichkeit für verbrecherische Handlungen. Mit den vorausgehenden Lebensbildern steht diese Abhandlung, die weitere Verbreitung verdient, in losem Zusammenhang, und es wäre daher zu wünschen, daß sie getrennt herausgegeben würde.

Handbuch der christlichen Archäologie. Von Orazio Marucchi. Deutsch bearbeitet von Fridolin Segmüller O. S. B. Mit 300 Abbildungen im Text. 8° (442) Einsiedeln 1912, Benziger. Brosch. *M* 10.—; geb. *M* 11.60

Marucchi gehört zu den besten Kennern der altchristlichen Archäologie Roms, ist er doch Professor für christliche Archäologie an der Sapienza und am Kolleg der Propaganda in Rom, Direktor des Ägyptischen Museums im Vatikan und des Christlichen Museums im Lateran. Mit den meisten römischen Archäologen berücksichtigt er fast ausschließlich die alten Denkmäler der ewigen Stadt, fast nicht jene im

übrigen Italien, jenseits der Alpen und im Orient. Ebenso hat er, abgesehen von Literaturangaben, den Grundsatz festgehalten, im Text keine lebenden Persönlichkeiten aufzuführen. Segmüller hätte gerne „auswärtige, besonders nordische und auch orientalische Denkmäler etwas ausgiebiger behandelt". Er verzichtete darauf, weil er das Buch nicht vollständig umarbeiten wollte, weil „die orientalische, afrikanische und gallische Altertumsforschung nur in beschränkterem Maße vollständig gesicherte Resultate bietet und weil die römischen Denkmäler die wichtigsten sind". Er hat aber durch viele Zusätze den Mangel zu heben gesucht. Sein Buch eignet sich wegen der Gründlichkeit, Zuverlässigkeit und Menge des Stoffes vorzüglich, den Studierenden und Gebildeten eine Orientierung und Führung zu bieten, ihnen wichtige Winke und Behelfe für Theologie und Geschichte an die Hand zu geben. Für Professoren höherer theologischer Konvikte und Seminare hat er alles beigebracht, was ihnen beim Unterrichte dienlich ist. Die Übersetzung ist gut, die Ausstattung schön, das Illustrationsmaterial klar und reich, so daß Verfasser, Übersetzer und Verleger eine dankbare Aufnahme des Werkes verdienen. Wichtigere Ausstellungen an dem Gegebenen sind bei der langjährigen Beschäftigung Marucchis mit seinem Stoffe nicht zu machen.

Saint Etienne et ses Sanctuaires à Jérusalem. Par Charles Mommert. Avec XII planches. 8° (X u. 308) Jerusalem 1912, en vente Paris, Picard. Geb. *Fr.* 8.—

Jerusalem besaß ehedem vier dem Erzmärtyrer geweihte Kirchen: südlich vor der Stadt beim Berge Sion eine 416 gebaute, dann westlich im Tale Josaphat an der von der ältesten Überlieferung bezeichneten Stelle der Steinigung eine um 430 entstandene, weiterhin auf dem Ölberge eine um dieselbe Zeit von der hl. Melania errichtete, endlich nördlich eine um 455 von der Kaiserin Eudoxia gestiftete große Basilika. 1882 kauften die Dominikaner einen Platz im Norden Jerusalems, auf dem jene Basilika der Eudoxia gestanden haben soll. Sie fanden bei den Ausgrabungen eine Kapelle der Kreuzfahrer und eine Basilika des 5. Jahrhunderts, bezeichneten das Terrain als Ort der Steinigung des hl. Stephanus und errichteten über den Trümmern der Kapelle und der Basilika eine 1900 geweihte Kirche, wobei sie sich jedoch nicht an die Spuren der alten Mauern hielten. Seit 1894 haben Franziskaner, Jesuiten und andere Geistliche und Weltliche die Behauptungen der Dominikaner bekämpft. Mommert stützt sich auf die alten Nachrichten, die Fundberichte und die Einzelheiten der Ausgrabungen, um jenen Widerspruch als richtig zu erweisen. Bedauerlich ist, daß seine Ausführungen zu einem starken persönlichen Angriff gegen den P. Lagrange auswuchsen, der nicht immer mit der nötigen Umsicht vorging.

Einführung in die Tropenwelt. Erlebnisse, Beobachtungen und Betrachtungen eines Naturforschers auf Ceylon. Von Dr Konrad Guenther. Mit 107 Abbildungen und einer Karte von Ceylon. 8° (X u. 392) Leipzig 1911, Engelmann. *M* 4.80

Dr Guenther ließ sich bei Abfassung seines Werkes von der Absicht leiten, eine Art Handbuch für den Tropenreisenden, besonders den Besucher der Perleninsel, zu schaffen. Daher verzichtete er auf die Gemeinplätze der Reisebeschreibungen und suchte ein klares Bild von Land und Leuten zu geben. Der größte Teil des Buches beschäftigt sich mit der Fauna und Flora Ceylons. Diese Kapitel, die trotz des spröden Stoffes sehr frisch geschrieben sind, gewähren dem Leser reichen Genuß und gehören zu den besten des Buches. Weniger befriedigen die Kapitel über die Geschichte Ceylons und den Buddhismus. Der Verfasser hätte nicht das alte Lied von der Grausamkeit der Portugiesen und Spanier (S. 353) wiederholen sollen. Auch bedürfen die geäußerten Ansichten über Teufel und Weltseele (S. 363 369) einer

starken Korrektur. Vor allem aber wäre der Buddhismus objektiver zu beurteilen gewesen. Niemand verlangt eine ungerecht herabsetzende Kritik dieses alten Religionssystems; aber bei der Buddhismusschwärmerei unserer Tage bleibt zu betonen, daß wir etwas weit Besseres und Erhabeneres unser eigen nennen, mögen auch noch so viele es abzuweisen suchen.

Aus allen Zonen. Bilder aus den Missionen der Franziskaner in Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von P. Autbert Groeteken O. F. M. 8° Trier, Paulinusdruckerei.

1. Bändchen: **Quer durch Afrika.** Reisen und Abenteuer des Franziskanerbruders Peter Farde von Gent in den Jahren 1686—1690. Von P. Cajetan Schmitz O. F. M. 1.—6. Tausend. (88) 1911. 50 *Pf.*; geb. 80 *Pf.*
2. Bändchen: **Mongolenfahrten der Franziskaner im 13. Jahrhundert.** Erzählt von P. Patricius Schlager O. F. M. 1.—6. Tausend. (128) 1911. 50 *Pf.*; geb. 80 *Pf.*
3. Bändchen: **Die Missionsarbeit der Franziskaner in der Gegenwart.** Von P. Autbert Groeteken O. F. M. 1.—6. Tausend. (136) 1911. 50 *Pf.*; geb. 80 *Pf.*
4. Bändchen: **P. Viktorin Delbrouck,** ein Blutzeuge des Franziskanerordens aus unseren Tagen. Von P. Rembert Wegener O. F. M. 1.—6. Tausend. (98) 1911. 50 *Pf.*; geb. 80 *Pf.*
5. Bändchen: **Die Missionen der Franziskanerinnen von der Buße und christlichen Liebe.** Von Schwester Maria Paula, Mitglied der Genossenschaft. 1. bis 6. Tausend. (144) 1911. 50 *Pf.*; geb. 80 *Pf.*
6. Bändchen: **Die Christenverfolgung in Nord-Schansi (China) im Jahre 1900.** Von P. Arsenius Völling O. F. M. 1.—6. Tausend. (128) 1911. 50 *Pf.*; geb. 80 *Pf.*

Der Wunsch, das Missionsinteresse, das seit einigen Jahren in gewissen Gesellschaftsschichten Deutschlands im Steigen begriffen ist, in weitere Kreise zu tragen, gab den Anstoß zur Herausgabe der Serie: Aus allen Zonen. Aus reicher Schatzkammer können die Franziskaner Gabe um Gabe bieten, und es ist freudig zu begrüßen, daß P. Groeteken mit Energie die Drucklegung leichtfaßlicher, zuverlässiger Darstellungen aus der Missionsgeschichte seines Ordens betreibt. Bereits liegen sechs Bändchen vor, die im allgemeinen ihrem Zwecke vollkommen entsprechen. Im ersten erzählt Bruder Peter Farde mit gewinnendster Einfalt seine Abenteuer im dunkeln Erdteil, während im zweiten uns die kühnen Reisenden Johannes von Piano di Carpine und Wilhelm Rubruk entgegentreten, die im 13. Jahrhundert tiefer ins Innerste Asiens vordrangen als wohl irgend einer der modern ausgerüsteten Forscher unserer Tage. Das dritte Bändchen bietet einen Überblick über die gesamte Missionstätigkeit des Franziskanerordens. Eine gute Quelle lag dem Verfasser vor in dem Werkchen des P. Mar. Fernandez O. F. M. Conspectus omnium Missionum Ordinis Fratrum Minorum, aber ein Vergleich zeigt, daß P. Groeteken das Bestreben hat, überall über P. Fernandez hinauszukommen. Daß bei dem weitschichtigen Material die erste Bearbeitung noch Lücken aufweist, ist selbstverständlich. Im fünften Bändchen wird der Anteil eines Zweiges der großen Franziskanerfamilie am Missionswerke geschildert. Schwester Maria Paula, die bekannte Verfasserin einer ausführlichen Geschichte der Franziskanerinnen von Heythuizen-Nonnenwerth, konnte in diesem Werkchen manches Material verwenden, das bei ihrem Hauptwerke unberücksichtigt gelassen werden mußte. Beide ergänzen sich aufs glücklichste. Das vierte und sechste Bändchen sind die erhebendsten der Sammlung und werden das gläubige Volk am meisten ansprechen. Hier tritt dem Leser der Heldengeist des Seraphischen Ordens in lebensfrohen Jünglingen und arbeitgebeugten Greisen entgegen, die keine Mühe scheuen und schließlich freudig das Leben zum Opfer bringen. Bei dem billigen Preise dürften die Bändchen leicht bis in die entlegensten Dörfer dringen.

Der Sozialdemokrat hat das Wort! Die Sozialdemokratie beleuchtet durch die Aussprüche der Parteigenossen. Von Dr Engelbert Käser. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. 8° (XII u. 256) Freiburg 1911, Herder. *M* 2.—; geb. in Leinw. *M* 2.60

Der gottlose und gesellschaftsfeindliche Charakter des sozialdemokratischen Zukunftsideals zeichnet sich am besten selber durch die Aussprüche der eigenen Wortführer. Eine Zitatensammlung wie die vorliegende ist daher für eine richtige Darstellung ebenso wie für die Widerlegung des Sozialismus überaus wichtig. Übersichtlich geordnet, im Zitieren durchaus zuverlässig, in der jetzt erschienenen vierten Auflage noch viel reichhaltiger als früher, bietet das Buch ein ausgiebiges Arsenal unsern Journalisten, Versammlungsrednern, Vereinspräsides, überhaupt allen, denen die Sozialdemokratie in immer neuen herausfordernden Formen entgegentritt. Über die früheren Auflagen vgl. diese Zeitschrift LXX (1906) 467 f.

1. **Das deutsche Universitäts- und Hochschulwesen.** Von Dr Karl Hoeber. [Sammlung Kösel.] kl. 8° (VIII u. 208) Kempten u. München 1912, Kösel. *M* 1.—

2. **Die Universitäten und andere Hochschulen in Deutschland.** Von Dr Franz Schmidt. 8° (160) M.-Gladbach 1912, Volksvereinsverlag. *M* 1.20

1. Das Bändchen aus der Köselschen Sammlung wird allen, die sich für unser Hochschulwesen interessieren, eine willkommene Gabe sein. Zunächst orientiert der Verfasser in recht ansprechenden Darstellungen über die Geschichte der Universitäten, ihre Stellung im nationalen Leben, Verfassung, Promotion und Frauenstudium; sodann etwas ausführlicher über das Korporationswesen. Der zweite Teil bietet in kurzen Schilderungen Geschichte und Entwicklung der einzelnen Universitäten, eine Fülle des Interessanten und Wissenswerten. Das Büchlein wird in akademischen Kreisen sicherlich viele Freunde finden.

2. Während Dr Hoeber auch dem ästhetischen Gesichtspunkte Rechnung trägt, beschränkt sich Dr Schmidt mehr auf den praktischen. Die Kapitel über Geschichte und Verfassung sind viel knapper, Unterricht und Promotion dagegen weitläufiger behandelt. Bei den einzelnen Universitäten tritt das persönliche Element mehr hervor. Jedesmal ist eine Aufzählung des Lehrkörpers und der wissenschaftlichen Institute und Sammlungen beigegeben, was den praktischen Wert besonders erhöht. Auch die Kunstakademien und Konservatorien sind berücksichtigt. Die beiden Darstellungen ergänzen sich gegenseitig.

Pädagogik des hl. Johann Baptist de la Salle und der christlichen Schulbrüder in deutscher Bearbeitung. Von Fr. Petronius Paltram, Mitglied der Kongregation, derzeit Seminardirektor in Feldkirch. [Bibliothek der katholischen Pädagogik. XVII.] gr. 8° (XII u. 320) Freiburg 1911, Herder. *M* 3.40; geb. in Leinw. *M* 4.40, in Halbfranz *M* 5.—

In der Herderschen Bibliothek der katholischen Pädagogik ist der Lehrorden des hl. Johann Baptist de la Salle schon durch Bd XII, die theoretische und praktische Methodik des Br. Achille, ehrenvoll vertreten (vgl. diese Zeitschrift LVIII 337). In diesem neuesten Bande bietet Bruder Paltram die eigentliche offizielle Schulanleitung, die ratio studiorum, der Kongregation dar. Er nennt sie kurzweg Pädagogik des hl. Johann Baptist de la Salle, weil sie ursprünglich von dem heiligen Stifter stammt. Im Laufe der Zeit hat sie natürlich wiederholt eine zeitgemäße Überarbeitung und Umgestaltung erfahren. Die Schulbrüder besitzen übrigens in weiser Berücksichtigung der praktischen Verhältnisse keine bis ins einzelne allgemein verpflichtende Schulanleitung. Es ist gebührend Spielraum zur Anpassung an die verschiedenen Schulsysteme der einzelnen Länder gelassen Die vorliegende Ausgabe gilt hauptsächlich für die französischen Schulen der Brüder und zeigt, wie der Verfasser mit Recht betont, daß diese unserem hochentwickelten deutschen Schulwesen

durchweg nicht nachstehen. Ohne auf die Ausführungen der allgemeinen und speziellen Didaktik näher einzugehen, bemerken wir nur, daß die Anleitung einen Schatz pädagogischer Winke und Grundsätze, besonders für die sittlich-religiöse Erziehung darbietet. Sie enthält eben die Frucht jahrhundertelanger Erfahrung, in rastloser Erziehungs- und Lehrtätigkeit gesammelt. Eine gerechte Würdigung des vorliegenden Textes wird es den verdienten Brüdern bestätigen, daß sie bemüht waren, die besten Errungenschaften der modernen Pädagogik und Methodik mit ihren Überlieferungen in Einklang zu bringen. Der dritte und vierte Teil enthält wertvolle Dokumente zur Lehrerbildung und -erziehung und drängt besonders zu dem Wunsche, das Buch in den Bibliotheken unserer Lehrerbildungsanstalten zu sehen. Speziell sei auf das Kapitel „Sanftmut" mit seiner vorzüglichen, knappen Pädagogik der Strafe aufmerksam gemacht. Als Einführung gibt der Verfasser eine Lebensbeschreibung des hl. Johann Baptist nebst einem kurzen Abriß der Geschichte seines für die Jugenderziehung so unschätzbaren Werkes. Man wird mit tiefem Bedauern die Verwüstungen lesen, die der gegenwärtige französische Kulturkampf auf dem blühenden Wirkungsfelde der Brüder angerichtet hat, es aber auch schmerzlich empfinden, daß wir deutsche Katholiken der so wertvollen Mitarbeit der Brüder an dem wichtigen Werke der Jugenderziehung, vor allem in der Diaspora mit ihren traurigen Schulverhältnissen, immer noch entbehren müssen.

Aus Hörsaal und Schulstube. Gesammelte kleinere Schriften zur Erziehungs- und Unterrichtslehre von Dr Otto Willmann, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor i. R. Zweite, stark vermehrte Auflage. gr. 8° (VIII u. 424) Freiburg 1912, Herder. *M* 4.60; geb. in Leinw. *M* 5.60

Die Sammlung, in der der hochverehrte Verfasser eine Reihe seiner schönsten Aufsätze und Reden vereinigt hat (vgl. diese Zeitschrift LXVIII 235), bedarf nicht mehr einer besondern Empfehlung. Von den zwölf neuen Stücken entfällt die Hälfte auf die Lehre von der didaktischen Technik. Überall zeigt sich das eigene Geschick des Verfassers, selbst spröde Stoffe zu beleben, so daß Verstand und Gemüt gleichmäßig auf ihre Rechnung kommen. Unter dem Neuen dieser Auflage verdienen besondere Beachtung der Aufsatz „Zum Schutze der Jugend vor den Erzeugnissen entarteter Kunst und Literatur" und die beiden Vorträge „Poesie in der Kinderstube" und „Die Stellung der Religionslehre im erziehenden Unterricht". Sehr beherzigenswert ist auch, was in den beiden neuen Artikeln von den Hochschulen über die echte akademische Autonomie, über Einheit des akademischen Lehrgutes und die Stellung der Universitäten im nationalen Leben gesagt wird. Die neue Auflage, die in jedem Stücke von der rastlosen Arbeit des Meisters im Dienste der christlichen Erziehungskunst zeugt, sollte in diesem Jahre seines goldenen Doktorjubiläums um so dankbarere Beachtung finden.

Entwurf eines Katechismus der katholischen Religion. Von Pfarrer Karl Kuhn. 8° (XII u. 266) Rottenburg a. N. 1911, Bader. Geb. *M* 2.30

Kuhn hat, wie er sagt, seinen Katechismus hergestellt auf Grundlage des neuen Rottenburger Entwurfs von 1908 und dabei aus dem Katechismus des P. Linden manches herübergenommen. Gleichwohl unterscheidet sich seine Arbeit von den beiden genannten in vielfacher Hinsicht, vor allem durch die Fülle und die Scheidung des Stoffes. Der Kleindruck zu einer Frage füllt oft eine halbe, zuweilen eine ganze Seite. Es werden nicht nur Fragen mit und ohne Stern, mit und ohne Strich unterschieden, sondern auch im Kleindruck besternter und unbesternter Stoff, deutsch und lateinisch Gedrucktes, im Lateinischen Partien mit und ohne Viereck, dazu eine reiche Anwendung von Sperrdruck. Eine so vielfache Unterscheidung gibt nicht nur ein unruhiges Bild fürs Auge, sondern erschwert auch den Überblick. Die herkömmliche Einleitung vom Ziel und Ende des Menschen ist weggefallen, desgleichen die

Angabe der Hauptstücke. Er beginnt sofort mit dem ersten Hauptstück, das die Überschrift trägt: „Die Wahrheiten.“ Es zerfällt in fünf Abschnitte: 1. Gott, Vater, Schöpfer; 2. Gott Sohn, Erlöser; 3. Gott, Heiliger Geist, Heiligmacher; 4. die Kirche; 5. die letzten Dinge des Menschen. Das zweite Hauptstück trägt den Titel: „Die Gnaden“ und die Untertitel: „Die helfende Gnade“, „Die heiligmachende Gnade“, „Die Mittel, um Gnade zu erlangen“. Letztere werden unterschieden in „Gnadenmittel für alle Menschen“ (Gebet und gute Werke) und in „Gnadenmittel der Kirche“ (die Sakramentalien und die Sakramente). Das dritte Hauptstück „Die Gebote“ behandelt „das Hauptgebot“, „die zehn Gebote Gottes“, „die Gebote der Kirche“, „die Standespflichten“, „die Übertretung der Gebote“, „die Erfüllung der Gebote“. Dann folgt noch ein Anhang von 106 Seiten, wobei allein auf das „Kirchenjahr“ 57 Seiten entfallen. Eine Kirchengeschichte ist nicht beigefügt. Auffallenderweise wird das Gebet, das bisher in Rottenburg immer ein eigenes Hauptstück bildete, zwar unter den „Gnadenmitteln für alle Menschen“ kurz genannt und als notwendig bezeichnet, aber bloß beim ersten Gebot Gottes etwas genauer besprochen. Das Vaterunser und das Ave Maria sind in den Anhang verwiesen. Kuhn glaubt, durch alle diese Änderungen in Bezug auf Umfang und Anordnung des Stoffes seine Vorlagen wesentlich verbessert zu haben. Beim allerbesten Willen können wir ihm in dieser Auffassung nicht beistimmen. Was er an Lernstoff bietet (alles deutsch Gedruckte), ist mehr als das Dreifache vom Lernstoff des Lindenschen Katechismus, und doch hat man seit Jahren nach Verminderung des Lernstoffes gerufen, weil die zur Verfügung stehende Zeit eine eingehendere Erklärung nicht gestattet. Die neuen Überschriften der ersten beiden Hauptstücke („Die Wahrheiten“, „Die Gnaden“) sind weniger passend als die bisherigen, abgesehen davon, daß die Tradition ohne Grund verlassen ist. Auch daß das Gebet so sehr in den Hintergrund tritt und daß die Sakramentalien vor den Sakramenten behandelt werden, bedeutet keine Verbesserung. Kuhn beginnt mit der Lehre von Gott, bespricht aber von den Eigenschaften Gottes an dieser Stelle nur die Heiligkeit, Ewigkeit und Allgegenwart. Von den andern ist sonst gelegentlich die Rede, z. B. von der Allmacht bei der Lehre von der Erschaffung der Welt, von der Allwissenheit und Gerechtigkeit beim Abschnitt über „das geheime Gericht“, von der Treue bei dem über das letzte Gericht. Das hat etwas für sich, aber noch mehr gegen sich, weil es dabei zu einem klaren und eindrucksvollen Begriff Gottes nur schwer kommt. Die vielfachen Beweise für das Dasein Gottes gehen zum Teil über das Verständnis der Kinder hinaus (z. B. der Beweis aus der Bewegung), bieten in ihrer Form auch zu viele Angriffspunkte für gegnerische Einwendungen. Die metaphysischen Beweise für die Geistigkeit der Seele (Fr. 33) übersteigen ebenfalls die Fassungskraft von Kindern, auch von Christenlehrkindern. Daß die Seele als unsterblicher, mit Verstand und freiem Willen begabter Geist „ein Abbild der Ewigkeit, der Weisheit und Allwissenheit und Heiligkeit Gottes“ sei, ist zu viel behauptet; sonst wären ja auch die bösen Geister Abbilder der Heiligkeit Gottes. Unrichtig ist ferner, daß der gerechte Gott die gefallene Menschheit „entweder ewig bestrafen oder eine unendlich große Buße fordern mußte“ (Fr. 62); Gott hätte einfach Barmherzigkeit walten lassen können. Einem Feinde verzeihen, ohne eine entsprechende Genugtuung zu fordern, widerstreitet nicht der Gerechtigkeit. Der Ausdruck: „Jesus hat durch sein Leiden und Sterben Buße für unsere Sünden getan“ (Fr. 62 ff), der das herkömmliche „Genugtuung leisten“ verbessern soll, legt die irrige Vorstellung nahe, die stellvertretende Genugtuung Christi sei wesentlich ein stellvertretendes Strafeleiden. Andere termini technici der Kirchensprache, die ohne Grund geändert wurden, sind: „der allerheiligste Leib Christi“ statt „Altarssakrament“, „die Lossprechung“ statt „Sakrament der Buße“. „Krankenölung“ statt „letzte Ölung“ könnte man sich gefallen lassen. „Der Sohn (Gottes) geht von

Ewigkeit her vom Vater aus" (Fr. 8), „Christus hat uns gekauft" (Fr. 64) sind aber wiederum Ausdrucksweisen, die nicht gebilligt werden können. Fr. 11: „Aus was hat Gott alles gemacht? ... Aus nichts" suggeriert die Auffassung, das Nichts sei der Stoff, aus dem Gott alles gemacht habe. Die Fassungen des zweiten, dritten und achten Gebotes: „Du sollst den Namen Gottes nicht verachten", „Du sollst den Sabbat Gottes heiligen", „Du sollst nicht lügen", befriedigen wenig. Die Fragestellung ist großenteils zu unbestimmt und trifft oft neben den eigentlichen Fragepunkt. Viele Fragen kommen ganz unvermittelt. Im Kleindruck, der teilweise auch memoriert werden soll, begegnet man öfter ineinandergeschachtelten Sätzen. Trotz dieser und vieler andern Mängel zeugt die Arbeit von Fleiß und katechetischem Geschick. Die Sprache ist durchgehends konkret und präzis. Die Antworten sind kurz und klar. Im Kleingedruckten findet sich viel apologetisch brauchbarer Stoff. Der Hauptmißgriff des Verfassers war, daß er am Überkommenen zu viel änderte und allzu bereitwillig auf unbegründete Forderungen von Neueren einging.

1. **Anleitung zur Erteilung des ersten Kommunionunterrichtes.** Von Dr Wilh. von der Fuhr. 8° (72) Köln 1911, Bachem. *M* 1.60; geb. *M* 2.—
2. **Erstbeicht- und Erstkommunionunterricht für das dritte Schuljahr.** Von Joh. Ev. Pichler. 8° (XVI u. 144) Wien 1911, St Norbertusverlag. *M* 2.—; geb. *M* 2.50
3. **Erstkommunion-Unterricht.** Von einem Geistlichen der Diözese Rottenburg. 8° (XII u. 120) Rottenburg a. N. 1912, Bader. *M* 1.50
4. **Vollständiger Kommunionunterricht für die Kleinen** mit Wort- und Sacherklärung. Die heilige Kommunion der Kinder, Firmungsunterricht. Von Bonifaz Nagler. Mit Bildern. 8° (118) Regensburg 1912, Manz. *M* 1.20
5. **Beicht-Unterricht für die Kleinen** mit Wort- und Sacherklärung. Die Kinderbeicht mit Anleitung und Gebeten. Von Bonifaz Nagler. Mit Bildern. 8° (48) Regensburg 1912, Manz. 50 *Pf.*
6. **Erstes Religionsbüchlein für die Kleinen.** Religiöser Anschauungsunterricht in Wort und Bild. Von Bonifaz Nagler. 8° (IV u. 112) Regensburg 1912, Manz. 90 *Pf.*

Die neue Praxis der Erstkommunion erfordert selbstverständlich auch einen wesentlich andern Vorbereitungsunterricht, als er bisher üblich war. Es gilt, denselben nicht bloß stofflich zu beschränken, sondern vor allem ihn formell zu vereinfachen und dem jüngeren Alter anzupassen. Erfreulicherweise sind die verschiedensten Katecheten bemüht, diese Aufgabe zu lösen.

1. Der in der Katechetenwelt längst bekannte Direktor des Königl. Lehrerseminars zu Cornelimünster, Dr Wilh. von der Fuhr, der uns im verflossenen Jahre eine „Erklärung des kleinen katholischen Katechismus" schenkte (vgl. diese Zeitschrift LXXXII 225), hat aus dieser Erklärung bestimmte Partien für den Erstkommunionunterricht ausgewählt und zu dem hier angezeigten Büchlein zusammengestellt. Das neue Büchlein umfaßt drei Teile: I. Gebete und Lehrstücke, II. Kommunionunterricht im engeren Sinne, III. Religiöse Übungen. Überall ist der Text des kleinen Kölner Katechismus zu Grunde gelegt, der im zweiten Teile durch einzelne Fragen aus dem großen Katechismus ergänzt wird. Die Erklärung ist eine streng schulmäßige; im allgemeinen möchte man sie etwas frischer, lebensvoller, gemütvoller wünschen. Insbesondere sollten die Fragen über die Gegenwart Christi im allerheiligsten Sakramente und über die heilige Kommunion eingehender und packender behandelt und dabei mehr auf die Erzielung jener Seelenverfassung, welche die Erstkommunion recht fruchtbringend machen muß, Bedacht genommen werden. Da der Unterricht, wie unser Verfasser

ihn bietet, wohl Kinder des dritten Schuljahres voraussetzt, so hätte der erste Teil, die Erklärung der Gebete und Lehrstücke, ganz wegfallen können; denn darin sind die Kinder im ersten und zweiten Schuljahre gewiß hinreichend unterrichtet worden. Vielleicht sollte der erste Teil den Eltern für die Unterweisung der Kinder im vorschulpflichtigen Alter dienen. Aber in diesem Falle müßte die Darstellung doch kindlicher sein und von den meisten dieser Gebete und Lehrstücke noch abgesehen werden. Immerhin wird das Büchlein denen, welche die Kinder auf die erste Kommunion vorzubereiten haben, gute Dienste leisten.

2. Der rühmlichst bekannte Wiener Katechet Joh. Ev. Pichler hat seinen Erstbeicht- und Erstkommunionunterricht ganz nach den gegenwärtig in der Erzdiözese Wien geltenden Vorschriften abgefaßt. Diese Vorschriften setzen als Normalzeit für die Erstbeicht und Erstkommunion das dritte Schuljahr fest. Der Religionsunterricht ist in diesem Schuljahre nach dem neuen Lehrplan hauptsächlich an der Hand der biblischen Geschichte zu erteilen. Schon von Anfang des Schuljahres an soll bei jenen biblischen Lektionen, welche geeignete Anhaltspunkte bieten, von Beicht und Kommunion und den hierzu gehörenden Lehrstücken gesprochen werden. Die nähere Vorbereitung auf den Empfang der beiden Sakramente kann dann ziemlich kurz sein. Im vorliegenden Büchlein werden nun von dem Lehrstoff des dritten Schuljahres speziell jene Teile behandelt, die auf Beicht und Kommunion näheren Bezug haben. Während im offiziellen Lektionsplan Beicht- und Kommunionunterricht, soweit er sich auf das ganze Jahr erstreckt, vielfach ineinandergreift, hat unser Büchlein der leichteren Übersicht halber eine Scheidung vorgenommen und die Lektionen, die sich auf die Beicht beziehen, zusammengestellt, desgleichen jene, in denen von der Kommunion die Rede ist. Doch soll bei der Durchnahme die historische Reihenfolge des Lektionsplanes eingehalten werden. Wie die vorhin genannten Weisungen des neuen Wiener Lehrplanes alle Anerkennung verdienen und die Aufgabe des Katecheten bezüglich des ersten Beicht- und Kommunionunterrichts wesentlich erleichtern, so ist auch die Durchführung, die Pichler ihnen in seinem Büchlein hat angedeihen lassen, als durchaus gelungen zu bezeichnen. Die Darstellung ist sehr anschaulich und gemütvoll, die Sprache einfach und kindlich. Die Kinder, die in solcher Weise unterrichtet werden, treten gewiß nicht bloß mit dem nötigen Verständnis, sondern auch mit einer entsprechenden Herzensstimmung zu den beiden Sakramenten hinzu. Es sei noch bemerkt, daß auch solchen Katecheten, die nach einem andern Lehrplan voranzugehen haben, Pichlers Büchlein von großem Nutzen sein wird.

3. Das Büchlein des Rottenburger Katecheten behandelt als nähere Vorbereitung auf die erste heilige Kommunion nur solche Punkte, die sich direkt auf das heiligste Altarssakrament und besonders auf die Kommunion beziehen. Es folgt hierin der Anweisung des Rottenburger Ordinariats. Der Stoff ist auf dreizehn Lektionen verteilt. Die Darstellung setzt Kinder von 10—11 Jahren voraus. Dieselbe schließt sich nicht an einen bestimmten Katechismustext, sondern an biblische Erzählungen an. Sie ist nicht nur konkret und anschaulich, sondern auch warm und zu Herzen gehend. Bei diesem ganzen Unterricht ist das Hauptgewicht auf die aszetische Vorbereitung der Kinder gelegt, die in andern Büchern meist zu stiefmütterlich behandelt wird. Gerade hierin liegt der besondere Wert dieses Werkchens. In geschickter Weise werden besonders vier Tugenden herausgegriffen und den Kindern nachdrücklich ans Herz gelegt: Gebetseifer, Gehorsam, Nächstenliebe und Keuschheit. Ebenso wird die Selbstüberwindung, ohne die es keine wahre Tugend gibt, in einer Weise betont, die Erfolg verspricht. Der Verfasser war bestrebt, die aszetischen Partien mit den unterrichtlichen organisch zu verbinden. Hierin hätte vielleicht noch etwas mehr geschehen können. Der aszetische Stoff ist so reichlich vorhanden, daß nach der Absicht des Verfassers bei der Vorbereitung auf die erste Kommunion nur ein Teil davon benützt, das übrige für spätere Gelegenheiten zurückgestellt werden soll.

Am Schluß ist noch ein Triduum zur unmittelbaren Vorbereitung beigefügt. Im allgemeinen kann das Büchlein für den eigentlichen Kommunionunterricht als Muster dienen, wenngleich an jenen Orten, wo die Kinder schon im Alter von 8—9 Jahren ihre gemeinsame Erstkommunion feiern, eine entsprechende Vereinfachung eintreten muß.

4. 5. 6. Die drei Büchlein von Nagler sind die Frucht einer langjährigen Praxis an einer Taubstummenanstalt. Sie sind berechnet für Kinder, die mit besondern sprachlichen und sachlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Die Sprache ist die denkbar einfachste, ähnlich jener, wie eine Mutter sie bei der Unterweisung eines drei- bis vierjährigen Kindes anwendet. Der Stoff ist natürlich auf das Notwendigste beschränkt, doch im wesentlichen vollständig. Der Erklärung sind großenteils Bilder und sonstige Zeichnungen zu Grunde gelegt. Die Bilder dürften, damit sie ihren Zweck erfüllen, größer, klarer und sauberer sein. Das neue bayrische Religionsbüchlein könnte dafür als Muster dienen. Bei jenen Zeichnungen, die Geistiges sinnbilden sollen, ist jedenfalls Vorsicht anzuwenden, daß sie nicht zu falschen Begriffen führen. Im übrigen sind die Büchlein für jene Anstalten, denen sie zunächst dienen wollen, unseres Erachtens vorzüglich geeignet. Auch bei normalen Kindern kann für die allererste religiöse Unterweisung manches daraus benützt werden.

1. **Kommentar zum Katechismus für das Bistum Rottenburg.** Von Oberschulrat Mfgr Dr theol. K. Möhler. II. und III. Band. Vierte Auflage. 8° (VIII u. 296; VI u. 244) Rottenburg 1910 u. 1911, Bader. *M* 3.80; *M* 4.60. *M* 3.20; *M* 4.—

2. **Katechesen für die vier oberen Klassen der Volksschule.** Im engsten Anschluß an den Churer (Rottenburger) Katechismus. Von P. Cöl. Muff O. S. B. II. Band. 8° (250) Einsiedeln 1910, Benziger. Geb. *M* 2.80

1. Möhler hat sich die neuere katechetische Bewegung zunutze gemacht. Fast jede Seite der neuen Auflage zeigt die bessernde Hand; die Sprache wird konkreter, packender, die Vergleiche und Bilder lebendiger, anschaulicher. Wahre Muster von ergreifender Eindringlichkeit sind die kurzen Warnungen vor unwürdiger Beicht und Kommunion; bei den gemischten Ehen dürften die Ausdrücke etwas entschiedener sein. Der Kommunionunterricht wird etwas einfacher zu gestalten sein, da er ja um ein oder zwei Jahre früher als bisher anzusetzen ist; die Frage über das Verhalten am Kommuniontag muß nun anders gefaßt werden; sonst wird es nicht gelingen, die Praxis der öfteren Kommunion einzuführen, oder die Kinder werden fürchten, gesündigt zu haben, wenn sie „an einer weltlichen Lustbarkeit oder Zerstreuung" teilgenommen haben. — Der Anhang über die Kinderbeicht ist mit manchen andern guten Abschnitten ausgefallen. — Von Möhler mag der Katechet auch lernen, wie Foerster benützt werden kann: Prachtstücke psychologischer und pädagogischer Meisterarbeit sind den Katechesen einverleibt, aber es ist auch, wo es am Platz war, auf die Inkonsequenz und Unzulänglichkeit des Standpunktes aufmerksam gemacht. — Der zweite Band ist empfehlenswert schon allein wegen der ganz gediegenen Abhandlung über das sechste und neunte Gebot. Eine lange Vorbemerkung erläutert in zehn Abschnitten das ganze Gebiet der sexuellen Frage, wie sie sich dem modernen Volksschulkatecheten darstellt. Für Großstädte und Fabrikgegenden wären noch einige Bemerkungen erwünscht, die der Mann der Praxis aber nach den gegebenen Anweisungen leicht einfügt. Die „Aufklärung", von der in den letzten Jahren soviel die Rede war, wird im ganzen abgelehnt; gegenüber der immer betonten weisen Regel von dem „schrittweisen Vorgehen" wird gefragt: Wo ist der Meistererzieher, der das mit dem Alter und der Entwicklung sich verändernde Bedürfnis so sicher und genau verfolgen und abschätzen kann, daß er demselben jeweils seine Erklärung anzupassen vermag? Die Antwort lautet ebenso kurz als richtig: nirgends. Die eigentliche Katechese wird in dreifacher Form geboten: für die Kleinsten, für die Oberklassen und für die Christenlehre; letztere ist mit besonderer Sorgfalt ge-

arbeitet und nimmt die Form einer Ansprache an, in der Takt und Offenheit meisterlich zusammenwirken.

2. Die Eigenart dieses Kommentars ist bei Besprechung der beiden andern Bändchen (vgl. diese Zeitschrift LXXXI [1911] 215) charakterisiert worden. Auch dieser Teil bietet dem Katecheten viel Anregung. Die Erklärung des Altarssakraments soll zugleich Erstkommunionunterricht sein. Der Verfasser setzt wohl voraus, daß die aszetische Vorbereitung nebenher geht; sonst scheint die Behandlung zu kurz und zu lehrhaft; im übrigen gilt, was bei Möhler in dieser Frage bemerkt wurde.

Betrachtungsbücher. 1. Exercices spirituels de Saint Ignace de Loyola, traduits sur l'autographe espagnol. Par le P. Paul Debuchy S. J. 16° (231) Paris 1911, Lethielleux. Geheftet *Fr* 2.50. Diese wortgetreue Übertragung der berühmten Exerzitien, ein Band der Collection des retraites spirituelles, beweist, daß man die Exerzitien des Heiligen mehr und mehr nach ihrer ersten Fassung gibt, die mehr Aussicht auf Erfolg hat, als die vielen seit dem 17. Jahrhundert unternommenen Umarbeitungen, in denen oft der Zusammenhang mit seinem Fortschreiten verdunkelt ist.

2. Leben und Lehre Jesu Christi. Betrachtungen für alle Tage des Jahres von Nikolaus Avancini S. J. Aus dem Lateinischen übersetzt von Dr Jakob Ecker. Vierte Auflage. 12° (I. Bd XXXII u. 322; II. Bd XIV u. 386) Freiburg 1912, Herder. *M* 5.—; geb. in Leinw. *M* 6.40. Die von dem 1686 verstorbenen P. Avancini herausgegebenen Betrachtungen haben seit dem 17. Jahrhundert viele Auflagen und Übersetzungen erlangt. Da sie ihrer Kürze und Eindringlichkeit diesen Erfolg verdanken, hat Dr Ecker sie mit Recht weder vermehrt noch verändert. Für eine viertel oder halbe Stunde bieten sie den Meisten ausreichenden Stoff zur Betrachtung.

3. Entwürfe zu Betrachtungen nach der Methode des hl. Ignatius von Loyola. III. Bändchen, Weihnachtsfestkreis. Von Julius Müllendorff, Priester der Gesellschaft Jesu. Zweite Auflage. 12° (XIV u. 459) Innsbruck 1911, Rauch. Geheftet *M* 2.50. Die ganze Folge dieser Entwürfe besteht aus 13 Bändchen, von denen jedes 22—64 Betrachtungen enthält, das erste und dritte erschien in zweiter Auflage. Die ersten Auflagen sind in dieser Zeitschrift wiederholt empfohlen worden als Früchte jahrelanger Arbeit des im vorigen Jahre verstorbenen Verfassers, Zeugen großer Erfahrung in der Seelenleitung und in Anleitung zur Betrachtung.

4. Tage des Ernstes. Biblische Lesungen für jeden Tag der heiligen Fastenzeit. Aus den Betrachtungen J. B. v. Hirschers ausgewählt von Engelbert Krebs. 16° (XVI u. 350) Kempten-München 1912, Kösel. Geheftet *M* 2.40. Hirschers Fastenbetrachtungen haben seit 80 Jahren acht Auflagen erlebt, trotzdem zeitweilig der Anstoß, den andere seiner Schriften weckten, ihrem Ansehen schadete. Doch die Treue, womit er im badischen Kirchenstreit zu seinem Erzbischof hielt, der Geist der Demut und Liebe im persönlichen Anschluß an Christus den Erlöser haben ihm viele Herzen geneigt erhalten, und die beste Empfehlung der Betrachtungen war ihr innerer Wert. Dieser Auszug mit je einer kurzen Lesung für jeden Tag der Fastenzeit gibt das beste Gold seiner Gedanken und verdient, wie vordem seine langen Betrachtungen, von Tausenden benutzt zu werden.

Übung der Frömmigkeit. 1. Licht und Brot für alle, welche nach der christlichen Vollkommenheit streben wollen. Von Wilh. Aug. Berberich. 12° (XVI u. 416) Paderborn 1912, Junfermann. *M* 2.40; geb. *M* 3.— Praktisch und empfehlenswert ist das Buch, insoweit es auf drei Jahre hinaus für jede Woche je eine kurze Lehre angibt und auf das Partikularexamen Gewicht legt. Ungewöhnlich ist aber, jede Woche sein Partikularexamen nach einer kaum eine Seite

langen Belehrung zu ändern und darauf hin zu hoffen, in drei Jahren die Wege der Reinigung, Erleuchtung und Vereinigung durchlaufen zu können, die hier mehr durch Überschriften als durch den Inhalt geschieden sind; denn beispielsweise steht die Übung der vollkommenen Liebe schon bei der „Reinigung des Herzens", bei dessen „Erleuchtung" die Übung der wohlwollenden Nächstenliebe und Mäßigkeit im Essen und Trinken.

2. Drei Grundlehren des geistlichen Lebens. Von Moritz Meschler S. J. Dritte und vierte Auflage. 12° (XII u. 284) Freiburg 1912, Herder. *M* 2.—; geb. in Leinw. *M* 2.60. Ein altbewährter Lehrer des geistlichen Lebens faßt hier möglichst kurz und einfach zusammen, was unzählige dickleibige fromme Bücher ausspinnen, und führt es auf drei Grundlehren zurück, ohne welche die weitspurigste und erhabenste Aszetik nichts nützt: „Beten — Sich überwinden — Den göttlichen Heiland lieben." Das ist die Quintessenz des geistlichen Lebens. Möchte sie von vielen als kostbare Arznei aufgenommen werden.

3. Unsere Schwächen. Plaudereien von P. Sebastian von Oer, Benediktiner der Beuroner Kongregation. Zehnte Auflage. 12° (VIII u. 286) Freiburg 1912, Herder. *M* 1.50; geb. in Leinw. *M* 2.30. Von Oer hat den rechten Ton getroffen, um Gebildete auf ihre Schwächen aufmerksam zu machen, auf Unvollkommenheiten, die Tag um Tag uns begegnen und nur zu oft überwinden, aber ernstlich bekämpft werden müssen, weil sie sonst unliebenswürdig machen und die Bahn zu groben Fehlern und bösen Gewohnheiten eröffnen. Die Fehler sind mit Nachsicht beurteilt, ihre Heilmittel nicht allzuschwer anzuwenden.

4. Was macht die Frömmigkeit liebenswürdig und fruchtbar? Von P. Matthias von Bremscheid, Priester des Kapuzinerordens. 12° (144) Mainz 1911, Kirchheim. Geheftet *M* 1.20. Der vor nicht langer Zeit verstorbene P. Matthias, bekannt als echter Kapuziner, der in volkstümlicher Art vorangeht, ungeschminkt die Wahrheit sagt, wie unsere Zeit sie fassen kann und benötigt, empfiehlt in zwölf Unterweisungen Tugenden und Übungen, welche einerseits Früchte, anderseits auch Hilfsmittel liebenswürdiger Frömmigkeit sind. Haben die ersten Christen durch ihr Beispiel den Gegnern Achtung vor ihrer Religion eingeprägt, so vermag echte und werktätige Liebe dies auch noch heute.

5. Lilien des Feldes. Der Jungfrau Klosterleben in der Welt. Von Dr Jakob Ecker, Professor am Priesterseminar zu Trier. Sechste und siebte Auflage. 16° (VIII u. 146) Freiburg 1912, Herder. 80 *Pf.*; geb. in Leinw. *M* 1.40. Für Jungfrauen, die sich Gott widmen wollen, jedoch nicht ins Kloster eintreten können wegen Familienverhältnisse, Gesundheit, Alters oder anderer Gründe, ist es oft recht schwer, sich in Beharrlichkeit zu heiligen und ganz Gott zu widmen. Ecker ruft ihnen zu: „Liebe, Reinheit, Armut, Gehorsam, Gebet, Einsamkeit und Schweigen!" und begründet seine Mahnung in sechs Kapiteln.

6. Im Ruhestande. Gedanken für den Feierabend des Lebens. Von Max Steigenberger, Ehrenkämmerer. 12° (192) Regensburg 1911, Pustet. Geheftet *M* 1.—; geb. *M* 1.40. Der Verfasser glaubt mit Recht, ähnliche Schriften seien selten, trotzdem sehr nützlich, um am Ende der irdischen Laufbahn die auferlegte äußere Ruhe und die Freiheit von Amtspflichten in christlicher Art zu verwerten und innere Ruhe zu finden. Sein Buch wird sich bei jenen, für die es geschrieben ist, als nicht unwillkommener Gast und nicht unliebe Freundesspende bewähren.

Leben der Heiligen. 1. Die heilige Katharina von Siena. Ein Zeitbild aus dem italienischen Mittelalter von Helene Riesch. Mit 10 Bildern. 8° (VI u. 132) Freiburg 1911, Herder. *M* 1.80; geb. in Leinw. *M* 2.50. Die Verfasserin des Lebens der hl. Katharina hat genau den Plan der Biographiensammlung „Frauenbilder" befolgt, wovon ihre Arbeit den dritten Band bildet, das wunderbare Eingreifen der Heiligen in die Kirchengeschichte, ihren Verkehr mit Päpsten, Fürsten

und freien Städten nur kurz behandelt, stets jene Tugendbeispiele hervorgehoben, welche den Interessen der „weiblichen Jugend und der reifen Frauen“ entsprechen, dabei einen zeitgemäßen, aber sehr ansprechenden Ton angeschlagen und das übernatürliche Ziel der Seelen immer fest im Auge behalten. Ihre Arbeit gereicht darum der Sammlung zur Zierde.

2. Tugenden und Lehren des hl. Vinzenz von Paul. Von Maynard, Ehrendomherr. Zweite Auflage. Von E. Heger. 8° (476) Regensburg 1911, Pustet. *M* 3.50. Maynard schließt sein in dieser Zeitschrift (LXXVIII [1910] 352) besprochenes Leben des Patrons der katholischen Wohltätigkeitsvereine in schöner Weise ab, indem er die „Tugenden und Lehren“ desselben in erbaulicher Art zusammenstellt und so die tiefsten Beweggründe des Herzens des Heiligen offen legt.

3. Der hl. Vinzenz von Paul. Ein populäres Lebensbild von J. M. Angéli, Priester der Kongregation der Mission. Übersetzung von J. M. Scharpf. Mit 36 Illustrationen, darunter 20 Einschaltbilder. 8° (344) Einsiedeln 1911, Benziger. Geb. *M* 4.—. Kurz, sachgemäß schildert Angéli Werdegang und Geschichte, Grundsätze und Verdienste des Stifters seiner Kongregation. Das für weitere Kreise bestimmte Buch eignet sich gut zur Vorlesung in Vinzenz-Konferenzen.

Drei gute Hilfsmittel zur Feier der Aloysianischen Sonntage verdienen Empfehlung:

4. Die Frömmigkeit und ihr Lohn, gezeigt am Bilde des hl. Aloysius von Gonzaga. Sechs Erwägungen für die reifere Jugend von P. Hugo Mitterbacher, Kapitular des Zisterzienserstiftes Stams. 16° (90) Innsbruck 1911, Kinderfreund-Anstalt. 45 *Pf.* Mitterbacher erwägt, wie der engelgleiche Jüngling ein Vorbild ist in Gebet, Herzensreinheit, Erfüllung des vierten Gebotes, Erdenlohn, im Sterben und als Engel des Himmels.

5. Aloysius-Büchlein. Von P. Bonifacius Gatterdam, Benediktiner der Beuroner Kongregation. 18° (144) Einsiedeln 1911, Benziger. 60 *Pf.* Gatterdam verteilt das Leben des Heiligen in sechs Lesungen und gibt im zweiten Teile Gebete.

6. Anleitung zur würdigen Feier der sechs Aloysianischen Sonntage. Von Leopold von Schütz. Einsiedeln 1911, Benziger. 20 *Pf.* Schütz leitet junge Leute an, sechs Betrachtungen über Tugenden und Andachtsübungen des hl. Aloysius zu machen.

7. Wunderbares Leben des hl. Stanislaus Kostka S. J. Nach authentischen Dokumenten bearbeitet von Matthias Gruber S. J. Mit einem Stahlstich. Dritte Auflage. 16° (VIII u. 176) Freiburg 1910, Herder. *M* 1.—; geb. in Leinwand *M* 1.60. Grubers Stanislaus ist eine empfehlenswerte, für die Jugend eingerichtete Bearbeitung des von P. Boero verfaßten größeren Lebens.

8. Heiligen-Legende in täglichen Lesungen und Betrachtungen. Von Dr Friedrich Hense. Vierte Auflage. Mit 16 Vollbildern. gr. 8° (XVI u. 724) Freiburg 1911, Herder. *M* 6.—; geb. in Leinw. *M* 7.50. Die Bearbeitung der Heiligenlegende des P. Grosez S. J. von Hense ist in dieser vierten Auflage zu einem selbständigen Werke emporgewachsen, hat an äußerem Ansehen gewonnen durch 16 Vollbilder, an innerem Werte durch genaue Überarbeitung und durch Berücksichtigung deutscher Heiligen, ist also zur Aufrechthaltung und Stärkung des christlichen Geistes in einzelnen, in Familien und religiösen Anstalten recht brauchbar, um so mehr, da an jedem Tag höchstens zwei Seiten in großem Druck zu lesen sind.

9. Heiligenlegende. Katechetisch bearbeitet von Joseph Minichthaler, Pfarrer. 1. Heft. 16° (VIII u. 70) Kempten 1911, Kösel. 80 *Pf.* Die Erzählungen, welche Minichthaler Kindern, vom vierten Schuljahr anfangend, jeden Monat vortrug, sind für die Jugend recht passend eingerichtet. Man darf hoffen und wünschen, dies erste Heft möge solchen Anklang finden, daß er die versprochene Fortsetzung bald in den Druck geben kann.

1. **Was ich unter Palmen fand.** Aus dem Skizzenbuch eines Orientfahrers von P. Petrus Klotz O. S. B. 8° (X u. 158) Freiburg 1911, Herder. *M* 1.50; geb. in Leinw. *M* 2.20

2. **Mit Knotenstock und Ränzel!** Erlebnisse eines Handwerksburschen auf seiner Reise von Münster i. W. durch den Orient nach Jerusalem. Von Franz Heinrichs. kl. 8° (332) Münster i. W. (o. J.), Druck der Westfälischen Vereinsdruckerei. *M* 2.50

Die Bücher gehören nicht bloß deshalb zusammen, weil sie zum Teil dieselben Länder und Menschen schildern, sondern noch viel mehr darum, weil aus ihnen dieselbe romantische Wanderlust weht. P. Petrus verwahrt sich ausdrücklich gegen wissenschaftliche oder aszetische Absichten. Er will „einzig und allein in bescheidener Prosa dahertrabende Vagantenlieder" bieten. Die „bescheidene Prosa" dieses Scholaren ist aber reich an originellen Bildern, und wo sie etwa Damaskus oder Kairo oder einen Abend am Nil schildert, wird alles lebendig, was sie berührt. Heinrichs dagegen schreibt leider in der Zwittersprache, die immer entsteht, wenn man einem Mann aus dem Volke nicht beizeiten sagt, daß er mit seiner ganz alltäglichen Ausdrucksweise weit mehr Beifall fände. Trotzdem nimmt das Buch einen bald gefangen. Denn ein braver achtzehnjähriger Friseur, der mit 80 Mark in der Tasche zu Fuß in den Orient reist, hat natürlich die seltsamsten Erlebnisse und wird mit Volksschichten vertraut, über die der bequemere Reisende flüchtig hinwegsieht. Der unverzagte Idealismus, den der Verfasser überall offenbart, ist ein herzerquickender Beitrag zur Psychologie unserer arbeitenden Klassen.

Da draußen vor dem Tore. Heimatliche Naturbilder von Hermann Löns. kl. 4° (198) Warendorf 1911, Schnell. *M* 3.50; geb. *M* 4.50

Löns vereint dichterische Darstellungskunst mit ausgedehnten Naturkenntnissen. Seine Schilderungen wimmeln von Tier- und Pflanzennamen. Es sind lauter volkstümliche Bezeichnungen — und doch wird mancher Leser sie nicht alle verstehen. Unsere Stadtkultur hat uns leider immer mehr dem tausendgestaltigen Leben in Wald und Feld entfremdet. Und unsere Erzähler haben uns trotz ihrer Realistik nur mit recht unbestimmten Strichen die allergewöhnlichsten oder die allerfremdesten Pflanzen und Tiere zu malen vermocht. Darum ist es gut, daß Löns einmal zeigt, wieviel hier noch zu tun bleibt, an wieviel Schönheiten wir in allen Jahreszeiten achtlos vorübergehen, wie entzückend selbst die norddeutsche Tiefebene uns von entschwundenen Erdzeiten und untergegangenen Kulturen und jubelnden Auferstehungen erzählen könnte, wenn wir offene Augen und Ohren hätten. Und alles ist so geschickt geschrieben, daß sich auch der verbissenste Stubenhocker nach der Herrlichkeit da draußen vor dem Tore sehnen muß.

Echte Jungen. Eine Schülergeschichte von Richard P. Garrold. Mit sechs Bildern. 8° (VIII u. 334) Freiburg 1911, Herder. *M* 3.—; geb. in Leinw. *M* 4.—

Da dieses Buch aus fremdem Lande stammt, so werden gar manche Einzelheiten den deutschen Leser eigenartig anmuten. Nichtsdestoweniger bietet es eine Schilderung „echter Jungen", die im großen ganzen überall die gleichen sind. Die Übertragung aus dem Englischen, die durch K. Hofmann besorgt ist und den gemütlichen Erzählerton eines Schülers nachahmt, wird darum mit Freude und Aufmerksamkeit gelesen werden. Aber auch mit großem Nutzen. Nicht bloß erhält neben der Unterhaltung über frohe Spiele, treue Freundschaftsbündnisse, gewagte Jugendstreiche das junge Völkchen zahlreiche Winke und Anregungen zum Guten, sondern auch Eltern und Erzieher werden immer wieder auf ein weises Maß von Nachsicht und Klugheit in der Erfüllung ihres schweren Berufes hingewiesen. Sich in die Gedankenwelt der Jugend hineinversetzen, ihre kleinen Leiden und Kümmernisse mitfühlen, einerseits

sich hüten vor allzu großer Vertrauensseligkeit, anderseits nicht durch Härte und Mißtrauen das zarte Herz mutlos machen, das sind kostbare Lehren des Garroldschen Buches, die das Mißbehagen über den Mangel innerer Verbindung und logisch fest zusammenhängender Struktur des Ganzen gerne vergessen lassen.

Rom. Kleine Rundschau über die ewige Stadt für die Jugend. Von Anton Osen. Mit 65 Abbildungen und einem Plane von Rom. 8° (IV u. 84) Wien u. Leipzig 1911, Kirsch. Geb. *M* 2.50

Das Büchlein von Osen ist durchaus geeignet, die Jugend für die großartigen Denkmäler der ewigen Roma zu begeistern. Es bietet ansprechende Schilderungen und zahlreiche Illustrationen der wichtigsten Sehenswürdigkeiten aus allen Zeitaltern. Neben der Anerkennung und warmen Empfehlung, die wir dem Büchlein von Herzen gerne mit auf den Weg geben, müssen wir allerdings einige Ungenauigkeiten bedauern; vgl. z. B. S. 23 28—29 30. Auch kann man nicht sagen, daß die Ausstattung durch den mechanisch mit jedem Bogen einsetzenden Wechsel der Druckfarbe gewonnen hätte.

Miszellen.

Die Deutschen in der Schlacht bei Moncontour. In einem 1573 dem Herzog Ernst von Bayern als fürstbischöflich Freisingschen Administrator gewidmeten, jetzt selten gewordenen Werke Illustria Ecclesiae Catholicae Trophoea findet man neben andern zeitgenössischen Schriften, welche auf die religiösen Umwälzungen in England und Schottland Bezug nehmen, eine gedrängte Schilderung des ersten Jahrzehntes der französischen Hugenottenkriege, 1559—1569. Der Name des Verfassers ist nicht genannt und die Angabe: a viro quodam pio et erudito, wenig dazu angetan, ihn herausfinden zu lassen. Die Vermutung des neuesten Herausgebers, der Bericht rühre von dem in jene Ereignisse vielfach verwickelten Jesuitenpater Edmund Auger her, wird nur durch schwache Momente gestützt; innere und äußere Gründe scheinen dieselbe zu entkräften. Dem Berichte selbst aber kommt eine gewisse Bedeutung zu, nicht nur als einem mit den Ereignissen gleichzeitigen, sondern auch als einer der äußerst wenigen Gesamtdarstellungen, die von katholischer Seite den eifrigen Parteiberichten der Hugenotten aus jenen Tagen gegenüberstehen. Eben deshalb hat der um die Geschichte des französischen Reformationszeitalters schon mehrfach verdiente Professor der Universität Dijon, Henri Hauser, durch Übersetzung und kritische Beleuchtung in der Revue Historique 1911/12 neuerdings die Aufmerksamkeit darauf gelenkt. Nicht in allem wird man dem scharfen, katholischem Wesen fremd und abgeneigt gegenüberstehenden Kritiker zustimmen, ihm aber doch für diese Arbeit Dank wissen.

Der Verfasser des Berichtes hat von vornherein gar nicht im Sinne gehabt, ein Geschichtswerk zu liefern, er will vielmehr in einem längeren Schreiben, wie es scheinen möchte auf vorausgegangene Aufforderung hin, bestimmten hochgestellten Personen in Deutschland eine Vorstellung von dem wahren Verlauf der wirren Vorgänge in Frankreich geben. An Vollständigkeit kann er dabei nicht denken,

er faßt nur das Nächstliegende zusammen, pauca e multis, solches was allgemein erzählt wird, was er gelesen oder von katholischen Männern gehört hat, was er selbst oder Bekannte von ihm als Augenzeugen miterlebt und beobachtet haben. Daß bei einem derartigen Bericht aus so erregter Zeit und in so aufregend wirkender Sache manches übertrieben, ungerecht verallgemeinert oder allzu schonungslos verurteilt sein mag, ist von vornherein zu erwarten; doch darf ihm das nicht als Parteilichkeit angerechnet werden, daß er bei den damaligen Führern der Hugenotten den politischen Triebfedern und Zielen größere Bedeutung beimißt als den religiösen. Ungerecht wird Hauser und zugleich unwissenschaftlich, wenn er dem Bericht und der katholischen Berichterstattung aus der Hugenottenzeit überhaupt eine Vorliebe für das Scheußliche, das Obszön-Gräßliche, einen „literarischen Sadismus" zum Vorwurf macht. Nicht Vorliebe für solche abstoßende Dinge, sondern das natürliche Entsetzen über die von den Hugenotten verübten unerhörten Greuel wird durch diese allen katholischen Berichten gemeinsamen Schaudergemälde bezeugt. Zwar wird jeder länger andauernde Krieg Verrohung herbeiführen und zu mancherlei wüsten Ausschreitungen Anlaß geben, aber den französischen Hugenotten eigen war die geflissentliche und berechnete Schändung alles dessen, was den Katholiken religiös teuer und heilig war. Nicht Raub und Diebstahl, Brand und Mord allein, wie bei andern Kriegen, haben den Hugenottenkämpfen ihr unheilvolles Gepräge gegeben, obgleich sie auch in dieser Richtung alles Dagewesene überschritten, sondern die sakrilegische Verunehrung des Heiligen, in der eine geradezu diabolische Erfindungsgabe aufgeboten wurde. Das hat dann in den Herzen der katholischen Zeitgenossen einen so unauslöschlichen und tiefen Eindruck des Abscheus hervorgebracht, daß sie jedes Übermaß von Scheußlichkeit von seiten der Hugenotten für glaubhaft hielten und wohl in ihrer Vorstellung, in ihren Berichten zuweilen auch das wirklich Geschehene durch Übertreibung oder Verallgemeinerung noch überboten.

So streng indessen Hausers Kritik dem Inhalt des Berichtes sich gegenüberstellt, dem letzten Teile desselben, der die Kriegsoperationen Heinrichs von Anjou im Poitou beschreibt und schließlich den Verlauf der entscheidenden Schlacht von Moncontour erzählt, legt er großen Wert bei, als der Aussage eines urteilsfähigen und wohlunterrichteten Augenzeugen. Gerade in diesem Abschnitte aber wird den Deutschen unverhältnismäßig große Aufmerksamkeit geschenkt, sei es weil die Erzählung überhaupt für deutsche Leser bestimmt war, sei es weil der Erzähler persönlich zur deutschen Nation in näherer Beziehung stand. Jedenfalls verdient die Rolle, welche in den Hugenottenkriegen die Deutschen gespielt haben, auch heute noch Beachtung.

Noch bevor es zur Entscheidungsschlacht kam, hatte man auf beiden Seiten empfindliche Verluste zu beklagen gehabt, und gerade eine Anzahl namhafter Hugenottenhäupter waren durch ein plötzliches Ende dahingerafft worden. „Herzog Wolfgang von Zweibrücken, der Frankreich wüstgelegt und ausgebrannt hatte, starb ganz plötzlich und befreite dadurch das Reich von einem großen Schrecken. Es steht fest, daß er das Ende nahm, nachdem er kaum 24 Stunden vorher noch

kräftig gespeist hatte: ob durch die Pest oder andere plötzliche Krankheit, es war das Werk des Herrn der Heerscharen." Am 3. Oktober 1569 kam es endlich zum Zusammenstoß der Heere bei Moncontour. Deutsche Hilfsvölker bildeten den Kern der hugenottischen Truppen. Die deutschen Reiter unter Wolrad von Mansfeld standen im Vordertreffen; die deutschen Lanzknechte, die Wolfgang von Zweibrücken herbeigeführt hatte, wurden kommandiert von den Herren von Geroldseck und Granviller. Man hatte sich verabredet, keinem aus dem Katholikenheere Pardon zu geben; ein Überwurf von weißer Farbe sollte die Hugenottenkämpfer unter sich gegenseitig kenntlich machen.

„Die königlichen Truppen unter Heinrich von Anjou waren von sehr erfahrenen und tapfern Führern kommandiert. Graf Ernst von Mansfeld befehligte den rechten Flügel; er hatte unter sich 17 Eskadronen Reiter, die vom Landgrafen von Hessen, den beiden Rheingrafen, dem Grafen Westerburg und Herrn v. Betstein oder v. Bassompierre befehligt wurden. Den linken Flügel hielt der Herzog von Guise, unterstützt vom Marschall de Cossé und einem großen Teil des französischen Adels mit dessen Mannschaften. Im Zentrum stand die Infanterie, 38 Kompagnien Schweizer, ihre vordersten Reihen kommandiert von Clary und Pfyffer, und mit Kanonen versehen. Ihnen folgten die Burgunder [d. h. die von Herzog Alba aus Flandern geschickten Mannschaften] und die päpstlichen Hilfstruppen unter erlauchten Führern. Der Herzog von Anjou, Bruder des Königs, hatte zu seinem Schutz, abgesehen von einem Elitekorps von französischen und deutschen Kavalieren, die Herzoge von Aumale und von Martigues, den Markgrafen Philibert von Baden, den Marschall Biron und andere der tüchtigsten und angesehensten Kriegsmänner. Von beiden Seiten wurde mit der äußersten Erbitterung gekämpft, und es war an diesem Tage keiner, der nicht die beste Gelegenheit gehabt hätte, seine Bravour zu zeigen. Zuerst machten die deutschen Reiter von der Hugenottenseite einen Ansturm gegen die französischen Schützen und Arquebusiere, mit solchem Ungestüm, daß diese ins Weichen kamen. Aber durch die Tapferkeit der Führer wurde die Schlachtlinie wieder hergestellt, und den Bedrängten kamen von beiden Seiten her die deutschen Reiter aus dem königlichen Heere zu Hilfe, so daß jetzt Deutsche gegen Deutsche kämpften, jeder der beiden Teile von einem Mansfeld kommandiert, die, verschiedener Religion und verschiedener Fahne folgend, den ganzen Anprall ihrer Kampfeswut auf die Leiber ihrer Stammverwandten losließen. Es läßt sich nicht beschreiben, mit welch leidenschaftlicher Hitze, mit welchem Ingrimm da gekämpft wurde, da doch der Bruder den Bruder, der Freund von ehemals den eben erst zum Feind umgewandelten Kameraden, jeder wenigstens einen Landsmann sich gegenübersah. Welch ein Jammer, daß deutsche Männer den alten Ruhm ihrer Tapferkeit dadurch herabwürdigen, daß sie nicht auf die Sache sehen, für welche sie kämpfen, noch Schonung kennen für die eigene Nation, sondern unvernünftigen Tieren gleich nur auf das Geld schauen, das man ihnen bietet, und für jede noch so verwerfliche Kriegsgelegenheit Leben und Blut feilbieten, wenn nur Hoffnung auf Beute und Gewinn vorhanden. In früheren Jahrhunderten hat dieses Volk den

übrigen Nationen der Erde Respekt eingeflößt, wie durch seine unbesiegte Tapferkeit, so durch Treue und Redlichkeit. Heute aber ist keiner mehr, der sich nicht die Dienstbarkeit desselben erkaufen könnte, wenn er nur das Geld dazu hat. Nach dem Geld wird jetzt die Sache selbst geschätzt, und das Volk sieht keine Schmach mehr darin, in feindlichen Heerlagern gegeneinander zu kämpfen; gewiß eine Leichtfertigkeit, um nicht Härteres auszusprechen, weit entfernt von dem Ernste und der Treue der alten Deutschen.

„Während also die deutschen Reiter gegeneinander kämpften, ließ die französische Reiterei des Rebellenheeres ihre Kampfgenossen im Stich, und nun wandte sich auch die deutsche Reiterei zur Flucht, den Admiral [Coligny] an der Spitze, bis sie, durch die Entfernung und die hereinbrechende Nacht vor der Verfolgung der Königlichen geschützt, wieder aufatmen konnten. Inzwischen hatten die leichte Reiterei und das Fußvolk der Königlichen, verstärkt durch die päpstlichen und burgundischen Hilfstruppen, die Linien der hugenottischen Infanterie und des Admirals gaskonische Reiter angegriffen und eine Metzelei angerichtet, wie sie unter Christen kaum je vorgekommen sein mag. Jene 26 Fähnlein deutscher Lanzknechte, welche unter den unseligen Auspizien des Herzogs von Zweibrücken nach Frankreich gekommen waren, wurden zusamt ihren Führern Geroldseck und Granviller völlig in die Pfanne gehauen, und man glaubt nicht, daß auch nur einer übrig geblieben sei, um die Trauerkunde nach Hause zu bringen. Mit ihnen verbluteten auch die gaskonischen Reiter, die von ihren flüchtig gegangenen Waffengefährten abgeschnitten waren. Ein tragisches Spiel des Schicksals könnte es erscheinen, daß an einem einzigen Tag und gleichsam durch einen einzigen Tod so viele tapfere Männer, die edle und erlesene Blüte der deutschen Wehrkraft, dahingemäht wurden, hätte nicht die eigene Verwegenheit und eine bei jenem Volke unerhörte Grausamkeit allen Anspruch auf Mitleid und Sympathie ihnen genommen. Denn ohne Notwendigkeit, ohne gerechte Ursache dem Ruf aus ihrer Heimat folgend, gingen sie darauf aus, dieses Reich zu zerstören, von dem ihnen niemals ein Leid zugefügt, wohl aber mancherlei Vorteile und Wohltaten zugeflossen waren. Im übrigen wird Frankreich die Gottlosigkeit dieser Soldateska noch lange in schmerzlicher Erinnerung haben. Mußte es doch von ihr eine mehr als viehische Wildheit ertragen, eine Beutegier schlimmer als die des Türken, eine solche Wut gegen Menschen jedes Alters und Geschlechtes, besonders aber gegen die Priester, wie man sie kaum von den wilden Horden der Scythen und Barbaren zu gewärtigen hat.

„So haben also die Deutschen mit ihrem Blute den Furien Frankreichs die Leichenfeier gehalten, und vielleicht werden sie dadurch ihren Nachkommen eine Warnung hinterlassen, sich nicht mehr so unvorsichtig in fremde Angelegenheiten zu mischen. Von der deutschen Reiterei des Rebellenheeres sind übrigens nicht so viele gefallen, da sie nach dem Rückzug der französischen Lanziere bald auch selbst Reißaus genommen haben. Doch werden von ihnen immerhin ihrer 400 vermißt. Die Gesamtzahl der getöteten Rebellen belief sich auf über 10 000, nicht gerechnet den zahlreichen Troß im Lager, der gleichfalls der Wut zum

Opfer fiel, so daß selbst der Hunde, die beim Gepäck der Reiterei zurückgeblieben waren, nicht geschont wurde. . . . Alle Wagen und das gesamte Gepäck waren erobert und wurden ausgeplündert, insbesondere das der deutschen Reiterei, bei welchem sich aus vielen Provinzen, Städten und Kirchen Kostbarkeiten vorfanden.

„Aber freilich auch für die Königlichen ging es bei diesem Sieg nicht ohne blutige Verluste ab, besonders soweit es fürstliche Persönlichkeiten betrifft. Sonst war die Zahl der Gefallenen nicht eben groß, denn aus dem ganzen königlichen Heere, alle Waffengattungen zusammengenommen, rechnet man 500 Tote [nach andern Angaben 1200]. Es fielen aber auch nach tapferster Gegenwehr der Markgraf Philibert von Baden und der Landgraf von Hessen, der dritte in der Reihe seiner Brüder, ebenso der Herzog von Longueville. Besonders großes Bedauern weckte bei den Katholiken Frankreichs der Tod des Markgrafen. Er hatte an diesem blutigen Tage mit einem Mut und einer Tapferkeit gefochten, wie man es bei einem Mann von solchem Range nur je gesehen hat, bis eine Flintenkugel, die ihn in den Hals traf, dem Kampf und dem Leben zugleich ein Ende machte — fürwahr ein allzu früher Tod, da der Markgraf durch seine Waffentaten und seine Kriegstüchtigkeit zu einem großen Herrscher zu werden versprach. Verwundet kehrten vom Schlachtfeld heim Graf Mansfeld, der großen Anteil am Siege gehabt, der Herzog von Guise, der ältere der beiden Rheingrafen, der Reiteroberst Schönenberg und Herr v. Bassompierre.

„Das ist der denkwürdige Sieg, den Frankreich errungen hat über die eigene Untat, aber eher mit fremdem Blute als mit dem eigenen. Derselbe gab dem König sein Reich zurück, er konnte auch der Kirche in Frankreich den Frieden zurückgeben."

Das „soziale Übel" in Chicago. Zu Chicago, der zweitgrößten Stadt der Vereinigten Staaten, tagte am 31. Januar 1910 eine Versammlung, welche das „Bündnis der Kirchengemeinschaften" (Church Confederation) zusammenberufen hatte und auf welcher die angesehensten Geistlichen und Kultdiener anwesend, im ganzen 600 städtische Pfarreien der verschiedensten Denominationen vertreten waren. Als Ziel schwebte vor Augen, zu einer öffentlichen und allgemeinen Bewegung den Anstoß zu geben, um dem immer mehr anschwellenden Strom sittlicher Verderbnis einen Damm entgegenzustellen. Es sollte das keine Herabsetzung der Stadt bedeuten, vielmehr wurde schon vorgängig zu allen Verhandlungen mit Nachdruck betont, daß die derzeitigen sittlichen Mißstände Chicagos um nichts schlimmer seien als die irgend einer andern großen Stadt des Landes und auch um nichts verschlechtert gegenüber den Verhältnissen der unmittelbar vorausgegangenen Zeit. Die städtische Behörde stellte sich daher auch durchaus nicht ablehnend den Bestrebungen der Versammelten entgegen, nahm vielmehr die Sache amtlich selbst in die Hand, ernannte eine stehende Kommission zur Bekämpfung des öffentlichen Lasters und stellte derselben jede notwendige Unterstützung aus städtischen Mitteln zur Verfügung.

Die Aufgabe dieser Kommission konnte es vorerst nicht sein, vorhandene Übelstände durch eigenes Eingreifen sofort zu beseitigen. Vielmehr kam es zu-

nächst darauf an, möglichst umfassende und vertrauenswürdige Erhebungen über die Größe des Übels, seine Quellen und Hilfsmittel, seine Opfer und Werkzeuge, seine Begleiterscheinungen und Wirkungen anzustellen. Praktische Vorschläge zur Reform, Orientierung der philanthropischen Gesellschaften, Warnrufe für die Öffentlichkeit, Anträge bei den gesetzgebenden Körperschaften, schärfere Kontrolle des städtischen Sicherheitsdienstes und Wachrüttelung der öffentlichen Meinung mußten sich dann von selbst ergeben.

Bedenkt man, daß auf Grund der amtlichen Auskunftsquellen für die eine Stadt Chicago zur Zeit 5000 Prostituierte verzeichnet werden mußten, die ausschließlich vom Lastergewerbe leben, und daß mit der geschäftlichen Ausbeutung des Lasters allein an den polizeilich anerkannten Stätten alljährlich ein Gewinn von 15 Millionen Dollars erzielt wird, und daß mit diesen Zahlen die Schandseiten des Großstadttreibens doch nur erst zu einem Teile enthüllt sind, so wird man den Ernst, mit dem hier die städtische Behörde den Vorstehern der Kirchengemeinden zum sittlichen Reformwerk die Hand gereicht hat, zu würdigen wissen.

Um das ganze vielverzweigte Gebiet, das zu bearbeiten war, leichter zu beherrschen, teilte sich das Komitee in zehn Ausschüsse, von welchen jeder die dienlich scheinenden Nachforschungen in möglichster Vollständigkeit betrieb. Je ein eigener Ausschuß bestand: 1. für die Statistik der in der Stadt vorhandenen professionellen Lasterstätten, bösen Gelegenheiten und Methoden der Verführung; 2. für Wirtshäuser und Kneipen; 3. Aufgabe und Haltung der Polizeiorgane (die großenteils dem Übel konnivierten); 4. Art der Rekrutierung des Lastergewerbes; 5. Zusammenhang von Verbrechertum und Prostitutionswesen, 6. Schutz- und Bewahrungsmittel, Aufgaben der Erziehung; 7. Möglichkeit und Veranstaltungen der Rettung und Besserung; 8. einschlägige Fachliteratur, Material aus den Erfahrungen anderer Städte und Länder; 9. Ärztliches, Medizinisches, Volkshygienisches; 10. vorhandene Gesetze und ratsam befundene Gesetzesanträge.

Während die Erhebungen dieser Ausschüsse, durch erprobte Organe und in großem Maßstabe ausgeführt, in aller Stille vor sich gingen, versammelte sich das Komitee regelmäßig zu gemeinsamer Beratung. Nicht nur wurden die Erfahrungen ausgetauscht und die auftauchenden Fragen mit allem Ernste debattiert, man ließ sich auch von Experten oder Autoritäten Berichte erstatten. Bald war es ein höherer Polizeibeamter, bald ein erfahrener Arzt, bald der vieljährige Leiter einer der großen Lasterstätten, bald sogar ausübende Sklavinnen des Schandgewerbes, welche man dafür gewann, offen ihre Beobachtungen mitzuteilen. Nicht zufrieden damit, ließ man von berufenen Autoritäten über die einschlägigen Fragen öffentliche Vorträge halten, die sich bis auf die Zahl von 98 beliefen.

Endlich hatten alle zehn Ausschüsse ihre Forschungen und Beratungen beendet und die Berichte vorgelegt, als nun erst erkannt wurde, daß bei dem steten Ineinandergreifen der Teilmaterien eine einheitliche Verarbeitung des Ganzen notwendig sei. Frucht dieser letzten erneuten Durcharbeitung war der offizielle Gesamtbericht der Kommission, der am 5. April 1911 in Druck ausgegeben werden konnte,

aber schon am 30. April in zweiter, am 1. August in dritter Auflage erscheinen mußte. Er stellt ein Buch dar von 400 Großoktavseiten und trägt den Titel: The Social Evil in Chicago. A Study of existing conditions with recommendations. By the Vice-Commission of Chicago, a Municipal Body appointed by the Mayor and the City Council of the City of Chicago. Chicago 1911. (Das soziale Übel in Chicago. Eine Erforschung der vorhandenen Zustände mit Vorschlägen der Abhilfe. Von dem Komitee zur Bekämpfung des öffentlichen Lasters in Chicago.) An Naturwahrheit, Deutlichkeit und scharfer Wiedergabe der kleinsten Einzelheiten nähert sich der Bericht einer photographischen Aufnahme, so lebendig erscheint das Bild des vielgestaltigen Korruptionswesens der amerikanischen Großstadt, nicht nur mit eingehender Behandlung der verschiedenen Formen der Verführung und des Verderbnisses, sondern auch mit hunderten von praktischen Fällen, meist aus dem Munde der Nächstbeteiligten selbst, aber sorgfältig nachgeprüft. Hunderte von Seelenbankrotten, Hunderte von Familientragödien stehen hier verbucht mit ebensovielen Beispielen himmelschreiender Gewissenlosigkeit oder unerhörten Leichtsinns. Mag oft das Mitleid sich rühren, das Bild in seiner Ganzheit erfüllt mit Ekel; ja es wirkt grauenerregend. Was die Sache so unheilbar macht, ist nicht allein die Gewalt des der ungebändigten Menschennatur innewohnenden tierischen Triebes, es ist noch viel mehr die Leichtigkeit und Größe des Geldgewinnes, der mit dem Lastergewerbe verbunden ist und an dem viele Klassen der Bevölkerung direkt oder indirekt ihren Anteil haben.

Unter den Vorschlägen zur Einschränkung des Übels findet sich gewiß manches Brauchbare und Heilsame. In einigen Punkten ist schon viel erreicht durch die rückhaltlose Aufdeckung der Gefahr. Aber als Lesung für die Allgemeinheit, selbst als Belehrung für Unberufene, kann ein Bericht von so Abscheuerregendem Inhalt sich nicht empfehlen. Solchen jedoch, welche den sittlichen Übeln einer Großstadt oder der moralischen Gesundheitsgefährdung eines Volkes entgegenzuwirken den Beruf haben, können diese Darlegungen von Nutzen sein. Das bedeutungsvollste an dem Unternehmen von Chicago ist das einträchtige Zusammenwirken der geistlichen und weltlichen Obrigkeiten, der verschiedenen religiösen Denominationen, der ärztlichen, juristischen, philanthropischen und pädagogischen Autoritäten zu dem einen Ziel der sittlichen Reform der Stadt. Wird hierin niemals alles erreicht werden, so kann doch unsägliches Übel für Familien und Individuen, unermeßlicher Fluch für Menschenseelen und Menschengesundheit abgewehrt werden. Daß Gesetze und Polizei auf diesem Felde versagen oder im besten Falle nur halbe Arbeit tun, haben die Erfahrungen von Chicago wieder bewiesen. Die Hoffnung ist jetzt gesetzt auf das einheitliche Zusammenwirken aller moralisch höher stehenden Kreise zu einer dauernden mächtigen Beeinflussung der öffentlichen Meinung.

Bußpredigt im Zirkus. Ein reicher Mann dachte bei sich und sagte: Seele, du hast viele Güter auf viele Jahre aufgespeichert; ruhe, iß, trink, schmause! Gott aber sprach zu ihm: Du Tor! Diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern, und wessen wird dann sein, was du bereitet hast? So

ist es mit dem, der für sich Schätze aufhäuft und nicht reich ist bei Gott. — Das Evangelium enthält wenig Worte, die dem Alltagsmenschen mit so donnernder Wucht in die Seele fallen. Deshalb konnte es in gläubigen Zeiten nicht ausbleiben, daß die knappen Linien des biblischen Gleichnisses allmählich zu volleren Gebilden nachschaffender Kunst ausgeweitet wurden. In mannigfachen Formen erzählte sich das Mittelalter vom jähen Sterben des reichen Mannes, schon bevor der Stoff im 15. Jahrhundert als Everyman auf die englische Bühne kam. Bald danach erschienen lateinische, griechische und deutsche Bearbeitungen. Das alles sind Stücke, von denen bis vor kurzem nur noch die Gelehrten sprachen. Aber da begegnete Hugo v. Hofmannsthal auf seinen schönheitsdurstigen Wanderungen durch die Literaturen der Vergangenheit auch dem alten Everyman. Jahrelang trug der Künstler Gedanken und Gestalten des Dramas mit sich herum. Dann fühlte er klar, worauf es ankam: er ließ alles Weitschweifige der englischen Fassung fallen, schuf mit seiner viel bewunderten Sprachkunst dem Stoff ein altmodisches, ausdrucksmächtiges Gewand — und ging zu Max Reinhardt. Und nun setzte sich das Publikum, so oft seine beiden Lieblinge wollten, dicht gedrängt in den Berliner Zirkus Schumann und dann, seit Anfang der Karwoche, in den Wiener Zirkus Busch und lauschte mit angehaltenem Atem und kaum verhehlter Angst der fürchterlichsten Bußpredigt. Tausende, die seit ihrer Kindheit keine so fromme Lesung in den Händen gehabt hatten, kauften jetzt „Jedermann. Das Spiel vom Sterben des reichen Mannes. Erneuert von Hugo v. Hofmannsthal“. Der Verlag S. Fischer in Berlin mußte Auflage um Auflage drucken.

Wer den Eindruck des Spieles beobachtet hat, wird entschieden leugnen, daß die bloßen Namen Reinhardt und Hofmannsthal alles erklären. Gesprochene und gedruckte Äußerungen beweisen, daß die Seelen am stärksten durch die innere Wahrheit des Stückes aufgerüttelt wurden. Der Dichter selber hat sich in einem zweiten Buch darüber verbreitet. Es ist bei Julius Bard in Berlin erschienen und heißt: „Das alte Spiel von Jedermann. 17 Figurinen von Alfred Roller und 7 Schauspielerbildnisse. Bemerkungen von Hugo v. Hofmannsthal“. Da liest man über den Gedankengehalt des Stoffes:

„Sein eigentlicher Kern offenbarte sich immer mehr als menschlich absolut, keiner bestimmten Zeit angehörig, nicht einmal mit dem christlichen Dogma unlöslich verbunden: nur daß dem Menschen ein unbedingtes Streben nach dem Höheren, Höchsten dann entscheidend zu Hilfe kommen muß, wenn sich alle irdischen Treu- und Besitzverhältnisse als scheinhaft und löslich erweisen, ist hier in allegorisch-dramatische Form gebracht; und was gäbe es näheres auch für uns? Denn wir sind in der Enge und im Dunkel, in anderer Weise als der mittelalterliche Mensch, aber nicht in minderem Grade; wir überschauen vieles, durchblicken manches, und doch ist die eigentliche Seelenkraft des Blickens schwach in uns; vieles ist uns zu Gebote, aber wir sind keine Gebieter; was wir besitzen sollten, das besitzt uns, und was das Mittel aller Mittel ist, das Geld, wird uns in dämonischer Verkehrtheit zum Zweck der Zwecke. Die neuere Zeit

sieht mit einem andern freieren gütigeren Blick auf den ‚Mammon‘ als die alten frommen Zeiten. ‚Ist nicht das Geld zum Beleben da?‘ fragt Novalis, aber es ist ein Jahrhundert seitdem hingegangen und das Verhältnis zu diesem Dämon hat sich wiederum verdunkelt und verworren. Dieses Verhältnis durchzieht und durchsetzt alle übrigen des Daseins und es ist erschreckend, bis zu welchem Grad es sie alle bestimmt."

In der dramatischen Wirklichkeit ist der Grundgedanke viel kraftvoller herausgearbeitet, als es nach diesen etwas unbestimmten Erwägungen scheinen könnte. Das Werk ist ausgesprochen christlich und katholisch, und daß es so allgemein menschlich ergreift, zeigt nur wieder, wie sehr die Menschenseele von Natur aus christlich ist. Ihr innerstes Wesen gibt bebend Antwort, wenn da in der lachenden Tafelrunde urplötzlich der grause Tod erscheint und auf Jedermanns Herz seine Knochenhand legt; wenn die Geliebte und der Freund und die Verwandten sich weigern, den Sterbenden auf seiner Reise zum furchtbaren Gericht zu begleiten; wenn der Mammon, der einst all seine Hoffnung gewesen ist, ihn nun am allergrausamsten verhöhnt; wenn nur seine geringen guten Werke ihn retten, und auch die nicht eher, als bis sie durch Glauben und Reue lebendig geworden und durch den Empfang der Sterbsakramente gekrönt sind.

Daß Hofmannsthal und Reinhardt ihre doch meist nicht kirchlich gesinnten Zuschauer diese tief menschlichen Wahrheiten mit solchem Erfolg in durch und durch katholischen Formen erleben lassen, mag den Dichtern der Gegenwart von neuem die ewig unverblichene Schönheit unseres Glaubensgutes enthüllen. Und wenn einen das scheinbar erzmoderne Bedenken plagt, seine künstlerische Besonderheit gestatte ihm nicht, einen Weg zu wandern, den schon so viele gegangen sind, so möge er sich einen Augenblick erinnern, daß auch Hugo v. Hofmannsthal sozusagen eine moderne und besondere Künstlernatur ist. Und er möge in Hofmannsthals oben erwähnten „Bemerkungen" einmal nachdenklich lesen, daß die „sublimste Moral des Theaters" darin besteht, „nur Demütige zu krönen und seinen goldensten Kranz dem größten Opfer aufzubehalten"; mit andern Worten: „daß es gar nichts heißen will, in demjenigen besonders zu sein, worin man sich von der Menschheit unterscheidet, daß das einzige Kriterium der Größe in der Art und Mächtigkeit dessen liegt, was man mit der ganzen Menschheit teilt".

Von allem Großen aber, das ein Dichter mit der Menschheit teilen kann, ist dem katholischen Glauben nichts fremd.

Noch mehr Windthorstkorrespondenz.

I. Der Staatsminister a. D.

Die am Schlusse unseres LXXXII. Bandes niedergelegte Bitte um Mitteilung etwa noch vorhandener Briefe Windthorsts hat im Kreise unserer Leser freundliche Aufnahme gefunden. Abgesehen von gütigen Zuschriften, welche Ratschläge und Orientierungen enthielten, sind die gewünschten Korrespondenzen von verschiedenen Seiten in zuvorkommendster Weise zur Verfügung gestellt worden; in mehreren Fällen hat unsere Bitte erst zu Nachforschungen Anlaß gegeben und zu erfreulichen Entdeckungen geführt. So ist dank der wohlwollenden Unterstützung aus unsern Leserkreisen die Zeitschrift in den Stand gesetzt, zum Abschluß von Windthorsts Zentenarfeier über Leben und Wirken des großen Katholikenführers noch weitere Mitteilungen zu bringen.

Man darf freilich nicht erwarten, daß es Dinge von so allgemeinem Interesse und von so hervorragender Bedeutung sein werden, wie die früheren Veröffentlichungen sie haben bieten können. Jene führten auf die Höhepunkte von Windthorsts Laufbahn als Führer der deutschen Katholiken und an die entscheidenden Wendungen des großen, ewig denkwürdigen kirchenpolitischen Kampfes. Aber auch Schreiben von minder wichtigem Inhalt erhalten Wert, wenn sie von einem Windthorst stammen, zumal wenn sie zur Kette aneinandergereiht genaueren Einblick gewähren in sein Wesen und Walten. Es ist deshalb bei dieser Veröffentlichung auch das unbedeutend Erscheinende nicht beiseite gelassen worden. Alle Historiker oder Biographen, die mit Windthorsts vielbewegtem langen Leben sich zu befassen veranlaßt waren, haben bis jetzt den Mangel an eingehenderen Nachrichten unlieb empfunden. Über Windthorsts Leben muß erst noch viel geforscht und gesammelt werden, für das Sichten ist noch nicht die Zeit. Ja, es läßt sich gegenwärtig noch nicht klar herausstellen, welche von den kleinen Windthorstbriefen völlig belanglos, welche für den Historiker vielleicht recht wertvoll sind.

In zweifacher Richtung behauptet die neue Sammlung einen eigenen Wert. Reichliche Nachrichten sind vorhanden, und noch immer mehr lassen

sich erhoffen über Windthorsts Tätigkeit als Beamter und Staatsminister in Hannover bis zum Jahre 1865. Ungleich reicher noch fließt das Material aus der Zeit des Kulturkampfes seit 1872 und zumal über Windthorsts Führerschaft seit dem Tode Mallinckrodts 1874. Die Jahre hingegen, welche zwischen den Ereignissen von 1866 und dem offenen Kulturkampf 1872 in der Mitte liegen, weisen für den, der an Windthorsts Leben näheres Interesse nimmt, eine große Leere auf. Abgesehen von seinem Auftreten in den Parlamenten, sind bis jetzt aus dieser Zeit nur vereinzelt dürftige Schriftstücke von seiner Hand bekannt geworden. Dahingegen kann hier eine zusammenhängende Folge von Schreiben vorgelegt werden, welche vom November 1866 bis Oktober 1872 reicht und welche wirklich Neues bringt.

Oft ist ausgesprochen worden ferner, daß in Windthorsts Briefen, soweit sie unserer Kenntnis offen liegen, das rein Sachliche, sozusagen das Geschäftsdienliche, im Vordergrunde stehe, so daß der Mensch Windthorst mit seinem persönlichen Fühlen fast unnahbar bleibe. Allerdings war Windthorst nicht der Mann, in Gefühlsergüssen sich zu ergehen. So sehr Beredsamkeit ihm eigen war, trug er doch das Herz nicht eben auf der Zunge. Indes wer Menschen kennt und Menschenherzen versteht, vermag auch aus den kurzen, kühlen Briefwendungen des alten Niedersachsen den Herzenszug herauszufinden. Dafür gerade bietet die neue Sammlung günstigste Gelegenheit; sie zeigt Windthorst im Verkehr mit seinen Lieben, mit Sohn und Neffen und mit den näheren Freunden.

Die Gesamtheit der neu zusammengebrachten Schriftstücke ist in zwei Gruppen geschieden worden, nach zeitlichen und sachlichen Gesichtspunkten zugleich. Die erste führt von 1862 bis 1872 und spiegelt vorwiegend noch den Gesichtskreis und die Interessenahme des alten hannoverschen Ministers. Die zweite Gruppe, welche dem nächsten Hefte vorbehalten bleibt, reicht von 1873 bis Ende 1890, also bis ganz nahe vor Windthorsts Tod; es ist die Zeit von Windthorsts Führerschaft im Zentrum und im katholischen Deutschland. Die Art der Herausgabe wird die gleiche bleiben wie früher. Treueste Wiedergabe der vorliegenden Texte ist Gesetz; nur Orthographie und Interpunktionen sind etwas modernisiert, einzelne Abkürzungen ausgeschrieben. Briefe Windthorsts werden immer in ihrer Vollständigkeit gegeben von der ersten bis zur letzten Silbe, und zwar bei dieser neuen Sammlung wieder, soweit nicht ausdrücklich anders bemerkt wird, nach den vorliegenden Originalen.

Einwendungen, die in einem öffentlichen Blatte gegen die früheren Veröffentlichungen erhoben worden sind, nötigen zu einer kurzen Rückschau.

Die Frage, ob solche Veröffentlichungen, 21 Jahre nach dem Tode Windthorsts, dessen Billigung würden gefunden haben, könnte natürlich nur von Windthorst selbst beantwortet werden. Dieser aber hat noch zu seinen Lebzeiten mehr als einmal auf spätere Veröffentlichungen hingewiesen, die einmal für ihn würden Zeugnis geben. Tatsächlich findet sich in dem, was unsere Zeitschrift bekannt gegeben hat, nichts, was ihm nicht zur Ehre gereichte, und nichts, was höhere Interessen schädigte. Viele von denen, die Windthorst im Leben nahe standen, und ungleich mehr noch solche, die, ohne ihn persönlich gekannt zu haben, mit Verehrung sein Andenken feiern, haben diese Veröffentlichungen mit Freuden begrüßt und sich mit aller Genugtuung hineinvertieft.

Die Veröffentlichung selbst ist mit aller Loyalität, mit der rückhaltlosesten Offenheit vorgenommen worden. Schon damit, daß die Originale, von fremder Hand geliehen, in dieselbe zurückgelangen mußten, war für die Treue der Wiedergabe eine Kontrolle geschaffen. Den ansehnlichsten und wichtigsten Teil der Veröffentlichungen bildete die Korrespondenz mit Onno Klopp, einschließlich der von diesem fähigen Historiker als Vertrauensmann abgefaßten Protokolle und Aufzeichnungen. Was an einschlägigen Schriftstücken in der Familie Klopps sorgfältig aufgesammelt noch vorhanden war, wurde für die Veröffentlichung zur Verfügung gestellt, und die Übernahme geschah unter der Vereinbarung, daß das ganze Material, ohne irgend etwas zu unterdrücken, solle gedruckt werden. Eine Anzahl von Briefen, deren Datum in der Korrespondenz erwähnt wird, war bei der Sammlung nicht mehr vorhanden, zuweilen ergab sich die Vermutung, daß ein Beiblatt oder ein Nachtrag zu einem Schreiben verloren sei. Allein es wurde absichtlich vermieden, darüber unnütze Worte zu machen. Aus der ganzen Art der Veröffentlichung mußte der unbefangene Leser erkennen, daß alles gegeben werde, was vorhanden war. Kritische Untersuchungen darüber anzustellen, was etwa Windthorst nicht gesagt haben könnte, was eine Zeitung nicht gebracht haben könnte, war nicht Sache der Herausgabe. Der Herausgeber hatte treu und lückenlos das zum Abdruck zu bringen, was als Brief, als Denkschrift oder als Zeitungsblatt ihm vorlag. Dabei boten Onno Klopps sorgfältige und gewissenhafte Protokolle die allerbesten Garantien. Offensichtlich war es Klopp in erster Linie darum zu tun, gerade die Äußerungen Windthorsts zu fixieren, weit mehr als die Worte der päpstlichen Diplomaten. Man weiß, wie vertraut er mit Windthorst war und wie genau er die ganze Lage der Dinge kannte. An seiner Fähigkeit der Auffassung, an seiner strengen Wahrhaftigkeit kann niemand zweifeln. Alles in allem konnte ein zuverlässigeres und speziell für die Zwecke unserer Veröffentlichung günstigeres Protokoll kaum gewünscht werden. Um so mehr Grund, die bis ins einzelne sorgfältig festgehaltenen Worte und Wendungen mit derselben historischen Treue weiterzugeben. Die Decknamen, deren man sich in der Korrespondenz zwischen Windthorst und Klopp seit 1878 bediente mit Rücksicht auf die prekäre Lage der damaligen katholischen Führer und auf die notorische Unsicherheit im

damaligen postalischen Briefverkehr, sind allerdings sogleich in der richtigen Auflösung wiedergegeben worden und wurden nur des Beispiels halber in dem kurzen Telegramm (LXXXII 364) beibehalten. Diese Auflösung war durch die Natur unserer Zeitschrift und durch den Zweck der Veröffentlichung von selbst geboten und überdies so einfach, daß ein Irregreifen gar nicht möglich war. Der Schlüssel lag gegeben vor und nicht wenige der Auflösungen waren schon durch Onno Klopp selbst eingetragen. Der Vorwurf wegen Textänderung wird hier nur erklärlich durch Annahme völlig unzutreffender Voraussetzungen.

Auch jene Schriftstücke, welche nicht aus Onno Klopps Nachlaß stammten, sondern von anderer Seite übergeben wurden, sind nach ihrem ganzen Wortlaute mitgeteilt worden, wo nicht in einzelnen Fällen eine Ausnahme ausdrücklich bemerkt ist. Nur einige wenige Namen noch lebender Personen sind aus triftigen Gründen an einzelnen Stellen ungenannt geblieben, jedoch immer so, daß dadurch die historische Wahrheit nicht die mindeste Einbuße erlitt.

Wer geschichtliche Dokumente, insbesondere aber wer vertrauliche Privatschreiben der Öffentlichkeit übergibt, muß darauf gefaßt sein, daß sie nicht immer und von allen mit dem Augenmaße des Historikers abgemessen werden. Die Gefahr wächst bei Dokumenten von einschneidender Bedeutung, die einer noch ganz nahen Vergangenheit angehören. So haben denn auch einige fanatisch kirchenfeindliche Blätter im Norden wie im Süden Deutschlands sich sofort über die Veröffentlichungen hergestürzt und in ebenso törichter wie gehässiger Weise sie für ihre Zwecke auszubeuten gesucht. Aber auch von anderer Seite hat man, vereinzelt wenigstens, Anlaß zum Tadel genommen. Insbesondere ist gegen den hochverdienten P. Klemens Schrader Rüge ausgesprochen worden wegen des LXXXII 141 mitgeteilten Briefes, der auf Windthorst Bezug nahm. Jener Brief war nicht eine öffentliche Kundgebung, sondern ein vertrautes Privatschreiben an einen Windthorst persönlich ganz nahe stehenden Mann. Die Besorgnisse, die sich in demselben aussprachen, waren in jener hocherregten, für die Kirche gefahrdrohenden Zeit nur allzusehr gerechtfertigt, und gerade von seiten P. Schraders, der besonders exponiert mitten im heftigsten Parteikampfe stand, sehr wohl erklärlich. Tatsächlich fanden vielfältige Umtriebe statt und wurde namentlich unter den gebildeten Katholiken in Deutschland wie in Frankreich und andern Ländern mit allen Mitteln gegen Papst und Konzil geworben.

Es ist bekannt, daß manche der bestverdienten Männer damals den richtigen Kompaß verloren. Um nur bei Laienkreisen zu bleiben, sah man hervorragende Katholiken, wie den braven alten Rohden, einen der Führer der „Katholischen Fraktion", und den Geheimrat im Kultusministerium Fritz Stieve [1], in die Reihe

[1] Bei Erwähnung Stieves in einer früheren Veröffentlichung (LXXXII 138) war die Bemerkung eingeflossen, daß er unversöhnt mit der Kirche aus dem Leben geschieden sei. Demgegenüber wurde von privater Seite (gütige Mitteilung des Herrn Professors Gerhard Mersch in Münster) die bestimmte Versicherung abgegeben, daß ihm das kirchliche Begräbnis zuteil geworden sei. Demnach scheint es, daß

der Abtrünnigen treten. Bekannt ist auch das Berliner Laienkonzil und der Anteil, den Windthorst an demselben nahm. Er war bis dahin ein treuer Katholik gewesen; diejenigen, die ihm persönlich ganz nahe standen, mochten ihm auch damals fest vertrauen, Fernerstehende aber hatten in jenem Zeitpunkte noch keine Sicherheit darüber, in welcher Weise die herrschende Erregung, von welcher auch Windthorst bereits ergriffen war, sich weiter entwickeln werde. Dazu kommt, daß die Bemerkungen im Briefe des P. Schrader nicht so sehr auf Windthorst selbst als auf den Empfänger des Briefes, den noch nicht katholischen, aber ehrlich nach Wahrheit suchenden Onno Klopp zugemessen waren. P. Schrader hatte in Wien mit Onno Klopp und dessen Familie nahe verkehrt, er hatte sein Vertrauen erfahren und wußte, daß Klopp auf dem Wege zur Kirche war. Dies ließ aber die Gefahr erkennen, daß auch er von der Verwirrung ergriffen werde. Der Brief sollte Klopp warnen und seine Anschauung klären. Es war kein Anklagebrief gegen Windthorst, es war ein pastoraler Brief für Onno Klopp, eine rechtzeitige und nachdrückliche Warnung. Wer je Seelen geleitet hat, wer ein Priesterherz versteht, wird diesen Brief achten und würdigen. Windthorst war damals (1869) noch nicht der große Katholikenführer, als den wir ihn jetzt verehren.

Über die Septennatswirren des Jahres 1887 lagen Schreiben zur Veröffentlichung nicht vor, und es war durchaus nicht die Absicht, eine Geschichte jener Vorgänge zu schreiben. Nur um die folgenden Briefe einzuleiten, die Situation zu zeichnen und die Begegnung mit Galimberti ganz verstehen zu machen, wurden sie erwähnt, aber geflissentlich mit aller Kürze. So ist die Darstellung jener Verwicklungen allerdings eine lückenhafte geblieben, indem sie einige Kenntnis der Sache bereits voraussetzte. Um dem völlig Uneingeweihten den Gang der Dinge ganz deutlich zu machen, hätte außer der Mitteilung des Münchener Nuntius vom 5. Dezember 1886 auch die spätere Depesche vom 2. Januar 1887 erwähnt werden müssen, welche die Schwierigkeit der Lage erst zu einer unlösbaren machte. Allein es sollte vermieden werden und will auch jetzt vermieden werden, auf diese Dinge näher einzugehen, die mit den zur Veröffentlichung anvertrauten Schriftstücken nur in sehr loser Beziehung stehen. Eine Darstellung des wirklichen Verlaufes wurde, soweit ersprießlich, auf Grund der v. Franckensteinschen Familienpapiere von P. J. Fäh schon 1891 in *dieser* Zeitschrift (XL 147 f) richtig gegeben.

Mit Recht ist aber darauf aufmerksam gemacht worden, daß es bei der Beratung der Septennatsvorlage zu einer dritten Lesung gar nicht gekommen sei und demnach die gegebene Darstellung (LXXXII 491 f) insoweit dem Verlauf nicht entspreche. Nachdem am 4. Januar 1887 die neue Mitteilung des Münchener Nuntius in die Hände Windthorsts gelangt war, fand am 5. Januar die *zweite* und zwar abschließende *Kommissions*sitzung statt, vor welcher den Kommissionsmitgliedern des Zentrums noch vertraulich Mitteilung gemacht werden konnte.

---

bei ihm wie bei dem braven Rohden in irgend einer Weise zuletzt noch eine Wiederaussöhnung zustande kam.

Was am 14. Januar statthatte, war nicht die dritte, sondern die zweite Lesung für die Vorlage. Noch in dieser Sitzung wurde, da über die ablehnende Haltung des Zentrums schon entschieden war, die Auflösung des Reichstags verfügt. Es sind also für die beiden entscheidenden Abstimmungen unrichtige Bezeichnungen gebraucht worden.

Wenn von seiten eines verehrten Kritikers aus den veröffentlichten Briefen auf einen tieferen Gegensatz der Anschauungen zwischen Windthorst und dem Kardinal-Staatssekretär Nina geschlossen worden ist, so dürfte dies der wirklichen Sachlage kaum ganz entsprechen. Richtig ist, daß in einem bestimmten Fall Windthorst einen diplomatischen Schritt des Kardinals als verunglückt bedauerte (LXXXII 369), richtig ist auch, daß er wiederholt Ratschläge und Winke nach Rom gelangen ließ, um mit mehr Aussicht auf Erfolg im Friedenswerk voranzukommen. Allein in der grundsätzlichen Beurteilung des Kulturkampfes und der Maigesetze, in der Abschätzung der preußischen Bureaukratie und Diplomatie wußte sich Windthorst mit dem damaligen Leiter der päpstlichen Politik völlig eins, und er wußte, daß er in Rom gehört werde, und daß er dort das volle Vertrauen genoß. Kardinal Nina selbst trug Sorge, ihn darüber nicht im ungewissen zu lassen. Für eine „resignierte Stimmung" nach dieser Seite hin lag nicht die geringste Veranlassung vor. Windthorst sah sich damals der päpstlichen Diplomatie gegenüber in der allergeachtetsten, ja geradezu bevorzugten und ausgezeichneten Stellung. Es muß wohl ein Mißverständnis unterlaufen sein, wenn aus den veröffentlichten Briefen auf etwas anderes hat geschlossen werden können.

Was die zwei wenig bedeutenden Briefe von 1875 betrifft, die (LXXXII 149) erst nach denen von 1876 folgen, so sind sie, wie alle übrigen, genau und richtig datiert, wie eine genauere Prüfung leicht von selbst ergibt. Durch einen Zufall geschah es, daß die nachträglich eingeschobenen zwei Briefe von 1876 an die unrichtige Stelle geraten sind, ohne daß dies bei der Korrektur beachtet wurde. An Inhalt und Wert der Schriftstücke hat diese zufällige Umstellung nichts geändert, eine streng chronologische Ordnung war nicht in Aussicht gestellt gewesen.

Aus Windthorsts Briefen und aus dem ganzen Verlauf der Dinge während des Jahres 1887 hatte sich ergeben, daß eine etwas sensationell lautende Erzählung über Windthorst, deren Schauplatz das „Hochland" 1907 in das Haus Onno Klopps verlegte, unmöglich haltbar sei, was zur Verhütung von Legendenbildungen LXXXII 505 nebenbei kurz angemerkt wurde. Es ist nun großer Scharfsinn aufgeboten worden, um durch künstliche Kombination für jene Erzählung noch eine Möglichkeit offenzuhalten. Ein Eingehen auf diese Kombination erübrigt sich, indem Herr Oberfinanzrat W. v. Klopp in Wien in zwei Schreiben vom 6. und 17. Juli 1912 die bündigste Erklärung dafür abgibt, daß Windthorst nach seinen Besuchen vom August und November 1886 nicht mehr nach Wien gekommen und niemals mehr das Haus seines Vaters betreten habe. Da nun aber Windthorsts erste Begegnung mit Galimberti erst im März 1887 stattgefunden hat, so wird jeder Kombination zur Rettung jener Erzählung der Boden entzogen.

Der Möglichkeit einer Mißdeutung oder des Mißbrauchens, der Möglichkeit einer mehr oder minder unfreundlichen Aburteilung bleibt natürlich auch die vorliegende neue Sammlung ausgesetzt. Es soll dies nicht abhalten, sie vollständig, mit aller Treue und Gewissenhaftigkeit ans Licht zu geben, ohne einer „Sichtung“ oder einer subjektiven „Kritik“ an den Texten irgend welchen Raum zu geben. Damit wird der Geschichte am besten gedient, und glücklicherweise war Windthorsts Tun und Lassen so beschaffen, daß es vor vernünftig und billig denkenden Menschen in allem das helle Tageslicht ertragen kann.

Die Sammlung wird eröffnet durch einen leider vereinzelt gebliebenen Brief aus der Zeit der nationalen Scheidung in Großdeutsch und Kleindeutsch. Damit ist die Nötigung gegeben, zurückzuverweisen auf die Darlegungen in dieser Zeitschrift (LXXXII 19 f), von welchen die frühere Veröffentlichung den Ausgang nahm. Gleicherweise wird es auch für die Würdigung der nachfolgenden Schriftstücke von Vorteil sein, sie mit den früher mitgeteilten zu vergleichen und dieselben an richtiger Stelle einzureihen.

Windthorst an Regierungsassessor Freiherrn v. Gruben[1], Frankfurt a. M.
Osnabrück, 29. Oktober 1862.

Ew. Hochwohlgeboren habe ich leider vergeblich erwartet und schreiben konnte ich Ihnen nicht wohl, weil ich nicht wußte, wohin die Adresse zu richten sein möchte. Jetzt hoffe ich Sie sicher in Frankfurt[2] zu treffen. Lieber wäre ich persönlich gekommen, aber Privatverhältnisse, deren Beseitigung nicht in meiner Macht lag, hinderten mich. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich im Geiste bei Ihnen bin, und die ersten Nachrichten, welche von dort hierher gelangen, lauten gottlob befriedigend. Ich war nicht ohne Sorgen, daß die Beschlüsse zu weit gehen möchten. Diese Besorgnis scheint jetzt beseitigt zu sein. Möge der Geist der Mäßigung ferner walten und mögen die Regierungen den dann verstehen!

So gern hätte ich vieles mündlich mit Ihnen gesprochen.

Wegen der Broschüre wird Klopp[3] nun selbst Ihnen das Nötige mitgeteilt haben. Er will sie nochmals durcharbeiten und dann unter seinem Namen er-

---

[1] Franz Joseph Freiherr v. Gruben, schon damals in Fürstlich Thurn und Taxisschen Diensten, gest. zu Regensburg 1888. Vgl. diese Zeitschrift LXXXII 508 f.

[2] Freiherr v. Gruben nahm teil an der großdeutschen Versammlung von Vertrauensmännern aus ganz Deutschland, die am 28. Oktober 1862 zu Frankfurt a. M. tagte, in ausgesprochenem Gegensatz zu den Tendenzen des „Nationalvereins“. Vgl. diese Zeitschrift LXXXII 19 23.

[3] Vgl. hierüber diese Zeitschrift LXXXII 22. Infolge der hier erwähnten „nochmaligen Durcharbeitung“ scheint die Broschüre schließlich eine von der ersten Fassung vollständig abweichende Gestalt erhalten zu haben, so daß es heute nicht mehr gelingen will, dieselbe mit Sicherheit festzustellen. Zum Briefe Windthorsts vom 9. Juni 1862 wurde in dieser Zeitschrift (LXXXII 27) die Vermutung

scheinen lassen. Es ist schade, daß eine Verzögerung eintritt, das Material wäre sehr zu brauchen.

---

ausgesprochen, daß schließlich die anonyme Broschüre Klopps „Die deutsche Nation und der rechte deutsche Kaiser", die 1862 bei Herder in Freiburg erschien, als Resultat so vieler Verhandlungen übrig geblieben sei. Wiewohl dieselbe der Zeit wie dem Gegenstande nach in die Situation ganz gut zu passen schien, hat diese Vermutung sich tatsächlich als unhaltbar herausgestellt. Zunächst ist es gewiß, daß Onno Klopp während des Jahres 1862 nicht eine, sondern mehrere Broschüren hat erscheinen lassen, die für das Haus Österreich von politischer Bedeutung waren. Es ergibt sich dies aus einem auch sonst historisch bedeutsamen Brief Onno Klopps an Freiherrn v. Gruben (Hannover, 29. Nov. 1863). Dieser, mit Klopp, mit dem er auch an einzelnen publizistischen Hervorbringungen gemeinsam arbeitete, in anregendem Gedankenaustausch, hatte Klopp davon zurückzuhalten gesucht, Freiherrn Max v. Gagern, der als Rat im österreichischen Ministerium um jene Zeit in Hannover erwartet war, in ihre gemeinsamen Arbeiten näher einzuweihen. Die Mahnung kam etwas verspätet, und Klopp schrieb zurück:

„Ihren freundlichen Brief erhielt ich, nachdem Herr v. Gagern hier gewesen war. Die Sache verlief so. Ich hatte dem Grafen Ingelheim, wie ich berichtet, die kleinen Schriften mitgeteilt und er mir darauf erwidert, ich möchte sie an Herrn v. Gagern einsenden. In dem Zweifel darüber erwartete ich einen Brief von Ihnen. Am Sonntag den 15. [November] wurde ich beim Grafen Ingelheim zu Tische geladen. Als ich ankam, war der erste, der mir entgegentrat, Herr v. Gagern, der durch den Grafen Ingelheim bereits von den kleinen Schriften wußte. Unter diesen Umständen durfte ich kein Bedenken tragen, sie ihm nach Ingelheims Rat zu geben, zumal da nach dem Weggehen der andern, auf die Bitte des Grafen Ingelheim, der Minister Windthorst und ich noch bei den Beiden blieben, um solche Dinge zu diskutieren, ohne daß jedoch hier die kleinen Schriften weiter zur Sprache kamen als zwischen Herrn v. Gagern und mir privatim."

Von diesen kleineren Schriften war nun „Die deutsche Nation und der rechte deutsche Kaiser" bereits am 11. März 1862 an Herder in Freiburg abgesendet, und Klopp hatte in dem Begleitschreiben sie nach Zweck und Inhalt näher charakterisiert:

„Ich übersandte Ihnen eine Schrift: Die Nation und der rechte deutsche Kaiser. Machen Sie damit, was Sie wollen. Glauben Sie mir ein Honorar geben zu können, etwa 10 Reichstaler, so bitte ich darum. Zu einer Bedingung mache ich es nicht. Ich wünsche, wenn Sie es übernehmen, eine solche Einrichtung, daß das Flugblatt, wie es ja für das Volk geschrieben ist, auch wirklich in das Volk eingehe. Dazu ist Ihr nächster Kreis der Boden, und wenn es dort gut aufgenommen wird, so wird es auch weitergehen."

Die Broschüre, die Windthorst mit Klopp vereinbart hatte, war offenbar mehr als ein Flugblatt für das Volk; es war eine Gelehrtenarbeit, ursprünglich bestimmt als Beitrag zu einer Zeitschrift für Gebildete, wenn nicht für ein eigentlich wissenschaftliches Organ (vgl. LXXXII 22). Da ferner Windthorst noch im Oktober 1862 an Freiherrn v. Gruben über die Broschüre schreibt, die Klopp noch einmal durcharbeiten und unter eigenem Namen herausgeben wollte, so kann damit das Flugblatt (von 62 Seiten) nicht gemeint sein, das Klopp schon im März in die Druckerei gab. Es bleiben noch unter den Schriften, die Klopp im Laufe des Jahres 1862 an

Können Sie mir nicht sagen, ob die Frage wegen Heranziehung junger preußischer Juristen in den Fürstlichen Dienst weiter gediehen und ob etwa mein Vetter Aussicht hätte, berücksichtigt zu werden, wenn er sich meldet? Kann der junge pp. v. Detten aus Paderborn noch Hoffnung hegen?

Mein besten Gruß an die Ihrigen. Von Herzen Ihr Windthorst.

Die nachfolgende Reihe von Briefen bewegt sich in erster Linie um die Rechte des Herzogs von Arenberg im Amte Meppen. Wiewohl dem Hause Arenberg bis dahin völlig fremd gegenüberstehend, trat Windthorst im Augenblick der Gefahr nach den Ereignissen von 1866 für die Achtung dieser wohlbegründeten Rechte ein, schon aus Grundsatz und aus genauer Kenntnis der Sachlage, aber auch mit Rücksicht auf die Interessen der Bevölkerung und namentlich der dort die Mehrzahl bildenden Katholiken. Dem Herzog von Arenberg war 1802 als Entschädigung für sein von Frankreich in Besitz genommenes Territorium das Münstersche Amt Meppen und 1803 die Grafschaft Recklinghausen zu teil geworden. Zwar ging er dieser Herrschaften 1810 wieder verlustig, allein der Wiener Kongreß stellte ihm den Besitz insofern wieder her, daß er nun das Amt Meppen unter hannoverscher, Recklinghausen unter preußischer Oberhoheit wenigstens als Standesherrschaften zurückerhielt. Für Recklinghausen verzichtete der Herzog gegen eine Geldentschädigung auf die standesherrliche Gerichtsbarkeit und Verwaltung, nicht so in Hannover. Dort wurde das Amt Meppen 1826 zum Herzogtum erhoben und Patrimonialgerichtsbarkeit und Verwaltung dem Herzog zuerkannt. Vier Ämter waren ihm infolgedessen unterstellt, die in unterster Instanz Justiz und Verwaltung gemein-

---

die Öffentlichkeit gab, zwei, die in Frage kommen könnten: „Die gothaische Auffassung der deutschen Geschichte und der Nationalverein. Mit Beziehung auf die Schrift des Herrn v. Sybel: ‚Die deutsche Nation und das Kaisertum', Hannover 1862" und „Offener Brief an den Herrn Professor Häusser in Heidelberg betr. die Ansichten über den König Friedrich II. von Preußen, Hannover 1862". Beide sind in jenem Jahre als Broschüren und unter Klopps Namen erschienen, wie Windthorsts Brief an Freiherr v. Gruben es in Aussicht stellt. Der „Offene Brief an Herrn von Häusser" hat wohl damals die größere Resonanz gehabt, zu den Interessen aber, die Windthorst damals beschäftigten, und zu der ganzen Situation paßt nichts so gut als „Die gothaische Auffassung der deutschen Geschichte und der Nationalverein". Es sei daher der Vermutung Ausdruck gegeben, daß diese Schrift gemeint sei. Bringt man in Anschlag, daß die Broschüre einer mehrmaligen Umarbeitung unterzogen worden ist, so ist es leicht, die sämtlichen Äußerungen Windthorsts wie Klopps in dieser Angelegenheit mit dieser Vermutung in Einklang zu bringen. Die Broschüre (64 S.) ist in dem Jahre 1862 zweimal gedruckt, also doch genügend beachtet worden.

schaftlich zu handhaben hatten. Über diese erhob sich dann einerseits eine standesherrliche Justizkanzlei, die mit drei Mitgliedern besetzt war, anderseits ein standesherrlicher Regierungsrat, der eine Art Mittelinstanz zwischen den Ämtern und der Landdrostei bildete. Auf Grund der Verordnungen von 1826 und 1852 hatte der Herzog die Gerichtsbarkeit in bürgerlichen und peinlichen Sachen und die Polizeigerichtsbarkeit dazu, für die erste Instanz hatte er die Ernennung von Richtern und Subalternbeamten, vorbehaltlich der Bestätigung durch die Regierung. Das Gericht zweiter Instanz führte den Titel „Königliches und Herzoglich Arenbergisches Gesamtobergericht", und seine Zuständigkeit erstreckte sich nicht ausschließlich auf das Gebiet des Herzogtums Meppen, sondern auch auf die Grafschaft Bentheim, die Niedergrafschaft Lingen und die Vogtei Emsbüren. Den Präsidenten und die Mitglieder sowie auch die Subalternbeamten ernannte zu einer Hälfte der König, zur andern der Herzog von Arenberg. Ein Teil der Beamtengehälter fiel der Staatsregierung zur Last, wie auch die Herstellung der erforderlichen Amtsräume.

Unter solchen Verhältnissen waren Verwicklungen und selbst ärgerliche Reibungen mit der hannoverschen Regierung nur zu leicht möglich. Die hannoverschen Staatslenker konnten auf die Dauer der Versuchung nicht widerstehen, das Recht des Stärkeren geltend zu machen und die standesherrlichen Gerechtsame des Herzogs in vielfacher Weise zu beeinträchtigen oder zu hemmen. Wohl am schwersten hatte die Arenbergsche Verwaltung zu leiden unter dem liberalen Ministerium Stüve, das sonst in Hannover ein gutes Andenken hinterlassen, durch seine Rücksichtslosigkeit und Gewalttätigkeit aber den Arenbergschen Beamten die bittersten Klagen erpreßt hat.

Daher kam es dann aber auch, daß der Herzog, der mit fürstlichem Hochsinn für caritative und menschenfreundliche Zwecke immer offene Hand hatte, finanziellen Anforderungen der hannoverschen Regierung gegenüber grundsätzlich eine unnachgiebige Kargheit an den Tag legte. Dieses setzte dort wieder böses Blut ab, und so steigerte sich wechselseitig die Gereiztheit.

Über Windthorst als Justizminister hatte die Arenbergsche Herrschaft sich nicht zu beklagen, da dieser das Recht achtete und an die Verträge, die er als zurechtbestehend vorfand, sich gebunden hielt [1]. Das Verhältnis

[1] Die Schwierigkeit des Verhältnisses hat natürlich auch er zu empfinden gehabt, aber er wußte dieselbe zu überbrücken. Im preußischen Abgeordnetenhaus am 30. Nov. 1868 sprach er sich einmal kurz darüber aus: „Vertrauen wir, daß die Königl. Regierung, welche noch nicht bewiesen hat, daß sie ein Recht der Staats-

des Hauses Arenberg der hannoverschen Regierung gegenüber blieb aber ein schwieriges und gespanntes. Trotzdem brachte die Annexion dieses Königreiches durch Preußen 1866 statt der erhofften Erlösung nur noch größere Gefährdung und empfindlichere Einbuße.

Der regierende Herzog Engelbert August Anton von Arenberg, der meistens in Belgien lebte, hatte an der Spitze der Verwaltung in Meppen einen Mann von erprobter Treue, welcher durch Umsicht und Eifer der Schwierigkeit der Lage zu begegnen suchte: Matthias Deymann, der ehemals mit dem Titel Rentmeister, später als Herzoglicher Regierungsrat die Gesamtheit der Angelegenheiten leitete. Er war zu Wesuve bei Meppen 1798 geboren und muß schon früh in die Arenbergschen Dienste getreten sein, denn schon unter dem Vater des Herzogs, Herzog Prosper Louis († 1861), war er ein angesehener Beamter, der mit großem Vertrauen und außerordentlichem Wohlwollen ausgezeichnet wurde. Deymann seinerseits vertrat mit Leib und Seele die Interessen des Arenbergschen Hauses. Einige scharfe Äußerungen gegen hannoversche Beamte, die er infolgedessen in Dienstschreiben gebraucht hatte, zogen ihm, dank einer gemeinen Denunziation, 1858 sogar die Verurteilung zu drei Wochen Staatsgefängnis zu, die ihm jedoch ehrenvoll erlassen wurden.

Deymanns Verhältnis zu Windthorst war bis jetzt begreiflicherweise ein intimes nicht gewesen. Hatte man sich auch über Windthorst nicht zu beklagen, so sah man doch in ihm den hohen hannoverschen Beamten, den Staatsminister in oder außer Dienst einer allzeit gefährlichen, wenn nicht feindseligen Macht. Eine gewisse Zurückhaltung von seiten Deymanns und seines gleichgesinnten Sohnes ist auch zu Anfang des brieflichen Verkehrs noch wohl zu erkennen. Aber nachdem die gemeinsame Verteidigung des Rechtes diese Männer einmal zusammengeführt hatte, gewann die gegenseitige Wertschätzung und nahm der Verkehr an Vertraulichkeit und Wärme immer zu.

Auch Herzog Engelbert von Arenberg selbst war bis dahin dem hannoverschen Exminister kühl und zurückhaltend gegenübergestanden. Aber

---

gewalt nach irgend welcher Seite aufzugeben beabsichtige, das Notwendige anordnen wird. — Wenn sich in einzelnen Fällen Schwierigkeiten ergeben haben — ich kenne das ja aus meiner früheren amtlichen Tätigkeit — so wäre das durch einen Vergleich bereits zu beseitigen gewesen, wenn man ihn hätte annehmen wollen. Eine Beseitigung dieser Schwierigkeiten wird auch für die Folge mit Leichtigkeit im Wege des Vergleichs erreicht werden können."

mehr und mehr lernte er ihn schätzen und empfing gern von ihm seinen Rat. Als er im März 1875 zu früh seiner Familie entrissen wurde und einen Nachfolger in noch nicht mündigem Alter zurückließ, war Windthorst einer der treuen Freunde und Ratgeber, die der verwitweten Herzogin zur Seite standen.

Windthorst an Reg.-R. Deymann. Celle[1], 30. November [1866].

Verehrter Gönner! Die Angriffe Benings in dem R. H. J.[2] aus dem Bentheimschen gegen die standesherrlichen Gerechtsame sind freilich in vielem unbegründet, wie dies insbesondere auch aus den neuesten Ausführungen des Staatsrats Zachariä im zweiten Teile der dritten Auflage des Deutschen Staats- und Bundesrechts hervorgeht, aber darum doch nicht zu unterschätzen. Die Erwiderungen, welche seine Angriffe aus dem Meppenschen gefunden, waren treffend. Bei dieser Verteidigung in der Presse aber darf es meo voto nicht bewenden. Ich bin nicht zweifelhaft, daß fort und fort Versuche werden gemacht werden, namentlich die Anstellung der Beamten und Gerichtspersonen durch Se Durchlaucht den Herzog zu beseitigen, und in dieser Anstellung wird wesentlich der Stein des Anstoßes für die Gegner liegen. Nun bin ich sicher, daß Sie überall die Augen offen halten, um in dieser Krisis nichts zu versäumen, was zur Wahrung der Rechte des Herrn Herzogs dienen kann. Bei dem Interesse aber, welches ich insbesondere für die Anstellungsrechte Sr Durchlaucht nehme, werden Sie mir gewiß nicht übel deuten, wenn ich aufmerksam darauf mache, daß es wünschenswert wäre, wenn Se Durchlaucht sich entschließen könnten, zur rechten Zeit nach Berlin zu gehen und beim Könige direkt und persönlich sich die Zusicherung der Wahrung seiner Rechte zu vergewissern.

Kommt die Sache erst in die Hände der Berliner Geheimräte, dann weiß man nicht, was werden kann. So viel scheint sicher, daß die Standesherren in Beziehung auf die Gerichtsbarkeit in Preußen so viel Rechte nicht haben, wie Se Durchlaucht in Hannover hat.

Kann ich etwas tun, um die Gerechtsame des Herzogs zu vertreten, so werden Sie mich bereit finden. Ich erwarte dann nur von Ihnen einen Wink.

Hoffentlich sind Ihnen bis dahin Schwierigkeiten, insbesondere in Beziehung auf die Stelle in Sögel nicht gemacht.

Mein Gruß an die Ihrigen und die dortigen Freunde.

Ihr ergebener Windthorst.

---

[1] Seit Mai 1866 lebte Windthorst als oberster Beamter der Staatsanwaltschaft des Königreichs (Kronoberanwalt) in Celle.

[2] Der Geh. Regierungsrat Bening verfocht die gleichen Anschauungen auch durch eine Flugschrift unter dem Titel: „Hannover bei seiner Vereinigung mit Preußen. Zur schonenden Überleitung seiner Zustände. Hannover 1866.“ Er stellte dabei die Behauptung auf, mit dem Staate und der Staatsverfassung von Hannover und kraft des Eroberungsrechtes seien alle bisher anerkannten standesherrlichen Rechtsverhältnisse des Herzoglich Arenbergschen Hauses im Herzogtum Arenberg-Meppen ohne weiteres erloschen.

Windthorst an Reg.-R. Deymann. Celle, 23. Dezemb. [1866].

Verehrter Gönner! Soeben habe ich Ihre Betrachtungen über die standesherrlichen Rechte erhalten und sofort gelesen[1]. Mir scheint, daß die Gegner — auch Leonhardt[2] — seine neueste Schrift gehört wenigstens nicht zu den Freunden — schwerlich etwas Rechtsbegründetes werden einwenden können, und Bening sollte sich schämen, so leichtsinnig in den Tag hinein geredet zu haben. Für die Mitteilung Ihres Werkchens dankend, bitte ich, unbeugsam festzuhalten. Die Fortdauer der standesherrlichen Gerechtsame dort ist für uns von größter Wichtigkeit. Leonhardt behauptet, daß der Herzog keinen Ersatz für eine erledigte Assessorenstelle habe erhalten können. Wie verhält sich das? Es muß meo voto alles aufgeboten werden, daß keine Lücke entstehe.

Mit besten Grüßen von Haus zu Hause

Ihr ergebener L. Windthorst.

Windthorst an Reg.-R. Deymann. Berlin, 11. Aug. 1867.

Vertraulich. Verehrter Herr Regierungsrat! Von dem Plane, Landratsämter zu errichten — in welchen übrigens Meppen und nicht, wie öffentliche Blätter melden, Papenburg zur Kreisstadt ausersehen war — ist abgesehen[3]. Es wird bei der Ämterverfassung verbleiben und nur insofern eine der Kreisverfassung der alten Provinzen ähnliche Einrichtung getroffen werden, daß ein Beamter für mehrere Bezirke in Militär- und Steuersachen beauftragt und demselben in diesen ein Ausschuß aus den verschiedenen Amtsversammlungen beigegeben wird. Darin liegen die Keime zu einer Landratseinrichtung, aber es kommt doch sehr darauf an, ob sie sich entwickeln. Jedenfalls wird es gut sein, die Sache frühzeitig ins Auge zu fassen, um auf die Entwicklung den erwünschten Einfluß nicht zu verlieren[4].

---

[1] Die standesherrlichen Rechtsverhältnisse des Herzoglich Arenbergschen Hauses im Herzogtume Arenberg-Meppen nach der Vereinigung Hannovers mit Preußen. Von Regierungsrat Deymann. Hannover 1866.

[2] Als hannoverscher Justizminister 1865 der unmittelbare Nachfolger Windthorsts, trat er sogleich nach der Okkupation in den preußischen Staatsdienst über und war 1867—1879 Justizminister in Preußen.

[3] Auf Eingabe der hannoverschen Mitglieder des neugeschaffenen Reichstags des Norddeutschen Bundes Anfang Juni 1867 ließ die preußische Regierung sich bereit finden, aus dem annektierten Königreich Hannover für die Ordnung der dortigen Angelegenheiten, bevor sie weitere Oktroyierungen vornehme, eine Anzahl von Vertrauensmännern zur Beratung zuzuziehen. Unter den vierundzwanzig Berufenen, von denen zehn der früheren Ersten, vierzehn der früheren Zweiten Kammer angehörten, war auch Windthorst. Unter dem Vorsitz des Ministers des Innern, Grafen Eulenburg, wurden am 29. Juli 1867 die Beratungen eröffnet, am 3. August beschlossen. Gerade in dem Punkte, auf welchen die Regierung am meisten Wert zu legen schien, in der Einführung der Landratsämter, stieß der Minister bei den Vertrauensmännern, wie sehr sie sonst politisch auseinandergehen mochten, auf einmütigen Widerstand.

[4] Die eigenen Anschauungen über eine richtige Organisation der Provinz Hannover hat Windthorst im preußischen Abgeordnetenhause am 5. Dezember 1868 klar entwickelt (Sten. Bericht S. 505).

Dann aber ist es Absicht, für die ganze Provinz Hannover anstatt der früheren Ständeversammlung eine Provinzialvertretung zu schaffen[1], in welcher 24 Abgeordnete der Ritterschaft, 24 Abgeordnete der Städte und 24 Abgeordnete der übrigen Grundbesitzer Sitz und Stimme haben. Diese Abgeordneten sollen von dem alten Provinziallandtage gewählt werden. Für Meppen-Lingen-Bentheim ist mir noch nicht klar, ob die Ritterschaft dort und die Städte ihre respektiven Vertreter und die Amtsversammlung den ländlichen Abgeordneten wählen sollen oder ob die Amtsversammlungen überhaupt alle die Abgeordneten zu wählen haben werden.

Daneben wird eine Reform der Osnabrücker Landschaft in Aussicht genommen und wird in Frage kommen, ob Meppen-Lingen-Bentheim mit Osnabrück zu vereinigen oder ob für diese letzteren Landesteile eine besondere Provinziallandschaft gebildet, oder endlich, wie hier angeregt sein soll, ob sie mit der ostfriesischen Landschaft in Verbindung gebracht werden soll. Letzteres halte ich für völlig unausführbar, doch hoffe ich auch, daß der Gedanke eben ein Gedanke bleiben wird. Auf jeden Fall müssen meo voto die gedachten Landesteile selbst eine Provinzialvertretung zu erlangen suchen.

Da die Frage in den verschiedensten Kreisen besprochen wird, so erzeigten Sie mir eine besondere Gefälligkeit, wenn Sie die Güte haben, Ihre Ansicht über das zu Erstrebende mir baldigst mitzuteilen.

Übrigens werden in der oben bezeichneten Vertretung für die ganze Provinz, wie ich höre, die Standesherren Sitz und Stimme haben, und ist auch in Erwägung gebracht, auch den Bischöfen eine Stimme einzuräumen.

Diese Gelegenheit benütze ich auch, um Ihnen zu sagen, daß ich in der Sitzung des Reichstags verschiedentlich bemüht gewesen bin, auf Aufnahme von Bestimmungen in die Verfassung zu wirken, welche den Standesherren die Garantie der Bundesakte wieder verschafften. Allein die Standesherren in der Versammlung, an welche ich mich wandte, waren nicht zu bewegen, ihren Einfluß bei der Königlichen Regierung in dieser Richtung geltend zu machen. Dieselben scheinen [den] Moment dafür nicht opportun zu halten. Um den Versuch zu machen, die Ansichten der Königlichen Regierung zu erfahren, verabredete ich mit dem Staatsrat Zachariä dessen Anfrage, wie es mit der Befreiung der standesherrlichen Familien von der Militärpflicht stehe. Die Anfrage wurde öffentlich nicht beantwortet, privatim wurde erwidert, die Militärfreiheit sei in der preußischen Gesetzgebung gesichert.

Weiter wagten wir in Ermangelung der Unterstützung der zunächst Beteiligten nicht zu gehen, um nicht möglicherweise wichtige Interessen zu verletzen. Übrigens glaube ich, daß die standesherrlichen Rechte ganz in früherer Weise fortbestehen und daß nötigenfalls selbst beim Bundesrate des Norddeutschen Bundes Schutz für dieselben gesucht werden kann.

Von Interesse wären vielleicht für Sie die zwei Broschüren von Zöpfl und Zachariä über die standesherrlichen Rechte.

Die Veränderungen in der hannoverschen Justizverwaltungsorganisation, soweit sie bis jetzt bekannt, dürfte eine Alterierung der bestehenden Rechte nicht mit

---

[1] Die Regierung hatte vorgeschlagen, die Provinz Hannover in vier Teile zu teilen, von denen jeder einen Kommunallandtag haben sollte. Die Vertrauensmänner hingegen verlangten, daß es nur eine Provinzialvertretung geben solle.

sich bringen, doch wird es sehr ernstlicher Erwägung bedürfen, ob die abgebrochenen Verhandlungen nach dem 1. Oktober wieder aufzunehmen.

Entschuldigen Sie diese Abschweifung und haben Sie die Güte, die oben von mir erbetene Äußerung hierher zu adressieren, da ich mich wohl lange hier werde aufhalten müssen, und die Verhandlungen über das Vermögen des Königs nur langsam weitergehen.

Mit der Bitte, die Ihrigen zu grüßen, verharre ich in bekannter Gesinnung

Ihr ergebener L. Windthorst.

Windthorst an Bürgermeister Thom. Deymann[1].

Berlin, Hotel de Russie, 25. August 1867.

Vertraulich. Verehrter Herr Bürgermeister! Nachträglich zu meinen beiden an Ihren Herrn Vater und an Sie gerichteten Briefen[2] muß ich aufmerksam machen auf einen Punkt, der mir beim Studium der neuen Prozeßgesetze aufstößt. Danach werden bei den Obergerichten die Untersuchungsrichter wieder hergestellt, anscheinend bei jedem Obergericht nur einer. Bei der Organisation von 1852 hatten wir zwei Untersuchungsrichter, deshalb war in der Vereinbarung mit dem Herzoge festgestellt, daß einer von Sr Durchlaucht und der zweite von der Königlichen Regierung bestellt würde. Die Organisation von 1859 beseitigte die Untersuchungsrichter. Wenn jetzt die Wiederherstellung erfolgt, so scheint es mir mindestens billig, daß die Ernennung des einen Untersuchungsrichters zwischen Sr Durchlaucht und der Königlichen Regierung alterniert.

Erfolgte die Ernennung ausschließlich von der Königlichen Regierung, so würde die Herzogliche Kreisdirektion von dem so wichtigen Untersuchungsverfahren ganz ausgeschlossen. Die neue Prozeßordnung sagt zwar, daß der Justizminister den Untersuchungsrichter bestellt. Allein das läßt sich recht wohl so verstehen, daß der Justizminister aus den für das Obergericht bestimmten Richtern den bezeichnet, welcher die Untersuchung führen soll. Davon ist die Ernennungsfrage zu der fraglichen Stelle beim Obergericht völlig unabhängig.

Auf keinen Fall kann es die Absicht gewesen sein, so wesentliche Interessen Sr Durchlaucht, ohne Hochdenselben gehört zu haben, zu verletzen.

---

[1] Thomas, der Sohn des Regierungsrates Deymann, hatte, nachdem er 1851 das Gymnasium in Meppen absolviert, in Preußen die juristischen Studien durchgemacht und war nach deren Vollendung in den preußischen Staatsdienst getreten. Seit 1860 übernahm er zum Teil schon einen Privatdienst beim Herzog von Arenberg. Er wurde jedoch 1862 Bürgermeister von Meppen und blieb an diesem Posten in der ganzen schweren Zeit bis 1871. Nachmals trat er wieder in Herzoglich Arenbergsche Dienste und starb hochbetagt als pensionierter Domänen-Rentmeister zu Hannover am 7. Februar 1912. An Geradheit, Biederkeit und Treue glich er seinem Vater, zu dem er bis ins Alter im innigsten Verhältnis blieb. Im Äußern war er eine sehr imposante Erscheinung, so daß es Aufsehen erregte, wenn der gewaltige Bürgermeister die kleine Exzellenz durch die Straßen von Meppen geleitete.

[2] Nur der Brief vom 11. August liegt noch vor, den Windthorst zur Weiterbesorgung an den Vater dem Bürgermeister hatte zugehen lassen. Bei längerem Ausbleiben der Antwort scheint Windthorst dann noch einmal geschrieben zu haben. Jedesmal, wenn die Wahlen herannahten, wurde die Korrespondenz recht lebhaft.

Nun weiß ich zwar nicht, ob Se Durchlaucht gehört sind, allein bei der Raschheit, mit welcher die betr. Gesetze erlassen, zweifle ich daran.

Hätte ich in der obigen Anschauung recht, so würde es gewiß der Erwägung bedürfen, ob und welche Schritte zu tun.

Da ich aus der Nichtbeantwortung meiner Briefe schließe, daß Ihr Herr Vater abwesend, so bitte ich Sie, obige Gedanken seinem reiflicheren Ermessen unterbreiten zu wollen. Hochachtungsvoll und ergebenst L. Windthorst.

Windthorst an Reg.-R. Deymann.

Berlin, 27. August 1867. Hotel de Russie.

Mein verehrter Herr Regierungsrat! Recht freundlichen Dank für Ihre Zeilen, die mich beruhigen, da ich nun doch weiß, daß Sie wohl erhalten. Hoffentlich hat die Kur Ihnen wohlgetan[1].

Was die provinziallandschaftliche Frage betrifft[2], so ist nicht wohl zu sagen, ob oder welche Schritte zu tun, solange nicht feststeht, wohin die Wünsche der dortigen Bevölkerung gerichtet sind. In Osnabrück kommen morgen die Provinzialstände zusammen, um ihre Reformen zu beraten. Wenn man eine Vereinigung mit Osnabrück gewünscht hätte in Meppen-Lingen-Bentheim, so wäre es an der Zeit, das bei dieser Gelegenheit zur Sprache zu bringen. Deshalb schrieb ich so frühzeitig, doch ist leider durch Ihre unfreiwillige Abwesenheit die Sache nicht zu fördern gewesen. In Osnabrück widerstreben alle protestantischen Elemente einer solchen Vereinigung, weil sie in die Minorität kämen.

Inmittelst ist nun die Verfassung für die ganze Provinz Hannover erschienen[3]. Sie werden sich daraus überzeugen, wie schlecht die Katholiken dabei fahren. Überall

---

[1] Krankheitshalber mußte Deymann in verschiedenen Jahren Neuenahr aufsuchen.

[2] Es waren bei der Neuorganisation statt der sechs bis dahin bestandenen Landdrosteien vier Regierungen in Aussicht genommen, welche jedoch, einstweilen wenigstens, nicht unmittelbar die Verwaltung zu leiten haben, sondern nur die Beschwerdeninstanz bilden sollten. Diese vier Regierungen, nach welchen die Teilung damals beabsichtigt war, sollten ihren Sitz haben: 1. in Hannover für die Provinzen Calenberg, Grubenhagen, Göttingen, Hildesheim inkl. Harz, Hoya und Diepholz; 2. in Lüneburg für die Provinz Lüneburg; 3. in Stade für die Provinzen Bremen und Verden; 4. Osnabrück und Ostfriesland mit den Anhängseln Meppen, Lingen usw. Während über die Zweckmäßigkeit dieser Einteilung, die ja auch nicht beibehalten wurde, die Meinungen auseinandergingen, stimmten die Vertrauensmänner darin überein, daß es für die ganze Provinz Hannover nur eine Provinzialvertretung geben solle. In der Tat wurde schon während der Diktaturzeit für das ganze Land eine ständische Vertretung gebildet, die in Hannover tagte, um über die der Provinz zugedachten neuen Einrichtungen und Anordnungen zu beraten. Doch blieb auch den einzelnen Landesteilen Gelegenheit gegeben, auf ihren Landtagen ihre Interessen geltend zu machen und ihren besondern Wünschen und Bedürfnissen Ausdruck zu geben. Erst 1869 erhielt Hannover die provinzielle Selbstverwaltung; am 23. September 1869 wurde in der Hauptstadt des Landes zum erstenmal für die ganze neu einverleibte Provinz der Provinziallandtag eröffnet.

[3] Durch königlichen Erlaß vom 22. August 1867 wurde der neuen Provinz die provinzialständische Verfassung oktroyiert; durch Verordnung vom 12. September folgte die Oktroyierung der Amts- und Kreisverfassung.

bringt man das Divide zu ihrem Nachteil in Anwendung. Ob eine Vereinigung noch zu erreichen, steht dahin. Vor allem aber ist wichtig zu wissen, wie die Stimmung der Bevölkerung in Meppen und Lingen in dieser Rücksicht ist. Das wäre schleunigst soviel möglich klar zu stellen.

Recht dankbar bin ich Ihnen und Ihrem Herrn Sohn [1], daß Sie für meine Wiederwahl [2] sich interessieren wollen. Es scheint von der andern Seite eine starke Anstrengung gemacht zu werden [3], diese Wiederwahl zu hindern, und würde es gut sein, wenn Sie namentlich auch nach Aschendorf und Haselünne hin Ihren Einfluß geltend machen wollten. Man hat die Haselünner wegen des Amtsgerichts besorgt gemacht [4]. Die Sorge ist ganz unbegründet. Ohne den Herzog kann man Haselünne nicht einziehen, überhaupt wird jetzt nicht daran gedacht.

Da die Ernte störend einwirkt, wird die Anstrengung derer, welche sich für meine Wahl interessieren, eine sehr energische sein müssen, wenn das Resultat erreicht werden soll.

Ich schrieb Ihrem Herrn Sohn noch wegen der Stelle eines Amtsrichters. Wenn Sie meiner Ansicht beitreten, so müßte Se Durchlaucht gleich bei der ersten Übertragung seine Ansprüche geltend machen. Voraussichtlich wird man die Stelle kommissarisch wahrnehmen lassen. Wird dies dem Herzog angezeigt, dann läßt sich daran der Rekurs anknüpfen. Was ich für die standesherrlichen Rechte tun kann, wird gern geschehen, um diese katholische Oase in stand zu halten. Meinen Gruß an Ihren Herrn Sohn. Ihr bekannter Windthorst.

Windthorst an Reg.-R. Deymann. Berlin, 28. August 1867.

Verehrter Gönner! Soeben sehe ich, daß ich auf Ihre Schlußbemerkung zu antworten vergessen.

Der Verfasser oder Veranlasser des Artikels aus Lippstadt, welcher erst in diesen Tagen zu meiner Kunde gekommen, da ich die „Kölnischen Blätter“ hier nicht habe,

---

[1] Bürgermeister Thomas Deymann von Meppen.

[2] Windthorst war am 12. Februar 1867 im Kreise Meppen für den Norddeutschen Reichstag gewählt worden; jetzt standen die Wahlen für das preußische Abgeordnetenhaus bevor, die am 20. November 1867 stattfinden sollten.

[3] Der Gegenkandidat war der Bürgermeister Russell von Papenburg, der vierzehn Tage vorher selbst nach Meppen gekommen war, für seine Kandidatur zu wirken. Auch der Amtmann von Meppen arbeitete in des Bürgermeisters Interesse; Russell galt als der Kandidat eines im Kreise sehr einflußreichen Faktors, der „Familie“. Es war dies eine geschlossene Zahl angesehener und zum Teil sehr achtbarer Familien, die eines besondern Vertrauens von seiten des Herzogs sich erfreuten und bei Besetzung der standesherrlichen Dienststellen besonders berücksichtigt wurden, und zwar, wie es hieß, „ausschließlich“ und „regelmäßig“. Man ging so weit, die ganze obere und untere Beamtenschaft im Meppenschen als eine große Familie zu bezeichnen, und es ist in den Schilderungen des herrschenden Koteriewesens wohl viel übertrieben worden. Daß aber ein starker Zusammenhalt unter den betreffenden Familien vorhanden war, und daß dies neben manchem Vorteil auch Schattenseiten hatte, wird nicht zu leugnen sein. Jedenfalls rechnete sich Regierungsrat Deymann nicht mit zur „Familie“, sondern stand derselben gleich seinem Sohne objektiv urteilend gegenüber.

[4] In Haselünne war früher ein Amtsgericht.

ist mir nicht bekannt; ich habe um so weniger eine Ahnung davon, als mir aus Lippstadt-Brilon gar keine Mitteilung zugegangen über Tatsachen, welche einen Schluß oder eine Mutmaßung über die Entstehung des mir unangenehmen Artikels verstatten [1].

Übrigens höre ich, daß in dem Wahlkreise Meppen-Lingen-Bentheim von seiten der Gegenseite sehr starke Anstrengungen gemacht werden. Diejenigen, welche sich für meine Wahl interessieren, werden deshalb nicht müßig sein dürfen.

Mit bester Empfehlung an die Ihrigen Ihr Windthorst.

Windthorst an Reg.-R. Deymann. Berlin, 28. Oktober 1867.

Verehrter Freund! Ihren lieben Brief kann ich erst heute beantworten, weil ich durch die jetzt glücklich beendigten Verhandlungen für den König absolut absorbiert war [2]. Die Reyschersche Broschüre [3] hatte ich erwähnt, weil er doch auch nicht zu behaupten wagt, daß das frühere Recht ganz beseitigt. Im übrigen bin ich einverstanden, daß der Inhalt detestabel.

Die Eingaben Sr Durchlaucht des Herzogs sind durchaus korrekt und muß der Standpunkt festgehalten werden. Was ich für die Sache tun kann, werde ich gewiß nicht unterlassen.

---

[1] Der gutkatholische Wahlkreis Brilon-Lippstadt hatte mit seiner ersten Reichstagswahl Mißgeschick gehabt; der erwählte Vertreter hatte in den wichtigsten Fragen im Sinne der gegnerischen Majorität gestimmt. Im Hinweis hierauf war in den „Kölnischen Blättern" (6. August 1867) Nr 214 aus dem Wahlkreis selbst eine Mahnung erschienen, auf eine bessere Wahl für die neue Session des Reichstags zu denken, und es wurde als Kandidat der Gutsbesitzer Schulte-Westhoff in Vorschlag gebracht, welcher den Wahlkreis bereits im Abgeordnetenhause vertrat. Darauf erfolgte am 10. August in derselben Zeitung (Nr 218) eine Erwiderung: Aus dem Wahlkreise Lippstadt-Brilon, d. d. 6. d., erhalten wir eine Zuschrift, welche sich gegen die in der Korrespondenz unserer Nr 214 aufgestellte Kandidatur Schulte-Westhoffs richtet und worin es dann weiter heißt: „Wir werden gewiß keinen Mann wählen, der abhängig ist, auch keinen Nationalliberalen oder Aristokraten. Wohl aber werden wir einen Mann wählen, der, ohne andern Bekenntnissen im geringsten zu nahe zu treten, warm dem Glauben anhängt, den neun Zehnteile der Bewohner unserer Kreise bekennen. Wir wählen nach reiflicher Überlegung mit den ersten Volksmännern des Sauerlandes den früheren hannoverischen Minister, den Minister a. D. Windthorst, der zwar zu Celle wohnt, nach seinem Namen und seiner Redeweise aber echter Westfale ist. Er saß für Meppen-Lingen im letzten Reichstage, wird aber jetzt heftig bekämpft von dem Herzog von Arenberg, dem jene Landschaft halb zu eigen ist. Er hat gegen die Reichsverfassung in ihrer jetzigen Gestalt gestimmt, ist politisch freisinnig und gläubiger Katholik. Schon haben feste Männer von dem Winterberge bis zu den Lippe-Weiden sich für seine Wahl die Hand gereicht, geschwiegen zwar, aber gehandelt."

[2] Am 29. September 1867 wurden die Verhandlungen zum Abschluß gebracht, auf Grund deren der König die hannoverschen Gelder an Preußen auslieferte.

[3] A. L. Reyscher, Die staatsrechtlichen Folgen des deutschen Krieges, Stuttgart 1866. (Derselbe, Der Rechtsstreit über das Eigentum an den Domänen des Herzogtums Sachsen-Meiningen. Gegen Zöpfl, Zachariä und eine anonyme Regierungsschrift, Leipzig 1865.)

Die Aufrechthaltung der herzoglichen Rechte ist jetzt mehr noch als früher eine wahre Lebensfrage für uns alle.

Daß Sie für meine Wahl zum Abgeordnetenhause wirken wollen, akzeptiere ich dankbar. Sagen Sie auch Ihrem Herrn Sohn im voraus meinen Dank für seine Teilnahme.

Morgen gehe ich nach Hannover. Wenn ich noch etwas tun kann, so geben Sie mir gütigst dahin einen Wink. Von Herzen Ihr L. Windthorst.

Windthorst an Reg.-R. Deymann. Hannover, 2. November 1867.

Verehrter Herr Rat! Da Sie sich für meine Wahl zum Abgeordnetenhause[1] interessieren, so glaube ich Ihnen mitteilen zu sollen, daß nach einer Mitteilung aus Aschendorf der Amtmann Korte auf die Vorsteher [= Ortsvorsteher] einzuwirken gesucht hat, mich nicht zu wählen. Die Motive des pp. Korte sind mir unbekannt[2]. Im Angesichte der Verwicklungen in Italien[3] lege ich jetzt ein besonderes Gewicht darauf, den Sitz im Abgeordnetenhause zu erhalten, in welchem gar leicht die Verhältnisse des Heiligen Vaters Gegenstand der Diskussion werden könnten. Sie haben vielleicht die Güte, nebst freundlichem Gruß obiges auch Ihrem Herrn Sohne mitzuteilen. Wie immer Ihr Windthorst.

Windthorst an Reg.-R. Deymann. Berlin, 8. Februar 1868.

Verehrter Gönner! Wegen der Bureaukosten habe ich sofort an den Referenten geschrieben und werde tunlichst weiter antreiben. Daß es mir eine Freude sein würde, könnte ich Ihnen in dieser Weise nützlich werden, brauche ich Ihnen nicht zu sagen.

Daß Sie mit meiner ständischen Tätigkeit nicht ganz unzufrieden, brauche ich als mir im höchsten Grade erfreulich nicht erst zu begrüßen. Eine Aufmunterung ist nötig in so schweren Kämpfen. Die Gerüchte über meine Wiederanstellung sind gänzlich unbegründet. Es denkt niemand daran, und ich bin in meiner jetzigen Lage so zufrieden, wie man es unter den gegebenen Verhältnissen überhaupt sein kann[4].
Mit bestem Gruß an Ihren Herrn Sohn Ihr L. Windthorst.

Windthorst an Reg.-R. Deymann. Hannover, 8. Juni 1868.

Verehrter Gönner! Durch ein Augenleiden bin ich gehindert, augenblicklich nach Berlin zurückzukehren[5]. Einiger Trost ist es mir, daß in der Tat Verhandlungen von entscheidender Bedeutung in dieser Diät nicht mehr vorkommen. Ihrer

---

[1] Am 20. November 1867 fand die Wahl statt.

[2] Amtmann Korte war bei der früheren Wahl (zum Norddeutschen Reichstag) auf seiten Windthorsts und ausgesprochener Gegner des Bürgermeisters von Papenburg gewesen.

[3] Am 30. Oktober 1867 waren die italienischen Truppen feindselig in den Kirchenstaat eingerückt, und es begann der offene Kampf um den Kirchenstaat.

[4] Am 1. Oktober 1867 trat die preußische Verfassung für Hannover in Kraft; schon ehe dieser Augenblick eintrat, schon um Anfang des Jahres, war Windthorst aus seinem Amt als Kronoberanwalt geschieden und nach Hannover übergesiedelt, wo er hinfort bleibenden Wohnsitz nahm.

[5] Des Leidens unerachtet schrieb Windthorst damals seine Briefe stets mit eigener Hand.

Sache wegen habe ich mich wiederholt bemüht. Die letzte Nachricht lautete aber wenig günstig. Man wollte Ihr Recht nicht anerkennen. Vielleicht haben Sie schon eine Eröffnung dieserhalb erhalten. Ich weiß jetzt kein anderes Mittel, als daß Se Durchlaucht [1] selbst die Sache in Hand nimmt und Vorstellungen macht.

Ich wüßte gern, ob und eventuell wann das geschieht.

Mit Gruß an die Ihrigen Wie immer Ihr Windthorst.

Windthorst an Reg.-R. Deymann. Hannover, 10. Juni 1868.

Verehrter Gönner! Das Reskript, dessen Inhalt Sie mitteilen, ist fast unbegreiflich. Man beachtet des Bundestags Einschreiten [2] nicht mehr und denkt deshalb tun zu dürfen, was beliebt.

Inzwischen meine ich, man müsse sich nicht beruhigen. Es wird zunächst beim Staatsministerium, eventuell beim Könige remonstriert werden müssen.

Wenn damit bis diesen Herbst, wo ich zum Abgeordnetenhause in Berlin sein werde, gewartet werden kann, werde ich gern nach Kräften mithelfen.

Es ist wichtig, die Sache zu ordnen vor Ablauf der Vertragsperiode [3]. Nachher wird man Sr Durchlaucht sicher nicht die Rechte verleihen, welche der gegenwärtige Vertrag sichert. Dieser ist eine Lebensfrage für das Herzogtum und darüber hinaus. Zur Aufrechthaltung desselben können Sie unbedingt über mich verfügen. Wie immer Ihr Windthorst.

Windthorst an Reg.-R. Deymann.

Berlin, 25. November 1868, Schöneberger Ufer 35.

Verehrter Gönner und Freund! Ich beeile mich mitzuteilen, daß aus den Fraktionen des Fortschritts und der Nationalliberalen, für erstere durch den Abgeordneten Windthorst (Südinghausen) und für letztere durch den Abgeordneten Appellationsrat Roscher ein ernster Angriff auf die standesherrlichen Rechte vorbereitet ist. Innerhalb der Konferenz der Kommissare des Abgeordnetenhauses, zu welcher auch ich gehöre, habe ich nur erreicht, daß die konservativen Abgeordneten von dem Antrage fernblieben.

Der Antrag geht im wesentlichen dahin, die Erwartung auszusprechen, daß die Regierung die *tatsächlich* bestehende Stellung des Herzogs Durchlaucht mit der preußischen Verfassung in Einklang bringen möge.

Der Regierungskommissar hat vorläufig erklärt, daß die Kgl. Regierung nach Feststellung der Verwaltungsorganisation für Hannover der rechtlich und tatsächlich noch intakten Frage nahetreten werde.

---

[1] Herzog Engelbert von Arenberg.

[2] Herzog Engelbert hatte gegen die Gewalttätigkeiten der hannoverschen Regierung beim Deutschen Bundestag unter dem 10. Juli 1862 Beschwerde eingelegt und hatte eine Anerkennung seiner Rechte gefunden.

[3] Um die Einrichtungen von 1826 mit den durch die Veränderungen des Jahres 1848 umgestalteten staatlichen Verhältnissen zu einem gewissen Ausgleich zu bringen, wurde zwischen Hannover und Arenberg am 8. August 1852 das gegenseitige Verhältnis vertragsmäßig geordnet, aber nur auf zehn Jahre hinaus. Alle zehn Jahre mußte der Vertrag erneuert werden. Am 1. Oktober 1872 lief er zum zweiten Male ab.

Es ist mir die große Bereitwilligkeit aufgefallen, mit welcher die Regierung die Mitteilung des bis dahin sekretierten Vertrags bewilligt hat.

Es versteht sich, daß ich fortfahren werde, die Rechte Sr Durchlaucht energisch zu vertreten. Aber ein Gewitter ist im Anzuge, und es wird von seiten der Herzoglichen Verwaltung große Festigkeit und Klugheit dazu gehören, die drohenden Schläge abzuwenden.

Das ganze Material der Verhandlungen werde ich mitteilen, sobald es vollständig vorliegt.

Vielleicht wäre es geraten, wenn Se Durchlaucht sich entschließen könnte, zur Zeit, wo das Budget im Herrenhause verhandelt wird, einige Zeit hier Residenz zu nehmen.

Entschuldigen Sie mein flüchtiges Schreiben, ich leide wieder an den Augen.

Wie immer Ihr L. Windthorst.

Windthorst an Reg.-R. Deymann. Hannover, 23. Dezember 1868.

Verehrter Gönner! Die Zeitungen werden Ihnen bereits kurze Nachrichten über die Debatten wegen der standesherrlichen Verhältnisse gebracht haben. Auch darf ich voraussetzen, daß Sie den Aufsatz der Kreuzzeitung über diese Debatte gelesen haben. Derselbe stand in der Beilage.

Heute sende ich Ihnen ein Exemplar des stenographischen Berichts über die betreffende Sitzung, welcher das volle Material enthält[1]. Die Majorität, welche den

[1] Es war in der 13. Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses am 30. November 1868 bei der Beratung des Budgets für das Justizministerium, daß zwei Anträge, die der bisherigen Stellung des Herzogs von Arenberg feindlich waren, zur Beratung kamen. Der mildere des Kreisgerichtsdirektors Bahlmann aus Oppeln verlangte, daß die Regierung zu dieser Sache „baldigst" Stellung nehme und die Befugnisse des Herzogs nach Maßgabe der preußischen Verfassung einschränke. Der schärfere Antrag der Abgeordneten Roscher, Frech und Windthorst-Lüdinghausen verlangte „unverzügliches" Eingreifen und wollte ohne weiteres mit den bisherigen Befugnissen des Herzogs, die er als bloß „tatsächliche" (im Gegensatz zu rechtlich begründeten) bezeichnete, kraft der Eroberung aufgeräumt wissen. Windthorst führte die Sache des Herzogs allein gegen mehrere Gegner und gegen schroffe Angriffe von seiten Roschers. Die Verteidigung war ein Meisterstück. Ein Satz sei hervorgehoben: „Die Verfassung des preußischen Staates, nicht allein die Urkunde — so lautet der Beschluß von 1866 — die Verfassung des preußischen Staates ist eingeführt in Hannover, sie ist offenbar dort in dem Sinne eingeführt, wie sie hier bestand, und sie bestand rücksichtlich der standesherrlichen Rechte nur in dem Sinne der Deklaration vom 10. Juni 1854, und ich will erwarten, wie denn nachgewiesen werden könnte, daß die bestehenden Verhältnisse des Herzogtums Arenberg-Meppen nach dem Sinne der Deklaration von 1854 irgendwie der Verfassung widerstreiten. Und, m. H., wenn sie der Verfassung widerstritten, dann bin ich der Ansicht, daß wir die Verfassung mit den bestehenden Verhältnissen in Einklang zu bringen hätten, denn diese Verhältnisse bestehen rechtlich, völkerrechtlich und staatsrechtlich ebenso wie die öffentlichen Rechtsverhältnisse in Deutschland sonst, und wenn allerdings der Bundestag mit den besondern Bestimmungen zum Schutze der standesherrlichen Rechte weggefallen ist, so sind damit diese Rechte selbst gar nicht beseitigt. Es kann sich der Schutz geändert haben, aber das Recht nicht."

In dem Bestreben, die ganze Angelegenheit einer späteren und reiferen Prüfung vorzubehalten und die in Betracht kommenden staatsrechtlichen Fragen respektieren

Roscherschen Antrag annahm, war gering. Meiner Opposition war es zudem gelungen, das verfängliche Wörtchen „tatsächlich“ daraus zu entfernen, und wäre der Antrag dennoch abgelehnt, wenn Leonhardt[1] nicht eine so unfreundliche Stellung zur Sache genommen hätte.

Eine große Gefahr finde ich bei dieser Sachlage nicht. Jedoch wird von herzoglicher Seite mit großer Vorsicht und Umsicht zu verfahren sein. Auch jetzt muß ich wiederholen, daß es sehr erwünscht wäre, wenn Se Durchlaucht sich entschließen könnte, beim Königlichen Hoflager in Berlin einen Besuch zu machen.

Es würde mir angenehm sein, wollten Sie mir sagen, ob Sie mit der Art und Weise, wie ich das Recht verteidigt habe, einverstanden.

Von ganzem Herzen ein frohes Fest wünschend Ihnen und den Ihrigen, bitte ich, alle, insbesondere Ihren Herrn Sohn von mir zu grüßen. Wie immer

Ihr L. Windthorst.

Windthorst an Reg.-R. Deymann. Berlin, 1. Februar 1869.

Mein verehrter Freund! Die Ostfriesen haben durch ihre Petition den Anschluß an Westfalen wieder in den Vordergrund geschoben. Wir werden darüber eine ernste Debatte haben.

Wenn Sie können, so veranlassen Sie dort so viele Petitionen wie möglich, um gegen den Anschluß an Westfalen zu protestieren. Aber Eile! Eile! Immer

Ihr L. Windthorst.

Windthorst an Reg.-R. Deymann. Hannover, 8. April 1869.

Verehrter Gönner und Freund! Die Beilage zur Kreuzzeitung, welche Sie zu haben wünschten, konnte ich leider nicht erreichen. Ein Aufsatz wesentlich gleicher Tendenz findet sich in Glasers Archiv[2].

Rosig ist man in Berlin auf die standesherrlichen Verhältnisse nicht zu sprechen. Ich habe das mehr als einmal zu sehen und zu hören Gelegenheit gehabt. In welcher Weise man die Resolution des Abgeordnetenhauses[3] nutzbar machen wird, weiß ich noch nicht. Ich vertraue Ihrer Vorsicht, und wenn ich Ihnen helfen kann, so haben Sie nur zu befehlen.

Schlimm ist, daß die Regierung es aus den Händen gegeben, mit den Standesherren allein abzuschließen. Es ist das fast unbegreiflich. Im Abgeordnetenhause war bei der Zustimmung der Regierung nichts zu machen. Ich machte Versuche, im Herrenhause Verbündete zu finden, aber die Herren hatten auch hier kein Verständnis für ihr eigenes Interesse.

Es scheint mir nach wie vor vom größten Interesse, die höchste Stelle zu gewinnen, und dazu, ich wiederhole es, würde ein Besuch Sr Durchlaucht in Berlin von großem Nutzen sein.

---

zu machen, fand Windthorst einigermaßen Unterstützung durch die Erklärung des Regierungskommissars Geh. Justizrat Dr Falk, der vier Jahre später als Kultus- und Kulturkampfminister ihm wieder begegnen sollte.

[1] Seit 5. September 1867 preußischer Justizminister bis 1879.

[2] „Die rechtliche Stellung der deutschen Standesherren in den neuen preußischen Provinzen“, in Jahrbücher für Gesellschafts- und Staatswissenschaften von Dr D. C. Glaser, 1869.

[3] Annahme des Antrags Roscher am 30. November 1868.

Etwaige Mitteilungen bitte ich nach Berlin zu richten, wohin ich heute oder morgen zurückkehre.

Viele Grüße von den Meinigen und die besten Empfehlungen an die Freunde, besonders Ihren Herrn Sohn. Wie immer

Ihr L. Windthorst.

Windthorst an Reg.-R. Deymann. Hannover, 28. Juni 1869.

Verehrter Gönner! Soeben schickt mir Rumpler ein Exemplar Ihres Schriftchens über die standesherrlichen Rechtszustände[1]. Ich habe es sofort gelesen und finde es vortrefflich. Ich stelle anheim, dem Justizminister und dem Minister des Innern je zwei Exemplare, auch den Obergerichtsräten v. Leuthe und Droop zu Berlin je zwei Exemplare zu senden. Vertraulich bemerke ich nämlich, daß jetzt Beratungen stattfinden über den Beschluß des Abgeordnetenhauses und daß diese Beratungen notwendig bald zum Schlusse kommen müssen, weil im Oktober der Landtag beginnt und dann eine Erklärung erfolgen muß.

Ganz ungünstig standen bis jetzt die Beratungen nicht. Aber ich wiederhole, daß diese Mitteilungen ganz vertraulicher Natur sind.

Ob Se Durchlaucht im Laufe des Sommers bei der Reise des Königs nach Ems und Baden-Baden veranlaßt werden könnte, mit demselben zusammenzutreffen, verdient wenigstens erwogen zu werden.

Mit bekannter Gesinnung Ihr L. Windthorst.

Gruß an alle, besonders auch Ihren Herrn Sohn.

Windthorst an Reg.-R. Deymann. Hannover, 7. August 1869.

Verehrter Gönner! Ihrer Ermächtigung entsprechend habe ich Jänecke ersucht, folgenden Herren zwei resp. ein Exemplare Ihrer Schrift zu übersenden: Graf Eulenburg, Minister Leonhardt, Geh.R. Droop, v. Leuthe, Denecke, v. Wolf, Bitter, Kuster, Professor Heffter, Graf Stolberg, Oberpräsident von Schlesien, dem Bibliothekar des Abgeordnetenhauses und des Herrenhauses zu Berlin, den Regierungsräten Starke, Roll, Rekno und dem Landdrosten v. Leipziger hier.

Nach meiner Meinung müßten Sie in einem eigenhändigen Begleitschreiben dem Landdrosten zu Osnabrück für sich und die Räte je ein Exemplar übersenden.

Es hat mich gefreut, in den Zeitungen zu lesen, daß Se Durchlaucht der Herzog von Arenberg in Ems beim Könige und zum Diner war.

Mit der Bitte, den Ihrigen mich bestens zu empfehlen, verharre ich

Ihr L. Windthorst.

Windthorst an Reg.-R. Deymann. Osnabrück, 14. November 1869.

Verehrter Gönner! Dringende Familienangelegenheiten haben mich hierher berufen[2]. Dadurch bin ich verhindert, an der Beratung des Justizetats teilzu-

---

[1] „Anspruch der Standesherren auf nutzbare Regalien unter dem allgemeinen Gesichtspunkte des standesherrlichen Rechtszustandes nebst kritischer Beleuchtung der Rede des Oberappellationsrats Roscher in dem preuß. Abgeordnetenhause." Von dem Regierungsrate Deymann, Hannover 1869, Hofbuchdruckerei der Gebr. Jänecke. — Schon 1849 war zu Hannover in der Hofdruckerei der Gebr. Jänecke eine Broschüre gedruckt worden: Die Stellung der Standesherrlichen Behörden im Herzogthume Arenberg-Meppen. Von Deymann, Herzoglich Arenbergschem Rathe. 8° (22) [o. J.]. Eine Schrift in der gleichen Sache veröffentlichte Deymann 1866. Vgl. oben S. 373, Anm. 1. [2] Vermutlich die schwere Erkrankung des Sohnes.

nehmen. Ich bedauere das um so mehr, als dabei der Antrag wegen der Herzoglichen Rechte erneuert ist. Da aber im vorigen Jahre der Rechtsstandpunkt von mir klargelegt worden ist[1] und Ihre vortreffliche Schrift[2] das weitere getan hat, so wird in der Sache durch meine Abwesenheit nicht geschadet. In der Kommission habe ich mich gegen den Antrag erklärt. Die Regierung aber scheint lau in der Sache und wird auch eine Erklärung abgeben, welche unsern Wünschen wenig entspricht.

Sobald ich nach Berlin zurückkehre, werde ich den stenographischen Bericht mitteilen und das, was ich selbst Sachdienliches vermeine. Hier gebricht es mir an Zeit.
Mit größter Hochachtung Ihr Windthorst.

Windthorst an Reg.-R. Deymann. Hannover, 24. Dezember 1869.

Verehrter Herr Regierungsrat! Die Verhandlung im Abgeordnetenhause über die Herzoglichen Rechte ist ohne Bedeutung. Die stenographischen Berichte zu schicken, verlohnt die Mühe nicht[3]. Aber der Gedanke, die Verhältnisse eventuell durch Gesetzgebung zu ordnen, greift um sich und hat auch im Ministerium Anklang. Man wird ein Abkommen versuchen, wahrscheinlich im Lauf des nächsten Jahres, und wenn man nicht fertig wird, mit der Gesetzgebung eingreifen. Generell ist das freilich nach meiner Ansicht unzuläßig, aber in Berlin gilt das Recht nicht mehr. Se Durchlaucht hat den König in Ems gesehen. Könnte er sich entschließen, im Winter, wenn auch nur kurze Zeit in Berlin zuzubringen, so würde das für die Sache von großer Bedeutung sein.

Ist wegen Joannings Stelle Beschluß von Berlin gekommen? Man konnte sich lange Zeit gar nicht entschließen.

Ihnen wie Ihrer ganzen Familie vergnügte Feiertage und herzlichen Gruß von
Ihrem L. Windthorst.

Windthorst an Reg.-R. Deymann. Berlin, 29. Januar 1870.

Verehrter Gönner und Freund! Nach anscheinend begründeter Andeutung fürchte ich, daß die Regierung den Vertrag[4] angreifen wird, weil es gegen die Verfassung sei, daß über Lingen und Bentheim Richter mitsprechen, die nicht alle vom Könige ernannt wurden. Man wird davon den Ausgangspunkt zu Verhandlungen nehmen, wenn das nicht etwa schon geschehen ist.

---

[1] Bei den Verhandlungen des preuß. Abgeordnetenhauses am 30. November 1868.

[2] Vgl. oben S. 383, Anm. 1.

[3] Die Verhandlung fand statt in der 19. Sitzung, 13. November 1869. Der Abgeordnete Windthorst-Lüdinghausen hatte seinen Antrag in noch dringenderer Weise erneuert: Die Erwartung auszusprechen, daß die Regierung unverzüglich die Stellung des Herzogs von Arenberg in und zu dem Herzogtum Arenberg-Meppen ... mit der preußischen Verfassung in Einklang setzen und die hierzu erforderlichen Gesetzentwürfe womöglich noch im Laufe der gegenwärtigen Session vorlegen werde. Auch diesmal wurde der Antrag mit geringer Majorität angenommen. Ein bekannter Rechtsgelehrter, der Abgeordnete Dr v. Rönne, hatte den Antrag vor dem Hause vertreten.

[4] Vertrag des Herzogs von Arenberg mit der Königl. Hannover. Regierung vom 8. August 1852, erneuert am 1. Oktober 1862 und gültig bis 1. Oktober 1872.

Die Verhandlungen werden recht schlimm sein, da die ganze Strömung contra geht.

Kann sich Se Durchlaucht nicht entschließen, hierher zu kommen?

Ihr L. Windthorst.

Windthorst an Reg.-R. Deymann. Hannover, 8. Juni 1870.

Vertraulich! Verehrter Freund! Vor meiner Abreise aus Berlin habe ich mich wiederholt nach dem Stande der herzoglichen Angelegenheit erkundigt. Im Justizministerium prävaliert die Ansicht, daß der bestehende Zustand mit der Verfassung des Landes nicht harmoniere. Der Finanzminister scheint ebenfalls Schwierigkeiten zu machen. Jedoch finden noch informatorische Verhandlungen statt. Ich fürchte immer noch, daß nichterwünschte Eröffnungen stattfinden werden, und zwar selbst noch vor dem Zusammentritt des nächsten Abgeordnetenhauses.

Ich würde es wünschenswert halten, wenn Se Durchlaucht dem Könige etwa in Ems begegnen könnte. Wenn Sie Zeit haben, so arbeiten Sie ein Memoire, worin die Vereinbarkeit des jetzigen Zustandes mit der Verfassung und der neuen Gesetzgebung nachgewiesen wird. Das Material, welches Sie in solcher Weise zusammentragen werden, wird bald genug zu brauchen sein. Wollten Sie mir dieses Memoire demnächst abschriftlich mitteilen, so würde ich dafür dankbar sein.

Mit Gruß an Ihren Herrn Sohn Ihr L. Windthorst.

Windthorst an Reg.-R. Deymann. Hannover, 12. November 1870.

Verehrter Gönner und Freund! Am 16. ist dort die Wahl zum Abgeordnetenhaus. Sollte die Wahl auf mich fallen, so würde ich darin eine Genehmigung meiner bisherigen Wirksamkeit erblicken und in diesem Sinne die Wahl von neuem annehmen. In meiner bisherigen Wirksamkeit habe ich mir den Ehrennamen „Meppen" erworben. Den möchte ich bewahren und versuchen, demselben auch meinerseits Ehre zu machen.

Die Aufgaben, welche uns bevorstehen, werden keine leichten sein, und ich sehe schweren und ernsten Kämpfen entgegen.

Voraussichtlich werden neue Angriffe auf die standesherrlichen Rechte gemacht werden. Es versteht sich, daß ich denselben auch ferner energisch entgegentreten werde nach Maßgabe der Instruktionen, welche Sie eventuell mir zu geben die Güte haben werden. Mit Rücksicht darauf hat man offenbar Roscher in Bentheim-Lingen als Kandidaten der nationalliberalen Partei aufgestellt. Inzwischen hoffe ich doch, daß man schließlich das Recht anerkennen werde.

Wenn Sie glauben, daß ich nützlich wirken kann, so bitte ich durch Ihren entscheidenden Einfluß meine Wahl unterstützen zu wollen.

Von den Meinigen herzlichen Gruß. Ich bitte Ihren Herrn Sohn und alle Freunde zu grüßen. Immer Ihr L. Windthorst.

Windthorst an Reg.-R. Deymann. Hannover, 18. November 1870.

Verehrter Freund! Tausend Dank für Ihre freundliche gegen mich ausgesprochene Gesinnung und für Ihren entscheidenden Einfluß bei der ehrenvollen, einstimmigen Wahl, aus der ich einen guten Teil der Zuversicht schöpfe für die harten Kämpfe, welchen wir entgegengehen.

Sie wissen am besten, daß zur vollen Tätigkeit erforderlich ist, auch im Reichstage zu sitzen, der dieses Mal wichtiger noch sein wird als das Abgeordnetenhaus.

Die Wahl dazu wird recht bald heranrücken und werden Sie es mir deshalb nicht als Anmaßung auslegen, wenn ich Sie bitte, auch bei dieser Ihren maßgebenden Einfluß für mich verwenden zu wollen.

Auch Ihrem Herrn Sohn bitte ich für seine Mitwirkung zu danken.

Endlich bitte ich, alle Ihrigen von mir und den Meinigen herzlich zu grüßen.
Stets Ihr Windthorst.

Windthorst an Reg.-R. Deymann. Hannover, 28. Dezember 1870.

Verehrter Gönner und Freund! Unter Kreuzband erhalten Sie hierneben die Verhandlungen über die standesherrlichen Verhältnisse im Abgeordnetenhause[1].

Im Schoße der Kommissarien hatte ich erreicht, daß man von einem Antrage absah. Aber Roscher konnte sich nicht beruhigen. Er scheint in Lingen dafür gewählt zu sein, die standesherrlichen Rechte zu beseitigen.

Fast hätte er im Hause eine Niederlage erlitten, aber die Freikonservativen fielen ab. Praktisch hat der Beschluß keine große Bedeutung, da die Sache im Staatsministerium weit vorbereitet ist. Dem Vernehmen nach hat das Justizministerium sich dahin ausgesprochen, daß der Vertrag mit der Verfassung nicht im Einklange. Was der Minister des Innern und der Finanzen gesagt, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Jedenfalls ist man in Berlin den Rechten Sr Durchlaucht nicht gewogen.

Daß augenblicklich etwas Besonderes geschehen könne, sehe ich nicht. Man wird die Eröffnungen des Ministeriums erwarten müssen. Se Durchlaucht wird eventuell den Schutz des Königs suchen müssen. Zu dem Ende wird es ratsam sein, daß es an keiner Aufmerksamkeit für den König fehlt.

In dieser Richtung mache ich aufmerksam, daß von allen Seiten Gratulationen an den neuen Deutschen Kaiser gelangen. Ob Se Durchlaucht sich entschließen wollen, dann, wenn die formelle Publikation des Kaisers erfolgt ist, auch eine Gratulation abgehen zu lassen, dürfte zur Erwägung zu stellen sein.

Eine eingehendere juristische Erörterung über die standesherrlichen Rechte zu machen, war zur Zeit inopportun, da voraussichtlich bei der Stimmung des Hauses die Majorität für den Antrag nur gewachsen sein würde, da man teilweise deshalb dagegen stimmt, weil man jetzt auf die Sache nicht näher eingehen wollte und es nicht ratsam erschien, den Justizminister weiter sich aussprechen zu lassen, da er einmal feindlich ist und ein öffentliches Aussprechen gegenteiliger Ansicht ihm für die demnächstigen Verhandlungen nur ein Präjudiz geschaffen haben würde.

Diese Gelegenheit benutze ich, um Ihnen und Ihrer ganzen Familie von Herzen Glück zum Neuen Jahr zu wünschen. Möge es ein erfreulicheres sein, als das ablaufende es gewesen ist. Stets Ihr Windthorst.

P. S. Sie erlauben mir, daß ich Sie und Ihren Herrn Sohn aufmerksam mache, daß allernächstens die Reichstagswahl bevorsteht. Da ich weiß, daß Sie und Ihr Herr Sohn sich für meine Wiederwahl interessieren, so wird es zweckmäßig sein, beizeiten an die nötigen Vorbereitungen zu denken, damit nicht ein etwaiger Gegenkandidat Terrain gewinnt Ihr Windthorst.

---

[1] Stenogr. Bericht der 5. Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 21. Dezember 1870 (S. 59—65). Windthorst hatte schweren Stand und sprach zweimal in längerer Rede. Dr Falks Erklärung kam auch diesmal ihm zu statten.

Windthorst an seinen Sohn[1]. Berlin, 2. Februar 1871.

Mein lieber Julius! Ich danke Dir für das Gesandte. Man wird von seiten der Nationalliberalen und der Regierung den Bürgermeister Russell-Papenburg aufstellen. Ob mit Erfolg, muß die Zukunft zeigen. Obiges vertraulich und nicht mitteilbar, auch an pp. B. nicht. Meine Rede vom 16. contra Kardorff ist im Wahlkreise schon ziemlich bekannt geworden.

Wenn sie aber in der Wochenschrift des Wahlvereins mit einer passenden, das Verständnis erleichternden Einleitung gebracht wird und für 2—3 Reichstaler etwa 1000 Stück zu haben sind, so bestelle dieselben und lege sie hin, bis ich komme.

Die Antwort auf Laskers Frage sagt nicht, wann wir entlassen werden, ich denke in 12 Tagen.

Hier war kein großer Jubel, und die Illumination war sehr spärlich[2]. In der Provinz wird immer mehr gejubelt als hier. Die Berliner sind überaus nüchtern und kalt.

Dazu kommt die eisige Kälte in der Natur, zuzeiten über 16 Grad. Man muß auf den Ofen sitzen, um warm zu werden. Ich fürchte immer, Ihr könntet krank werden in dem kalten Hause.

Mir geht's ziemlich gut, ich habe nur zu viel zu tun. An R. und B. habe ich nichts[3]. Ich denke, pp. v. Schilgen brauche nicht ausmarschieren. Das Benehmen Erhards v. Wedel[4] ist mir unverständlich. Grüße Mama und Maria. Ihr alle müßt Euch sehr in acht nehmen und du mußt einen Respirator tragen. Lebe wohl [Dein Vater W.][5]

---

[1] Referendar Dr iur. Julius Windthorst, geb. 15. November 1844, gest. 18. November 1872.

[2] Wohl aus Anlaß des zu stande gekommenen Waffenstillstandes mit Frankreich am 28. Januar 1871.

[3] Die Namen sind völlig ausgeschrieben, aber für den Fremden nicht zu entziffern.

[4] Graf Erhard v. Wedel (geb. 1828), vormals Kgl. Hannover. Major und Flügeladjutant des Königs Georg V.

[5] Die Unterschrift diesmal in einen kleinen Knäuel kontrahiert, lautet eigentlich D. L. W. — Die gleiche hausväterliche Sorge um alles, auch das Kleinste, und die gleiche Bestimmtheit in seinen Anordnungen zeigt Windthorst auch in andern seiner Familienbriefe. Ein wahres Muster dieser Art ist das folgende Schreiben an seine Gemahlin aus etwas früherer Zeit:

Berlin, 6. November 1868, Schöneberger Ufer Nr 35 (Fünfunddreißig).

Liebe Julie! Ich bin glücklich angekommen, habe eine gute Privatwohnung, Schöneberger Ufer Nr 35, worüber im nächsten Briefe Näheres. Du und Maria könntet gleichzeitig mit darin wohnen. Schicke alle Briefe hierher. Portofreiheit ist uns entzogen, also mußt Du frankieren. — Beim Auspacken finde ich nur 2 Paar Socken. Eines habe ich an. Die andern 5 Paar (8 Paar soll ich nach dem Verzeichnis haben) habe ich wohl in den andern Koffern zu suchen. Aber alle meine Orden fehlen. Ich denke, dieselben sind dort geblieben. Aber ich bin doch in Unruhe darüber, deshalb wäre mir lieb, wenn Du gleich nach Eingang dieses telegraphierst: Minister Windthorst, Berlin, Schöneberger Ufer Nr 35.

Sind hier. Julie Windthorst.

Über die Socken ꝛc. schreibe mir doch auch umgehend.

Grüße und küsse Maria. Dein L. Windthorst.

Windthorst an Reg.-R. Deymann. Hannover, 28. Februar 1871.

Verehrter Freund und Gönner! Von allen Seiten höre ich, daß man meine Wiederwahl zum Reichstage energisch bekämpft. Ich kenne Ihre und Ihres Herrn Sohnes Wohlwollen für mich und ich erlaube mir im Vertrauen auf Ihre Nachsicht deshalb die ergebenste Bitte nach allen Seiten, namentlich auch nach Aschendorf und Sögel und Haselünne Ihren Einfluß für mich geltend machen zu wollen.

Als ich aus Berlin ging, war eine feste Resolution wegen der standesherrlichen Verhältnisse noch nicht gefaßt, sie sollte aber unmittelbar bevorstehen. Wahrscheinlich wird eine Verhandlung mit Sr Durchlaucht versucht werden. Dieselbe wird aber kurz sein. Sie müssen deshalb jeden Augenblick gesattelt und gerüstet sein. Gelingt die Verhandlung nicht, so scheint man entschlossen, einseitig mit der Gesetzgebung vorzugehen. Das ist ein Rechtsbruch, aber wir haben der Rechtsbrüche so viele erlebt, daß man schwerlich diesen vermeiden wird.

Mein Gruß an Ihren Herrn Sohn und an alle Freunde. Mit bekannter Gesinnung Ihr L. Windthorst.

Windthorst an Reg.-R. Deymann. Hannover, 11. März 1871.

Verehrter Gönner! Sie müssen mir gestatten, daß ich Ihnen und Ihrem Herrn Sohne noch meinen besondern Dank abstatte für die energische und erfolgreiche Unterstützung, welche Sie meiner Wiederwahl gewidmet haben.

Möge mir nur Gott die Kraft verleihen, dem so reichlich ausgesprochenen Vertrauen einigermaßen zu entsprechen. Gruß von Haus zu Hause

Ihr L. Windthorst.

Windthorst an Reg.-R. Deymann. Hannover, 14. März 1871.

Verehrter Gönner! Mit Rücksicht auf die bevorstehenden Verhandlungen wäre es vielleicht nützlich, wenn Se Durchlaucht der Herzog zur Begrüßung des Kaisers etwa zu dem am 22. März stattfindenden Geburtstage nach Berlin gehen wollte.

Halten Sie zweckmäßig, darauf aufmerksam zu machen?

Ihr L. Windthorst.

Windthorst an Reg.-R. Deymann. Hannover, 2. April [?] 1871.

Verehrter Gönner und Freund! Beim Nachsehen der Verhandlungen über den Vertrag über die standesherrlichen Verhältnisse aus dem Jahre 1851—1852 komme ich zu der Ansicht, daß es für die unzweifelhaft bevorstehenden neuen Verhandlungen von Interesse für Sie sein könnte, sich auf das Rechtsgutachten eines bekannten Publizisten berufen zu können.

Ich vorstelle deshalb zu Ihrer geneigten Erwägung, ob Sie unter Mitteilung des einschlagenden Materials etwa den Staatsrat Zachariä oder den Prof. Zöpfl oder beide veranlassen wollen, in rechtlich motivierter Weise sich darüber zu äußern, inwiefern der bestehende Vertrag auch nach der Annexion Hannovers insbesondere mit Rücksicht auf die preußische Verfassung und die dazu ergangene Deklaration zu Recht bestehe. Am besten wäre, wenn die Publizisten ohne Erwähnung, daß das Gutachten von ihnen verlangt wurde, den Gegenstand zum Vorwurfe einer besondern publizistischen Abhandlung machten.

Ohne ein entsprechendes Honorar würden die Herren selbstverständlich nicht arbeiten wollen. Aber ich glaube, Se Durchlaucht würde das dazu erforderliche Geld nützlich angelegt haben.

Es ist das eine Ansicht, die ich lediglich Ihrem besseren Ermessen unterstelle. Die besten Grüße an die Ihrigen.

Stets Ihr ergebener Windthorst.

Bürgermeister Thomas Deymann an Windthorst [Konzept].

[Meppen, 1. August 1871.]

Ew. Exzellenz ist bekannt, daß der Gerichtsassessor E. Bödiker wegen seiner verwandtschaftlichen Verhältnisse im hiesigen Herzogtum für die Amtsrichterstelle in Aschendorf von dem Kgl. Preuß. Justizminister für nicht qualifiziert erachtet wurde. Dem alsdann von Sr Durchlaucht dem Herzoge zum Amtsrichter daselbst ernannten Gerichtsassessor Wippern ward die Bestätigung versagt, „weil derselbe aus Gesundheitsrücksichten nicht im stande sei, die Geschäfte eines Amtsrichters zu Aschendorf ordnungsmäßig wahrzunehmen".

Offenbar will man dem Herzoge bei Besetzung der Stelle Verlegenheiten bereiten. Wie mir der Herr Obergerichtsrat Frye mitgeteilt, haben Ew. Exzellenz bei Ihrer Anwesenheit in Berlin einen Herrn Referendar v. Bruchhausen zur Annahme der qu. Amtsrichterstelle bereit gefunden und denselben als Katholiken und einen tüchtigen jungen Mann empfohlen. Se Durchlaucht der Herzog konnten den Kandidaten nicht ernennen, weil ihm (als Referendar) wegen mangelnder Qualifikation die Bestätigung sicher versagt würde. Aus der „Neuen Hannoverschen Zeitung" habe ich die Ernennung eines Referendars v. Bruchhausen zum Gerichtsassessor im Appellationsgerichtsbezirke Celle ersehen. Wenn dieser v. Bruchhausen mit jenem durch Ew. Exzellenz empfohlenen identisch sein sollte, möchte ich Ew. Exzellenz um die Gefälligkeit submissest gebeten haben, denselben von der fortdauernden Vakanz der Amtsrichterstelle in Aschendorf geneigtest benachrichtigen und ihn veranlassen zu wollen, sich definitiv zu melden. Die Meldung müßte alsdann in etwa drei Wochen geschehen, weil die Frist der neuen Ernennung mit dem 1. September abläuft.

Mein Papa, welcher wegen einer plötzlichen und heftigen, jetzt jedoch in Abnahme begriffenen Krankheit mich mit dem Schreiben betraut hat, läßt sich Ew. Exzellenz unter herzlichen Grüßen bestens empfehlen.

Hoffend auf Ew. Exzellenz teilnehmende Unterstützung in der unterbreiteten Angelegenheit verharrt in den Gesinnungen vorzüglicher Hochachtung

Ew. Exzellenz untertänigst gehorsamster

Windthorst an Bürgermeister Deymann. Hannover, 6. August 1871.

Verehrter Gönner! Sofort habe ich die nötigen Schritte getan, um eine Erklärung des Gerichtsassessors v. Bruchhausen zu erhalten. Sobald dieselbe einläuft, werde ich sie mitteilen.

Mit großem Bedauern höre ich von Ihnen, daß Ihr Herr Vater leidend ist. Hoffentlich wird er baldigst hergestellt und gewinnt die volle Kraft wieder, die er niemals nötiger gehabt haben wird als bei den bevorstehenden Verhandlungen. Wünschen Sie ihm in meinem Namen von Herzen gute Besserung und empfehlen Sie mich ihm und allen Ihrigen und den Freunden.

Stets Ihr ergebener Windthorst.

Windthorst an Bürgermeister Deymann. Hannover, 5. September 1871.

Ew. Hochwohlgeboren und Ihrer gesamten verehrten Familie bezeuge ich meine innige und herzliche Teilnahme wegen des schweren Verlustes, der Sie betroffen hat.

Das habe ich nicht gedacht, als ich Ihren guten Vater in Meppen begrüßte, wo ich ihn wohler traf als früher. Der Herzog verliert in ihm einen treuen Diener, wir alle einen treuen Fürsorger der Meppener Interessen, ich einen unter allen Verhältnissen bewährten Freund. Deshalb trauere ich mit Ihnen in voller Aufrichtigkeit. Die Meinigen teilen meine Empfindungen.

Möge Gott Sie und alle Ihrigen stärken, den Verlust zu ertragen. Ich bitte, alle Ihrigen herzlich von mir zu grüßen.

Stets Ihr ergebener Windthorst.

Windthorst an seinen Sohn. Berlin, 23. Oktober 1872.

Mein lieber Julius! Der Finanzminister hat die Vorlage wegen der Servicezulage angekündigt, erfolgt ist sie noch nicht. Sobald ich sie erhalte, schicke ich sie unter Kreuzband.

Metz[1] hatte bei den Mitteilungen eine gute Absicht, nämlich die, daß ich Dich zur Vorsicht mahne, weil Du jedes Symptom sorgfältig beachten müßtest.

Der Ausdruck meiner Sorge um Deine Gesundheit muß Dich nicht betrüben. Ich weiß bestimmt, daß Du bei genügender Sorgfalt und Pflege Deine volle Gesundheit wieder erlangen kannst. Es ist zu begreiflich, daß diese Sorgfalt Dir lästig ist, desto mehr muß daran erinnert werden.

Es erinnert Dich daran auch die aufrichtige Mitteilung über Dein Befinden und bitte ich Dich dringend, mir jederzeit offen zu sagen, wenn irgend etwas eintritt, was beachtet werden muß. Wende Dich dann stets auch an den Arzt und schiebe es nicht auf. Wie steht's mit dem Gifttaxat?

Ich schrieb Dir wegen Gebrauchs der „Steppenmilch", die mir sehr gerühmt wurde wegen der Brustleiden, die dadurch geheilt. Erkundige Dich doch danach.

Arbeite mäßig, spaziere fleißig, vergiß den Respirator nicht, wenn Wind ist, und vor allem nähre Dich auf alle Weise[2].

Die Verhandlungen haben begonnen. Vom Zentrum fehlen noch viele. Es stehen ernste, sehr ernste Kämpfe bevor. Grüße alle von Herzen.

Dein Dich liebender Vater Windthorst.

---

[1] Der behandelnde Arzt in Hannover.

[2] Wie erwähnt, erlag Julius Windthorst wenige Wochen später, am 18. November, seinem Leiden.

(Schluß folgt.)

Otto Pfülf S. J.

Tempelmaße.

Der Bischof vollzieht bei der Weihe eines Kirchhofes eine eigentümliche Zeremonie. Das Römische Pontifikale verordnet, am Vorabende der Feier sollen fünf Kreuze auf dem Gottesacker errichtet werden, ein höheres in der Mitte des Gottesackers, dann je eines von Manneshöhe vor, hinter, zur Rechten und Linken des mittleren. Diese hölzernen Kreuze bilden, wenn man sie durch zwei Linien verbindet, im Grundriß ein neues Kreuz (Fig. 1). Am folgenden Morgen werden unten vor den Fuß eines jeden der fünf Kreuze je drei Kerzen gestellt und angezündet. Was bedeuten diese Kreuze? Was wollen ihre Lichter sagen?

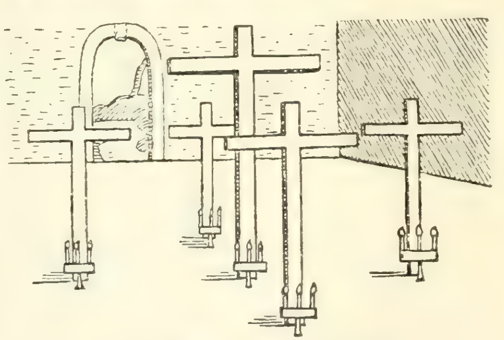


Fig. 1. Kreuze zur Kirchhofweihe.
(Nach Pontificiale Rom.)

P. Odilo Wolff, Benediktiner der Abtei Emaus-Prag, gibt in einem eben veröffentlichten lehrreichen Buche[1] die Erklärung, indem er zeigt, daß der Augur als Agrimensor (Feldmesser) der Römer bei Absteckung eines Tempelbezirkes ähnlich verfuhr. Er faßte zuerst das Sternbild des Bären im Norden und jenes des Orion im Süden ins Auge, zog eine erste Linie auf dem Boden von Norden nach Süden (den Cardo, die Achse), dann eine zweite, den Decumanus (von Osten nach Westen, von Sonnenaufgang zum Untergang). Wo beide sich kreuzten, pflanzte er ein Taukreuz (T) von

[1] Tempelmaße. Das Gesetz der Proportion in den antiken und altchristlichen Sakralbauten. Ein Beitrag zur Kunstwissenschaft und Ästhetik. Mit 82 Tafeln. Folio. (VI u. 128) Wien 1912, Schroll. *M* 15.— Unser Aufsatz teilt die Ergebnisse seiner Untersuchungen mit, insoweit sie weiteren Kreisen verständlich sind. Die Abbildungen 2—5 und 9—12 hat P. Odilo gütigst zur Verfügung gestellt. Sie wurden verkleinert und in einigen Linien etwas verstärkt, um das Verständnis zu erleichtern.

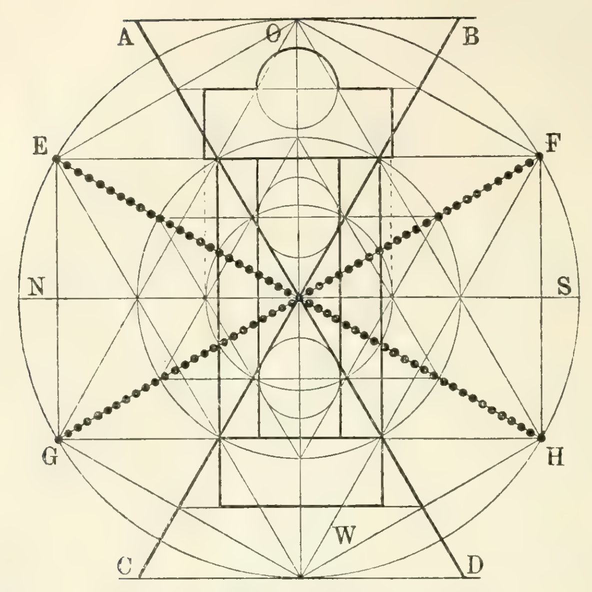


Fig. 2. S. Marco zu Rom. Grundriß.

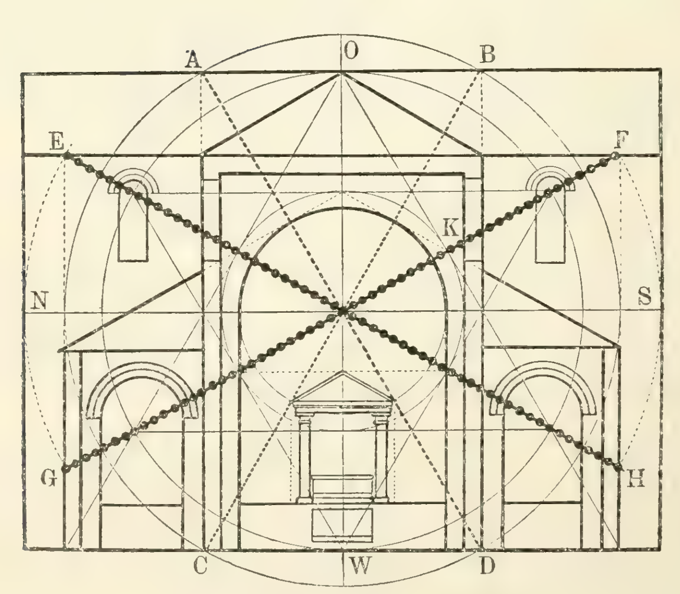


Fig. 3. S. Marco zu Rom. Aufriß.

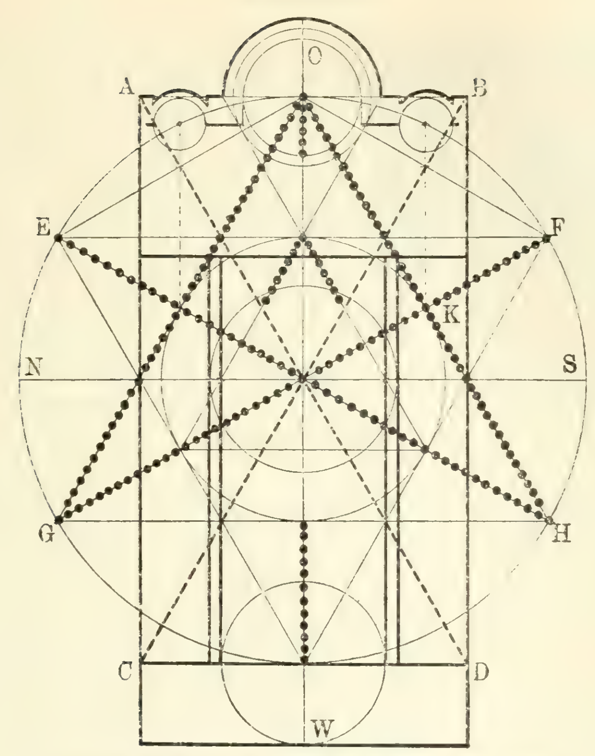


Fig. 4. S. Pietro in Vincoli zu Rom. Grundriß.

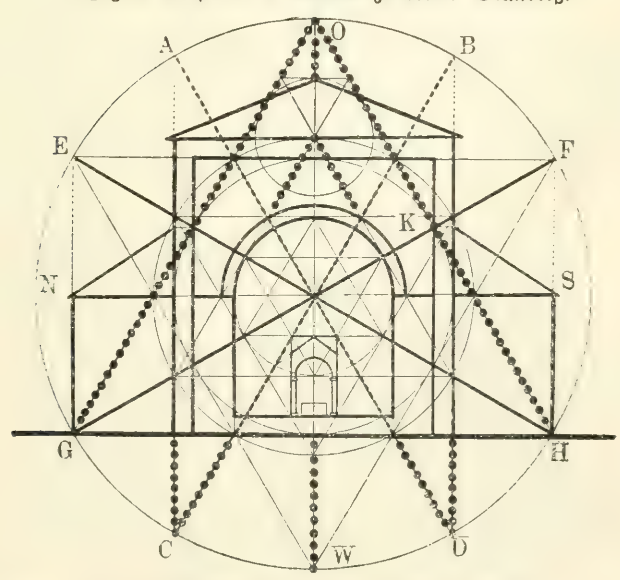


Fig. 5. S. Pietro in Vincoli zu Rom. Aufriß.

Manneshöhe in die Erde. Durch vier weitere derartige Kreuze bezeichnete er Anfang und Ende des Cardo und Decumanus (Fig. 2 u. 3, O u. W, N u. S, S. 392). Seine fünf Taukreuze entsprechen jenen fünf für die Weihe des Kirchhofes errichteten Kreuzen.

Der Augur arbeitete gerne bei Nacht, also mit Licht. Um seine beiden Grundlinien genauer zu bestimmen, legte er auf das mittlere Taukreuz wagrecht ein kleines Winkelkreuz und befestigte in dessen Mitte sowie auf den Enden eines der Balken je einen Stift oder ein Augenglas oder je eine brennende Kerze. Dem Balken mit seinen drei Lichtern gab er die Richtung des Cardo. Stellte er nun auf die beiden Taukreuze am Anfang und Ende seines Cardo (N u. S) je drei Lichter und drehte er dieselben so, daß sie in die Richtung des Cardo kamen, lagen die drei mal drei Lichter in einer Linie (· · · |——| · · · |——| · · ·), so war der Cardo regelrecht. Nun drehte er die drei auf dem mittleren Taukreuze in einer Reihe stehenden Lichter so, daß sie in die Richtung des Decumanus gelangten, und zündete auf den Taukreuzen am Anfang und Ende des Decumanus (O u. W) wiederum drei Lichter an. Auch jetzt mußten die neun Lichter von O oder W gesehen in eine Linie fallen, um die zweite Richtlinie zu bestimmen. Sie schnitt die erstere kreuzweise, weil die drei Lichter in der Mitte auf einem wagrecht gelegten, genau regelmäßigen lateinischen Kreuze standen, zuerst in einer Reihe von Norden nach Süden für den Cardo, dann in einer Reihe von Osten nach Westen für den Decumanus.

Der Augur beschrieb nun um das von Cardo und Decumanus gebildete Kreuz (Fig. 2 u. 3, NS u. OW, S. 392) einen Kreis, setzte den Zirkel in die beiden in der Peripherie liegenden Punkte O(sten) und W(esten) oder N(orden) und S(üden) ein, machte OA = OB, = WC = WD, zog dann die Linien AD und BC, welche ein schräges, ein sog. Andreas-Kreuz bildeten.

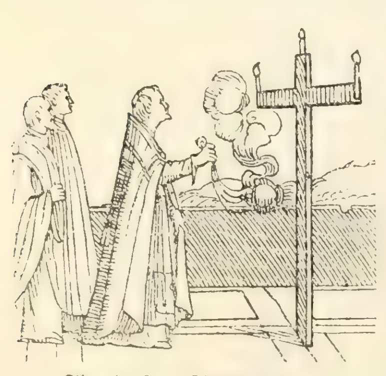


Fig. 6. Zur Kirchhofweihe.
(Nach Pontificale Rom.)

Will der Bischof einen Kirchhof weihen, so kommt er am Morgen hin zum mittleren Kreuz, nimmt jene drei unteren brennenden Kerzen und stellt eine oben auf den Längsbalken, die beiden andern auf die Ecken des Querbalkens. Ebenso verfährt er bei den

vier übrigen Kreuzen (Fig. 6). Wenn er eine Kirche einweihen will, befiehlt das Pontifikale, man solle im Mittelschiff durch Asche ein Andreaskreuz bilden. Der Bischof aber solle auf die beiden Balken dieses Aschenkreuzes die Buchstaben des lateinischen und des griechischen Alphabetes schreiben (Fig. 7) und dann zum Altare gehen, aber in drei Absätzen, indem er dreimal hinkniet und singt: „Ehre sei dem Vater." Der Augur teilte nach Vollendung jenes Andreaskreuzes die Peripherie seines Kreises von O und W, den Endpunkten des Decumanus, aus rechts und links in je drei gleiche Teile, verband deren Punkte OEFWGH und erhielt dadurch zwei gleichseitige, ineinander liegende Dreiecke, welche einen sechseckigen Stern, in dessen Innern ein regelmäßiges Sechseck bildeten und die Anhaltspunkte zum Grundriß und Aufbau des Tempels bestimmten (Fig. 2—5, OEGWHF, S. 392 u. 393).

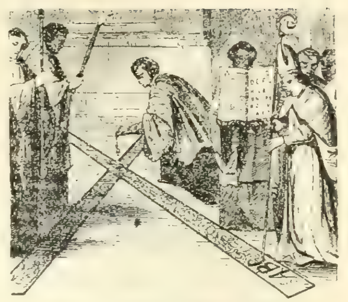


Fig. 7. Zur Kirchweihe.
(Nach Pontificale Rom.)

Ein solches Sechseck (Hexagramm) mit seinem Stern ist ein durch das höchste Altertum bei vielen Völkern geheiligtes Symbol. Es stand als „Siegel Salomos", als „Schild Davids" über der Pforte des Tempels in Jerusalem, war das Monogramm Jehovas.

Seine Verbindungslinien (der Cardo NS und das Andreaskreuz EH mit FG in Fig. 2—5) bilden ein wichtiges Monogramm Christi, das besonders schön auf einem Sarkophag zu Ravenna hervortritt (Fig. 8). Es ist dabei merkwürdig und bis dahin nie bemerkt worden, daß der Augur seinen Cardo beginnt beim Nordstern α im Bären, daß der Bischof



Fig. 8. Sarkophag des Erzbischofs Theodorus.
Ravenna, S. Apollinare in Classe.

das α des griechischen Alphabetes unten gegen Norden hin zu schreiben beginnt, und daß im Monogramm Christi dasselbe α dort steht, wo die Achse des Cardo dem Sterne α entsprechend beginnt. Vielleicht ist dies Zusammentreffen nur dem Zufall zuzuschreiben, vielleicht aber alten Erinnerungen.

Das regelmäßige Dreieck im Kreise ist das schönste Symbol der drei Personen in einer göttlichen Natur, also der heiligsten Dreifaltigkeit. „Der Kreis als die Selbsterweiterung des Punktes ist ein Bild der Unendlichkeit, Unermeßlichkeit, Einheit, der Anfangs- und Endlosigkeit, also ein Bild des einen, unendlichen, ewigen Wesens Gottes." „Das gleichseitige Dreieck, welches die Einheit dreier gleicher Größen darstellt, hat von jeher als das mystische Symbol des dreifaltigen Gottes gegolten, besonders dann, wenn dasselbe im Kreis eingeschrieben ist." „Die durch Verdoppelung zum sechseckigen Stern und zum Hexagramm erhobene Figur ist ein altes Symbol der Schöpfung, des Weltalls. Alte chinesische Weisheit sagt: ‚Das gleichwinklige Dreieck bedeutet Vereinigung, Harmonie, das höchste Gut des Menschen, des Himmels und der Erde. Es ist die Vereinigung der drei Mächte. Nichts Geschöpfliches trägt die absolute Notwendigkeit in sich; von den drei ewigen Mächten aber ist dieselbe unzertrennlich, sie geht aus deren innerstem Wesen hervor.'" Bei den Ägyptern galten die Seiten des regelmäßigen Dreiecks der Isis, die Höhe dem Osiris als geheiligt. Die Pythagoreer beehrten Zahlen und mathematische Figuren mit dem Namen ihrer Gottheiten und sahen das Hexagramm als heiliges Zeichen an.

Sind somit Kreis, Dreieck und Hexagramm alte hochheilige Symbole, so kann es nicht auffallen, daß sie bei Anlage, bei Grundriß und Aufriß der Tempel maßgebend waren aus religiösen Gründen. Sie kamen zur Geltung durch die von ihnen gegebenen Maße, Hauptpunkte und Linien. Weil der Tempel Jehovas geheiligte Maße besaß, legten Ezechiel (42, 20) und Johannes (Offb 11, 1 u. 21, 15 f) Gewicht darauf, er sei genau abgemessen. Salomo ließ bei seiner Anlage sicher keine Willkür herrschen, und sogar Herodes richtete sich bei Neuerrichtung des Tempels einerseits nach dem Bau Salomos, anderseits nach dem Hexagramm, das jenem zu Grunde gelegt worden war. Odilo Wolff hat schon 1887[1] in einer

---

[1] Der Tempel von Jerusalem und seine Maße, Graz 1887. Vgl. die Besprechungen in den Histor.-polit. Blättern C, München 1887, 867 f und in dieser Zeitschrift XXXIV (1888) 114 f.

eigenen Schrift den Tempel Salomos rekonstruiert und bereitet eine neue vor, worin er ihn aus dem Hexagramm ableiten wird. Eine Skizze dieser neuen Rekonstruktion teilt er schon jetzt mit. Demnach erhob sich der Brandopferaltar im Zentrum der ganzen Anlage. Zwei um ihn gelegte gleichseitige Dreiecke gaben die Hauptpunkte für das eigentliche Tempelhaus mit dem Heiligen und Allerheiligsten, für den inneren Vorhof und die ihn umgebenden Gebäude mit Hallen und Kammern. Zwei größere Dreiecke, deren Zentrum gleichfalls in der Mitte des Brandopferaltares sich befand, zeigten, welche Breite jene Kammern mit ihren Hallen und welche Ausdehnung der äußere Vorhof erhalten solle.

Obwohl Gott dem Moses die Maße der Arche [1] und der Stiftshütte angegeben und die Künstler in besonderer Art befähigt hatte, welche dem Moses bei deren Errichtung und Ausstattung zur Hand sein sollten, obwohl beim Bau des Salomonischen Tempels jene für die Stiftshütte gegebenen Maße bestimmend blieben, so darf man doch annehmen, Israels Künstler hätten, wie unter Moses, so auch unter Salomo die Kunst der Ägypter verwertet. Diese aber war eine so streng mathematische, daß P. Odilo Wolff (Tafel 51—61) zeichnerisch nachweist, die Grundrisse der großen Tempel in Dendra und Edfu, Karnak, Philä und Dakkeh seien genau bestimmt durch gleichseitige Dreiecke eines Hexagramms mit ihren Kreisen und Hilfslinien. Für diese ägyptischen Bauten sind seine Darlegungen sicherer als die den israelitischen Tempel betreffenden, weil über letzteren wenig überliefert ist, während die Heiligtümer des Nillandes noch stehen und die von andern Forschern gefundenen Maße in das Liniennetz hineinpassen, das Wolff um sie herum- und in sie hineinlegt.

Noch überzeugender wirken Wolffs Konstruktionen der berühmtesten griechischen Tempel, welche sich dem Hexagramm ungezwungen unterordnen, nämlich zu Olympia der Tempel des Zeus und das Heraion, zu Athen derjenige des Theseus und des Zeus sowie der Parthenon, ebenso drei zu Pästum: die Tempel des Poseidon, der der Ceres sowie die sog. Basilika, nicht weniger als sieben zu Selinunt, noch je ein Tempel zu Ägina, Eleusis, Milet usw. Im ganzen hat der Verfasser an fünfundzwanzig Bauwerken griechischer Meister die Richtigkeit des von ihm gefundenen Konstruktionsgesetzes gezeigt.

---

[1] H. Müller, Die heiligen Maße der Hebräer, Freiburg 1859. Koci, Ausführliche Berechnungen der drei Seitenverhältnisse bei der Arche Noes. Übersetzt von Bauernöpl, Bilin 1899.

Als Beispiel möge hier der Tempel G zu Selinunt benutzt werden (Fig. 9). Er ist ein Peripteros und hat vor dem Eingange zwei Reihen von je sechs, vor der Rückseite sechs, an jeder Langseite siebzehn freie Säulen. Ein großer Kreis mit dem Durchmesser OW sowie mit den beiden Dreiecken OGH und WEF (Fig. 10) gibt die Grundlinie der Treppe GH und das Gebälk über den Triglyphen. Ein kleinerer Kreis mit zwei Dreiecken bestimmt die oberste Stufe der Treppe, die Linie unter dem Dreiecke des Daches und die Außenkante der zweiten und fünften Säule. Vier kleinere Kreise geben weitere Anhaltspunkte. Man verfolge die sechs starken Linien, welche in die Mitte der kannelierten Säulen fallen, und neben ihnen die niedrigeren, ebenso starken Linien,

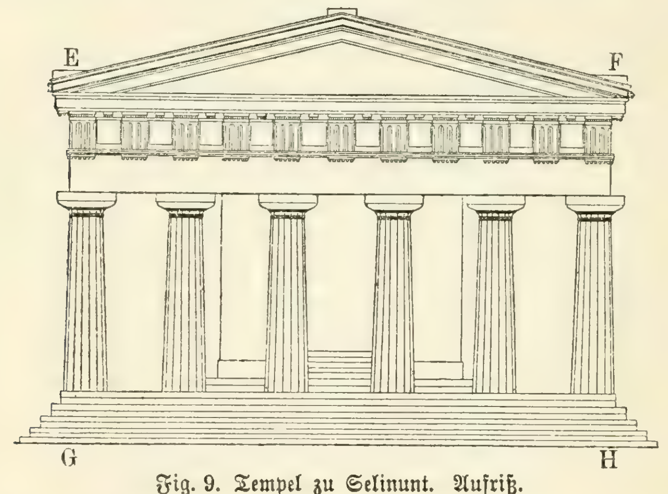


Fig. 9. Tempel zu Selinunt. Aufriß.

deren Abstand dem Durchmesser der sich nach oben verjüngenden Säulen entspricht. Alle wichtigen Punkte und entscheidenden Linien sind vom Baumeister infolge strenger, schulgerechter Konstruktion gefunden.

Die Griechen waren die Lehrmeister der Römer, deren Verfahren Wolff am Tempel der Venus und Roma als schönes Beispiel darlegt.

Wie Israels Künstler ägyptische Vorbilder benutzten, so haben seit dem 3. oder 4. Jahrhundert christliche Architekten, besonders unter Konstantin, die Bauart ihrer heidnischen Zunftgenossen verwertet und weiter entwickelt. Wolff (Tafel 62—69) beweist diese anderweits bekannte Tatsache durch die aus dem Hexagramm entwickelten Grundrisse der vier großen Basiliken St Peter, St Johann im Lateran, St Paul und Maria Maggiore, dann von S. Marco, S. Croce, Ara coeli, Maria in Trastevere und S. Pietro in Vincoli.

Die Kirche, worin man die Ketten des Apostelfürsten verehrt, wurde um 455 erbaut auf Befehl der Eudoxia, der Tochter des Kaisers Theodosius II. Figur 4 (S. 393) läßt erkennen, wie die Durchschnittspunkte und Spitzen der beiden gleichseitigen Dreiecke OGH und WEF die Stelle des Altares (O) und des Einganges (W), die Breite sowohl des Mittelschiffes als auch der Seitenschiffe bestimmen, wie dann nach Zeichnung des Viereckes ABCD durch die beiden Diagonalen des Andreaskreuzes weitere Schnittpunkte helfen, den Grundriß ganz zu entwickeln.

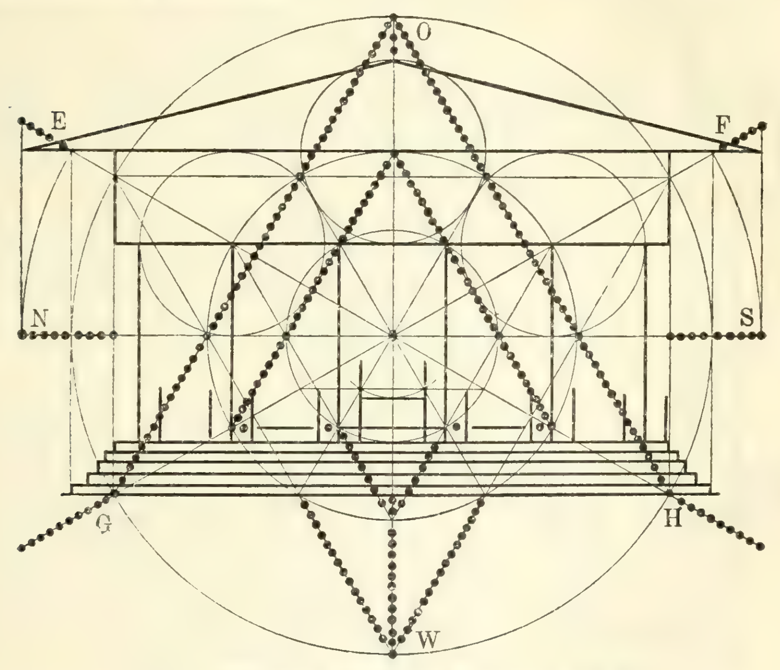


Fig. 10. Tempel zu Selinunt. Schema des Aufrisses.

In Figur 5 (S. 393) folgt aus der Grundlinie des ersten Dreieckes die Anlage der Außenmauern der Seitenschiffe (in CA und BD), aus der Grundlinie des zweiten Dreieckes die Höhe des Mittelschiffes. Weitere Konstruktionen ergeben die übrigen Hilfslinien.

Sehr einfach fügt sich S. Marco im Palazzo di Venezia zu Rom in das Schema ein (Fig. 2 u. 3, S. 392). Diese Kirche entstand 336, wurde jedoch durch Gregor IV. (827—844) von Grund aus erneuert.

Während der romanischen Periode ging das von der altchristlichen Baukunst in der Schule der Griechen und Römer erlernte Konstruktionsschema nicht verloren. Wolff zeigt dies an 17 Beispielen, an den Grund-

rissen der Dome zu Goslar, Naumburg, Worms und Würzburg, an den Abteikirchen von Fischbeck, Hersfeld, Königslutter, Limburg a. d. Hardt, Paulinzelle und Steinfeld, besonders aber an der von Maria-Laach.

Zum Verständnis der Anlage der Abteikirche von Maria-Laach (Fig. 11 u. 12) gehe man aus vom Mittelpunkte des großen Kreises. Denn er ist das Zentrum der ganzen Anlage, der Kirche mit ihrem Vorhofe. Das in diesen großen Kreis eingeschriebene Hexagramm gibt durch seine beiden Dreiecke Länge und Breite der drei Schiffe mit ihren quadratischen Türmen im Westen, die Stelle des Altares und des Einganges zur Vorhalle. Das kleinere Hexagramm zeigt, wohin die Wände und Säulen des Mittelschiffes mit seinen Seitenschiffen kommen mußten.

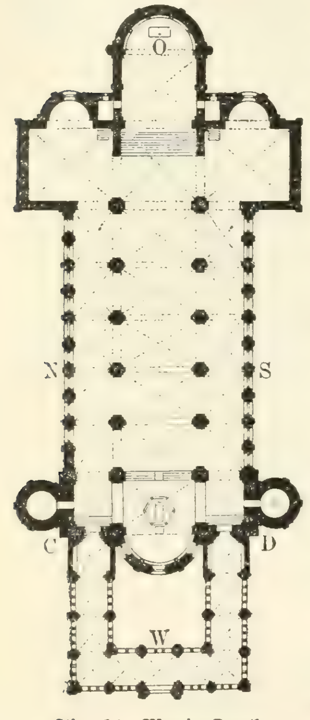


Fig. 11. Maria-Laach. Grundriß.

Daß ein Dreieck mit drei oder zwei gleichen Seiten die Breite und Höhe vieler romanischen Kirchen bestimme, war schon früher nachgewiesen, besonders durch Dehio [1] und Alhard von Drach [2].

[1] Die kirchliche Baukunst des Abendlandes, Stuttgart 1892—1901: I 105 328 491 f; II 494 593 f; Repertorium für Kunstwissenschaft, Stuttgart 1894 u. 1895: Untersuchungen über das gleichseitige Dreieck als Norm gotischer Bauproportionen; Ein Proportionsgesetz der antiken Baukunst und sein Nachleben im Mittelalter und in der Renaissance, Straßburg 1895; Zeitschrift für Bildende Kunst, Neue Folge V, Leipzig 1894, 213 f: Die Triangulation in der antiken Baukunst.

[2] Das Hüttengeheimnis vom gerechten Steinmetzen-Grund in seiner Entwicklung und Bedeutung für die kirchliche Baukunst des deutschen Mittelalters dargelegt durch Triangulaturstudien an Denkmälern aus Hessen und den Nachbargebieten. Mit 28 Tafeln. Marburg 1897. Drach benutzt bei seinen Triangulationen meist ein gleichschenkliges Dreieck, dessen Scheitelwinkel 45° Grad hat, d. h. $^1/_4$ von zwei rechten. Haben die Gotiker das gleichseitige Dreieck verlassen und sich zu einem solchen gleichschenkligen gewandt? Vgl. Otte, Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie I⁵, Leipzig 1883, 108 f; Ungewitter, Lehrbuch der gotischen Konstruktion², Leipzig 1875, 610; vgl. ebd. 369; Scheffers, Proportionen in der bildenden Kunst, Stade 1892. Noch um das Jahr 1690 nahm der Abt von Speinshart für seine neue Prämonstratenserkirche von einem gleichseitigen Dreieck die Grundlinie und die Höhe: Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern II XI, München 1909, 144 (Figur 106). Über die Triangulation von Laach vgl. Zeitschrift für christl. Kunst XXV (1912) 210.

Viollet-le-Duc [1] zeigt wiederholt, wie in Gotteshäuser sowohl mit rechteckigem als mit rundem Grundriß das gleichseitige Dreieck eingezeichnet werden kann. Für spanische Kirchen hat Lamperez [2] dasselbe nachgewiesen. Die Symboliker des Mittelalters knüpften an die aus Kreisen, Dreiecken und Vierecken konstruierten Kirchen ihre oft allzu gesuchten Deutungen. Arnoldus von St Emmeram hatte vergessen, daß schon seit alters das gleichseitige Dreieck

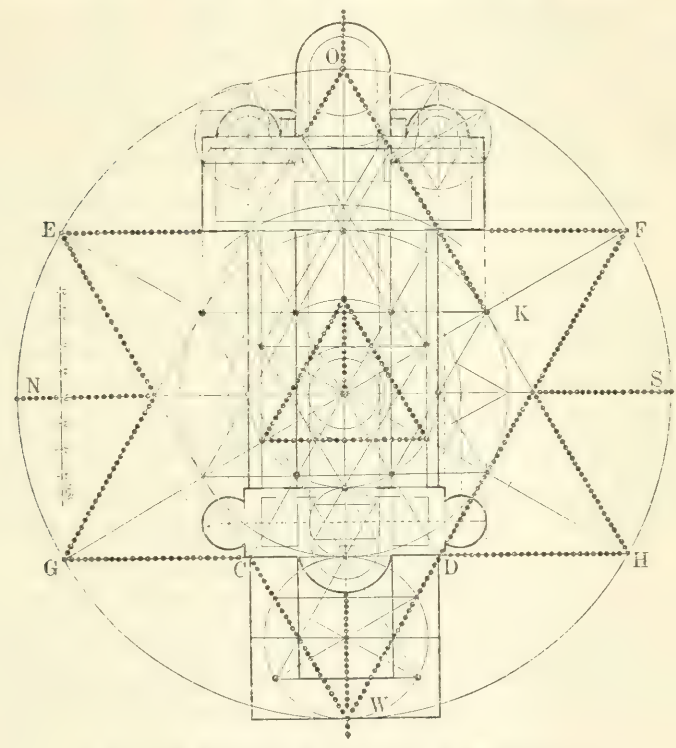


Fig. 12. Maria-Laach. Schema des Grundrisses.

ein Sinnbild der allerheiligsten Dreifaltigkeit sei. Er schrieb vor 1050 über seinen Abt [3]: „Durch Ramuold zeigt der Bau (der Krypta in St Emmeram)

[1] Dictionnaire raisonné de l'Architecture française VII, Paris 1854, 532 f: Proportion; VIII 507 f: Symmétrie; IX 17: Temple. Cloquet, Essai sur les principes du beau en architecture: Revue de l'art chrétien, 4e Série IV, Lille 1893, 475 f. [2] Ebd. 4e Série VIII, Lille 1902, 344 f.

[3] Arnoldus de S. Emmerammo II, c. 40 (Mon. Germ. SS. IV 568): Cryptae aedificatio per virum Dei satis artificiose ordinata, trifariam necnon quadrifariam speciem intuentibus exhibet. ... Sextum quidem altare senarii perfectione denuntiat omnia concludi.

dem Auge eine kunstreiche dreiteilige und vierteilige Anlage. Weil der Bauherr die heiligste Dreifaltigkeit liebte und den Glauben der vier Evangelien festhielt, offenbarte er dies gleichsam durch seinen Bau. Die Säulen, welche den unterirdischen Raum stützen, weisen durch ihre Verdoppelung schön hin auf die zweifache Liebe Gottes und des Nächsten. Fünf Altäre, in welchen ebensoviele Kapseln mit Reliquien eingeschlossen sind . . ., erinnern an die fünf Bücher des Moses und mahnen, in den fünf Sinnen fünffache Klugheit stets zu bewahren. Ein sechster Altar zeigt an, alles werde durch die Vollkommenheit der Sechsteiligkeit abgeschlossen." Schon früher hatte Candidus[1] ausgeführt, sein Abt Egil habe im 9. Jahrhundert bei Erbauung der bis heute erhaltenen Kirchhofkapelle zu Fulda als Grundriß einen Kreis gewählt, im oberen Geschoß das Gewölbe auf 2 · 4 Säulen gestützt und mit einem Schlußstein geendet, das untere Gewölbe aber wieder auf eine Säule gelegt. Er sucht dann wie Arnoldus in diesen Zahlen und in deren Figuren symbolische Beziehungen. Durandus hat dies System der Symbolik noch weiter ausgebaut. Er zeigt, daß man im Grundriß und in den aufgehenden Teilen des Baues geheimnisvolle Gedanken fand, und macht so die Ausführungen des P. Odilo desto annehmbarer, bei der Konstruktion aus dem Dreieck und dem Hexagramm seien auch religiöse Gründe wirksam gewesen.

P. Odilo darf jedenfalls das Verdienst beanspruchen, die Erkenntnis erweitert zu haben, daß man seit der ältesten Zeit bis in die letzten Jahrhunderte regelmäßige Dreiecke verwertete für die Maßbestimmungen vieler Bauten. Er vertiefte diese Erkenntnis durch die Darlegung, daß ein gleichseitiges Dreieck ein Teil des Hexagramms ist, daß das Hexagramm mit dem ersten aufrecht stehenden Dreieck und einem zweiten nach unten gerichteten den Konstrukteur leitete, und neben diesen Dreiecken vier mit ihnen auf das engste verbundene Linien eines regelmäßigen und eines schrägen Kreuzes sowie die in und um jene Dreiecke gezogenen Kreise bedeutsam sind.

Auffallenderweise geht er nicht auf den maßgebenden Einfluß des goldenen Schnittes ein, obwohl dessen Anwendung bei Anlage vieler Bauten festgestellt ist.

Der goldene Schnitt findet sich in einfacher und abgeleiteter Form. Seinen vollkommenen Ausdruck gibt die Gleichung:

$$a : x = x : (a - x)$$

[1] Vita Eigilis, abbatis Fuldensis (Mon. Germ. XV 231).

d. h. das Ganze (a) verhält sich zum größeren Teil (x) wie dieser zum kleineren (a — x). Bezeichnet man das Ganze als a + x, so kann man sagen:

$$(a + x) : a = a : x$$

x als Ganzes genommen, gibt

$$x : (a - x) = (a - x) : (2x - a).$$

Stellt man diese Gleichungen zusammen, so erhält man die Reihe des goldenen Schnittes:

$$(a + x) : a = a : x = x : (a - x) = (a - x) : (2x - a).$$

Geht man nun von 1,000 absteigend und aufsteigend nach diesen Formeln, so erhält man die Reihe:

0,003 · 0005 · 0008 · 0013 · 0021 · 0034 · 0055 · 0090 · 0,146 · 0,236 · 0,382 · 0,618 · 1,000 · 1,618 · 2,618 · 4,236 · 6,854 usw.

Dieser Reihe kommt die sog. Laméſche Reihe sehr nahe, bei der die folgende Zahl immer gleich ist der Summe der beiden vorhergehenden.

1 : 1 : 2 : 3 : 5 : 8 : 13 : 21 : 34 : 55 : 89 : 144 : 233 : 377 : 610 : 987 : 1597 : 2584 usw.

oder $\frac{1}{1}$ $\frac{1}{2}$ $\frac{2}{3}$ $\frac{3}{5}$ $\frac{5}{8}$ $\frac{8}{13}$ $\frac{13}{21}$ $\frac{21}{34}$ $\frac{34}{55}$ usw.[1]

Pfeifer[2] hat nun gezeigt, daß viele altchristliche und mittelalterliche Gotteshäuser das Verhältnis der Zahlen der Laméschen Reihe ergeben beim Ausmessen der Länge und Breite oder des Verhältnisses zwischen Querhaus und Langhaus.

Ein dem goldenen Schnitt ähnliches Verhältnis ergibt sich auch aus dem Hexagramm mit seinen beiden Dreiecken. Nimmt man in Figur 3, 4 oder 5 die Seite OH des aufstehenden Dreieckes, so schneidet sie in K die Linie GF so, daß KF = $\frac{1}{2}$ des Halbmessers, $\frac{1}{4}$ des Durchmessers des großen Kreises ist, also KG = $\frac{3}{4}$ KF. Er verhält sich weiterhin:

$$KF : OK = OK : KG$$

d. h. $\frac{1}{4}D : OK = OK : \frac{3}{4}D$(urchmesser)

das ist fast: $2 : 3\frac{1}{5} = 3\frac{1}{5} : 5$,

kommt also der Laméschen Reihe nahe. OK gibt die mittlere Proportionale zur Hälfte des Halbmessers und Dreiviertel des Durchmessers. Ob sich das Verhältnis in Bauten nachweisen läßt, ist noch nicht untersucht.

Nimmt man hinzu, daß andere Forscher ein Rechteck oder ein Quadrat als Normalbestimmung für ältere Bauten ansehen, so haben wir vier Hauptsysteme, aus denen Höhe, Breite und Einteilung abgeleitet werden: den goldenen Schnitt, das Viereck, das gleichseitige oder gleichschenklige Dreieck und das Hexagramm. Wolff beschäftigt sich hauptsächlich mit den

---

[1] Adolf Zeising, Der goldene Schnitt, Halle 1884.

[2] Der goldene Schnitt und dessen Erscheinungsform in Mathematik, Natur und Kunst, Augsburg 1885, 195 f. Vgl. dess. Der Dom zu Köln, seine logisch-mathematische Gesetzmäßigkeit und sein Verhältnis zu den berühmtesten Bauwerken der Welt, Paderborn 1888. Vgl. H. Neikes, Der goldene Schnitt und die Geheimnisse der Cheopspyramide, Köln 1908.

Grundrissen, weil bei ihnen die Bedeutung des Hexagramms am klarsten zu Tage tritt. Dagegen bemerkt Gutberlet[1]: „Die Teilung nach dem goldenen Schnitt findet sich in vertikalen Gliederungen. In horizontaler Richtung verlangt unser ästhetisches Gefühl eine ganz andere Gliederung; hier ist die Einteilung der Geraden in gleiche Teile oder eine symmetrische Zusammenordnung ungleicher, aber sich paarweise entsprechender Teile das ästhetisch Wohlgefällige, während die goldene Proportion eher verletzen würde. Wir verlangen, daß die vertikal aufeinanderfolgenden Abschnitte kleiner werden, die wagrecht liegenden aber gleich oder symmetrisch geteilt sein sollen. Bei vertikaler Anordnung der Teilglieder werden die höher gelegenen um so unfester, je länger sie sind. Unser Sicherheits- und Gleichgewichtsgefühl verlangt also, daß beim Ansetzen neuer Glieder in vertikaler Richtung eine Verjüngung oder Verkürzung eintreten müsse" ($a:x = x:[a-x]$)[2]. Man kann über die Berechtigung dieser Sätze streiten. Es bleibt aber richtig, daß bei dem Konstruktionssystem für die Grundrisse mehr Gewicht auf Dreiecke und Quadrate gelegt wird, während die Vertreter des goldenen Schnittes besonders die Höhenentwicklung berücksichtigen.

Um über diese Sachen ein Urteil abzugeben und sich dabei vor Einseitigkeit zu hüten, muß man nicht übersehen, daß eine große Anzahl Gelehrter Dreiecke und Quadrate, den goldenen Schnitt und die ihm entsprechenden Zahlenreihen nicht bloß auf Werke der Baukunst angewendet hat, sondern auch auf solche der Malerei und Plastik. Bekannt ist der Kanon des Polyklet, wodurch die Gestalt des Menschen nach dem goldenen Schnitt eingeteilt wird. Raffael, Dürer und andere berühmte Maler haben den goldenen Schnitt bei Anlage ihrer Gemälde benutzt[3]. Der bekannte französische Architekt Villard de Honnecourt zeichnete im 13. Jahrhundert in seinem Skizzenbuche[4] Figuren in gleichschenklige Dreiecke

[1] Naturphilosophie[2], Münster 1894, 163 f.

[2] Der Unterschied erhellt auch daraus, daß bei der horizontalen Ausmessung mit Pfählen gearbeitet wird, bei der vertikalen mit dem Lot. Alhard von Drach, Hüttengeheimnis 5.

[3] Fil. Baldinucci, Lettera intorno al modo di dar proporzione alle figure in pittura e scultura, Livorno 1802: Opere XIV, Milano 1812, 285 f. Beissel, Geschichte der Verehrung Marias im 16. und 17. Jahrhundert, Freiburg 1910, 127 134. Hoelzel, Der goldene Schnitt[2], München 1911, mit interessanten Anwendungen des goldenen Schnittes auf Rembrandts „Anbetung der Könige" und Vermeers van Delft „Die Dame mit dem Perlbande".

[4] J. B. A. Lassus et A. Darcel, Album de Villard de Honnecourt, architecte du XIII[e] siècle. Manuscrit publié en facsimile, Paris 1858, 34—37 41. Villard

ein, besonders beispielsweise ein Glücksrad, das sich dreht, so daß zwei Personen mit ihm aufsteigen, drei andere aber kopfüber niederfallen und ihre Kronen verlieren, nur einer für einen Augenblick oben sicher thront (Fig. 13). Auch in den belebten und unbelebten Gebilden der Natur haben Zeising[1], Pfeifer[2], Gutberlet[3], Wasmann[4] u. a. die Proportionen des goldenen Schnittes nachgewiesen. Man darf hoffen, daß Odilo Wolff sein System weiter ausbaut und versucht, ob er in das Hexagramm auch Werke der Plastik und Malerei, die Gestalt des Menschen, die Formen der Tier- und Pflanzenwelt sowie der unbelebten Natur einschreiben kann. Es gelingt beispielsweise leicht bei der aus Hadrians Zeit stammenden Marmorfigur des jüngeren Fauns auf dem Kapitol zu Rom.

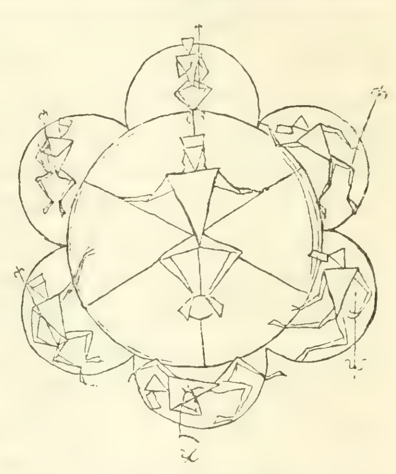


Fig. 13. Glücksrad.
(Nach Villard de Honnecourt.)

Bis hierhin haben wir die verschiedenen Konstruktionsmethoden historisch betrachtet. Wenn sie nur geschichtliches Interesse beanspruchen könnten, wenn sie nur als alte Symbole in der Baukunst sich einen wichtigen Platz erobert hätten, so dürfte man auf sie ganz verzichten, obwohl sie jahrhunderte-, ja jahrtausendelang eine wichtige Rolle spielten. Sie haben jedoch, abgesehen von aller historischen Entwicklung, einen hohen ästhetischen Wert, verdanken ihm zum großen Teil ihre lange Gültigkeit, ihre weite Verbreitung. Heute sollen sie trotzdem unberücksichtigt bleiben. Schrankenloser Individualismus, Sucht nach Freiheit von allen festen Normen hat sich auf den Thron gesetzt und sammelt immer neue Anhänger um sich. Weil so viele sich von der Kirche abwendeten, haben sie die Grundlagen des Christentums verloren: Credo und Dekalog, sogar den letzten und

---

macht S. 35 die Bemerkung: Ici commence la méthode du trait pour dessiner la figure ainsi que l'art de la géometrie l'enseigne pour facilement travailler.

[1] Das Normalverhältnis der chemischen und morphologischen Proportionen, Leipzig 1856. [2] Der goldene Schnitt 71 f. [3] Naturphilosophie 139 f.

[4] In dieser Zeitschrift XXX 401 f 522 f: Die Erscheinungsformen des goldenen Schnittes und ihre Beziehungen zur idealen Naturauffassung.

tiefsten Felsen, auf dem die menschliche Ordnung ruhen muß, um unerschüttert stehen zu können, das ewige Gesetz der Ordnung schaffenden Liebe, das aus Gottes Wesen stammt und zu ihm hinführt. Ist es zu verwundern, daß der Geist der Unbotmäßigkeit sich lossagen will von den Gesetzen der Geometrie und Mathematik? Manche wollen nichts wissen von solchen mathematischen und geometrischen Formeln, weil sie fürchten, alle künstlerische Freiheit zu verlieren. Davon kann aber nicht die Rede sein. Reiner Willkür wird freilich ein Riegel vorgeschoben, aber der freien Bewegung bleibt, wie die verschiedenartigsten von Wolff, Dehio und von andern beigebrachten Beispiele dartun, ein weiter Spielraum. Unleugbar entsprechen jene Proportionen und Konstruktionen der Natur des Menschen, da sie zum Aufbau seines Körpers passen und seinem Auge gefallen. Selbst bei den gewöhnlichsten Dingen, wie Türen und Fenstern, Rahmen und Teppichen, wendet der Handwerker sie an. Ein aus quadratischen Teilen zusammengesetzter Türflügel gefällt weniger als ein anderer mit verschiedener Länge und Breite des Ganzen und der Teile. Eine Dose wird rund oder mehr lang als breit gemacht, und zwar so, daß die eine Seite sich zur andern verhält wie 2 : 3 oder 3 : 5 usw. Es wäre eine Aufgabe für einen feinen Kenner der Optik und der Struktur des Auges, zu untersuchen, ob der goldene Schnitt, gleichseitige Dreiecke und Hexagramme nicht zu der Sehkraft in besserem, darum angenehmerem Verhältnis stehen als Quadrate, unregelmäßige Dreiecke und einfache Halbierungen mit den Maßen 2 : 4 : 6 statt 2 : 3 : 5 usw. Wäre dies der Fall, so würde es beweisen, daß Gott unsere Sinne für das Schönheitsgefühl an solche feste Verhältnisse gebunden hat. Aber auch abgesehen davon sind für alle jene Konstruktionssysteme, nicht nur für das auf das Hexagramm aufgebaute, Wolffs Ausführungen wichtig, mit dem Hinweis auf das Gesetz des Maßes und der Zahl, wonach Gott diese Welt im Großen und Kleinen eingerichtet hat. Alles machte er in bestimmtem Maße, Gewicht und Zahlenverhältnis[1]. Seneca sagt darum: „Gott hat die Urbilder aller Dinge in sich und umfaßt im Geiste Zahl und Maß aller zu erschaffenden.“[2] Der Höchste leitete sie ab aus seinem ewigen Gesetze der Ordnung, aus der Absicht, dieser Welt Zweckmäßigkeit und Schönheit zu geben. Es ist merkwürdig,

---

[1] Weish 11, 21. Sir 1, 9.

[2] Senecae ad Lucilium Epist. VII 3 (Opera III, ed. Hense, Lipsiae 1898, 192): Exemplaria rerum omnium Deus intra se habet numerosque universorum, quae agenda sunt, et modos mente complexus est: plenus his

daß sich selbst die höchsten religiösen Wahrheiten, die ersten Grundlagen der Sittlichkeit in die Formel des goldenen Schnittes einfügen lassen:

Das Ganze verhält sich zum größeren Teile wie dieser Teil zum kleineren;
Gott zum Menschen wie der Mensch zu den Geschöpfen.
Oder Geschöpfe zum Menschen wie der Mensch zu Gott;
Der Mensch zu Gott wie die Geschöpfe zum Menschen.
Weiterhin Gott zu den Eltern wie Eltern zu Kindern.
Der Sohn zum Vater wie der Vater zu Gott.
Gottes Liebe zu uns wie unsere Liebe zum Nächsten.

Der Mensch ist demnach wie eine mittlere Proportionale in eine feste, unverrückbare Stellung eingewiesen zwischen dem Schöpfer und den Geschöpfen; um ihn herum liegt ein Abglanz, in der harmonischen Ausgestaltung jedes Geschöpfes gleichsam ein Schattenriß, die Skizze einer Seite göttlicher Schönheit und Vollkommenheit, wie jeder Planet oder Mond seiner Sonne Licht widerstrahlt. Der hl. Thomas lehrt nach Aristoteles: „Schönes muß rechte Verhältnisse haben." Es ist unzertrennbar von Proportion, Harmonie und Symmetrie. Um Einheit in der Mannigfaltigkeit zu zeigen, verlangt es mehr als Zweiteilung. Ein Drittes muß hinzukommen, um die beiden ersten Elemente zusammenzufassen. Das tut der goldene Schnitt mit seiner Formel: $a : x = x : (a - x)$, das leistet ein Dreieck, worin Grundlinie und Höhe durch drei gleiche Seiten und Winkel in ein festes Verhältnis kommen zum Ganzen. Ein um das Dreieck gelegter Kreis betont diese Einheit noch mehr. Sie wird vermannigfaltigt und doch wiederum vereint in den beiden Dreiecken des Hexagramms.

So führt die Untersuchung zurück zum Ausgangspunkt: Das regelmäßige Dreieck ist als altes **Sinnbild der Gottheit**, als christliches Symbol der heiligsten Dreifaltigkeit aus religiösen Gründen bei Anlage der Tempel und Gotteshäuser verwendet worden. Dies Symbol hat sich als fruchtbar erwiesen, als Mittel zur Darstellung **schöner Verhältnisse**. Es hat Tempel und Gotteshäuser zu Abbildern dieses Weltalls gemacht, in dem Gott thront in Mitte der Ordnung, im Glanze der Schönheit.

---

figuris est, quas Plato ideas appellat. . . . Exemplar, ad quod Deus hanc magnitudinem operis pulcherrimi fecit. Plutarch untersucht, in welchem Sinne Plato Gott als Geometer (Abmesser, Meister der Verhältnisse) bezeichne: *Πῶς Πλάτων ἔλεγε τὸν θεὸν ἀεὶ γεωμετρεῖν.* Quaestionum convivalium VIII 2 (Moralia recognovit Bernardakis IV, Lipsiae 1892, 307).

Stephan Beissel S. J.

Aus den Werkstätten zur Erforschung der neueren Geschichtschreibung.

(Schluß.)

„Die neuere Historiographie geht wie andere Gattungen der modernen Literatur vom Humanismus aus.“ [1] Mit diesem einleitenden Satz bestimmt Fueter selbst den Ausgangspunkt seiner Studien. Bei Ausführung dieses Grundgedankens entwirrt er die unzähligen Fäden, welche vom Humanismus in die Geschichtschreibung hinüberreichen. Trotz aller Anerkennung dieses Zusammenhanges darf man sich aber der Einsicht nicht verschließen, daß breite Massen jener verbindenden Fäden bereits in der Geschichtschreibung des Mittelalters gesponnen wurden. Welch reiches historisches Wissen, welche große Kunst spiegelt des Bremer Domherrn Adam († 1072) „Geschichte der Hamburger Kirche“ wider! Oder kann sich die Chronik des Priors Frutolf von Michelsberg (bis 1101) nicht mit den ähnlichen humanistischen Erzeugnissen messen? Bischof Otto von Freisings „Taten des Kaisers Friedrich“ sind doch gewiß, bei aller Einseitigkeit, überreich an historischem Verständnis, Kritik und Kunst. Wenn man also, wie es hier im Anschluß an Fueters Darstellung geschehen wird, gewisse Prinzipien der Geschichtschreibung und Quellenbewertungen, die im ersten Artikel (oben S. 296 f) theoretisch begründet wurden, erst aus der Historiographie des Humanismus heraushebt, darf man nicht vergessen, daß auch das Mittelalter Entwicklungen und Höhepunkte aufweist, die sich zur Illustrierung jener Theorien ausgezeichnet eignen würden. Aber die Geschichte dieser Historiographie ist noch zu schreiben.

Der Humanismus stand zunächst stark unter dem Bann der Rhetorik und war vom Zauber der Form zu mächtig befangen, um auf Glanzmittel zu verzichten, die zwar künstlerisch und dramatisch prangten, aber keine rechte historische Färbung zeigten. Das war keine Einzelerscheinung. Die humanistischen Geschichtschreiber Italiens fanden überall ihre Nachahmer. Ihr Einfluß reichte weit über die Grenzen des Vater-

[1] Fueter, Geschichte der neueren Historiographie (1911) 1.

landes hinaus. Zunächst brachten sie wieder nach klassischen Mustern mehr Kunst und Stil in die historische Darstellung. Das war ein Gewinn, wenn man die Entwicklung und das Ende dieser schöngeistigen Bestrebungen ins Auge faßt. Denn wo sich diese mit Treue und Kritik paaren, erzeugen sie das volle geschichtliche Kunstwerk. In jenen Anfängen aber wurden diese ästhetischen Rücksichten zum Verhängnis. Nicht bloß bei Literaten wie Petrarca, für dessen altrömische Geschichten in Biographien sowohl in der Quellenauslese als auch in der Wahl der Tatsachen fast nur rhetorische und künstlerische Gesichtspunkte maßgebend waren; selbst bei Staatsmännern und Politikern wie Leonardo Bruni von Arezzo (1369 bis 1444), dem Begründer der humanistischen Annalistik, verdarb die überstürzte Annahme der antiken Kunstformen und Kunstausdrücke und die rhetorische Stimmung den offenen Blick für den Zusammenhang von Land und Leuten und für die Tragweite politischer Maßregeln. Die rhetorische „Erzählung" verdarb hier vieles. Jener humanistischen Geschichtschreibung fehlte es an Verständnis für das Wichtigste, den Wert des einfachen Berichtes und die Hochschätzung des toten Dokumentes.

Brunis lateinischer „Florentinischer Geschichte" gegenüber bedeuten die Istorie Fiorentine Machiavellis und Francesco Guicciardinis Istoria Fiorentina einen teilweisen Bruch mit der humanistischen Überlieferung. Wir bewundern bei Machiavelli den sichern Blick für historische Zusammenhänge und Entwicklungen, bei Guicciardini die politische Fernsicht und den psychologischen Spürsinn, bei beiden das philosophische Verständnis für typische Tatsachen und Konstellationen, lauter echt geschichtliche Gesichtspunkte. Diese großen Eigenschaften eines Historikers können freilich erst dann fruchtbringend wirken, wenn ein rechtes Verhältnis zu den Quellen gefunden ist. Die zwei Florentiner schreiben aber aus politischen Anschauungen heraus, welche sie nachweisen oder schaffen wollen; die Leidenschaft beherrscht sie, nicht die Wahrheit. Sie fassen ihre führenden Persönlichkeiten psychologisch an, verfahren aber dabei nicht quellenmäßig, sondern nach Art dramatischer Dichter, welche gern tragische Konflikte schildern und sie aus der bewußten Bosheit der Handelnden zu erklären suchen. Die psychologische „Erklärung" greift verderblich ein, weil diese Psychologie auch hier nicht aus den Dokumenten erschlossen, sondern in die überlieferten Tatsachen hineingelegt wird.

Es ist lehrreich, unter Fueters kundiger Führung den Einfluß der Florentiner über Italiens Grenzen hinaus zu verfolgen. Man findet ihre Art vielleicht im vollkommensten Abbild, subjektiv im Stil, aber gleich

staatsmännisch einseitig und vielfach willkürlich konstruktiv in Francis Bacons „Geschichte Heinrichs VII. von England".

Nicht bloß das rhetorische Pathos, auch die Kunst der Darstellung nahm ab, als die schwere Gelehrsamkeit einsetzte. Das mußte so kommen, denn die Stoffmassen sträubten sich zunächst gegen eine künstlerische Behandlung. Das war ein reicher Segen, weil man so wieder anfing, zum Kern der Geschichtschreibung vorzudringen. Man wurde sich der geschichtlichen Pflicht bewußt, die Gesamtheit der Quellen zu überschauen, um zu den besten allmählich vorzudringen.

Auch hier waren die Italiener vorbildlich. Flavio Biondo (Blondus, 1388 bis 1463) bemühte sich, in seinen antiquarischen und historischen Werken über Italiens alte und neuere Geschichte alle brauchbaren Quellen für einen bestimmten Zeitraum zusammenzustellen; er ging dabei auf die ältesten Berichte zurück. Er mag ein etwas banausischer Philister gewesen sein, der Gemeinplätze liebte, sobald er selbständig über Dinge und Menschen urteilte, aber er hatte doch die Aufgabe der Geschichte und die Mittel, die Wahrheit zu erspähen, richtig erfaßt und tapfer in Angriff genommen. So war denn auch sein Einfluß mächtig. Wo Blondus durchdrang, erwachte der Sinn für Quellenforschung, im Ausland eigentlich mehr als in Italien. Hier kann sich eigentlich nur Calchi (geboren um 1462) in seiner „Geschichte Mailands" mit dem Meister messen. Es bezeichnet einen ungeheuren Fortschritt, wenn er systematisch Inschriften, Urkunden und Briefe heranzieht. Biondos sammelnde Hand und Methode erkennt man in einem Werk, welches Fueter als „die letzte größere Leistung der französischen nationalen Geschichtschreibung vor der Romantik" bezeichnet (145), in P. Daniels S. J. „Französischer Geschichte" [1]. Von Verfassern englischer Geschichte zählen Polydor Vergil (geboren um 1470 zu Urbino) und Camden (1451—1547) zur Schule Biondos. In Deutschland überwand der Schlettstadter Beatus Rhenanus (1486—1547) in seinen lateinisch abgefaßten drei Büchern deutscher Geschichte die patriotische Tendenzschriftstellerei seiner Zeitgenossen, der selbst ein Mann von kritischem Verständnis wie der Hamburger Albert Krantz (1450—1517) sich nicht zu erwehren vermochte.

Von Calchi lernten Aventin (Johann Turmair, 1477—1534), der Schweizer Tschudi (1505—1572) und der Spanier Ambrosio de Morales (1513—1591) die fleißige Ausnützung von Urkunden, Inschriften und Literaturdenkmälern. Aber bei dem bayrischen Hofhistoriographen Aventin ersetzt die Parteilichkeit der protestantischen Polemik die ernste Kritik, Tschudi schreckt in seiner „Schweizer Chronik" (Chronicon Helveticum) aus praktischen Gründen oder philologischen Liebhabereien vor Fälschungen nicht zurück. Am gewissenhaftesten arbeitete Morales in seiner „Geschichte Spaniens". Ihm gebührt ein erster Platz [2].

---

[1] Fueter, Geschichte der neueren Historiographie 144 f.

[2] Ebd. 224: „Sein Hauptverdienst besteht darin, daß er als der erste spanische Historiker systematisch nichtliterarische Zeugnisse (Inschriften, Münzen, Urkunden usw.)

Allen diesen Werken fehlte ausnahmslos ein sicherer Griff in der Kritik und ein ausgebildeter Sinn für historische Zusammenhänge. Dabei könnte man fast noch von Glück reden. Die subjektive Pragmatik der Florentiner Historiker war gewiß kein ideales Vorbild, und die unwissenschaftliche, freche Kritik eines Laurentius Valla hätte nur zur Auflösung geführt.

Aber es gab große Geschichtschreiber, welche auf beiden Gebieten bahnbrechend wirken konnten.

In seinen „Aragonischen Annalen" hat Jeronimo Zurita (1512—1548) „die Prinzipien der Blondusschule nicht nur mit Verstand übernommen, sondern so erweitert, daß er seine Vorgänger ein gutes Stück hinter sich ließ" [1]. Man ist versucht, seine Leistungen mit zwei älteren Werken zu vergleichen, den „Venetianischen Geschichten" Bernardo Giustinianis und Joachim von Watts (Vadianus) „Chronik der Äbte von St Gallen". Giustiniani (1408—1489) mißt die Tradition weitsichtig und staatsmännisch klug an politischen Möglichkeiten, Zurita an der nüchternen Wahrscheinlichkeit, Vadianus (1484—1551) rechnet mit den Tendenzen seiner Gewährsmänner und hat einen guten Blick für geschichtliche Analogien; auch er war Staatsmann und steht in seinem kritischen Scharfsinn, dort wenigstens, wo ihn die Gegnerschaft gegen die alte Kirche nicht verblendet, auf einsamer Höhe. Dem Italiener und dem Schweizer ist der Spanier in der Ausnützung des archivalischen Materials überlegen.

Neben diesen weit verzweigten Einflüssen italienischer Humanisten und Quellenforscher setzen mit Commines (geb. um 1447) die überreichen Anregungen der großen französischen Memoirenschreiber ein; sie sind noch heute an der Arbeit.

Trotz dieses eifrig befahrenen historischen Stromes hielten merkwürdigerweise immer noch einige Humanisten alten Stils ihren Kurs ein und genossen ungeschmälertes Ansehen. Fueter stellt hier Marianas „Spanische Geschichte" und Buchanans „Geschichte Schottlands" nebeneinander. Aber Buchanan ist weit mehr Parteimann. So frecher Gehässigkeiten, wie wir sie bei ihm finden, war der edle Spanier nicht fähig. Eigentlich begegnen sich beide Männer nur in der Art der Erzählung und in der ungenügenden Kritik ihrer alten Quellen. Aber „beide erfüllten für ihr Land das Ideal der humanistischen Historiographie in vollkommener Weise; beide sind erst durch die Aufklärung ihrer dominierenden Stellung enthoben worden" [2].

Auffallender ist die Tatsache, daß auch Werke, die um die Palme schwerer Gelehrsamkeit rangen, bereits festbegründete wissenschaftliche Me-

---

zur Geschichte heranzog. Seine kritischen Untersuchungen dringen nicht immer tiefer ein, aber sie werden immer ehrlich und gewissenhaft geführt."

[1] Ebd. 236. [2] Ebd. 225.

thoden ihrer Zeit nicht übernahmen oder doch nicht ausnützten. Fueter weist gut nach, daß die Magdeburger Zenturiatoren „in jeder Beziehung einen Rückschritt bedeuten"; „als Kritiker und Historiker stehen die Zenturiatoren hinter den Humanisten zurück" [1]. Merkwürdigerweise hat auch Baronius, der doch der Schule seines Landsmannes Blondus näher stand und auch mehr von ihr gelernt hatte als seine Gegner, die Vorzüge dieser Richtung nur wenig verwertet. Wir bewundern an ihm die Fülle des Wissens und vermissen häufig die strenge Methode.

Ein interessantes Kapitel widmet Fueter der Ordensgeschichtschreibung der Jesuiten. „Die realistische, sachkundige Zergliederung des religiösen Seelenlebens nimmt innerhalb der Historiographie ebenso mit den Jesuiten ihren Anfang wie die brauchbare Analyse des politischen Kalküls mit Machiavelli."

Die Selbstbiographie des hl. Ignatius erscheint dem Verfasser als „ein Muster anschaulicher realistischer Seelenschilderung".

„Eine wunderbare Erzählung", schreibt er, „wie sie nur aus langjähriger Selbstbeobachtung hervorgehen kann. Jede Nuance ist klar erfaßt und unretouchiert wiedergegeben. Nirgends wird die Darstellung überschwenglich oder erbaulich phrasenhaft."

Auch Ignatius' Schüler und Biograph, Peter Ribadeneira, wird hoch eingeschätzt. Er läßt als Psycholog seine Vorbilder weit hinter sich zurück. „Der Humanismus hat keine Biographie hervorgebracht, die sich dem Werke Ribadeneiras an die Seite stellen ließe." Orlandinis Ordensgeschichte zeichnet sich aus durch Kraft, Enthusiasmus und „relative Ehrlichkeit" [2].

Die wissenschaftliche neue Geschichtsforschung wurde durch zwei gelehrte Gruppen begründet, die Mauriner und die Bollandisten. Das „erzählende" Moment tritt bei ihnen zurück, das „berichtende" herrscht vor; das tote Dokument kommt mehr zu seinem Recht. Die Kritik wird nach streng historischen Gesichtspunkten gehandhabt; man sucht nach den Originalberichten und müht sich um Quellenscheidung und um das psychologische Verständnis der Berichterstatter. Die wundervolle Arbeit der französischen Benediktiner wurde erst im 19. Jahrhundert voll gewürdigt und fruchtbar gemacht. Darsteller waren jene fleißigen Sammler und Leser nicht, ebensowenig wie die Bollandisten, und wenn man von der Handschriftenurkunde absieht, erkennen wir in den Maurinern weit mehr Interpreten der Quellen als strenge Kritiker. Den Zusammenhängen, der Entwicklung haben sie

---

[1] Fueter, Geschichte der neueren Historiographie 251.

[2] Ebd. 278—288.

zu wenig Beachtung geschenkt. In der methodischen Kritik wurden sie von den Bollandisten überflügelt. Immerhin darf man die Arbeit eines so außerordentlichen Gelehrten wie Tillemont nicht so tief einschätzen wie Fueter.

Auf dem Felde der Kritik sind die Bollandisten als Bahnbrecher zu bezeichnen. Was Muratori, Bayle und einige Geschichtschreiber des Römertums damals in der höheren Kritik leisteten, bleibt als Einzelanstrengung hinter der systematischen Arbeit der Acta Sanctorum zurück.

Auch die philologisch-kritische Geschichtschreibung wurde von den Bollandisten bereits begründet, nicht als kombinatorische Darstellungskunst, wohl aber als Quellenanalyse und psychologische Beobachtung der Berichterstatter. Sie kannten bereits die Auflösung der überkommenen Nachrichten in Gruppen und Elemente, welche aus verschiedenen Schichten der Überlieferung stammen, sie rechneten schon bewußt mit den Tendenzen der historischen Zeugen. Auf diesem Felde arbeiteten sie zwar nicht immer mit vollem Bewußtsein und schon gar nicht nach deutlich formulierten kritischen Methoden, die Sache kannten und übten sie aber, und die Grundzüge der Prinzipien schwebten ihnen klar vor Augen.

Diese Gesichtspunkte treten bei Fueter nicht genügend hervor.

Die Vorrede, mit welcher Johannes Bollandus den ersten Band der Acta Sanctorum sehr glücklich einleitete, zeigt, mit welcher Einsicht und Sachkenntnis er seine Gewährsmänner einzeln prüfte, analysierte, nach ihrem Wert in Gruppen einteilte. Das dritte Kapitel enthält eine theoretische Abhandlung über Schriftsteller und ihre Benützung; es wird hier kein wichtigerer methodischer Gesichtspunkt übergangen; überaus lehrreich ist es, diese Einleitung und so manchen Einführungskommentar zu einzelnen Heiligenleben mit Rankes Beilage zu den Geschichten der romanischen und germanischen Völker („Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber") zu vergleichen. Rankes Grundgedanken wurden von Bollandus und mehreren seiner Nachfolger bereits klar erkannt und nicht undeutlich formuliert.

Schon lange vorher hatte der eine oder der andere Historiker die hier vertretenen Prinzipien tatsächlich durchgeführt. Es ist sehr zu bedauern, daß Fueter solche einsam wandelnde Geschichtschreiber aus dem Schatz seines Wissens nicht hervorgeholt hat. Ich greife beispielshalber ein Buch aus dem Ende des 16. Jahrhunderts heraus: L'Anti-Papesse ou erreur populaire de la Papesse Jeanne. Par Florimond de Raemond 1588[1]. Seine klaren Ausführungen über geschichtliche Fabeln, die Analyse der Nachrichten über die angebliche Päpstin Johanna, die Beweisführungen aus

[1] Ich zitiere nach der Ausgabe vom Jahre 1613.

der Persönlichkeit der Berichterstatter und ihrem Verhältnis zu den Quellen verdienen für jene Zeit hohe Anerkennung[1].

Sehr bedeutsam für die Geschichte und Entwicklung der historischen Kritik ist der wissenschaftliche Streit, welcher in der Pariser Académie des Inscriptions et Belles-Lettres über die Glaubwürdigkeit der ersten Jahrhunderte römischer Geschichte geführt wurde[2]. Interessant sind zumal die Ausführungen des Abbé de Pouilly, welcher gegen Abbé Sallier die alten römischen Überlieferungen angriff. Seine Kritik stützt sich konsequent auf die Unterscheidung der ursprünglichen und der abgeleiteten Quellen.

Ein anderer Gelehrter, Fréret, stand zwar auf Salliers Seite, aber auch ihm ist dennoch die Hauptfrage, „wem originale Kenntnis beigewohnt“[3]. Persönlichkeit, Charakter, Milieu, alles muß nach Fréret genau berücksichtigt werden, will man die Autorität des Zeugen feststellen.

Am Ausgang des 18. Jahrhunderts stoßen wir auf eine Arbeit, welche, Theorie und Praxis vereinigend, die Entwicklung der kritischen Grundsätze vor Niebuhr und Ranke gut beleuchtet. Wir meinen das wenig beachtete Büchlein Joh. Salomon Semlers: „Versuch, den Gebrauch der Quellen in der Staats- und Kirchengeschichte der mittleren Zeiten zu erleichtern“ (Halle

---

[1] Vgl. Raemond, das ganze erste Kapitel, dann S. 12—24 34 f 47 f 53 f 85 f 131 f.

[2] Vgl. Mémoires de Littérature tirés des régistres de l'Acad. des Inscriptions etc. VI (1729). Zu Pouilly vgl. a. a. O. 14 ff 76 ff 107 ff. Pouillys Abhandlung Sur l'incertitude de l'histoire des quatre premiers siècles de Rome erschien 1722, also vor Beauforts Arbeit Sur l'incertitude des cinq premiers siècles de l'histoire Romaine (1738).

[3] Vgl. Sallier, Mémoires 30 ff 52 ff 115 ff 135 ff; Fréret, Réflexions sur l'étude des anciennes histoires et sur le degré de certitude de leurs preuves, a. a. O. 146 ff. Hauptsächlich zu vergleichen ist das Referat über Fréret in den Mémoires XVIII 50 ff; Secondement toutes les autorités ne sont pas, à beaucoup près, d'un poids égal: si la Critique compte quelquefois les suffrages, elle les pèse toujours. On ne saurait employer trop de discernement, lorsqu'il s'agit d'accorder aux différents auteurs le degré de confiance que chacun d'eux mérite, et de régler, pour ainsi dire, les rangs entre eux. Pour juger un écrivain, il faut avoir égard à son génie, à celui de sa profession, à celui de sa nation, à celui de son siècle, à mille autres considérations. En général M. Fréret pense, avec tous les Critiques, qu'on doit préférer les auteurs contemporains ou voisins du temps dont on étudie l'histoire, et à leur défaut, ceux qui sont les plus anciens et les mieux instruits. Les écrivains postérieurs n'ont fait, le plus souvent, qu'altérer les témoignages des anciens, dont ils n'étaient que des échos infidèles. Gardons-nous d'accumuler leurs passages et plus encore d'alléguer les écrivains fabuleux de l'antiquité.

1761). Semler bemüht sich, bei einigen mittelalterlichen Geschichtschreibern die Originale von den „Kopeien" zu sondern. Man braucht nur seine Methode in der Vorrede und den Paragraphen 6 13 15 18 mit Rankes Vorangehen in der Kritik Guicciardinis und zumal Marianas zu vergleichen, um wesentliche Ähnlichkeiten zu entdecken. Freilich hatte Semler zu wenig Geduld und Schulung, um die in dem einen oder andern Punkte richtig angewandte Methode konsequent durchzuführen.

Mit größerem Befremden vermißt man bei Fueter einen Mann wie J. Rubino, der als genialer Vorläufer Mommsens gelten muß[1].

Und lange vorher schon hatte der ausgezeichnete Jurist Baudouin (Balduinus) Grundsätze für die methodische Behandlung der römischen Geschichte ausgesprochen, welche in Mommsens Weiterbildung der tiefsinnigsten Quellenkritik beizuzählen sind[2]. Baudouin handhabt treffliche Regeln, um die Stufenreihe und den Wert der Quellen zu bestimmen. Sein Hauptverdienst war es aber, die Wichtigkeit der römischen Rechtstraditionen für die Geschichte Roms durchschaut und in ihnen „kristallisierte Geschichte" mit Scharfsinn erkannt zu haben. Baudouin ist nicht reiner Methodiker, sein Buch keine bloße Anleitung, sondern bereits der Anfang einer Anwendung.

Diese philologisch-kritischen Überlieferungen und Arbeitsweisen geben wichtige Winke an die Hand zur Beurteilung der Geschichtswissenschaft des 18. Jahrhunderts.

Was damals im Zeichen der Aufklärung geschaffen und der Historik als wertvolles Gut einverleibt wurde, das war die Kulturgeschichte, die Soziologie und Nationalökonomie, die Geschichte der Industrie und des Handels. Diese Zugabe bedeutete eine Vermehrung des historischen Stoffes, sie ermöglichte einen tieferen Einblick in die inneren Zusammenhänge und Entwicklungen. Sie führte aber auch den Forscher zu neuen wertvollen Quellen, Statistiken, Rechnungsbüchern, vergleichenden Tabellen, Registern und unzähligen andern „toten" Dokumenten, deren Wert nunmehr neu erschlossen wurde. Und eben in der systematischen Ausnützung dieser neuen Hilfsquellen versagte die Aufklärung vollkommen. Will man daher die

---

[1] Rubino: vgl. Untersuchungen über römische Verfassung und Geschichte I (1839) vi ff 107 ff und bereits 1829: Dissert. inaug. de tribunicia potestate qualis fuerit inde a Sullae dictatura usque ad primum consulatum Pompeii. Vgl. meine Bemerkungen über Rubino in der Zeitschrift für kath. Theologie XXIX (1905) 213 ff.

[2] Baudouin, De institutione historiae universa et eius cum iurisprudentia coniunctione.

Errungenschaften und Mißgriffe der damaligen Geschichtschreibung auf beide Wagschalen gerecht verteilen, so muß man sich fragen, ob jenes Vorwärtsschreiten einem weiteren historischen Horizont entgegen nicht schon in der Historiographie des 17. Jahrhunderts vorgebildet und eingeleitet war. Und das ist tatsächlich weit mehr, als Fueter anzunehmen scheint, der Fall gewesen. Die zunehmende Erschließung der Quellen, die minutiöse Verzettelung der gesamten Überlieferung in den Werkstätten der Mauriner, der Bollandisten und ihrer Nachfolger mußte allmählich von den oberen Schichten des politischen Lebens und Geschehens zu dem tiefer liegenden Gestein der Kulturgeschichte im weitesten Sinne führen.

Auch die zunehmende politische Reife der Völker, welche sich langsam, aber seit langem vorbereitete, mußte mit dem wachsenden Interesse für Volksentwicklung, Volkswachstum, Volkskräfte den Blick von den Heerführern und Diplomaten, den Höfen und den Senaten wegwenden und zu den Fragen des Volksreichtums, der Volkswohlfahrt und der Volksfreiheiten hinlenken.

Gewiß hat die Aufklärung dieses Erbe aufgegriffen und erweitert. Da sie aber, wie Fueter trefflich ausführt[1], in der Quellenerkenntnis, Arbeitsmethode, Unparteilichkeit den großen Historikern des 17. Jahrhunderts nicht entfernt gleichkam, da sie gerade auf ihren neu gepflegten Gebieten eine trostlose Oberflächlichkeit der Arbeitsweise monopolisierte, so steht ihr Verdienst unendlich hinter ihrer Sünde zurück.

Wären die Mängel und Mißgriffe der Aufklärung nicht in die Geschichtschreibung eingedrungen, hätte sich diese ruhig und stetig im Sinne der Bahnbrecher des 17. Säkulums entwickelt, so stünden wir jetzt viel fester, weit von der Misere der Kulturgeschichte im 19. Jahrhundert, deren Not Fueter so beredt schildert[2]. Die Kulturgeschichte im weitesten Sinne wäre gekommen auch ohne die Aufklärung, weil sie aus der Arbeitsart des 17. Jahrhunderts erstehen mußte, und sie wäre gleich methodischer, quellenmäßiger, systematischer gekommen, wenn die Aufklärer die geschichtliche Arbeit ihrer unsterblichen Vorgänger nicht niedergeschrieen hätten.

Das ist doch wohl der Sachverhalt. — Die Aufklärung hat die rasche und sichere Entwicklung der philologisch-kritischen Methode in der Geschichtschreibung aufgehalten und zum Teil erdrückt. Die politische Historiographie hat diese Methode sozusagen neu entdeckt und fruchtbar angewendet. Die

---

[1] S. 345 ff. [2] S. 566 ff.

Kulturgeschichte dagegen krankte lange an einem gewissen Dilettantismus und hat ihn bisher noch nicht ganz überwunden.

Man meinte irrtümlich, die Kulturgeschichte könne der strengen Kritik ihrer Quellen entraten; seien ja doch alle einschlägigen Nachrichten wenigstens Zeugnisse für die Auffassung der Zeitgenossen und somit, wenn auch kein Beleg für wahre Ereignisse, dennoch von kulturhistorischem Wert. Diese Stellung führt leicht zu Mißbräuchen; kann ja doch eine Stelle aus einer boshaften Satire, einer übertreibenden Predigt, einem pessimistischen Flugblatt, gerade die Hauptstimmung der Zeit, das Urteil aller Nüchternen ins Gegenteil verkehren, Nebensächliches mit dem Kern der Sache verwechseln, einen vorüberfliegenden Augenblick zum beharrlichen Zeitgeist verewigen, einen Ausnahmezug zur Physiognomie versteinern lassen. Gerade wie bei der politischen Geschichte muß man auch bei der Kulturgeschichte jeden einzelnen Zeugen auf seinen guten Willen, auf seinen Bildungsgrad, auf seine Tendenzen untersuchen und vollwertige Zeitbilder nur aus den Zeugnissen vollwertiger Gewährsmänner zusammenstellen.

Das sind ja fest gegründete Wahrheiten.

Und doch hält auch, so möchte es scheinen, mit dieser Kritik der neuen Kulturgeschichte ein Mißverständnis Schritt. Der geschulte Historiker wird schon bei Auswahl seiner Zeugnisse nicht aufs Geratewohl aus Predigten und Satiren, Klatsch und Marktbosheiten eine „Zeitgeschichte" zusammenschweißen. Er läßt jedem Zeugnis seinen Wert. Er wird bei seinen Studien die sich oft wiederholenden Klagen oder Lobsprüche, die bei verschiedensten Anlässen laut werdenden Beschwerden herausgreifen und zunächst einige Stimmungsbilder der Zuschauer und Zuhörer entwerfen; langsam, ganz langsam taucht daraus die Psyche verschiedener Kreise empor. Die Tatsachen selbst, die beklagten und bejubelten, werden erst zuletzt aus hundertfach gleichsam durch feinste Seide gesiebten Nachrichten zusammenrinnen. Dieser vorsichtigen Abwägung haben sich nun doch wohl bedeutende Historiker, Janssen z. B., den Fueter so scharf beurteilt, nicht entzogen. Jeder Forscher wird ja manchmal in einer sorglosen Stunde etwas voreilig verallgemeinern, vielleicht weil er nicht immer streng genug das subjektive Gefühl der Zeugenreihen vom wirklichen Geschehen sondert. Da wir am Anfang der kulturhistorischen Forschungen stehen, ist eine gewisse Einseitigkeit nicht zu vermeiden. Jeder steckt sich ein Gebiet ab, und da mag es wohl vorkommen, daß der Forscher leuchtende Seiten, die er deutlicher als Frühere sah, zu stark vordrängt, oder die

dunklen Schatten, deren Neuentdeckung ihn mit Finderfreude erfüllte, für sich allein aufträgt, ohne die Sonnenstrahlen, die doch da waren, durch das Geäste schimmern zu lassen; die Schatten sollen durch ihre überraschende Breite neu und überwältigend wirken.

Außerdem stellen die Quellenbelege, wenn sie so zahlreich und gewissenhaft sind, wie z. B. bei Janssen, ein Korrektiv dar. Es soll zuletzt doch nur das Geltung haben, was in den Quellen steht, die ausdrücklich angeführt werden. Was der Historiker darüber hinaus urteilt, braucht man an sich nicht als Geschichte anzusehen, obwohl es ausgezeichnete Geschichte sein kann. Der Historiker, dem es mit der Wahrheit Ernst ist, will nur das Quellenmäßige sagen, nach dem Maßstab der Quellen es sagen, mit ihrem Wert es sagen, und das nur, insoweit es dem Charakter des jeweiligen Zitates entspricht. Der Kulturhistoriker legt eine Menge Urteile aus alter Zeit vor; es müssen mit Mühe und Fleiß zusammengesuchte, mit Genie und Kritik zusammengesetzte Urteile sein; der gebildete Leser soll selbst daraus Schlüsse ziehen.

Setzt doch die Kulturgeschichte mehr als jede andere einen hochgebildeten Leser voraus. Darum ist jede Kulturgeschichte ohne eine Welt von Belegen absolut wertlos. Denn der erzählende Historiker, der nicht Augenzeuge war, verdient nur so viel Vertrauen, als man ihn kontrollieren kann. Der Leser muß bei jedem Zeugnis Herkunft und Charakter der Quelle kennen; er sollte dann alsbald aus dem Milieu der Stelle und der Literaturgattung, ja aus dem Stil seine Schlüsse ziehen, er sollte sich oft sagen: Das ist ein alleinstehendes, allerdings interessantes Urteil. Er wird nie verallgemeinern; er wird, wenn er klug ist, nachdem er sich durch eine Wolke von Zeugnissen hindurchgearbeitet hat, in sehr vielen Fällen sagen: Damals haben glaubwürdige Menschen über die Zeitlage so und so gedacht, Gebildete und Ungebildete huldigten dieser oder jener Auffassung; aber eben doch nur jene, über die wir Zeugnisse haben; von Millionen anderer wissen wir nichts. Das Faktum selbst muß aus allen diesen Zeugnissen, übereinstimmenden und sich widersprechenden, rekonstruiert werden.

Wie dem immer sei, man kann sich jedenfalls auf die Formel einigen, daß die Kulturgeschichte sich wie jede andere an die streng philologisch-kritische Methode halten muß, daß sie noch recht weit von der Vollkommenheit entfernt ist, daß sie aber auch mit viel größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hat als die politische Geschichte.

Merkwürdig ist allerdings, daß der Sieg der philologisch-kritischen Methode in der Quellenbeurteilung und der Wille der Historiker, sie zur Anwendung zu bringen, auch auf dem Gebiet der politischen Geschichte, bei weitem nicht die reife Frucht erzeugt hat, die man erwarten durfte. Gewisse Übertreibungen und Überhebungen der Methode selbst tragen nicht die einzige Schuld. Trotz der ungeheuren Fortschritte auf dem Felde methodischer Quellenforschung, Voruntersuchungen, Sammelarbeiten, systematischer Kritik, trotz der genialen Kunst so mancher Darstellung erreichen vielfach die berühmtesten historischen Arbeiten das Ideal der Geschichtswissenschaft nicht viel mehr als frühere Werke; weil sie den objektiven Tatbestand allem Anschein nach nicht unmittelbarer wiedergeben [1].

Ein Haupthindernis bildet die unhistorische Grundannahme einer bestimmten These, nach der man nicht bloß die Nachrichten bewertet, sondern hie und da auch aussucht. Gefährlich waren da für einen Augenblick geschichtsphilosophische Systeme und die Forderung eines willkürlichen teleologischen Gesetzes der Entwicklung, wie sie Hegel und seine Schule vertraten. Aber diese Künsteleien schädigten, weil allzu kraß, auf die Dauer weniger als die feineren Theorien.

Bereits die Romantik hatte Verwirrung erzeugt.

Der Zusammenbruch der revolutionären Anschauungen und ihrer praktischen Schöpfungen, der neuen Staatengründungen, trug mächtig dazu bei, eine neue Geschichtsauffassung zu zeitigen. Man begann der organischen Entwicklung, dem langsamen historischen Werden, den traditionellen Lehren und Werten großes Gewicht beizulegen. Das war eine sehr hohe Einsicht. Aber die einseitige Betonung der Nationalität, des Volkstums, des Volksgeistes führte zu einer Vorliebe für eine Reihe unklarer Begriffe, zu einer Verengung des Gesichtskreises, welche um so verderblicher wirkte, als sie von vornherein, als These, die Forschung beherrschte und knechtete. Wie lange brauchte man, bis der Lieblingsbegriff der Romantik, das „unbewußte" Entstehen staatlicher und gesellschaftlicher Gebilde, nicht bloß als geschichtliche Tatsache, sondern auch als höchste Staatsweisheit, einigermaßen auf seinen richtigen Gehalt zurückgeschraubt wurde; wie lange ließ man sich von den vorschnell abstrahierten geschichtlichen Verallgemeinerungen im Anschluß an das Fiasko der Revolution einnehmen! [2]

---

[1] Vgl. den ersten Artikel oben S. 296 f, besonders S. 300.

[2] Vgl. Fueter, Geschichte der neueren Historiographie 415 ff.

Die auf Humboldt zurückgehende Theorie der historischen Ideenlehre, gewiß ein fruchtbarer Gedanke, ist auch nur dann geschichtlich rein, wenn man aus den Quellen heraus den Einfluß der Ideen auf Strömungen und Ereignisse exakt nachweist. Tatsächlich ließen sich die meisten Anhänger dieser Theorie durch das „Nacheinander" täuschen. Gewisse Ideen zeigten sich in der Praxis lebendig und wirksam. Wie nahe lag da ein Schluß auf Ursache und Wirkung! Aber der Historiker darf dieses Band nicht indirekt erschließen, er muß es aus den Quellen direkt belegen. Denn es ist doch sehr gut möglich, daß jene Ideen selbst in früheren Ereignissen und Strömungen ihren Ursprung hatten, und mit diesem Ursprung können auch jene späteren scheinbar aus den Ideen unmittelbar fließenden Tatsachen durch verborgene Kanäle in direkter Verbindung gestanden sein. So führt auch diese Ideenlehre leicht zu unhistorischen Thesen.

Selbst Meister der Kritik vermochten der Versuchung dieser Theseneinleitung nicht zu entrinnen. Man weiß es ja, wie sich Niebuhr das Verständnis der späteren römischen Geschichte verschloß. Er traute dem dichtenden römischen Volksgeist zu viele geschichtliche Wirklichkeiten zu, und das Ideal des römischen Bauernstaates verbot ihm, die Weltpolitik Roms unbefangen zu würdigen. Auch Rankes kühne Konstruktionen wurzeln vielfach in diesen vorweggenommenen Thesen.

Als dann die Geschichtschreibung der Romantik durch die Werke der alten und neuen liberalen Schule abgelöst wurde, ersetzten einfach neue Thesen die begrabenen. Fueter hat hier aufrichtig gesprochen und reine Bahn geschaffen. Er hat auch vor Sybel und Treitschke nicht Halt gemacht[1]. Die unverdrossene Arbeit, die ausgedehnten Vorstudien, die kritische Quellenkenntnis und seltene Darstellungsgabe hat er voll anerkannt, wo immer sich diese Eigenschaften offenbarten. Aber sein Urteil lautet bei Sybel auf publizistische Tendenzgeschichtschreibung, weil dessen Werturteile zu einem guten Stücke „im Dienste politisch-aktueller Tendenzen" stehen; in Treitschkes Geschichte rügt er den einseitig polemischen Grundton und die absichtliche Beschränkung des Gesichtskreises; denn Treitschke wollte nicht durch unbequeme Quellen aus dem Banne politischer Ansichten, in deren Dienst er seine Geschichte einspann, gestört werden.

Ein willkürlicher Vorbau und Zwangseingänge zum Tempel der Geschichte wurden auch aus dem Material aufgerichtet, das aus der Philo-

[1] Fueter, Geschichte der neueren Historiographie 492 ff 500 ff 535 ff.

sophie des Positivismus, aus soziologischen Theorien und den naturwissenschaftlichen Methoden geholt wurde. Durch manche Übernahme wurde die Geschichtswissenschaft mächtig und bleibend gefördert; es schlich sich aber immer wieder der gleiche Fehler ein: Sehr fragwürdige Hypothesen aus fremden Wissensgebieten wurden zu einer festen Form gegossen und darin die Quellen und die Pragmatik der Geschehnisse zusammengepreßt; selbst das Urteil über die Möglichkeit von Ereignissen richtete sich nach diesen unbewiesenen Voraussetzungen. Sogar ein Mann, der nur die Wirklichkeit schildern wollte, wie Taine, arbeitet und sammelt seine Quellen eigentlich doch im Dienste einer These, die er zunächst aufstellt und dann beweisen will.

Auch die Kunst hat der Geschichte arg mitgespielt; das böse Lied von der glatten oder prachtvollen Erzählung statt des quellenmäßig-geschichtlichen Berichtes, der, richtig gehandhabt, weit mehr Kunst ist, weil historisch-bodenständig. Man braucht nicht an jene Alten zu denken, die um den Lorbeer Chateaubriands und Walter Scotts rangen oder nach der Palme lyrischer Stimmungsbilder langten, eines Augustin Thierry Geschichte der Herzöge von Burgund, Michelets Französische Geschichte und Carlyles Cromwell. Wo immer die Darstellung um der Kunst willen auf die Angabe der Quellen verzichtet und die Werkstätten der Arbeit für den Leser vollkommen verhängt, muß man über einen verhängnisvollen Dammdurchbruch durch die Fluten der Kunst klagen. Das gilt auch für Werke von so tiefer kritischer Fundamentierung wie Mommsens „Römische Geschichte". Wenn nun gar die Geschichte als Gegenstand ästhetischen Genusses gefaßt wird, dem das Schöne als das historisch Wertvollste gilt, wie bei Renan und zum Teil in Burckhardts „Geschichte der Renaissance in Italien", so erscheint Muse Klio in rein poetischem Gewand. Und dazu spielt noch der skeptische Renan ironisch mit der relativen Wahrheit, er ist vor allem auf eine ästhetisch lebensvolle, farbenprächtige und stimmungsreiche, wenn auch eine ganz unwirkliche literarische Wiedererweckung alter Zeiten bedacht. Da ist denn doch Burckhardts Glanz und Scharfsinn echter und wahrer; philologisch ist der Schweizer weniger geschult, für die historische Entwicklung weniger empfänglich, aber ernster und seinen Renaissancequellen gegenüber weniger phantastisch umgestaltend als der Franzose.

Künstlerträume hier und dort[1].

---

[1] Ebd. 442 ff 592 ff.

Um unsere Kette zu schließen, müssen wir noch eine Ursache von Mißgriffen andeuten, die Überschätzung der literarischen offiziellen und offiziösen Quellen, die Mißachtung des toten Dokumentes, bekanntlich ein Grundirrtum Rankes. Das Ergebnis ist jedenfalls beruhigend: Die Geschichte der Historiographie weist selbst in ihren Irrungen auf die Prinzipien hin, welche am Anfang dieser Studie aufgestellt wurden. Theorie und Praxis arbeiten sich in die Hand.

Angesichts dieser verwirrenden Mißgriffe und all der philosophischen, naturwissenschaftlichen, ästhetischen, nationalökonomischen und politisch-nationalen Theorien, in deren Prokrustesbett die moderne Geschichtschreibung gezwängt wurde, fühlt man sich gemütlich, ruhig und heimisch in Gesellschaft von Historikern, welche, weit weniger vielseitig und genial als manche andere, in nüchterner Weise, mit voller Stoffbeherrschung, strengstem Anschluß an die besten Quellen und dabei doch feinstem Verständnis und Spürsinn für die Ursachen und Zusammenhänge der Ereignisse ihre historischen Forschungen betrieben. Alexis de Tocquevilles erster und einziger Band L'ancien régime et la révolution (1856) ist ein wundervolles Muster dieser Gattung. Man begreift und entschuldigt auch, wenn ein so bedeutender Forscher wie Fustel de Coulanges mit einer Art großartiger Einseitigkeit die höhere Kritik der Quellen verachtete und sich in seiner „Altfranzösischen Geschichte" fast nur auf die Deutung der Quellen beschränkte, eine Meisterarbeit von prachtvoller Einheitlichkeit.

Große Neuschöpfungen führen immer schwere Irrungen mit; so auch die moderne Geschichtschreibung. Ein Schauspiel der Irrungen ist sie darum nicht, auch kein Trauerspiel im Leben der Historiographie. Sie ist eine hohe Schule der Erkenntnis, wenn man ihr kritisch, nicht anbetend gegenübersteht. Die reinhistorischen Momente bei Kritik und Bewertung der Quellen, das geschichtliche Leben im toten Dokument, der frisch sprudelnde, echt historische Born in der trockenen Annalistik, die hohe geschichtliche Kunst des kunstlosen, unmittelbaren Berichtes, die volle Trennung von Geschichte und patriotischer Apologetik und vor allem die Erkenntnis der Grenzen historischen Wissens in Bezug auf kleine Einzelheiten auch angesichts einer unerschöpflichen Fülle von Zeugnissen, das sind Einsichten, welche auf die ragendsten Höhen der Geschichte als Wissenschaft und Kunst führen.

St. von Dunin-Borkowski S. J.

Das henologische Prinzip.

Einer der Irrtümer unserer Zeit nennt sich Monismus. Monismus, Einheitslehre — der Name klingt vielversprechend; man sollte glauben, er bringe das neue Evangelium jenen Seelen, die von Einheitsbedürfnis, Einheitsstreben, ja von Einheitssehnsucht oder Einheitstraum reden. „Das Bedürfnis nach einer monistischen Auffassung der Wirklichkeit ist gegenwärtig ein allgemein empfundenes und sucht auf den verschiedensten Wegen nach Ausdruck", so meint Arthur Drews[1]. Eine andere monistische Stimme sagt von dem Worte Monismus[2]: „Es bezeichnet das universellste und individuellste Bedürfnis des denkenden Geistes, sein Bedürfnis nach einer allumfassenden Einheit. Im Worte Monismus verspricht sich das rastlose Einheitsstreben des Denkens eine ihm entsprechende, vollkommene Erkenntniseinheit und damit eine vollkommene Erkenntnisbefriedigung, vollkommene Erkenntnisruhe."

Aber so klingend der Name ist, so hohl und trostlos ist die Sache. Mag der Monismus in den plumpen Holzschuhen des Materialismus oder in den Lackstiefeln des Pantheismus daherkommen, er ist tatsächlich Atheismus und Unglaube und sollte eigentlich ständig das Beiwort atheistisch tragen. Das Wort Monismus ist zu gut für die schlechte Sache, die es jetzt tatsächlich bezeichnet. Es ist tragisch zu sehen, wie diese atheistischen Monisten, nachdem sie das Alpha und Omega aller Einheit geleugnet, noch nach einer einheitlichen Weltanschauung ringen. Sie gleichen Blinden, die sich die Augen ausgestochen haben, um das Licht zu sehen.

Im Plane der Vorsehung hat der Irrtum für gewöhnlich die Aufgabe, der Wahrheit zu dienen. So führen auch die monistischen Irrtümer unserer Tage zu einem tieferen Eindringen in die wahre Einheitslehre. Ein Grundsatz der wahren Einheitslehre ist das henologische Prinzip, das in einer kurzen Fassung so lauten kann: Sind zwei Dinge in Bezug auf irgend ein Merkmal einander ähnlich, so ist für beide Merkmale ein einheitlicher Ursprung da. Mit diesem Prinzip beschäftigen sich die folgenden

[1] In dem Sammelwerk: Der Monismus I, Jena 1908, 1.

[2] Ebd. II 33.

Untersuchungen. Daß es dabei bisweilen etwas abstrakt hergeht, liegt in der Natur der Sache. Das Vorgehen ist aber induktiv, d. h. es beginnt mit konkreten Beispielen; dann wird der Grundsatz formuliert, seine Richtigkeit bewiesen und seine Verwendung in der philosophischen Literatur einigermaßen aufgezeigt.

Das Prinzip verdient in der Tat die Aufmerksamkeit der philosophisch Interessierten. Es ist nämlich die allgemeine Formel für eine große Zahl von Einzelurteilen des täglichen Lebens und der Wissenschaft. Neben richtiger Verwendung zeigt sich nicht selten in wichtigen Fragen ein fehlerhafter Gebrauch. Daher ist eine genaue Kenntnis des Prinzips von Bedeutung. Sein größter Wert liegt darin, daß es unfehlbar zu einem einzigen Urgrund aller Dinge, zu Gott führt; namentlich tut es die Einheit und Einzigkeit des letzten Urgrundes dar; es ist ein Grundgesetz der wahren Einheitslehre.

1. Beispiele. Findet man bei zwei Schriftstellern eine gleichlautende, längere Stelle, so heißt es gleich: Entweder hat der eine aus dem andern oder beide haben letztlich aus derselben dritten Quelle geschöpft. Man schließt also aus der Übereinstimmung zweier Sachen auf einen einheitlichen Ursprung.

Begegnet man auf der Straße zwei Kindern, die sich ähnlich sehen, so wird leicht das Urteil gefällt: es sind Geschwister.

In einer Stadt am Rheine hatte ich selbst einmal folgendes kleine Erlebnis. Als ich mit einem Herrn durch die Straße ging, kamen wir an einem größeren, öffentlichen Gebäude vorbei, dessen Dachfenster eine auffallende Form zeigten. Ich machte die Bemerkung: „Die Dachfenster sind ganz ähnlich den Dachfenstern an dem und dem Gebäude der Stadt." Sofort kam die Antwort: „Das ist auch von demselben Architekten."

Wird ein altes Gemälde entdeckt, dessen Meister man nicht kennt, so forscht man nach, ob das Bild vielleicht charakteristische Züge mit einem andern, von einem bekannten Meister herrührenden Werke gemein hat. Und hat man solche Züge gefunden, so sagt man: Derselbe Meister hat beide Bilder gemalt.

Völker, bei denen man dieselben Sagen und Märchen findet, gelten als verwandt. Bezüglich der Inder und der Perser heißt es trotz ihrer Verschiedenheit im Charakter und Schicksal[1]: „Kaum sollte man glauben,

[1] Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte II^3, Tübingen 1905, 166.

daß diese beiden Völker aus einem Stamm entsprungen sind und eine lange Vorzeit gemeinsam gehabt haben. Und doch ist dies über jeden Zweifel erhaben. Die Verwandtschaft der Sprachen, die beinahe nur Dialekteigentümlichkeiten unterscheiden, die Übereinstimmung in Sagen und Gebräuchen, dazu noch die geographische Lage, sind untrügliche Beweise dafür." Das allgemeine Prinzip, das zwar nicht genannt und nicht formuliert wird, das aber derartigen Behauptungen zu Grunde liegt, ist das henologische Prinzip.

Wenn ein Opernkomponist mitten in seinem Werke die Melodie von „Freut euch des Lebens" brächte und dann behauptete, er habe diese Melodie erfunden, würde alle Welt laut auflachen. So sehr ist man überzeugt, daß eine solche Melodie, wenn sie sich zweimal findet, nur aus einer Quelle stammen kann. Und nehmen wir einmal den Fall an, daß zwei Komponisten unabhängig voneinander auf dieselbe Melodie verfielen, so muß doch ein Grund für diese Übereinstimmung in der Erfindungsgabe und in der Erfindung da sein, und der Grund kann schließlich nur wieder ein einheitlicher sein.

Leibniz und Newton entdeckten unabhängig voneinander die Systematik der Differential- und Integralrechnung. Aber beide schöpften aus einer gemeinsamen Quelle, aus dem damaligen Stand der Mathematik, welche die Entdeckung vorbereitet hatte und nur auf den ordnenden Geist wartete. Etwas Ähnliches gilt für die Errechnung des Neptun durch den Franzosen Leverrier und den Engländer Adams; beide waren voneinander unabhängig, aber doch abhängig von einer gemeinsamen Quelle, den von andern geleisteten Vorarbeiten.

Alois Höfler hat in seinen „Grundlehren der Logik" (Leipzig und Wien 1907, 131) folgendes Beispiel für ein „Kausalurteil", wie er es nennt. Wenn aus einer mäßigen Schar Knaben, die man um ihren Vornamen gefragt hat, zehn oder zwanzig denselben Vornamen angäben, so käme man mit Recht auf den Gedanken, das müsse einen gemeinschaftlichen Grund haben, z. B. Nennung nach dem Patron des Dorfes oder schelmische Abrede.

Sieht man zwei gleiche Exemplare derselben Zeitung, so zweifelt man nicht daran, daß beide Exemplare aus derselben Presse stammen. Teppiche von gleichem Muster stammen aus derselben Fabrik oder der eine Teppich ist nach dem Muster des andern angefertigt.

Liegt diesen und ähnlichen Urteilen ein allgemeiner Satz zu Grunde? Ja, das henologische Prinzip.

2. Formulierung des Grundsatzes. In allgemeiner Form kann der Grundsatz so ausgesprochen werden: Wenn zwei Dinge in irgend einem Merkmal übereinstimmen, so ist in Bezug auf dieses Merkmal entweder das eine Ding von dem andern, oder das andere vom einen, oder beide sind von demselben dritten Ding, das auch jenes Merkmal in gleicher oder vorzüglicherer Weise besitzt.

Unter Anwendung von besondern Zeichen läßt sich der Satz so fassen: Wenn A und B beide die Bestimmtheit n besitzen, dann ist entweder das n des A von B, oder das n des B von A, oder beide n rühren von demselben C her, das auch die Bestimmtheit n enthält. Also wenn die zwei Bäume A und B in dem Eichesein übereinstimmen, dann ist entweder das Eichesein des A von B, oder das des B von A, oder beide Eichesein sind von C, das auch irgendwie die Vollkommenheit des Eicheseins besitzt.

Noch kürzer lautet der Satz: Ähnliche Dinge sind verwandt, sei es in gerader Linie, sei es in Seitenlinie. A ist mit B in gerader Linie verwandt, wenn A von B oder B von A abstammt; in Seitenlinie, wenn A und B von demselben C abstammen. Verwandtschaft ist im allerweitesten Sinne zu nehmen, so daß z. B. der Kieselstein mit dem Engel verwandt ist, weil beide aus derselben Schöpferhand hervorgingen. So könnte das henologische Prinzip auch der Satz von der Verwandtschaft aller Dinge heißen. Zu beachten ist, daß im gewöhnlichen Leben die Worte „ähnlich" und „verwandt" oft als Synonyma gebraucht werden.

Man kann das Gesetz auch so ausdrücken: Ähnliche Dinge stehen immer in einem ursprunghaften Zusammenhang. Da alle Dinge wenigstens in dem Dingsein einander ähnlich sind, so stehen alle Dinge im ursprunghaften Zusammenhang; alle Dinge müssen schließlich denselben Grund haben, in dem sie gründen.

Eine andere Fassung könnte lauten: Jede reale Zweiheit hat einen einzigen Seinsgrund, woher sie ist. Eine kleine Erweiterung, die durch mehrfache Anwendung des Satzes sich ergibt, liefert dann der Satz: Jede reale Vielheit hat einen einzigen Seinsgrund, woher sie ist. — Nennt man den letzten Seinsgrund aller Vielheit beim Namen, so lautet der Satz: Alles Sein ist von Gott. Das ist der höchste metaphysische Wert des Prinzips, daß es zur Erkenntnis Gottes führt.

Der Name henologisches Prinzip — Einheit lehrender Grundsatz — ist berechtigt, weil mit Hilfe dieses Prinzips tatsächlich jede reale Zweiheit auf eine Einheit, jeder Dualismus auf einen Monismus zurückgeführt

werden kann. Die Zurückführung geschieht aber nicht so, daß einfach statt der Zweiheit die Einheit gesetzt, oder daß die Identität der beiden ähnlichen Dinge behauptet wird, sondern so, daß unter Wahrung des Unterschiedes beider Dinge ein einheitlicher Ursprung gefolgert wird.

Das Beiwort „henologisch" wird man, soviel mir bekannt, vergebens in einem Buche suchen, das vor 1893 geschrieben ist. Es findet sich meines Wissens zuerst in der Theodizee von P. Hontheim [1] in der Zusammensetzung: argumentum henologicum. Henologie bedeutet Einheitslehre. Henologisches Prinzip heißt also Prinzip der Einheitslehre. Es gibt viele Prinzipien der Einheitslehre; das hier behandelte kann aber mit Recht als das henologische Prinzip bezeichnet werden, weil es auf die besonders wichtige Einheit des Ursprunges hinweist.

3. Die Gefahr falscher Anwendung liegt bei dem henologischen Grundsatze deshalb nahe, weil er die Berücksichtigung dreier Möglichkeiten verlangt. Läßt man eine oder zwei der Möglichkeiten außer acht, so ist damit die Gefahr des Irrtums gegeben. Man behauptet z. B. sofort, nachdem man die Ähnlichkeit von A und B beobachtet hat, A rühre von B her, während doch tatsächlich B von A herrührt oder beide von demselben C stammen.

Diese Irrtumsgefahr ist in der Natur des Prinzips begründet, nämlich in den zwei „oder", die es enthält. Eine mehr äußere Gefahr besteht darin, daß man zu vorschnell bei Aufstellung eines gemeinsamen Ursprunges ein ganz bestimmtes C annimmt, während das Prinzip nur irgend ein C erlaubt, welches kraft des Prinzips nur insofern bestimmt ist, daß es die ähnlichen Merkmale von A und B auch enthalten muß, sei es in gleicher oder in vorzüglicherer Weise.

Der Fehlschluß, der durch falsche Anwendung des henologischen Prinzips gemacht wird, ist ein besonderer Fall der fälschlichen Aufstellung eines Seinsgrundes oder einer Ursache, der fallacia non causae ut causae.

Solchen falschen Anwendungen des richtigen Grundsatzes begegnet man zuweilen in der Religionsgeschichte. Die griechische Mysterienreligion hatte religiöse Abwaschungen; auch das Christentum hat eine religiöse Abwaschung, die heilige Taufe; also, so schließt man, stammt die Taufe aus der griechischen Mysterialreligion. Der Schluß ist unberechtigt. Richtig ist, daß die Ähnlichkeit ein Zeichen der Verwandtschaft ist. Die Verwandt-

---

[1] Institutiones Theodicaeae, Friburgi 1903, n. 239 240.

schaft ist aber in diesem Falle nicht die von Mutter und Kind, sondern die zweier ungleicher Geschwister; beide Riten haben ihr einheitliches Urbild in der einen Idee der Reinigung, und ihre Quelle letztlich in Gott, dem Urheber der Menschennatur und dem Urheber des Christentums.

Im Babel-Bibelstreit, der vor etwa einem Jahrzehnt tobte, sollte der Schluß erkämpft werden: Die Religion der Juden stammt aus Babylon, nicht aus göttlicher Offenbarung; auch die sozialen Gebräuche der Juden stammen aus Babylon und beruhen nicht auf göttlicher Anordnung. Der eine Vordersatz, aus dem dieser Schluß gezogen wurde, lautet mit den Worten eines Delitzsch: „Wie so ganz gleichartig ist alles in Babel und Bibel!" Der andere Vordersatz ist das henologische Prinzip in mehr oder minder verkümmerter Gestalt: Diese Übereinstimmung zeigt die Abhängigkeit der Juden von den Babyloniern. Beide Vordersätze haben ihre Fehler. Die Behauptung des Obersatzes, es sei alles so ganz gleichartig in Babel und Bibel, ist eine starke Übertreibung. Delitzsch hatte nur, wie Kugler[1] sagt, „aus der Unmenge schreiendster Gegensätze auch ein paar Ähnlichkeiten" herausgefunden. Lediglich auf diese paar Ähnlichkeiten kann sich also der Untersatz beziehen: Die Ähnlichkeiten beruhen auf der Abhängigkeit der Juden von den Babyloniern. Aber auch dieser Satz ist in seiner Allgemeinheit wissenschaftlich unhaltbar. Theoretisch sind für die einzelne Übereinstimmung drei Möglichkeiten zu berücksichtigen, nämlich Abhängigkeit des einen vom andern, oder des andern vom einen, oder beider von demselben Dritten. Erst sorgfältige Untersuchungen können entscheiden, welche der Möglichkeiten verwirklicht sind. Nach Kugler[2] sind einige Ähnlichkeiten durch babylonische Einflüsse zu erklären, während andere einer gemeinsamen Urquelle entstammen. „Ganz von vornherein waren solche Anklänge zu erwarten; ein gänzliches Fehlen derselben wäre gar nicht zu begreifen. Auch die Israeliten waren Menschen wie die Babylonier, Orientalen und Semiten wie die Babylonier, und standen Jahrhunderte hindurch unter dem politischen oder doch allgemein sozialen Einfluß der letzteren. So versteht es sich von selbst, daß in ihren Literaturen eine unverkennbare ‚Übereinstimmung beider in Sprache, Stil, Denk- und Vorstellungsweise' hervortreten muß. Noch mehr: beide haben auch eine gemeinsame Urgeschichte, und so kann es nicht ausbleiben, daß manche biblische Erzählung sich in irgend einer Form auch bei den Babyloniern findet."

---

[1] In dieser Zeitschrift LXIV (1903) 368. [2] Ebd.

Daß auf dem Gebiete der Rechtsgeschichte wenigstens die Gefahr einer falschen Anwendung des henologischen Prinzips vorliegt, zeigt uns die Warnung eines Gelehrten vor übereilten Abhängigkeitskonstruktionen. Die Rechtsgeschichte hat überraschende Analogien zwischen dem römischen und deutschen Recht einerseits und dem babylonisch-assyrischen Recht anderseits nachgewiesen. Sehr leicht taucht da der Gedanke an eine Abhängigkeit auf. Dr Paul Koschaker, Professor des römischen Rechts an der deutschen Universität in Prag, der eine eigene Monographie über assyrisch-babylonisches Bürgschaftsrecht schrieb (Leipzig 1911) und darin Analogien zwischen dem assyrisch-babylonischen Bürgschaftsinstitut und dem germanischen und römischen Recht feststellt, warnt davor, selbst bei weitest gehender Übereinstimmung immer an eine Entlehnung zu denken; die Übereinstimmung könne sich auch durch die gleichen oder ähnlichen kulturellen Bedingungen erklären. Dieser Warnung liegt die mehr oder minder klare Erkenntnis des henologischen Prinzips zu Grunde; sowohl der Warnende wie die Gewarnten haben es erkannt, aber der Warnende hat es klarer erfaßt, weil er die andere Möglichkeit hervorhebt, daß die Ähnlichkeit von A und B in einem dritten C ihren Grund haben kann.

Ein anderes Feld, auf dem leicht eine falsche Verwendung des henologischen Grundsatzes stattfindet, ist das Gebiet der Abstammungslehre. Den sog. Neolamarckianern gilt die Ähnlichkeit der Organismen ganz allgemein als untrügliches Zeichen gleicher Herkunft. So sagt Francé[1], daß die Handlungen bei Mensch und Pflanze „im Prinzip gleich sind, was darauf schließen läßt, daß sie auch von gleicher Herkunft seien". Nach dem Zeugnis von P. Karl Frank gehen die Neolamarckianer nach dem Satze voran[2]: „Die Ähnlichkeit der Organismen, namentlich in Bezug auf die Psyche, die ja allein die Entwicklung ermöglicht und dirigiert, muß durch gemeinsame Abstammung erklärt werden."

Die Entwicklungstheoretiker haben vollkommen recht mit dem Satze: Ähnlichkeit beweist einen einheitlichen Ursprung. Aber bei der Anwendung des Satzes ist große Vorsicht von nöten. Der einheitliche Ursprung kann verschieden sein; er kann darin liegen, daß das eine Ding vom andern, also im vorliegenden Falle der eine Organismus vom andern abstammt, aber auch darin, daß beide Organismen von demselben dritten Wesen

[1] Siehe die Darstellung des Neolamarckismus bei K. Frank S. J., Die Entwicklungstheorie im Lichte der Tatsachen, Freiburg 1911, 101 ff. [2] Ebd. 102.

herrühren. Welches dieses dritte Wesen ist, ob es wieder ein Organismus, ob es der Schöpfer ist, darüber sagt der henologische Satz nichts. Nur dürfen sich diejenigen, die von vornherein den Schöpfer ausschließen, nicht wundern, wenn sie zu falschen Schlußfolgerungen gelangen. Welches im einzelnen Falle der einheitliche Ursprung sei, das muß auf anderem Wege ermittelt werden; andere Prinzipien oder andere Erfahrungstatsachen oder beides muß hier zu Rate gezogen werden. Das gilt schon vom gewöhnlichen Kausalgesetz, wenn ich z. B. weiß, diese Eiche da existierte vor hundert Jahren nicht, so sagt mir das Kausalgesetz wohl, daß diese Eiche von irgend einer außer ihr liegenden Ursache hervorgebracht ist. Ob sie aber unmittelbar von Gott erschaffen ist, ob sie von jenem benachbarten Eichbaum abstammt, ob viele Ursachen zusammen sie hervorgebracht, darüber schweigt das Kausalgesetz, und ich bedarf anderer Gesetze und vielleicht vieler Erfahrungstatsachen, um hier etwas Bestimmtes zu ermitteln. Etwas ganz Ähnliches gilt vom henologischen Prinzip. Es sagt wohl, zwei ähnliche Dinge sind verwandt, vorausgesetzt, daß Verwandtsein hier im weitesten Sinne genommen ist; ob aber die Verwandtschaft dadurch zu stande gekommen ist, daß das eine Ding vom andern abstammt, oder dadurch, daß beide von demselben dritten herrühren, endlich was im einzelnen der gemeinsame Ursprung ist, darüber sagt es nichts.

Für das Gebiet der Geschichte hat P. v. Dunin-Borkowski in der Innsbrucker Zeitschrift für katholische Theologie[1] eine Reihe von Hilfsprinzipien aufgestellt, welche dazu dienen, in den einzelnen Fällen die Art der Abhängigkeit ähnlicher geschichtlicher Einrichtungen zu ermitteln, z. B.: „Je allgemeinerer Natur eine Einrichtung ist, je inniger sie zusammenhängt mit der menschlichen Natur, ihren Bedürfnissen, Instinkten, Trieben, Neigungen, um so unwahrscheinlicher erscheint die Entlehnung" jener Einrichtung aus einer andern ähnlichen; sondern beide haben ihre gemeinsame Quelle in der Menschennatur.

4. Beweise.

a) Die unter Nummer 1 aufgeführten Beispiele bilden eine Art Induktionsbeweis, zu dem auch die falschen Anwendungen eine bedeutende Stütze liefern.

b) Der henologische Grundsatz findet tatsächlich im gewöhnlichen Leben und in der Wissenschaft eine so ausgedehnte Anwendung, daß die Be-

---

[1] Bd XXIX (1905) 32.

hauptung gerechtfertigt ist: Der henologische Grundsatz wird mit Naturnotwendigkeit vom Menschen aufgestellt und angewandt, ähnlich wie das Kausalitätsgesetz oder der Satz vom zureichenden Grunde. Ein solcher Grundsatz kann aber nicht falsch sein; denn wenn der Mensch mit Naturnotwendigkeit auch nur ein einziges falsches Prinzip aufstellen und anwenden müßte, dürfte man mit Recht an aller wahren Erkenntnis verzweifeln. — Zugegeben wird, daß der henologische Grundsatz selten in seiner Allgemeinheit ausgesprochen wird; das hindert aber nicht, daß er doch irgendwie erkannt und viel angewandt wird.

c) Unter Voraussetzung des Daseins Gottes und der Abhängigkeit aller andern Dinge von ihm läßt sich der Beweis folgendermaßen führen.

Stimmen zwei Dinge in einer Vollkommenheit, einem Merkmal, überein, so daß diese Vollkommenheit zweimal da ist, so ist entweder eine dieser Vollkommenheiten Gott, oder keine ist Gott, oder beide sind Gott. Ist eine Gott, so stammt die andere letztlich von Gott; ist keine Gott, so haben beide letztlich in Gott ihren Ursprung. Der dritte Fall, daß beide Vollkommenheiten Gott sind, kann einen Sinn haben, wie aus der Offenbarung zu ersehen ist. Denn die zwei Personen, Gott Vater und Gott Sohn, sind Gott; sie stimmen darin überein, daß sie Personen sind; und zwar ist die Vollkommenheit Person vervielfältigt; es sind zwei Personen. Auch hier gilt das Prinzip: von zwei göttlichen Personen ist in Bezug auf das Personsein entweder die eine von der andern oder die andere von der einen oder beide sind von derselben dritten; der Sohn ist vom Vater; der Heilige Geist ist vom Vater; der Heilige Geist ist vom Sohne; der Sohn und der Heilige Geist sind vom Vater.

Also ganz allgemein gilt: Hat man zwei Dinge, die in irgend einem Merkmal übereinstimmen, dann ist entweder das Merkmal des einen Dinges vom andern Dinge, oder beide Merkmale sind von demselben dritten Ding.

d) Ohne das Dasein Gottes als bewiesen vorauszusetzen, können wir so schließen. Es muß ein Grund vorhanden sein, warum die beiden Wesenheiten A und B (die beiden Wesenheiten sage ich absichtlich, um die allerheiligste Dreifaltigkeit mit der einen göttlichen Wesenheit von der Untersuchung auszuschließen) in dem Merkmal n übereinstimmen. Dieser Grund kann schließlich nur in der Ursprungseinheit liegen, und zwar in der Weise, daß entweder das n des A von B, oder das n des B von A, oder beide n von demselben letzten Dritten herrühren. Wieso? Man könnte denken, der Grund für die Übereinstimmung von A und B liege eben darin, daß das n in beiden Fällen ein ganz selbständiges, in einem andern Dinge nicht begründetes Sein wäre. Indessen, das ist unmöglich. Um diese Unmöglichkeit darzutun, läßt sich unter anderem folgender Gedankengang einschlagen. Was ein ganz selbständiges, in einem andern nicht begründetes Sein hat, das hat dieses Sein ohne Grenzen und Schranken, in seiner ganzen Fülle, da zu einer Beschränkung kein Grund ist; ein anderes ähnliches Sein

kann es nur in Abhängigkeit von diesem unendlichen Sein geben. Also müßte schon das eine n die Fülle des n-Seins enthalten, und für ein zweites gleichwertiges n wäre kein Platz mehr; höchstens kann es ein in dem ersten gegründetes n geben. Die Möglichkeit, daß beide n ein selbständiges Sein hätten, ist ausgeschlossen. Es bleiben somit noch zwei Möglichkeiten: entweder ist eines der beiden n ein selbständiges Sein, ein Vonsichsein, und dann ist eben das andere in ihm begründet, und die Ursprungseinheit ist da; oder keines der beiden n ist ein selbständiges Sein. In letzterem Falle sind beide n in etwas anderem begründet. Dieser Grund ist entweder ein einheitlicher — und die Ursprungseinheit ist da; oder jedes n hat (ganz oder dem Teile q nach) seinen besondern Grund. Ist das letztere der Fall, so stimmen jetzt die beiden Gründe darin überein, daß beide eine ähnliche Vollkommenheit n (bzw. q) begründen. Jetzt heißt es den Grund für diese Übereinstimmung suchen. Das Merkmal: Quelle von n-Sein ist unmöglich in beiden Fällen ein selbständiges Sein. Ist es in einem Falle ein Vonsichsein, so ist die Ursprungseinheit gefunden. Ist es in keinem Falle ein selbständiges Sein, so muß weiter geforscht werden. Und die Frage nach dem Grunde der Übereinstimmung bleibt so lange unbeantwortet, bis man eine Ursprungseinheit annimmt. Solange noch zwei Urquellen angegeben werden, ist der letzte Grund für die Übereinstimmung beider Quellen in der Verleihung der Vollkommenheit n nicht gefunden.

5. Einige Andeutungen über das henologische Prinzip in der philosophischen Literatur.

Ob sich das henologische Prinzip bei irgend einem der vorchristlichen Philosophen klar ausgesprochen findet, ist mir nicht bekannt. Es scheint ihnen aber wohl bewußt gewesen zu sein. Das möchte man schließen aus ihrem Bestreben, Gleichartiges auf einen einzigen Seinsgrund zurückzuführen. Freilich unterscheiden sie vor Aristoteles noch nicht so scharf zwischen äußeren und inneren Ursachen, zwischen der Zahl nach Einem und der Art nach Einem. Für Thales war das Wasser, für Anaximenes die Luft, für Heraklit das Feuer das eine Urprinzip. Spätere Philosophen betrachteten mehr die Gegensätze in der Welt und verlangten für jeden Teil des Gegensatzes einen gesonderten Urgrund. So kam Empedokles auf den Gedanken, die Liebe als Ursache des Guten, den Streit als Ursache des Schlechten hinzustellen. Aristoteles sagt hierüber[1]: „Da man sah, wie auch das Gegenteil vom Guten sich in der Natur vorfand, nicht nur Ordnung und Schönheit, sondern auch Unordnung und Häßlichkeit, ja des Schlechten mehr als des Guten und des Abstoßenden mehr als des Schönen, so stellte ein anderer Philosoph die Freundschaft und den Streit

[1] Metaph. 1, c. 4, 984 b, 32 ff. Nach der Übersetzung von Rolfes.

als Prinzipien auf, die Freundschaft als Ursache des Guten, den Streit als Ursache des Schlechten."

Der hl. Thomas[1] macht auf den Fehler aufmerksam, den die Philosophen begehen, wenn sie für Gegensätze innerhalb derselben Gattung mehrere letzte Seinsgründe aufstellen. Sie betrachten nämlich die Gegensätze nur nach ihrer Verschiedenheit und übersehen, daß selbst solche Gegensätze in ihrem Gattungsbegriff übereinstimmen; infolgedessen unterlassen sie es, nach dem letzten Grund für das den Gegensätzen Gemeinsame zu forschen.

Plato sagt, die ganze Natur stehe in verwandtschaftlichem Zusammenhang[2]. Das ist eine kurze Fassung des henologischen Prinzips. Daß Aristoteles sich zum henologischen Grundsatze freundlich stellt, dürfte man aus folgendem Satz der „Metaphysik" schließen[3]: „Diejenigen, die zwei Seinsgründe aufstellen, sind gezwungen, einen andern, noch höheren Seinsgrund anzunehmen."

Plotin, der Philosoph des Einen, hat den Satz[4]: „Die Zahl ist nicht das Erste. Denn vor der Zweiheit ist ja das Eine. In zweiter Linie steht die Zweiheit, und, von dem Einen geworden, hat sie jenes als das Bestimmende." — Vor der Zweiheit ist das Eine, oder, wenn man will, vor dem Dualismus ist der Monismus: da haben wir wieder eine lakonische Formel für das henologische Prinzip. In den Worten: „von dem Einen geworden" liegt zudem der klare Hinweis auf die Ursprungseinheit. Oft und oft kehrt bei Plotin derselbe Gedanke wieder[5]: „Wenn also etwas Vieles ist, muß vor dem Vielen Eines sein"; „es wird nicht das Erste sein, da es zwei ist". Fälschlicherweise übertreibt Plotin seine Einheitsforderung so weit, daß er in dem Einen, dem höchsten Wesen, nicht Denken und Sein duldet, sondern es über Denken und Sein erhaben sein läßt; er übersieht, daß im höchsten Wesen Denken und Sein zur vollkommensten Identität vereinigt sind.

Eine reiche Verwendung und eine sichere Formulierung des henologischen Grundsatzes findet sich beim hl. Thomas von Aquin. Man nehme z. B. die Worte[6]: In quibuscumque diversis invenitur aliquid unum com-

[1] De potentia q. 3, a. 6, corp. [2] Menon. c. 15, p. 81 C.

[3] Metaph. l. 12, c. 10, 1075 b, 17 18.

[4] Enneas 5, l. 1, c. 5. Vgl. die Übersetzung von Hermann Friedrich Müller, Berlin 1880, II 146. [5] Ebd. l. 6, c. 3; l. 6, c. 2.

[6] De potentia q. 3, a. 6, corp.

mune, oportet ea reducere in unam causam, quantum ad illud commune; quia vel unum est causa alterius, vel amborum est aliquid causa communis. Der Sinn ist: Von zwei existierenden Wesenheiten, die in irgend einem Punkte übereinstimmen, ist entweder das eine Wesen Ursache des andern in Bezug auf das gemeinsame Merkmal, oder beide stammen von einer gemeinsamen Ursache. Der hl. Thomas fügt dann noch den Untersatz bei: Alles, was in der Welt ist, stimmt unter sich überein, wenigstens im Dasein. Und dann zieht er den Schluß: Darum muß es für alle diese Dinge ein einziges Prinzip geben, das für alle gewordenen Dinge die Ursache des Daseins ist.

An einer benachbarten Stelle[1] gibt der hl. Thomas das Prinzip in etwas andern Worten und mit einer kurzen Begründung. Dieselbe Begründung findet sich in größerer Ausführlichkeit in der Summa contra Gentiles[2]. In den Quaestiones de Veritate[3] benutzt der hl. Thomas den Satz, um die Abhängigkeit der Geschöpfe vom göttlichen Erkennen zu folgern. Das göttliche Erkennen stimmt mit den Geschöpfen überein; daher ist entweder das göttliche Erkennen von den Geschöpfen verursacht, was unmöglich ist, da die Geschöpfe zeitlich und das Wissen Gottes ewig ist, oder das göttliche Wissen und die Geschöpfe sind beide von einer einzigen Ursache verursacht, was auch ausgeschlossen ist, da in Gott nichts verursacht ist, oder endlich die Geschöpfe sind von dem göttlichen Wissen verursacht; dieser letzte Fall ist verwirklicht.

In der Summa theologica verleugnet der Aquinate das henologische Prinzip nicht[4]: „So oft verschiedene Wesen in einem Merkmal übereinstimmen, müssen diese verschiedenen Wesen jenes gemeinsame Merkmal von einer einzigen Ursache empfangen; wie z. B. verschiedene warme Körper die Wärme vom Feuer haben. Das Sein aber findet sich in allen Dingen in übereinstimmender Weise, wie sehr sie auch verschieden sein mögen. Also muß es einen einzigen Seinsgrund geben (unum essendi principium), von dem alles, was irgendwie ein Sein hat, sei es Unsichtbares und Geistiges, sei es Sichtbares und Körperliches, das Sein empfangen hat."

Der berühmte Erklärer der theologischen Summa, der Kardinal Cajetan († 1534), bemerkt zu dieser Stelle, der hl. Thomas gebe hier das Prinzip

[1] De potentia q. 3, a. 5, corp. [2] Lib. 2, cap. 5.
[3] Q. 2, a. 14. [4] Summa theol. 1, q. 65, a. 1.

in unvollständiger Form. „Man beachte", so schreibt er, „daß der hl. Thomas der Kürze halber seinen Obersatz absolut nimmt. Er weiß aber wohl, daß der Satz eigentlich ein Entweder-Oder enthalten müßte. Er lautet nämlich: So oft sich in verschiedenen Wesenheiten etwas findet, was der Art oder der Gattung oder der Analogie nach gleich ist, ist dieses eine übereinstimmende Sein entweder in allen diesen Wesenheiten von einer äußeren Ursache hervorgebracht, oder aber eine der Wesenheiten ist die Ursache, und die übrigen Wesenheiten sind verursacht von jener Wesenheit, der das gemeinsame Merkmal an erster Stelle zukommt. Und so aufgefaßt, ist der Satz aus der Philosophie bekannt." Soweit Cajetan. Beachtenswert ist sein Hinweis darauf, daß jede, auch die schwächste Art von Übereinstimmung genügt, um das Prinzip der Ursprungseinheit mit Recht anzuwenden.

Von neueren scholastischen Philosophen haben sich P. Kleutgen und besonders P. Hontheim mit dem henologischen Prinzip beschäftigt. Kleutgen bringt das Prinzip bei den Beweisen für die Erschaffung der Welt und gibt ihm die Fassung[1]: „Was von mehreren Dingen ausgesagt wird", das ist „entweder in allen oder in allen mit Ausnahme von einem verursacht". Kleutgen redet hier augenscheinlich nur von den existierenden Dingen; in allgemeinerer Form gilt der Satz auch von den möglichen Dingen; das Wort „verursacht" muß dann durch ein allgemeineres ersetzt werden.

Am ausführlichsten behandelt Hontheim[2] das henologische Prinzip. Er benutzt es zur Aufstellung des henologischen Gottesbeweises. Zwei Gottesbeweise faßt er unter dem Namen argumentum henologicum zusammen, den Beweis aus der Stufenfolge der Dinge und den Beweis aus der Übereinstimmung aller Dinge im Sein, Gutsein, Wahrsein. Letzterer Beweis, der sich des hier behandelten Prinzips bedient, dürfte in vorzüglicher Weise henologischer Gottesbeweis genannt werden, da er in vorzüglicher Weise die Einheit und Einzigkeit Gottes hervortreten läßt; dementsprechend verdient auch das ihm zu Grunde liegende Prinzip den Namen henologisches Prinzip.

Der henologische Gottesbeweis läßt sich kurz so führen. Wenn zwei Dinge in irgend einer Bestimmtheit sich ähnlich sind, dann ist entweder

---

[1] Philosophie der Vorzeit II², Innsbruck 1878, 808.

[2] Institutiones Theodicaeae, Friburgi 1893, n. 235 ff.

das eine Ding Ursprung jener Bestimmtheit des zweiten, oder das zweite ist entsprechend Ursprung für das erste, oder beide Bestimmtheiten haben letztlich ihren Ursprung in ein und demselben dritten Ding. Sind drei oder vier Dinge sich ähnlich, so ist, wie die fortgesetzte Anwendung des Grundsatzes ergibt, schließlich ein einziger Ursprung da. Dasselbe gilt für jede beliebige Anzahl ähnlicher Dinge. Nun stimmen aber alle Dinge, die da sind und sein können, in vielen Bestimmtheiten überein: alle sind sie ein Sein, ein Gutes, ein Wahres, ein Eines. Daher ist ein einziges Wesen der Ursprung oder der Urgrund aller andern Wesen ihrem ganzen Sein nach; und dieses eine Wesen muß die Vollkommenheiten aller andern Wesen in gleichem oder vorzüglicherem Maße besitzen. Dieses einzige Wesen heißt Gott — der eine Urgrund alles Seins, das Sein, das Gute, das Wahre, das Eine, der Inbegriff aller irgendwie möglichen Vollkommenheiten [1].

Andere Gedankengänge, die unter Anwendung des henologischen Prinzips zur Erkenntnis Gottes führen, seien nur kurz angedeutet. Unser erkennender Verstand und das ganze Reich der möglichen Dinge haben eine gewisse Übereinstimmung: der Verstand ist diesem Reiche oder einem Teil desselben erkenntnisweise ähnlich. Daher ist nach dem henologischen Prinzip entweder unsere Verstandeserkenntnis von den möglichen Dingen, was ausgeschlossen ist; oder die möglichen Dinge stammen von unserer Erkenntnis, was auch ausgeschlossen ist, denn die möglichen Dinge sind vor unserem Erkennen; oder unsere Erkenntnis und das Reich der Möglichkeiten haben ihren letzten Grund in ein und demselben dritten Wesen, das sowohl Denken als Sein ist und alle möglichen Vollkommenheiten in sich begreift [2]. Etwas Ähnliches ergibt sich aus der Übereinstimmung unseres Denkens mit dem existierenden Sein und allgemein aus der Übereinstimmung unseres Denkens mit dem Sein. Umgekehrt hat, wie bereits bemerkt, der hl. Thomas [3] aus der Übereinstimmung der Geschöpfe mit dem göttlichen Wissen auf die Abhängigkeit der Geschöpfe vom göttlichen Wissen geschlossen.

6. Verwandte Prinzipien dürften sich ergeben durch Heranziehung des Vorbildbegriffes und des Zweckbegriffes. Das henologische

---

[1] Eine ähnliche Fassung des henologischen Beweises findet sich in dieser Zeitschrift LXXXI (1911) 148 149.

[2] Vgl. I. Donat S. J., Summa philosophiae christianae, III. Ontologia, Oeniponte 1910, 57 58. [3] De veritate q. 2, a. 14.

Prinzip schließt auf die einheitliche Wirkursache bzw. den einheitlichen Grund, von dem etwas ist. In ganz ähnlicher Weise schließt man auf das gemeinsame Vorbild: Sind zwei Wesenheiten einander ähnlich, so ist entweder die eine Vorbild der andern, oder die andere Vorbild der einen, oder beide haben dasselbe dritte Wesen als Vorbild. Das entsprechende Prinzip für die Zweckbeziehung lautet: Sind zwei Wesenheiten einander ähnlich, so ist entweder die eine für die andere oder beide sind letztlich für dasselbe dritte Wesen. — Eine Verbindung von Zweckbeziehung und Ursprungsbeziehung ergibt folgenden Satz: Sind zwei oder mehr Dinge aufeinander hingeordnet, so stammt diese Hinordnung von ein und demselben dritten Wesen. Einen schönen Ausdruck findet diese Wahrheit von dem einheitlichen Ursprung jeder Harmonie in folgenden Sätzen zweier Philosophen.

Thomas von Aquin[1].

„Alle Dinge, die da sind, sind wechselseitig aufeinander hingeordnet, da eins dem andern dient. Verschiedene Dinge aber würden sich nicht zu einer Harmonie verbinden (in unum ordinem non convenirent), wenn sie nicht von einem Wesen zu dieser Harmonie vereinigt würden. . . . Daher muß das erste Wesen, das alles zu einer Harmonie verbindet, ein einziges Wesen sein. Und das ist Gott."

Kant[2].

„Alles, was sich aufeinander, zu einer gewechselten Harmonie bezieht, muß in einem einzigen Wesen, von welchem es insgesamt abhängt, untereinander verbunden werden. Also ist ein Wesen aller Wesen, ein unendlicher Verstand und selbständige Weisheit vorhanden, daraus die Natur, auch sogar ihrer Möglichkeit nach, in dem ganzen Inbegriffe der Bestimmungen, ihren Ursprung zieht."

Kant schrieb diese schönen Worte in seiner vorkritischen Zeit, „in den kräftigsten Jahren seines Lebens", wie der Herausgeber in der Rosenkranz-Schubertschen Ausgabe (Bd 6, S. v) sagt. Später schrieb er leider anders. Daraus aber, daß Kant hier so stark mit Thomas harmoniert, kann man, auf Kants Sätze gestützt, den Schluß ziehen, daß beide ihre Weisheit aus einer einzigen Quelle haben.

[1] Summa theol. 1, q. 11, a. 3.

[2] Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels VI. Ausgabe von Rosenkranz, Leipzig 1839, 185.

August Deneffe S. J.

Die religiösen Anschauungen eines Gebildeten im ersten nachchristlichen Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

II. Die philosophische Religion des Hellenismus.

Die Herrschaft der Philosophie fällt zeitlich zusammen mit dem sog. Hellenismus, d. h. der Weltherrschaft der griechischen Kultur.

Der Untergang der griechischen Stadtstaaten, die Einigung der Hellenen unter makedonischer Führung, das Feldherrntalent Alexanders bedeuteten den Siegeszug des griechischen Geistes zunächst nach Osten; dann auch, langsamer, später, aber tiefgreifender und nachhaltiger, nach Westen, nach Rom.

Damit war einem einheitlichen Reiche der Boden geebnet; eine ideelle, eine Bildungseinheit war da. Die politische Einheit erzwang das scharfe Schwert der Römer.

Freilich darf man diese ideelle Einheit nicht überschätzen. Abgesehen von der *κοινή*, der einheitlichen Sprache, die sie geschaffen hatte, abgesehen von der wachsenden Wertschätzung von Wissen und Bildung, von einem in den Grundlinien festgelegten Bildungsgange, gab es wenig Verbindendes und Einendes. Das Gemeingut der Gebildeten damaliger Zeit reicht nicht entfernt an den festen Stock von Begriffen, Anschauungen und Kenntnissen, die in unserer Zeit zur allgemeinen Bildung gehören. Immerhin dürfen wir mit Recht die Bildung, ihre Wertung und Verbreitung als ein Bestimmungselement der hellenistischen Zeit ansehen.

Seit Homer und zum großen Teil durch Homer war die Religion der Griechen eine künstlerische geworden. „Es fehlt ihr wohl nicht", sagt Kaerst[1], „an ethischen Motiven, aber vor allem ist doch das ästhetische Streben in ihr herrschend, die inneren Beziehungen, die die Welt durchwalten, in lebendigen Gestalten zu sinnvoller, persönlicher Verkörperung zu bringen." Sie war eine Religion der Phantasie geworden, die an äußeren

---

[1] Geschichte des hellenistischen Zeitalters II 1, 204.

Formen und altehrwürdigen unverstandenen Kulthandlungen, an pomphaften Festen und Aufzügen ihr Genüge finden mußte.

Aber dem denkenden und forschenden Verstande bot sie zu wenig. Und das mußte ihr in einer Zeit, da die Philosophie aus den ersten Versuchen heraus einem Höhepunkte entgegenging, verhängnisvoll werden. Denn der suchende Geist machte vor dem religiösen Problem nicht Halt. Vor ihm am allerwenigsten. Gab es denn überhaupt ein Problem, das seinen Scharfsinn mehr reizte? Sobald die großen Fragen nach dem Woher und Wohin, nach Ursache und Zweck der Welt, ja sobald nur der Begriff der „Welt“ am Horizonte des griechischen Denkers auftauchte, war das Schicksal des alten Götterglaubens entschieden. Seine buntscheckige Mannigfaltigkeit hielt vor der zusammenfassenden Einheit dieser Fragen nicht stand. Schon mit der Fragestellung war der Universalismus gegeben.

Und dies möchte wohl der größte Gewinn der ionischen Naturphilosophie sein, daß sie, Jahrhunderte bevor der politische Partikularismus durchbrochen wurde, sich zu einem wissenschaftlichen Universalismus erschwang, durch Aufstellung der großen Welträtsel.

Dazu kam — in der Werdezeit des Hellenismus! — als zweites Moment die Ausprägung des Individuums gegenüber den Ansprüchen des antiken Staates. Ihre natürliche Folge war der Kosmopolitismus: Des Weisen Vaterland ist die Welt[1].

Mit dieser Anschauung war der antike Kult lokal beschränkter Gottheiten unverträglich. Wie früher aus den Familien Tribus, aus Tribus Stadtstaaten wurden, so erweiterten sich jetzt Gesichts- und Wirkungskreis des einzelnen zur *οἰκουμένη*, zur Welt. Die hemmenden Stadtmauern verschwanden. Die Schlacht von Chäroneia riß sie nieder. Aus den Bürgern eines kleinen Staatswesens wurden Weltbürger: der Begriff des Mitmenschen tritt in seine Rechte. Aus dem Staatskult erwuchs eine allumfassende Religion.

Was war da natürlicher und folgerichtiger, als nun auch den letzten Schritt zu tun und den Universalismus konsequent durchzuführen: eine *οἰκουμένη* — eine Religion — also ein Gott?

---

[1] So lehrte lange vor den Kynikern und Kyrenaikern Demokrit: *ἀνδρὶ σοφῷ πᾶσα γῆ βατή· ψυχῆς γὰρ ἀγαθῆς πατρὶς ὁ ξύμπας κόσμος.* Vgl. Überweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie I[10] 81.

Und dennoch, dieser Schritt, der bedeutsamste, den die alte Philosophie tun konnte, gelang eigentlich keinem. Die monotheistische Tendenz ist unverkennbar; das Ziel, das scheinbar so nahe, wurde nicht erreicht. Vergötterung der Welt im Pantheismus, Götterhierarchien mit einem überragenden Obergott und vielen Neben- und Teilgöttern, das sind etwa die mittleren Höhen griechischer Spekulation. Nur zwei Hochgipfel ragen einsam über alle hinaus. Kraftvoll aufwärtsstrebend der eine, in kühnen, zerrissenen Konturen. Düstre Wolken und graue Nebel decken weite Flächen des dunkeln, tragenden Gesteins. Breit aufgesetzt der andere. Langsam steigt er an. Scharf umrissen sind seine Kanten, wie die Linien einer Pyramide von Gizeh im Lichte der erbarmungslos klaren Wüstensonne.

Plato der Seher, Aristoteles der Mann der Tatsache und des gesicherten Bodens, Ideenlehre und Realismus, das sind die beiden Hochgipfel. Für Plato ist die Zentralidee des Guten, ausgestattet mit Leben und Bewegung, mit Einsicht und Vernunft, Weltbildner und Weltgottheit. Stahlharte Logik führte Aristoteles zum „ersten Beweger", zum absoluten, vollkommenen Geist, zu der außer der Welt bestehenden, an und für sich seienden Substanz, zur reinen Aktualität.

Aber durch Platos System zieht sich die unausfüllbare Kluft zwischen Götterglauben und Ideenlehre. Ob er überhaupt ihre Vereinbarkeit als Problem empfunden hat?[1]

Und Aristoteles: zu einem persönlichen, freien und mit unbegrenzter Macht frei nach außen wirkenden Gotte hat ihn sein Denken wohl nicht gelangen lassen.

Auch seine Schüler und Nachfolger nicht. War sein Geist zu gewaltig, sein System zu einheitlich, zu logisch, zu großzügig, um von den Epigonen verstanden und weitergebildet zu werden? Fast möchte es so scheinen. Seine Schule, der Peripatos, erschöpfte sich in der Exegese seiner Werke.

Es ist das eine bedeutungsvolle Tatsache: Erkenntnis und Wahrheit konnten sich auf ihrer Höhe nicht behaupten. Wie lang war doch der Weg gewesen! Über Xenophanes (* 588 [577] v. Chr.), Pythagoras, Heraklit, Anaxagoras, Demokrit führt er zu den Sophisten, zu Sokrates, Plato, Aristoteles. Durch die ganze vorsokratische Philosophie zieht sich ein Drängen und Streben, ein Werden und Herausbilden. Es ist die Idee von einem göttlichen Wesen, die sich langsam durchringt. Aller-

[1] E. Zeller, Die Philosophie der Griechen II 1⁴, 716.

dings von den meisten als immanentes Prinzip gefaßt. Von Anaxagoras aber schon als *νοῦς*, als ordnende Vernunft, dem Weltchaos in deutlichem Dualismus gegenübergestellt.

Die Sophisten zogen das Dasein der Götter in Zweifel. Sokrates mußte ihre Sünden büßen. Aber auch die eigenen. Denn er nahm eine höchste göttliche Vernunft an, die *φρόνησις*, als Lenkerin des Alls. Er verwarf die Herrschaft der Tradition. Er löste die Moral von der alten Religion. Er begründete die Pflicht nicht aus dem Willen der Götter, sondern aus der Natur des Menschen. Mochte er daneben die alten Götter hochhalten und verehren: er war im Grunde mit der Volksreligion zerfallen. Sein Tod war der Tribut an die religiösen Anschauungen der Polis. In den Augen seiner Schüler allerdings die Glorie des Martyriums für die Wahrheit.

Diese Wahrheit, so unvollkommenen Ausdruck sie in Sokrates' Lehre fand, erfuhr ihre Ausgestaltung und vorläufigen Abschluß in Plato und Aristoteles. Die andern Schulen, die sich direkt oder indirekt auf Sokrates zurückführen, kamen über eine sokratische oder vorsokratische Theologie nicht wesentlich hinaus. Immerhin erbringen sie den Beweis, daß monotheistische Strebungen das Denken auch der hellenistischen Zeit beherrschen. Sie mögen deshalb, weil und soweit ihr Einfluß in das erste nachchristliche Jahrhundert hineinragt, eine gedrängte Darstellung finden.

Antisthenes aus Athen gründete eine Schule, die sich bis in unsere Zeit eines üblen Rufes erfreut, die der Kyniker. Seine Philosophie steht in ausgesprochenem Gegensatz zum antiken Stadtstaat und dessen Götterglauben. Sein Ideal ist das Weltbürgertum. Er verehrt den einen Gott, „den Ausdruck der allgemeinen Natur" [1]. Tugendübung ist die einzig zulässige Form der Gottesverehrung, Tugend die einzige Norm des Kynikers, Ziel und Wert seines Lebens. Aus dieser Anschauung heraus entwickelte sich die Verachtung der bestehenden Gesetze und Bräuche. Und weil der Kyniker auch vor den Naturgesetzen nicht halt machte, auch über gute Sitte und Schamgefühl sich hinwegsetzte, deshalb trägt er das Brandmal, das ihm heute noch anhaftet. Später allerdings, in der Kaiserzeit, rang sich unter dem mildernden Einfluß der Stoa ein gemäßigter Kynismus durch, der dem stoischen Lebensideal nahe kam.

---

[1] J. Kaerst, Geschichte des hellenistischen Zeitalters II 1, 120. Vgl. Überweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie I[10] 117: *κατὰ τὴν φύσιν ἕνα.*

Die Stoa war die Lieblingsphilosophie der Römer, nicht erst in der Kaiserzeit, sondern schon im zweiten vorchristlichen Jahrhundert, als Panaitios einen glänzenden Schüler- und Freundeskreis um sich sammelte. Ob nicht der Grund in der starken Betonung und wirkungsvollen Herausarbeitung der ethischen Seite liegt? Der Grieche und mehr noch der praktische Römer pflegte gerade diese mit ausgesprochener Vorliebe. Die Namen Seneca, Epiktet, Marc Aurel sagen genug.

Vielleicht darf auch daran erinnert werden, daß die Stoa eine wesentlich synkretistische Philosophie ist und als solche in einem synkretistischen Zeitalter zur Herrschaft berufen erscheint. Man braucht dabei gar nicht an direkte Abhängigkeit von orientalischer Weisheit zu denken. Aber es bleibt doch auffallend, daß die mehr asiatisch denn griechisch anmutende Philosophie einen Semiten zum Urheber hat: Zenon stammt aus Kition, einer Phönikerkolonie auf Kypros; auffallend ferner, daß die meisten ihrer Vertreter aus dem Osten stammen.

Das stoische System, wie es in der älteren Stoa von Zenon und Chrysipp vorgetragen wurde, ist ein materialistischer Monismus. Die Gottheit oder das Göttliche ist selbst stofflich, wenn auch als feinerer Stoff von dem gröberen der Materie verschieden. Sie ist immanent, das belebende und gestaltende Prinzip, die bewegende Kraft des Einzeldinges wie der ganzen Welt. Diese Kraft, als Wärme oder Feuer oder *πνεῦμα* gedacht, ist der Logos, die Weltvernunft, die in verschiedener Stufenfolge, als *ἕξις—φύσις—ψύχη—νοῦς* in den Einzelwesen lebt. Am vollkommensten tritt diese Mitteilung des Logos im denkenden Menschen in die Erscheinung. Durch ihn, den *λόγος σπερματικός*, steht der Mensch mit dem Weltlogos in Wechselbeziehung.

Das Widerspiel der ernsten, strengen Stoa mit ihrem Tugendstreben und ihrer stillen Resignation ist die heitere Lehre Epikurs. Freut euch des Lebens! Allerdings nicht in der Weise der Kyrenaiker, die dem pursten Hedonismus huldigten. Epikur ruft die Philosophie zu Hilfe. Denn sie ist ihm die Tätigkeit, die „durch Denken die Glückseligkeit verschafft“ [1]. Nicht ungezügeltes Genießen ist das Ziel des Lebens, sondern das durch Überlegung erklügelte Höchstmaß der Lust, die dauernde Befriedigung, das „Schwelgen im Bewußtsein eigener Gemütsruhe“ [2].

---

[1] Überweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie I 279.
[2] J. Kaerst, Geschichte des hellenistischen Zeitalters II 1, 104.

Es gibt Götter. Das bezeugt dem Epikureer der gemeinsame und uralte Glaube aller Völker. Aber im Besitze aller Seligkeit, kümmern sie sich nicht um die Menschen. Sie sind das unerreichbare Ideal des Epikureers. Nur als solche gehören sie in Epikurs System hinein, vielleicht auch als Dekoration und Ornament, wohl nur angebracht, um der fatalen Anklage auf Atheismus zu entgehen. Das geht aus seinem vollendeten Naturalismus hervor, der alles, was geschieht, natürlichen und notwendigen Ursachen zuschreibt.

Daß die Skepsis des Pyrrhon von Elis, die später auch der mittleren Akademie die Signatur gab, dem Volksglauben nicht günstig war, ist einleuchtend. Als charakteristischer Vertreter dieser Richtung mag Karneades von Kyrene gelten, der zwar den Gottesbegriff als unhaltbar hinstellte und die Gottesbeweise angriff, trotzdem aber den Götterglauben, weil nützlich, beibehalten wissen wollte.

Alle Schulen also, soweit sie auch in ihrer Theologie voneinander abweichen und einander befehden, sind in einem Punkte einig: in der Ausgestaltung einer universellen Gottesidee. Gut charakterisiert Kaerst[1] die Religion des Hellenismus: „Wenn die philosophische Erkenntnis sich vor allem zur Auffassung der Einheit der Welt erhoben hatte, so ist die philosophische Religion der hellenistischen Zeit nichts anderes als der Ausdruck des Glaubens an einen einheitlichen Weltzusammenhang und trägt als solcher einen ausgesprochen pantheistisch-ästhetischen Charakter."

Für unsere Zwecke kommt es darauf an zu wissen, inwieweit diese Philosophie den Volksglauben berührt und umgestaltet hat. Und diese Frage gliedert sich in zwei Unterfragen:

Wie stellen sich die Vertreter der Philosophie zum Volksglauben?

Wie weit hat die Philosophie den Glauben der Menge beeinflußt?

Sokrates' Schicksal wurde oben gestreift. Aristoteles verließ Athen kurz vor seinem Tode infolge einer Anklage auf *ἀσέβεια*. Den Kyrenaiker Theodoros brandmarkte der Beiname *ἄθεος*. Ähnliches Los traf andere Philosophen wegen ihrer gegensätzlichen Stellung zum Volksglauben. Die meisten hingegen wußten die Klippen des Atheismus geschickt zu umfahren. So Epikur und die Skeptiker. Kyniker und Stoiker behalfen

[1] A. a. O. 233.

sich mit vermittelnden Allegorisierungsversuchen, die ohne Preisgabe der philosophischen Überzeugung am offiziellen Kulte teilzunehmen gestatteten. Namentlich die Stoa suchte geflissentlich Anschluß an die Volksreligion. Die Götter werden zu physischen und geistigen Potenzen, zu beseelt gedachten Naturkörpern und Naturkräften, zu Elementen und Teilen der Welt, zu „Einzelausprägungen des allgemeinen göttlichen Weltprinzips“ [1]. Die *λόγοι σπερματικοί*, die ja im Menschen am vollkommensten entwickelt sind, rechtfertigen dessen Vergötterung.

All das war halbe Arbeit, Stehenbleiben auf halbem Wege.

Rationeller und radikaler ging ein Philosoph vor, der um 270 v. Chr. seine „heilige Chronik“ *(ἱερὰ ἀναγραφή)* schrieb, Euhemerus aus Messene. In Form eines Reiseromans schildert er, wie er auf der von ihm entdeckten Insel Panchaea in einem Tempel eine Inschrift gefunden habe, die den Ursprung und die Taten der Götter erzählt. Da stellte sich nun heraus, daß die vermeintlichen Götter eigentlich Menschen waren wie alle andern, die aber wegen besonderer Verdienste um die Menschheit, manchmal recht zweifelhafter Art, zu Göttern erhoben wurden.

Die Verwandtschaft der in diesem Roman vertretenen Ideen mit den zeitgenössischen Vorstellungen ist unverkennbar. Er ist das natürliche Kind einer erhöhten Wertung des Individuums und seiner Bewertung vom Nützlichkeitsstandpunkt aus.

Aus der gleichen Wurzel wie der Euhemerismus erwuchs der hellenistische Herrscherkult, der später im römischen Kaiserkult seine höchste Ausbildung erhielt.

Der Herrscherkult ist nach Ursprung und Tragweite ein äußerst kompliziertes und wichtiges Gebilde. So kompliziert, daß eine abschließende Darstellung zurzeit wohl kaum möglich ist. So wichtig, weil, wie Harnack [2] sagt, „die Repression des Staates gegen das Christentum . . . fast ausschließlich an diesem Punkte erfolgt ist“.

Es verlohnt sich also, wenigstens einige Gesichtspunkte zur vorläufigen Orientierung aufzustellen.

Der Herrscherkult ist Verehrung und Vergötterung der Persönlichkeit, der Gipfelpunkt des Individualismus. Damit möchte wohl

---

[1] J. Kaerst, Geschichte des hellenistischen Zeitalters II 1, 235.

[2] Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten I [2] 248.

die Hauptquelle bezeichnet sein. Der Einzelmensch war losgelöst vom verfallenden Stadtstaat und seinen geheiligten Institutionen. Zugleich mit der Bewegungsfreiheit ward ihm ein unabsehbares Feld der Tätigkeit erschlossen. Der ganze Orient stand ihm offen. Es war eine hohe Zeit der Initiative, des Wagens und Könnens, die Zeit des Erfolges. In Alexander bewunderte er den personifizierten Erfolg. Er betete ihn an. In seinen Nachfolgern, den Diadochen, vergötterte er die persönliche Tüchtigkeit, die es vom einfachen Gefolgsmann zum Herrscher großer Reiche brachte. Theoretische oder praktische Bedenken standen dieser Vergötterung seit Euhemerus nicht mehr im Wege. Der Herrscherkult ist ja im Grunde nur die unabweisbare Konsequenz der anthropomorphischen Tendenzen in der hellenischen Religion.

Er ist aber auch der konkrete Ausdruck neuer Machtverhältnisse. In ihm ging folgerichtig der frühere Staatskult auf. Denn die Gottheiten der Polis haben mit deren Zusammenbruch ihre Bedeutung verloren. An ihre Stelle tritt der neue Staat, der in der Person des Herrschers verkörpert wird. Im Herrscher wird der Staat verehrt, der Beschützer des Rechtes. Er ersetzt die Götter.

Das führt uns zu einem dritten Moment, zu dem starken Heilandsbedürfnis, das in dieser Zeit sich fühlbar macht.

Bei Plinius[1] lesen wir ein merkwürdiges Wort: Deus est mortali iuvare mortalem, et haec ad aeternam gloriam via ... Hic est vetustissimus referendi bene merentibus gratiam mos, ut tales numinibus adscribant. Und die alten Götter sind den Menschen so fern! „Dich aber sehen wir Auge ins Auge, nicht in Holz oder Stein, sondern leibhaftig. Darum beten wir zu dir, gib uns Frieden; denn du bist der Herr."[2] So hieß es in dem Päan, mit dem die Athener im Jahre 307 ihren Befreier, Demetrios Poliorketes, den Städtebezwinger, empfingen. Wahres religiöses Gefühl spricht aus diesen Worten. Überhaupt darf man nicht glauben, daß der ganze Herrscherkult äußerer Schein, Schmeichelei und orientalische Kriecherei gewesen sei. Natürlich fehlten diese Auswüchse weder an den hellenistischen Königshöfen noch im römischen Kaiserpalast. Von letzterem sagt Friedländer[3]: „War auch die Apotheose

---

[1] HN II 7 18 19.

[2] Bei Wendland, Die hellenistisch-römische Kultur, in Handbuch zum Neuen Testament II 1, 75. Ebd. S. 73 die Stelle aus Plinius, die deutlich die euhemeristischen Ideen widerspiegelt.

[3] Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms IV 163.

der Kaiser — er spricht nicht direkt vom Herrscherkult — in der Regel ein Werk bewußter Heuchelei und des Servilismus, so entsprach sie doch mindestens in einzelnen Fällen dem Glauben des Volkes." So bei Cäsar und Marc Aurel.

Wir können diese Stimmung einigermaßen verstehen, zumal im römischen Reiche. Nach den furchtbaren Zeiten der Bürgerkriege mit ihrem entsetzlichen Tribut an Glück, Wohlstand und Existenz zahlloser Familien, an Blut und Leben tausender tapferer Krieger, mit ihren unbarmherzigen Proskriptionen der Edelsten und Tüchtigsten waren endlich, endlich Ruhe und Sicherheit wiedergekehrt. Der Janustempel schloß wieder seine Riegel und Tore, nicht mehr wie ehedem für ein kleines Rom, sondern für die Welt. Denn Rom war die Welt. Augustus war der Retter. Daher der Lorbeer, der auf Senatsbeschluß das Haus des Herrschers auf dem Palatin auszeichnete, und der Eichenkranz, das Zeichen der Errettung eines Bürgers aus Todesnot. Daher die Verbindung des Vestatempels mit dem kaiserlichen Palaste, zum äußeren Denkmal, „daß das Kaiserhaus der sakrale Mittelpunkt des Staates ist"[1].

Dabei darf man nicht vergessen, daß sich in der antiken Volksreligion Ansätze boten, deren Weiterbildung ohne fühlbare Härten zum Herrscherkulte führte. Der uralte Heroenkult, der hervorragenden Menschen nach ihrem Tode zuteil wurde, der damit in innigem Zusammenhang stehende Kult des Stadtgründers, die geflissentlich betonte oder konstruierte Abstammung der hellenistischen Herrscherhäuser von den alten Göttern und Heroen, alles trug dazu bei, den Herrscherkult dem Volk nicht als neu und fremdartig erscheinen zu lassen.

Als einen Niederschlag der Philosophie im Volksglauben müssen wir ferner die zunehmende Verehrung der schicksalbestimmenden Gottheit ansehen. Nicht als ob die antike Religion nicht bereits wesentliche Elemente dieses Kultes gehabt und gehegt hätte. Moira, Eileithyiai, Adrasteia[2], Parcae, Fatum gehören zum alten Götter- und Mythenkreis. Aber Tyche (Ananke, Heimarmene, Fortuna) erfreute sich doch erst in hellenistischer Zeit ihres stets wachsenden Ansehens. Sie war eben der Ausdruck dessen, was schon Pythagoras gelehrt hatte: Die ganze Welt ge-

---

[1] G. Wissowa, Religion und Kultur der Römer, in Iwan v. Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaften 70.

[2] Gruppe Griech. Mythologie und Religionsgeschichte II 1085.

horcht dem blinden Zwang[1]. Einflußreich und nachhaltig war in dieser Beziehung die Lehre der Stoa. Chrysipp, der zweite Gründer der Stoa, belehrt uns, das Schicksal sei eine Bewegung, die ewig, beständig und gesetzmäßig verlaufe[2]. Ähnlich äußert sich Epiktet, der große Stoiker der Kaiserzeit. Bei ihm kommt auch der unsicher schillernde Charakter der Tyche zum vollen Ausdruck. Gütige Vorsehung zugleich und blindes Verhängnis soll sie sein. Daher werden ihr Opfer gebracht, aber ihre Anordnungen mit stumpfer Ergebung hingenommen. Das ist die Apathia der Stoa, ihre Haupttugend.

So finden wir in der Tyche „bald die lichten Seiten eines väterlichen Regimentes, das mit fürsorglicher Weisheit dem Wohle der Untertanen dient, bald die düstern einer Herrschaft, die mit unwiderstehlicher Gewalt auf dem Menschen lastet und am Ende geradezu deren Leben als ihr Schicksal bestimmt. Aber immer ist es auch hier eine Welt, in der freie Selbstbestimmung des Einzellebens keine Stelle mehr hat“[3].

Man könnte noch die Frage aufwerfen nach den extensiven Wirkungen der philosophischen Religion auf den Volksglauben. Ob sie weite Kreise gezogen oder aber auf ein kleines Feld beschränkt blieben.

Von den mittelbaren Wirkungen haben wir die wichtigsten berührt: Herrscherkult und Schicksalsglaube. Sie gingen ihrer Natur nach mehr in die Breite als in die Tiefe, durchwuchsen und überwucherten in den weitesten Schichten des Volkes den alten Kult. Daneben kämen als sekundäre Erscheinungen der Verfall der Tempel und das Verstummen der Orakel in Betracht, die aber, weil durch die von Augustus eingeleitete, unter den Antoninen auf ihren Höhepunkt gelangende religiöse Reaktion wettgemacht, für die uns beschäftigende Zeit nicht in Anschlag gebracht werden dürfen.

Die unmittelbaren Einwirkungen der verschiedenen Philosophen und Philosophenschulen konnten naturgemäß nicht sehr weitgreifend sein. Die Zahl derjenigen, die Zeit, Lust und Anlage zur schulgemäßen Erörterung philosophischer Probleme haben, wird eben zu jeder Zeit relativ bescheiden sein. Aber außer der stillen Denkerarbeit und den dialogischen

---

[1] *ἀνάγκην περικεῖσθαι τῷ κόσμῳ.* Vgl. E. Hatch, Griechentum und Christentum. Deutsch von E. Preuschen 154.

[2] *εἶναι δὲ τὴν εἱμαρμένην κίνησιν ἀΐδιον, συνεχῆ καὶ τεταγμένην.* Bei E. Hatch a. a. O. 155.

[3] J. Kaerst, Geschichte des hellenistischen Zeitalters II 1, 165.

Disputationen der geschlossenen philosophischen Zirkel gab es eine populäre und popularisierende Philosophie, die laut und eindringlich landauf landab ihre Lehren anpries. Man hat ihre Vertreter und Verbreiter die Volksmissionäre der damaligen Zeit genannt[1]. Nicht ganz mit Unrecht. Denn ihr Zweck sollte ja die sittliche Hebung und Besserung des Menschen sein, zugleich mit der Anleitung, zu einem höheren Gottesbegriff zu gelangen. „Lange ehe die christlichen Prediger die neue Botschaft durch die Welt trugen", sagt Wendland[2], „sind heidnische Prediger im derben Tribon, mit Stock und Ranzen ausgerüstet, barfuß und mittellos dieselben Wege gewandelt, der Menschheit eine neue Botschaft zu bringen. . . . Diese Prediger fühlen sich als Träger einer höheren Mission und göttliche Sendboten, welche die Menschheit zu beobachten und zu beaufsichtigen haben, als Ärzte, die sich der kranken Menschheit annehmen müssen." Ihrem Äußern entsprach ihr Vortrag. Sie hielten keine kunstgerecht angelegten Reden. Ihre Stärke war die Diatribe, ein echtes Produkt des beweglichen griechischen Geistes. Entstanden aus philosophischen Wechselreden, aus Frage und Antwort, behielt sie diesen Typ bis in das erste nachchristliche Jahrhundert bei. Dann erst begann sie übersichtlicher Disposition und strafferer Einheit Platz zu machen. Bei den Kynikern, die mit den Stoikern das Hauptkontingent jener Wanderphilosophen stellten, waren starke Wirkungen beliebt. Treffende Schlager, zündender Witz, ein Gemisch von Scherz und Ernst, das waren die Mittel ihrer Volkstümlichkeit.

Und ihre Erfolge? Entsprachen sie der Massenpropaganda? In keiner Weise. Im ganzen genommen war es ein Bankrott. Die Zahl der selbstlosen Philosophen, die nur ihrer Aufgabe lebten, der überzeugten Philosophen, die Erlebtes und Erkämpftes gaben, der konsequenten Philosophen, deren Leben sich mit ihrer Lehre deckte, war klein, allzu gering. Legion dagegen die zweifelhaften Elemente, die sich in der Rolle des Diogenes gefielen, ohne seinen Lebensernst zu haben. Sie brachten die ganze Zunft in Verruf und Verachtung, jene besseren Elemente um die Frucht ihrer Arbeit. Eine seichte Aufklärung, das Hineindringen einer beschränkten Anzahl philosophischer Gedanken in die Denk- und Sprechweise der Gebildeten und Halbgebildeten, viel höher dürfen wir den Erfolg der philosophischen Bettelprediger wohl nicht veranschlagen.

---

[1] Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms IV 346.

[2] Die hellenistisch-römische Kultur, in Handbuch zum Neuen Testament II 1, 44.

Auch die Haus- und Hofphilosophen der vornehmen Römer waren, von Ausnahmen abgesehen, absolut ohne Einfluß. Sie wurden vielfach als besoldete Sklaven angesehen. „Seelsorge“ konnte der Philosoph, am ersten noch der Stoiker, in den allerseltensten Fällen ausüben. Und dann war sein letzter Trost: Ergebung und Entsagung, ohne Aussicht auf ein besseres Jenseits. Denn „wie [er] nicht nach einem überirdischen Helfer und Erlöser ausspäht, sondern aus der Kraft des eigenen Geistes das Vertrauen auf die Erreichung des Zieles gewinnt, so bedarf [er] auch der Anweisung auf eine Vollendung des Strebens im jenseitigen Leben des Geistes nicht. In dieser Welt liegt der ganze Umfang [seiner] Aufgaben“ [1].

Das ist seine Stärke und seine Schwäche. Mehr als Schwäche: ohnmächtiger Verzicht, vollständiges Versagen.

[1] Rohde, Psyche II 327.

(Schluß folgt.)

H. Dieckmann S. J.

Rezensionen.

Bibliothek der Kirchenväter. Eine Auswahl patristischer Werke in deutscher Übersetzung. Herausgegeben von Prof. Dr *O. Bardenhewer,* Prof. Dr *Th. Schermann,* Prof. Dr *K. Weyman.* 8⁰ Kempten-München 1911, Kösel.

Band I: **Des heiligen Kirchenvaters Aurelius Augustinus Ausgewählte Schriften.** Über den Gottesstaat. (Buch I—VIII.) Aus dem Lateinischen übersetzt von Dr Alfred Schröder. Mit Einleitung von Dr Joh. Nep. Espenberger. (LXXVI u. 442) *M* 3.50; geb. in Leinw. *M* 4.30

Band II: **Des hl. Dionysius Areopagita angebliche Schriften über die beiden Hierarchien.** Aus dem Griechischen übersetzt von Jos. Stiglmayr S. J. **Des hl. Gregorius Thaumaturgus Ausgewählte Schriften.** Aus dem Griechischen übersetzt von Dr P. Hermann Bourier O. S. B. **Des hl. Methodius von Olympus Gastmahl oder die Jungfräulichkeit.** Aus dem Griechischen übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Dr L. Fendt. (XLIV u. 398) *M* 3.—; geb. in Leinw. *M* 3.80

Das Studium der Literaturerzeugnisse des christlichen Altertums hat von jeher auf jeden wahren gebildeten Sohn der katholischen Kirche, Priester oder Laien, eine besondere Anziehungskraft ausgeübt. Jene literarischen Denkmäler zeichnen ja die glorreiche Geschichte der Kirche von ihren Anfängen an bis zu ihrer herrlichsten Ausbreitung und Entfaltung, sie legen Zeugnis ab von der Unwandelbarkeit ihrer Lehre, von ihrer Verfassung und ihrem Kultus. In den Kirchenvätern selbst erstehen vor dem Auge des Lesers Gestalten, welche die heilspendende und geistig und sittlich erneuernde Kraft des Christentums in ihrem eigenen Innern bis zur Vollkommenheit durchlebt haben, und die, auf der Warte ihrer Zeit stehend, nicht nur ihrer Mitwelt, sondern auch den zukünftigen Geschlechtern im großen Kampfe für Christus und sein Reich hervorragende Führer und Berater geworden sind, Gestalten, die, mit den seltensten Geistesgaben ausgerüstet, die alte Kultur mit christlichem Geiste durchtränkt und die so neugestaltete Kultur den nachfolgenden Generationen zur Weiterbildung übergeben haben. In ihren Schriften haben die Kirchenväter nicht selten auch Monumente von einer rein menschlichen Schönheit überliefert, wie wir sie bei profanen Schriftstellern

nicht finden. Die Geschichte der Kirche ist im Grunde nichts anderes als der große weitergeführte Kampf zwischen Christus und dem Reich der Finsternis, zwischen Christentum und Antichristentum. Die christliche Geschichtsphilosophie sieht in diesem Kampfe dieselben geistigen und psychischen Gesetze tätig, aber auch dieselben Gesetze der göttlichen Weltregierung. Die Vergangenheit ist ihr Spiegel für Gegenwart und Zukunft. Die Geschichte der alten Kirche, wie sie uns in den altkirchlichen Schriftdenkmälern geschildert ist, enthält nun grandiose Epochen dieses großen Kampfes zwischen Christentum und Antichristentum. Bald ist es rohe, blinde Gewalt im Verein mit einer rücksichtslosen Staatsgewalt, welche die Kirche verfolgt und in ihrem eigenen Blute zu ersticken droht, bald sind es trügerische Irrlehren, die unter dem gleisnerischen Schein überlegener Weltweisheit das kirchliche Lehrgebäude zu untergraben suchen, bald sind es Fürsten, wie ein Constantius, die durch Schmeicheleien und durch den Trug heuchlerischer Frömmigkeit die Gläubigen von ihren rechtmäßigen Bischöfen trennen wollen, bald sind es geistliche Hirten des christlichen Volkes selbst, welche den Geist der Zwietracht und Auflösung in die Kirche hineinzutragen versuchen. Es war manchmal ein Kampf, als dessen Ausgang eine bloß menschliche Berechnung den Untergang der Kirche erwarten mußte. Aber siegreich und neu gestärkt ging die Kirche stets aus den Wirren und Kämpfen hervor, und stets glanzvoller erstrahlte das Licht, das sie über die Menschheit ergoß. Heute hat das Antichristentum, das Neuheidentum trutzig den Kampf von neuem auf der ganzen Linie angesagt. Der christliche Streiter schaut da nur zu natürlich auf das Vorbild seiner Altvordern. Beim Studium ihrer Schriften findet er gleiche oder ähnliche Kämpfe geschildert, wie er sie jetzt zu bestehen hat, erblickt er aber auch Beispiele heroischen Kampfesmutes und unbezwingbarer Willensstärke, wahre Idealgestalten christlicher Kämpfer, liest er Worte stärkenden Trostes, siegreicher Zuversicht, erhebenden Gottvertrauens, und wird er vor allem inne des allüberwindenden göttlichen Beistandes, der der Kirche verheißen ist bis zum letzten der Tage. Aus dem großen Buche der altchristlichen Geschichte strahlt ihm gleichsam allüberall die Kreuzesvision Konstantins mit der Flammenschrift: In hoc signo vinces entgegen.

So ist es denn nur lebhaft zu begrüßen, daß die Köselsche Buchhandlung den Plan faßte, eine Neuauflage ihrer bekannten „Bibliothek der Kirchenväter“ (Kempten 1869—1888), welche den Anforderungen des jetzigen Standes der patristischen Forschung entsprechen sollte, zu veranstalten, und daß sie die Leitung in die Hände einiger Gelehrten legte, deren Namen für die glückliche Lösung der Aufgabe völlige Bürgschaft bieten. Die neuen Herausgeber haben das Programm der früheren Ausgabe, das Beste und praktisch Brauchbarste aus der altchristlichen Literatur in guter deutscher Übertragung weiteren Kreisen zugänglich zu machen, übernommen. Doch wird die neue Auflage in mehrfacher Hinsicht die alte überragen: Die Auswahl der Materien „soll einer durchgreifenden Revision unterzogen, manche entbehrlich erscheinenden Schriften ausgeschaltet, andere, zum Teil auch erst in den letzten Jahrzehnten neu entdeckte Schriften eingefügt, die syrischen Kirchenväter in umfassenderem Maße herangezogen, aus der altarmenischen Literatur,

welche in der früheren Auflage keine Berücksichtigung gefunden, wenigstens einige der schönsten Proben aufgenommen werden". Dazu tritt, daß die beibehaltenen Übersetzungen auf Grund der neuesten und besten Ausgaben der Originaltexte einer genauen Prüfung unterzogen werden sollen. Die äußere Gestalt der Neuauflage unterscheidet sich auch vorteilhaft von der früheren durch ihr größeres Format und ihren größeren, dem Auge wohltuenderen Druck.

Die gesamte Ausgabe der „Bibliothek der Kirchenväter" soll 60 Bände umfassen und nach sechs Jahren abgeschlossen sein. Es besteht die Absicht, jedes Jahr zehn Bände in durchschnittlichem Umfang von 500 Seiten erscheinen zu lassen. Auf Wunsch wird der erste Band zur Einsicht vorgelegt. Um den Interessenten den Bezug des ganzen Werkes zu erleichtern, hat die Verlagshandlung eine Subskription eröffnet, die im August 1913 geschlossen werden soll. Die Subskriptionspreise bei Bezug des ganzen Werkes sind also festgesetzt: geheftet in 60 Bänden *M* 160.—, gebunden in Leinwand *M* 210.—, in Halbpergament *M* 240.—. Nach Erscheinen des letzten Bandes soll der Preis um mindestens 20 % höher sein als der jetzige Subskriptionspreis. Außerdem vergütet die Verlagshandlung bei Rückgabe eines vollständigen Exemplars der 80bändigen, von † Dr Thalhofer besorgten Ausgabe der Bibliothek, gegen Bezug eines vollständigen gebundenen Exemplars der neuen Ausgabe die Summe von *M* 30.—.

Sehr passend beginnt der erste Band der Kirchenväterbibliothek mit dem Gottesstaat des hl. Augustinus. Ist doch der Gottesstaat des großen afrikanischen Bischofs in vieler Hinsicht das vollendetste Erzeugnis der gesamten patristischen Literatur, gleichsam ein zusammenfassender Abschluß all der Gedanken, welche die früheren Kirchenväter über die Grundsätze und Gesetze der universalen Geschichte des Menschengeschlechtes niedergeschrieben haben. Mit Recht konnte darum Papst Leo XIII. in seinem Breve Saepenumero considerantes vom 18. August 1883 ausrufen: „Die Wissenschaft der Geschichtsphilosophie hat der große Kirchenlehrer Augustin als erster ausgedacht und vollendet; die Späteren, welche in dieser Wissenschaft etwas Denkwürdiges geleistet haben, sind Augustinus, an dessen Werken und Schriften sie ihren Geist sorgfältig gebildet haben, als Lehrer und Führer gefolgt." Die Übersetzung des Gottesstaates hat Dr Schröder, Hochschulprofessor am Kgl. Lyzeum in Dillingen, besorgt. Seiner trefflichen Übertragung liegt von Buch 1—4 die Ausgabe Hoffmanns, von Buch 6 an die inzwischen erschienene dritte Auflage der Dombartschen Ausgabe zu Grunde. Vielleicht hätte der Übersetzer mit seinen Anmerkungen, die ja wegen der vielen Anspielungen und Ausführungen Augustins über heidnische Kultur, Mythologie, Kultusbräuche gerade im ersten Teile des Gottesstaates so wünschenswert erscheinen, etwas weniger sparsam sein können. Eine ausführliche Einleitung (I—LIII) über das Leben, die Schriften, die Lehren Augustins sowie über die Literatur zu diesem Kirchenvater und zu seinen Schriften ist der Übertragung vom Münchener Universitätsprofessor Espenberger vorausgeschickt worden. Unter den Literaturangaben auf S. XLIV dürfte der Artikel von Portalié im Dictionnaire de Théologie catholique nicht fehlen.

Der zweite Band reiht sich würdig dem ersten an. Er enthält zunächst die Übersetzung der Schriften des angeblichen Dionysius Areopagita über die beiden Hierarchien aus der berufenen Feder des verdienten Dionysiusforschers P. Jos. Stiglmayr. Eine kurze Einleitung entwirft mit großer Klarheit eine gute Skizze vom Bestand, von Geschichte und Überlieferung, von den Quellen, von der stilistischen Seite der Schriften und geht dann auf die Frage nach dem Verfasser ein. Sehr willkommen sind die zahlreichen Anmerkungen, mit denen der Übersetzer seine Übertragung begleitet. In seiner zweiten Hälfte bringt uns der Band einige ausgewählte Schriften des hl. Gregorius Thaumaturgus, welche P. Bourier O. S. B. übertragen hat, sowie die schöne poetische Schrift des hl. Methodius von Olympus: das „Gastmahl" oder die „Jungfräulichkeit", welches Werkchen der hochw. Subregens in Dillingen, Dr Fendt, aus dem Griechischen übersetzte und mit dankenswerten Erläuterungen versah.

A. L. Feder S. J.

Die Realität der Außenwelt. Von Dr **Heinrich Ostler.** gr. 8° (XII u. 444) Paderborn 1912, Schöningh. *M* 8.—

Das vorliegende Werk behandelt in sehr gründlicher Weise einige der wichtigsten Fragen der Erkenntnistheorie und Sinnespsychologie. Die beiden einleitenden Abschnitte besprechen die extremen Standpunkte im Lager des Realismus, der dritte in sieben Unterabteilungen (hier Paragraphen genannt) das vermittelnde positive System des Verfassers.

Der erste Abschnitt über den naiven Realismus gibt die berühmt gewordenen Charakterisierungen des Systems durch Ed. v. Hartmann, aber auch deren Kritik und Verbesserung durch Döring und andere. Mit Recht warnt Ostler vor der Einseitigkeit mancher dieser Beschreibungen, da die Ausbildungen des natürlichen Denkens sehr vielgestaltig sein können. Das Entscheidende des Systems sieht er selbst in der Identifikation von Wahrnehmungsinhalt und gemeintem Ding. Die endgültige Lösung wird hier wohl von psychologischen Spezialuntersuchungen zu erwarten sein. Den Standpunkt selbst lehnt er als ungenügend ab.

Ebenso lehrreich ist der folgende Abschnitt über den transzendentalen Realismus, der die Unmittelbarkeit der Erkenntnis der Außenwelt (im erkenntnistheoretischen Sinn genommen) leugnet und aus dem allein direkt gegebenen psychischen Bild die Objektivität der Außenwelt nachzuweisen sucht. Die besten dieser Versuche werden eingehend durchgesprochen; den größten Teil nimmt auch hier wieder Ed. v. Hartmann ein, aber auch manche Neuscholastiker, wie Gutberlet, Lehmen, Wohlmuth, kommen zu Wort. Im Beweisgang der einzelnen wird das viele wertvolle Material, das sie beibringen, betont, aber auch manche Schwächen, die den Beweisformen anhaften. So wird beispielsweise die Konstruktion des transzendentalen Idealismus, mit der Hartmann seine Widerlegung beginnt, abgelehnt, die Kennzeichnung des Solipsismus als inkonsequenten Idealismus verworfen. Den positiven Beweis, den Ostler in großer Ausführlichkeit

antritt, führt er in Anlehnung an Geyser vorzüglich aus der Ordnung und Gesetzmäßigkeit im Wahrnehmungsmaterial, welche ohnedem keine vernünftige Erklärung zulassen. Diese Darstellung (vgl. S. 133 ff) enthält viel Wertvolles für den Erkenntnistheoretiker, wenn auch der Kern des Beweises nicht so neu sein dürfte, wie es hier erscheint; selbst in manchen Lehrbüchern (vgl. Palmieri oder Frick) wird man den Grundgedanken, wenn auch nur angedeutet, nicht vermissen, den der Verfasser hier stellenweise sehr schön ausgeführt hat.

Trotzdem nimmt Ostler den transzendentalen Realismus nicht einfach an, sondern sucht eine Mittelstellung, den „direkten Realismus", nach dem die Wahrnehmungswelt ein Physisches sei, wenn auch nicht die transzendente Außenwelt, sondern das Produkt einer Projektion der physischen Außenwelt auf das physische Subjekt. Der Hauptteil des Werkes, gegen 300 Seiten, ist der Ausführung dieser positiven Aufgabe gewidmet.

§ 1 sucht aus der groben Wahrnehmung den Inhalt der reinen Gesichtswahrnehmung herauszuschälen, nämlich Farbe und Ausdehnung. Die Ausdehnung glaubt er als körperlichen Sehraum nehmen zu müssen, während man gewöhnlich das Tiefenelement zwar als anschaulich, aber als Vorstellungszugabe betrachtet. Der Inhalt der reinen Gesichtswahrnehmung werde als objektiv real, als transsubjektiv, nicht zum Seinsinhalt des Subjektes gehörend betrachtet, worin die Grundlage für den instinktiven Glauben an die Außenwelt liegen soll. Das wird gefolgert aus der einfachen Analyse des Gesehenen, worin die Zugehörigkeit zum Wahrnehmungssubjekt nicht eingeschlossen ist. Das gesehene Grün beziehe ich nicht auf das Ich oder das Sehen, die beide nicht grün sind. Zwischen Ich und Farbe besteht nur die Beziehung des Wahrnehmens, das die Farbe zum Gegenstand macht, aber keine Immanenz einschließe. Wir kommen hierauf zurück.

Nach vielen weiteren Kontroversen bringt § 2 Folgerungen aus der Lehre, indem er der Entwicklung unseres Sehraumes aus dem ursprünglichen Sehfeld in die Vielheit der körperlichen Dinge nachgeht; die Schwierigkeit der anfänglichen Orientierung wird durch das Beispiel der operierten Blindgebornen recht gut illustriert. Der folgende Paragraph betrachtet die reinen Hautempfindungen, den alten fünften Sinn. Hier sieht Ostler einen unmittelbaren subjektiven Inhalt, weshalb er sie als reine „Gefühlswahrnehmung" bezeichnet. Die Tastempfindung soll sich direkt als Zustandsänderung des Leibesgefühles zeigen. Er ist sich freilich des allgemeinen Widerspruches, den er mit dieser Umnennung finden wird, bewußt. Man denke nur an die Konsequenzen dieser Lehre für die Blinden. Wie sollen diese bei dem Fehlen des einzigen Sinnes für objektive Ausdehnung aus den subjektiven Modifikationen des Tastsinnes auf die Außenwelt kommen? Auch werden die Gegner sicher bestreiten, daß bei warm und grün in der Zugehörigkeit zum Ich ein wesentlicher Unterschied sei, wenigstens solange nicht die gewöhnlich so genannten Gefühle komplizierend eintreten.

§ 4 behandelt die Deckung von Gesichtsraum und Gefühlsraum. Die Ansicht, welche dem Blinden die Raumvorstellung abspricht, wird eingehend geprüft und zurückgewiesen. Das Wertvollste sind die positiven Darlegungen über die

Gewinnung des Tastraumes und seine engen Grenzen, wobei die Beispiele der Blindgebornen verwertet werden können. Die Beziehung zwischen Tastraum und Gesichtsraum wird gewonnen durch gleichzeitige Beobachtung desselben Objektes.

Besonders eingehend ist die Behandlung vieler psychologischer Fragen zur Theorie der Gesichtswahrnehmung in § 5. Daß wir trotz der Lücken in der Netzhaut ein Continuum sehen, wird zurückgeführt auf das Nichtsehen der Lücken im Verein mit der Zusammenfassung im selben Bewußtsein. Die richtige Anordnung im Sehfeld wird heute gewöhnlich nativistisch erklärt, wenigstens für die Fläche. Ostler versucht im Anschluß an Lipps eine empiristische Erklärung. Im Anfang sei die Anordnung der Elemente eine ganz bunte, zufällige; bei Augenbewegungen kommen neue Elemente dazu, die zunächst über das Sehfeld zerstreut erscheinen, aber als zusammengehörig an den Rand versetzt werden. Aus solchen Zonen wird dann allmählich das ganze Sehfeld richtig besetzt und vermutlich durch eine sich bildende Assoziation zwischen dem Ort der Netzhaut und dem Ort des Sehfeldes für die Zukunft die richtige Anordnung gesichert. Gegen diese Darlegung wird man empirisch zunächst geltend machen, daß sich von einer solchen Fähigkeit des Umordnens im zweidimensionalen Sehfeld keine Spur zeigt, auch nicht bei den ungewohntesten Objekten, wie im Kaleidoskop. Der Wettstreit der Sehfelder hat nichts damit zu tun, da er nie ein Element an eine andere Stelle setzt, sondern es höchstens verschwinden läßt. Ferner ist der Ansatz der Ordnung aus den Augenbewegungen nicht abzuleiten, da deren Richtungen und Verschiedenheiten erst durch die Effekte im Sehfeld erkannt werden.

Das Aufrechtsehen trotz umgekehrten Netzhautbildes wird im Anschluß an Strattons Experiment in sehr guter Weise behandelt. Eine eigentümliche Schwierigkeit hat der Verfasser mit der wahren Größe der Gegenstände. Bei der gewöhnlichen Theorie ist diese etwas Psychisches, ein von der Seele produziertes Objekt, nach dem Autor dagegen soll etwas physisch Vorhandenes unmittelbar gesehen werden, wahrscheinlich das Netzhautbild selbst. Wie paßt das zur gesehenen Größe? Deshalb wird der Seele die Fähigkeit zugeschrieben, das materielle Bild auszudehnen, wie man Gold zu größeren Flächen auswalzen kann. Die physischen Elemente sollen dabei unberührt bleiben, nur die Elemente des psychischen Bildes passen sich an. Zu dieser Beschreibung, welche den dem Verfasser eigentümlichen Realismus gegenüber dem naiven und transzendentalen charakterisiert, muß man die Angaben des nächsten Paragraphen hinzufügen. Die Seele schafft die Qualitäten nicht selbst, das würde den Unterschied zwischen Physischem und Psychischem verwischen — die scholastische Distinktion von entitativ und objektiv liegt hier nahe. Einfacher ist die Annahme, daß die Seele dem ausgedehnten Gegenstand nur gegenwärtig ist, wenn auch in einer eigentümlichen Art der Gegenwart und so, ohne sein Wesen in sich hinüberzunehmen, seiner bewußt wird. Die Seele schafft nichts, sie ordnet nur unbewußt die Wahrnehmungselemente und „steuert das Bewußtsein bei".

Die Theorie scheint an Widersprüchen nicht vorbeizukommen. Vorhanden ist das kleine Netzhautbild, dessen Elemente soll das Bewußtsein ordnen, erst

regellos nebeneinander legen, dann allmählich richtig, und soll das Sehbild auf mehrere Meter vergrößern. Aber was ist denn dieses richtig geordnete und vergrößerte Sehbild im Erkennenden? Nicht etwas Physisches nach Ostler; denn das einzige Physische soll in seiner Kleinheit bleiben. Also bleibt allein übrig eine psychische Nachbildung, welche mir bewußt ist; ich sehe ja unmittelbar das so große und so geordnete Sehfeld. Da haben wir wieder den ganzen transzendentalen Realismus, bloß mit der unverständlichen Beigabe, daß trotzdem das Netzhautbild mit seinen andersartigen Eigenschaften das unmittelbar gesehene genannt wird.

Um von allem Weiteren abzusehen, scheint dieser Begriff des Erkennens ebenso im actus transiens stecken geblieben zu sein wie bei den bekämpften Autoren, die eine unmittelbare Fernwirkung annehmen. Dadurch, daß dem erkennenden Ich das Objekt physisch nahe gerückt wird bis zur Durchdringung, haben wir noch keine Erkenntnis. Sonst müßte die Seele alle ihre Eigenschaften a fortiori unmittelbar erkennen. Man kann nicht zum daliegenden körperlichen Objekt „Bewußtsein beisteuern" wie einen Mantel, der sich darüberlegt. Die Erkenntnis wird allgemein gesehen in einem Akt des Ich, der nicht am stillhaltenden Objekt etwas wirkt, sondern es im bewußten Bild nachbildet.

Weiter wird behandelt die Ausfüllung des blinden Fleckes, der Wert der Projektionstheorien und hauptsächlich die scholastische Spezieslehre, resp. genauer die Lehre des medium quo, welche Ostler verwirft.

§ 6 enthält zusammenhängend mit der oben gekennzeichneten eigenen Lehre eine Verteidigung der formellen Existenz der Sinnesqualitäten. Er glaubt durch Zurückweisung einiger optischen Erklärungen von Dressel und Balzer den Beweis der physikalischen Lehre abgetan zu haben. Diese Polemik kann ich nicht als glücklich bezeichnen, wenn auch hier nicht der Ort ist, das im einzelnen zu begründen. Offenbar hat sich der Verfasser mit den einschlägigen physikalischen Fragen nicht in gleichem Maße vertraut machen können wie mit den vielfach so glücklich behandelten erkenntnistheoretischen. Nur ein Beispiel: Nach der Physik ist das sog. weiße Licht keine bestimmte Wellenart, sondern eine Menge von Wellen, die in ihrem Effekt auf die Netzhaut sich neutralisieren. Es ist also nicht ein einheitliches Substrat da, dem die einfache weiße Qualität inhärieren könnte. Dazu meint der Verfasser, es werde in der Hauptsache so sein, daß schon der einfache Strahl des weißen Lichtes eine zusammengesetzte Schwingungsform habe, so daß die Schwingungen vor dem Prisma wirklich weiß seien. Aber physikalisch ist das unannehmbar. Abgesehen davon, daß in vielen Fällen, wie beim rotierenden Kreisel, den Farbenphotographien die Farbenstrahlen durchaus ungemischt bleiben und erst in den Netzhautelementen eine Mischwirkung haben, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß die Farbenstrahlen eine Schwingungsform bewirken, die für sich weiß wäre, eine minimale, und selbst wenn es einmal so wäre, so ist das ens successivum der komplizierten Schwingungsform noch kein Substrat für eine ruhende Qualität, ebensowenig wie eine Melodie oder Folge von Stößen. Immerhin gesteht Ostler der physikalischen Ansicht zu, daß sie nicht inkonsequent sei und den Realismus genügend beweisen könne.

Der letzte Paragraph behandelt einige Grundbegriffe, wie den der Substanz, das Wesen der Sinnestäuschungen usw.

Die verschiedenen Punkte, welche zu beanstanden scheinen, bilden übrigens in der großen Menge wertvoller Untersuchungen nur kleinere Episoden. Der reiche Inhalt der Gesamtdarstellung wird jedem Erkenntnistheoretiker große Anregung und viele Belehrung bieten. Sicher ist diese Erstlingsleistung des Verfassers ein vielversprechender Anfang. Das beste bieten darin die rein erkenntnistheoretischen Untersuchungen, während die psychologischen nicht immer selbständig genug sind, wie die häufigen Herübernahmen Wundtscher Hypothesen beweisen. Fast noch wichtiger als die gebotenen Lösungen möchte ich es betrachten, daß manchem Leser gewisse Probleme aus diesen Untersuchungen erst als solche aufgehen werden.

Joseph Fröbes S. J.

Vom Mädchen zur Frau. Von Frau Dr Eman. L. M. Meyer. Ein zeitgemäßes Erziehungs- und Ehebuch, allen reifenden Töchtern, Gattinnen, Müttern und Volkserziehern gewidmet. kl. 8⁰ (152) Stuttgart 1912, Strecker u. Schröder. Geb. *M* 3.—

Wiewohl das Büchlein manches Gute enthält, unsere sinnenlustige und sittenlose Zeit von Grund aus verurteilt und alle Ausschreitungen auch im ehelichen Leben scharf geißelt; wiewohl es die Möglichkeit, ja die unschwere Möglichkeit eines willensfesten Mannes, enthaltsam zu leben, durchaus verteidigt und die gegenteilige Behauptung als charakterlose Feigheit brandmarkt; wiewohl es bei allem Lobe der Ehe und der ehelichen Keuschheit die ehelose Jungfräulichkeit in individueller Hinsicht dennoch höher einschätzt: so kann es doch nach der Gesamtheit seines Inhalts nicht empfohlen, es muß vielmehr vor demselben gewarnt werden.

Zuerst dürfte die wenn auch nicht auf Sinnenkitzel angelegte, sondern nüchtern und ernst gehaltene, doch aber gar ausführliche Beschreibung der sexuellen Dinge als Lesung für Heranwachsende, seien es Mädchen oder Jünglinge, keineswegs empfehlenswert, sondern manchen geradezu gefährlich sein.

Noch mehr aber muß als Grund der Warnung gelten, daß das ganze Büchlein durchweht ist vom Geiste einer Frauenrechtlerin, welche die Frauenrechte ins Übermaß steigert, und vom Geiste einer Kritik gegen kirchlich anerkannte Moralsätze, welche die Ansichten und Räte einer Frauenärztin zum obersten Maßstab für die Beurteilung der Sittengesetze macht.

Die volle Gleichheit, welche die Verfasserin zwischen Mann und Frau beansprucht, geht unter ihren Händen in Wirklichkeit sogar auf eine Überordnung der Frau über den Mann hinaus; namentlich in ehelicher Beziehung hat die Frau zu bestimmen, nicht der Mann! Das ist eine arge Verdrehung des natürlichen göttlichen Rechtes, welches mit unauslöschlichen Zügen auf einer der ersten Seiten der Heiligen Schrift niedergeschrieben ist: „Du wirst unter der Gewalt des Mannes stehen, und er wird über dich herrschen.“ Wenn auch diese Herrschaft nach dem Willen Gottes nicht eine Herrschaft wie über eine Sklavin ist, sondern wie über die in vielen Dingen gleichberechtigte Gefährtin, eine Herr-

schaft, welche von Hingabe und Liebe so begleitet sein soll, daß sie ihr Vorbild in der Liebe Christi zu seiner Kirche hat: so bleibt sie doch immer eine Überordnung des Mannes über die Frau — dieses göttliche Gesetz wird kein Kulturfortschritt umstoßen.

Ebenso wie die gottgewollte Überordnung des Mannes über die Frau verkennt die Verfasserin auch den in der Heiligen Schrift deutlich ausgesprochenen sekundären Zweck der Ehe. Die gegen wirklich Sündhaftes unerbittliche katholische Moral ist ihr daher noch nicht streng genug; sie will vieles zur Sünde stempeln, bei dem jene eine Sünde, zumal eine schwere Sünde, zu erkennen nicht vermag.

Das Gesagte wird genügen, um einen entschiedenen Widerspruch gegen das genannte Büchlein zu rechtfertigen. Aug. Lehmkuhl S. J.

Klemens Wenzeslaus, der letzte Fürstbischof von Augsburg und die religiös-kirchliche Reformbewegung. Von **Anton Gulielminetti.** 8⁰ (XII u. 104) Neuburg a. D. 1911, Selbstverlag des Verfassers. *M* 1.80

Klemens Wenzeslaus, dessen ansprechendes Porträt dem Schriftchen beigefügt ist, spielt in der Geschichte der Aufklärung keine unbedeutende Rolle, darum ist dieser Beitrag zur Kenntnis seiner Augsburger Wirksamkeit willkommen, zumal da es der Verfasser mit seiner Aufgabe nicht leicht genommen hat. Beweis dafür ist das mächtige Verzeichnis von Archivalien am Anfang, das gute fünf Seiten umfaßt. Dazu kommen noch Druckwerke in großer Anzahl, die zu Rate gezogen sind. Die Person des genannten Prälaten ist nicht gerade bedeutend, und was seine Reformarbeit auf den verschiedensten Gebieten betrifft, so ist es sehr gnädig geurteilt, wenn am Schluß (S. 104) gesagt wird, sie „rufe mehr die Bewunderung als die Kritik wach“. Umgekehrt ist der Satz wohl ebenso richtig, besonders wenn man die unzweckmäßige, unpsychologische und würdelose Form mancher Verordnungen ansieht. Immerhin kann sich Klemens Wenzeslaus unter seinen Standesgenossen im fürstlichen Klerus des untergehenden Reiches mit Ehren sehen lassen, da er, was sittlichen Wandel betrifft, tadellos dasteht und als weltlicher Fürst es gut mit seinen Untertanen meinte. Damit sind, wie der Verfasser andeutet, seine Verdienste erschöpft; das übrige besorgten die Ratgeber, bei deren Wahl mancher Zickzack vorkam. Es liegt in der Natur und Anlage dieser Schrift, die ursprünglich im „Archiv für die Geschichte des Hochstifts Augsburg“ (1911) erschienen ist, daß wir weder von der Persönlichkeit noch von der Gesamtregierung des hohen Herrn eine deutliche Vorstellung erhalten. Er war königlicher Prinz von Sachsen und Polen (geb. 1739), bis 1760 österreichischer Offizier, 1764 (ohne nachweisbares theologisches Studium) zum Priester, 1766 zum Bischof geweiht, nachdem er bereits 1763 zum Bischof von Freising und Regensburg gewählt war, 1768 wurde er Kurfürst von Trier, 1774 Koadjutar und später Fürstbischof von Augsburg und Koadjutor der gefürsteten Propstei Ellwangen. Außer den „religiös-kirchlichen“ Reformen im Stift und Bistum Augsburg, die teilweise kaum den Titel Reformen verdienten, wird hier noch über sein Verhältnis zu

Febronius, zum Emser Kongreß, zu Josephs II. „Reformen", zu den Illuminaten, den Mystikern und zur Aufhebung der Gesellschaft Jesu berichtet. Vieles ist bei der großen Raumbeschränkung mehr angedeutet als dargestellt, aber der Hinweis auf die ungedruckten Quellen wird späteren Darstellern die Arbeit erleichtern.

In der Bewertung der Quellen scheint Gulielminetti nicht überall glücklich zu sein. Bronners Ansehen scheint doch nicht zu genügen, um Rößles amtlichen Bericht als nicht recht glaubwürdig auf sich beruhen zu lassen (S. 91).

Ebenso tut der Verfasser der Chronik von Wettenhausen zu viel Ehre an, wenn er (S. 88) aus ihr die Mitteilung entnimmt, „ein gewisser Abt Marotti", der in der Anmerkung noch genauer als der Exjesuit Joseph Marotti, Sekretär der päpstlichen Breven bezeichnet wird, also jener Prälat, der bei Pius VI. und Pius VII. in hohem Ansehen stand und zu den wenigen Personen gehörte, die dem Bekenner Pius VI. bei seinem Tod in der Gefangenschaft zu Valence beistanden, habe den Illuminaten Zwack zu Augsburg in die Geheimnisse der Freimaurerei eingeführt. Aus derselben Quelle druckt er unbesehen die folgende Briefstelle „eines gewissen Laurentius Ricci" ab: „Wo sind die Pombalisten in Portugal, die Parlamente in Frankreich, die Ganganellisten in Rom, die Hofaristokraten in Versailles? Ach, man nennt sie jetzt . . . Exganganellisten, Exaristokraten, wie man uns Exjesuiten nennt" usw. (S. 103). Besagter Ricci ist der letzte Generalobere der Gesellschaft Jesu, der schon zwei Jahre nach Aufhebung des Ordens 1775 im Kerker der Engelsburg starb, also jene Ereignisse, an die sein Brief anspielt, gar nicht erlebte.

Der Verfasser wird also nicht umhin können, solchen Quellen schärfere Kritik entgegenzubringen. Dann können seine weiteren Forschungen über diese interessante Zeit auf vielseitige Teilnahme zählen.

Matthias Reichmann S. J.

Beiträge zur Geschichte des alten Mönchtums und des Benediktinerordens. Von P. **Ildefons Herwegen.** 8° Münster i. W. 1912, Aschendorff.

Heft 1—2: **Das Buch Ezechiel** in Theologie und Kunst bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Von Wilhelm Neuß. Mit 86 Abbildungen. (XVI u. 334) *M* 10.—

Die „Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige" hatten ein „Archiv" in Aussicht gestellt, worin sie Abhandlungen veröffentlichen wollten, die den Rahmen eines Zeitschriftenartikels überschreiten. Sie haben auf ihren Plan verzichtet zu Gunsten des neuen zu Maria-Laach begonnenen Unternehmens, welches „das weite Gebiet der Mönchsgeschichte" behandeln will in drei „Stoffgruppen": Quellen, Bibliographie und Forschungen. Das vorliegende Doppelheft ist von Dr Wilhelm Neuß, Religions- und Oberlehrer in Köln, verfaßt, doch hat P. Ildefons Herwegen O. S. B. einen zweiten Anhang beigegeben über den Gemäldezyklus in der Oberkirche von Schwarzrheindorf bei Bonn. Den Malereien der Unterkirche ist das übrige gewidmet. Weil sie hauptsächlich das Buch Ezechiel illustrieren, bis dahin jedoch keine genügende, allseitige Erklärung fanden, hat Dr Neuß diesen Mangel in erschöpfender

und musterhafter Weise gehoben. Um sichere Grundlagen zu gewinnen, welche um so nötiger waren, weil die Erhaltung der Malereien schlecht, die Restauration oft verfehlt ist, legt er zuerst die Entwicklung der theologischen Auffassung des Buches Ezechiel im Altertum und im Mittelalter dar, dann die Darstellung seiner wichtigeren Szenen in altchristlichen und mittelalterlichen Kunstgebilden sowohl des Orients als des Okzidents in karolingischer, ottonischer und romanischer Zeit. Die wichtigsten Gegenstände sind die Visionen Gottes (bei Ezechiel in Kap. 1 ff), Christi als Tetramorph (Kap. 10 f), der Bezeichnung der Stirne (Kap. 9), der Erweckung der Toten (Kap. 37) und des neuen Tempels (Kap. 40 f). Als bedeutendste Denkmäler sind zu nennen die altchristlichen Sarkophage mit der Erweckungsvision, die beiden Kosmashandschriften zu Rom und Florenz mit der Gottesvision und dem Tetramorph, dann das Rabulasevangeliar zu Florenz und die schöne Gregor-Handschrift in Paris, die Zyklen zu Ezechiel in den Bibeln von Rosas und Farfa sowie in einem Kommentar Haimos von Auxerre zu Paris. Nach solcher grundlegenden Untersuchung war es möglich, S. 265—296 die einzelnen Szenen der Unterkirche von Schwarzrheindorf zu beschreiben und zu deuten. Die 86 Abbildungen waren zum großen Teil noch nicht veröffentlicht, alle sind nach sehr guten Aufnahmen hergestellt. Der Preis des Buches ist bei solcher Ausstattung verhältnismäßig sehr niedrig und konnte nur so gestellt werden, weil die Provinzialverwaltung der Rheinprovinz und die Abtei Maria-Laach bedeutende Zuschüsse zu den Druckkosten bewilligten, der treffliche Text aber solche großmütige Unterstützung verdiente. Sehr bemerkenswert sind die S. 296 f zusammengefaßten Gesamtergebnisse. Der Verfasser führt darin aus: „Die Macht der theologischen Auffassung über die überlieferten Typen bewirkt bei dem Übergang der Darstellungen von Ort zu Ort und von Zeit zu Zeit eine Umwandlung ihrer Formen. Die ikonographische Forschung darf daher nicht nur die äußeren Formen nebeneinander halten, sondern muß auch den von innen gestaltenden Kräften der theologischen Arbeit Beachtung schenken... Was die Kunst von einem Stoffkreise wählt, das hat seinen letzten Grund in den theologischen Anschauungen, mit denen die Zeiten an den Stoffkreis herantreten... Werke der Kunst sind ein Widerhall der religiösen Gedanken, ein monumentales Zeugnis der inneren Vorgänge in der Kultur und Geistesgeschichte der christlichen Völker." Rom hat vom Orient viele Ornamente, Typen und Gedanken übernommen, aber „die Eigenart abendländischer Kunst tritt bei aller formalen Abhängigkeit deutlich zu Tage". Das sind treffliche Gedanken, die immer mehr Ansehen gewinnen. Hat doch noch jüngst der Direktor des kunsthistorischen Instituts zu Florenz, Professor Heinrich Brockhaus, aus ihnen die Erklärung der Einzelheiten der Medici-Kapelle Michelangelos geschöpft (vgl. diese Zeitschrift LXXXII [1912] 462) und in den Mitteilungen seines kunsthistorischen Instituts (6. Heft, Berlin 1911, 237 f) die Zyklen des Camposanto in Pisa, der Kapelle mit dem Kreuzgange von Santa Novella in Florenz und der neu entdeckten Malereien von Cercina bei Florenz gedeutet mit Hinweisen auf die kirchlichen Gebete für Sterbende.

Stephan Beissel S. J.

Berge und Menschen. Roman von Heinrich Federer. kl. 8° (654) Berlin 1911, Grote. *M* 5.—; geb. *M* 6.—

Federer hat drei Handlungen durch Ursachenverknüpfung und Stimmungsmittel zu einer nicht allzu festen, aber immerhin für einen Roman ausreichenden Einheit verbunden.

Da ist zunächst die Geschichte, wie der Ingenieur Manuß an seinem unehelichen Sohn Mang das schmähliche Verbrechen wieder gut macht, durch das er einst als wilder Student das Lebensglück eines Hirtenmädchens verwüstet hat. Manuß lebt in der großen Stadt als herrischer Arbeitsmensch, dem es nie in den Sinn kommt, daß seine sanfte Frau Sette eigentlich mehr verlangt, als nur seine zuverlässige Wirtschafterin zu sein. Mang träumt bei seinen Herden über Homers Odyssee und über noch ernsteren Büchern. Er ist ebenso stolz wie sein Vater, den er nicht kennt, und schämt sich deshalb unsagbar seiner Mutter, deren loses Leben die Dörfler nur allzugut kennen. Die ganze verhaltene Liebe seiner hochfliegenden Seele gehört den Unterdrückten: er möchte einmal so viel studieren dürfen, daß er imstande wäre, den Rechten des armen Volkes zum Siege zu verhelfen. Bei einem Bahnbau in den Bergen entdeckt Manuß in dem seltsamen Gehilfen Mang seinen Sohn, und so überwältigend steigt die Geschichte seiner lang vergessenen Sünde vor ihm auf, daß er beschließt, sich offen als Vater zu bekennen und dadurch Mutter und Kind ihrem Elend zu entreißen. Deshalb sucht er zunächst die Zuneigung des Knaben zu gewinnen. Aber da macht der an keinen Widerstand gewöhnte Rechner die Erfahrung, daß der Weg zu einem Menschenherzen nicht so leicht zu finden ist wie eine Bahnspur auf einen Alpengipfel. Er fühlt, daß nur die Liebe seiner Frau den hier zu lösenden Aufgaben gewachsen ist. Und die gute Sette hat den Augenblick, wo sie ihrem Mann etwas sein könnte, so sehnsüchtig erwartet, daß sie um den Preis dieses Glückes auch noch Schwereres gern auf sich nähme. Mit ihrer klugen Hilfe finden sich Vater und Sohn, und ihre edle Weiblichkeit verklärt selbst das traurige Krankenlager der Mutter Mangs, die im Armenhaus am Kindbettfieber stirbt.

In diese seelischen Entwicklungen spielt die Erzählung von dem verunglückten Bahnbau anfangs begleitend, später machtvoll steigernd hinein. Die Älpler wollen von dem Unternehmen nichts wissen. Aber die geldmächtigen Stadtherren haben es beschlossen, und Manuß, dem die Ausführung übertragen worden ist, schreckt vor keinen Hindernissen zurück. Erst als bei einem Unwetter ein Erdrutsch den mit ungeheurer Mühe gebauten Damm vollständig vernichtet, weicht der Ingenieur den übergewaltigen Naturkräften. Gerade wo das schadenfrohe Volk den besiegten Mann höhnend und drohend umdrängt, schlägt für Mang die Stunde voller Erkenntnis, so daß er sich mit dem Jubelruf „Vater!" neben den gefährdeten Ingenieur stellt. Da schweigt der Lärm, denn den mutigen Hirtenbuben haben immer alle gern gehabt. Und nun verschwinden vor der Vaterfreude Schmerz und Scham über die Niederlage im Kampf mit den Bergen. Statt der halsbrecherischen Gipfelbahn baut Manuß zur Sühne für das jahrelange

Ärgernis, das er durch die Verführung der Mutter Mangs ins Dorf gebracht hat, eine gefahrlose und nützliche Straßenbahn zwischen den umliegenden Ortschaften.

Die dritte Handlung verstärkt das Pathos der ersten und zweiten und vereinigt in sich die Hauptmotive beider. Der reiche Oberrichter Broller im Alpendorf ist so tatkräftig wie Manuß, aber nicht so ehrlich. Er hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, der heimischen Kunststickerei den Weltmarkt zu erobern. Auch die Bergbahn, die einen Strom von Fremden anlocken muß, soll diesem Plan dienen, und Broller hat zur Sicherung des Baues so viel Aktien übernommen, daß er ruiniert wäre, wenn seine Hoffnung, sie an die von ihm abhängigen Bauern weiterverkaufen zu können, fehlschlüge. Schon deshalb ist der Erdrutsch für den stolzen Mann ein entsetzlicher Schlag. Aber das ist nicht das Schlimmste. Broller, dem eine unverträgliche Frau das Haus zur Hölle macht, hat sich mit der leichtsinnigen Mutter Mangs eingelassen. Er ist der Vater der Zwillinge, an denen sie stirbt. Am selben Abend, wo die Kinder geboren werden, steckt ein armer Bursche, der auf die Liebe der Dirne wahnsinnig eifersüchtig ist, die Scheune des Oberrichters in Brand. Der überredet den Täter, gegen klingenden Lohn und sofortige Freilassung die Zwillinge als seine Kinder zu erklären und die Mutter zu heiraten. Als die aber stirbt, rennt der Bursche auf die Kirchweih, wo Broller eben bei Tanz und Trunk seine Aktien unterzubringen sucht, und schreit die endgültige Zerstörung der Bahn und die heimliche Schande des Oberrichters in alles Volk hinein. Der Zusammenbruch ist furchtbar, allein in diesem Mann glüht eine so unverwüstliche Lebenskraft, daß er noch in der Nacht nach England flieht, um von dort aus auch ferner für den Fortschritt seiner angestammten Heimat zu arbeiten.

Diese drei Handlungen sind neben ihrer inneren Verknüpfung auch noch durch die Wechselwirkung zwischen Bergen und Menschen zusammengestimmt. Die rauhe Größe und erhabene Stille der Berge drängt den Ingenieur unwiderstehlich zur vollen Läuterung seines harten, sündigen Herzens. Die ungeheuern Naturkräfte der Berge demütigen den menschlichen Stolz. Der jahrtausendealte und doch immer junge Zauber der Berge läßt sie den Menschen fast zu lebenden Genossen werden. Wie der Chor der griechischen Tragödie stehen sie nach Federers schönem Wort als urteilsmächtige Zuschauer über den Geschehnissen des Buches.

Es ist vielleicht der einzige nennenswerte Mangel dieses außergewöhnlichen Romans, daß alle seine Handlungen so weit ausgesponnen sind. Und das kommt daher, daß Federer so wunderbar gut schildern kann. Gewiß versteht er es auch, hinreißend bewegte Szenen zu schaffen, er greift mit erstaunlicher Sicherheit alle Gefühlstöne, er bildet Charaktere von reicher Mannigfaltigkeit und strenger Eigenart. Aber all das gelingt ihm nur deshalb so trefflich, weil seine Schilderungskunst aus jedem Stoff blühendes Leben erweckt und vor überströmender Schöpferlust des Gestaltens gar kein Ende findet. Wenn die Kraft, die hier erst halb gebändigt durch lichteste Höhen und schrecklichste Tiefen schweift und doch schon alles Gemeine in den Dienst sittlicher Gedanken zwingt, einmal ganz ihr Gleichgewicht gefunden hat, dann werden wir einen großen Dichter begrüßen dürfen.

Jakob Overmans S. J.

Bücherschau.

Rome est au Pape. Préface par G. Cerceau. [Extraits des œuvres de Louis Veuillot.] 12° (128) Paris 1911, Lethielleux. 60 *cts.*

Unter den vielen verdienten Männern, welche während des 19. Jahrhunderts der Verteidigung des Papsttums ihre Kraft gewidmet haben, steht, was Hingabe und Treue, was Talent und Erfolg angeht, Louis Veuillot mit unter den tapfersten. Aus verschiedenen seiner glänzend geschriebenen Werke sind längere Ausschnitte planmäßig aneinandergefügt, um eine Art Glaubensbekenntnis der Papsttreue, ein Manifest der Anhänglichkeit an den Statthalter Christi und des Einstehens für seine Rechte daraus zu gestalten. Um dies aber nicht als private Schwärmerei oder Übertreibung des feurigen Franzosen erscheinen zu lassen, sind in längerer Einleitung die zahlreichen Kundgebungen Leos XIII. zusammengestellt, in welchen dieser sich völlig übereinstimmend über die gleichen Fragen ausspricht. Zu einer Zeit, da üble Einflüsse nur allzusehr dahin wirken, die alte Begeisterung der Katholiken für den Papst und seine Rechte zum Schweigen zu bringen, kommt das kleine Büchlein mit seinen kurzen zündenden Lesungen doppelt willkommen.

Die Mitarbeiter des Weltapostels Paulus. Von Hofrat Dr Franz X. Pölzl. gr. 8° (VIII u. 494) Regensburg 1911, vorm. Manz. *M* 8.—

In der Vorrede zu dem 1904 erschienenen Werke „Der Weltapostel Paulus" (vgl. diese Zeitschrift LXXI 442 f) war die hier angezeigte Ergänzungsschrift vom hochverdienten Verfasser in Aussicht gestellt und wurde von vielen seiner Freunde und Schüler mit Ungeduld erwartet. Sie umfaßt 89 Monographien über die Mitarbeiter des Apostels Paulus, denen auch die zum Apostel irgendwie in Beziehung stehenden Männer und Frauen der Urkirche beigezählt werden; im Anhang folgen sechs Monographien: Prokonsul Gallio und die fünf in den Pastoralbriefen erwähnten Gegner des Apostels. Die im großen ganzen chronologisch geordneten Monographien liefern einen wertvollen Beitrag zur Aufhellung der Geschichte der apostolischen Zeit, ganz besonders der innerkirchlichen Verhältnisse in den durch Paulus gegründeten Christengemeinden; mit dem Hauptwerk zusammen bietet der Ergänzungsband ein abgerundetes Gesamtbild des paulinischen Apostolates. Die allgemein anerkannten Vorzüge des Hauptwerkes finden sich auch in diesen Monographien wieder und sichern denselben eine günstige Aufnahme.

Die Allegorie des Hohen Liedes ausgelegt von P. Romuald Munz O. S. B. gr. 8° (X u. 306) Freiburg 1912, Herder. *M* 5.60; geb. in Leinw. *M* 6.80

Der Verfasser hält an der durch die Tradition bezeugten salomonischen Abfassung des Hohen Liedes fest. Unter den vielen Einteilungen bezeichnet er die Hontheims als die einzig richtige, wonach das Gedicht in zwei Hauptteile mit je drei Gesängen oder Liedern zerlegt wird. Die Erklärung schreitet vom grammatisch-kritischen zum höheren allegorischen Sinn vor und findet das Rätsel des Hohen Liedes schon längst gelöst in der katholischen Exegese der Väter und älteren Ausleger, in der allein richtigen allegorischen Beziehung auf Christus und die Kirche; eine grammatisch-kritische Erklärung, die vom allegorischen Sinn absehen wollte, müßte einseitig ausfallen, ja sie würde nicht einmal ausreichen, überall den buchstäblichen Sinn festzustellen und die Textgestalt kritisch zu beurteilen. Alle profanen Erklärungen, wie die längst ins Grab gesunkene Königs- und Hirtenhypothese und die Dreschtafel- oder Schelmenliedertheorie von heute, sind als verfehlt abzulehnen. Mit Recht beruft sich der Verfasser für seine Ansicht, daß die Allegorie den sinnlichen, körperlichen Bildern des Hohen Liedes ihren höheren geistigen, d. h. ihren

eigentlichen Sinn gibt, auf den diesbezüglichen Artikel von Gietmann in der Zeitschrift für katholische Theologie XXVII (1903) 381 sowie auf dessen Hohenliedkommentar im Cursus Scripturae Sacrae.

1. **De polytheismi origine quae sit doctrina sacrarum litterarum patrumque ecclesiae.** Scripsit Franciscus Xav. Kortleitner, abbatiae Wiltinensis canonicus regularis. 8° (X u. 150) Oeniponte 1911, Libraria societatis Marianae (Vereinsbuchhandlung). *M* 3.50

2. **De diis gentilium quid sacrae litterae veteris testamenti indicent.** Scripsit Franc. Xav. Kortleitner, abbatiae Wiltinensis canonicus regularis. 8° (XII u. 190) Oeniponte 1912, Libraria societatis Marianae (Vereinsbuchhandlung). *M* 5.—

Den früher in diesen Blättern besprochenen Monographien über Polytheismus und Monotheismus (76. Bd 1909, 343 f; 81. Bd 1911, 323 f) reihen sich die hier angezeigten als willkommene Ergänzungen zu des Verfassers lateinischem Handbuch der biblischen Archäologie ebenbürtig an. In der erstgenannten führt der Verfasser gegen die Evolutionstheoretiker der vergleichenden Religionswissenschaften den Nachweis, daß die Vielgötterei durch Abfall vom ursprünglichen wahren Gottesglauben entstand und aller Wahrscheinlichkeit nach schon vor der Sintflut zur Zeit des Patriarchen Enos, vornehmlich bei den Nachkommen Kains um sich griff. Auch die zweite Monographie richtet sich gegen die willkürlichen Behauptungen des Evolutionismus, der Gott Israels, Jahwe, sei anfänglich nicht höher gewertet worden als die phönizischen, ammonitischen, moabitischen Gottheiten, erst allmählich sei Israel unter dem Einfluß der Propheten zum Monotheismus vorgedrungen, und zwar endgültig nach dem babylonischen Exil. Gegen derart zuchtlose Phantasien liefert der Verfasser den Nachweis, daß die alttestamentlichen Schriftsteller den fremden Göttern weder Gleichberechtigung mit Jahwe noch überhaupt göttliches Leben und Wirken zuerkannten. Die scheinbar entgegenstehenden Ausdrücke des Alten Testaments erklären sich teils als dichterische Bildersprache, teils durch Anpassung an die Ausdrucksweise der Heidenwelt. Zugegeben wird die Möglichkeit, daß man die fremden Götter mit Dämonen kombinierte; streng beweisend sind die dahin gedeuteten alttestamentlichen Stellen allerdings nicht, wie der Verfasser mit Recht betont. Wohl aber werden die fremden Götter im Alten Testament häufig und unzweideutig als Götzenbilder von Metall, Stein und Holz, als Trugbilder und Nichtigkeiten charakterisiert.

Lehrbuch des katholischen Eherechts. Von Dr Martin Leitner. Zweite Auflage. [Wissenschaftliche Handbibliothek. Erste Reihe. Theologische Lehrbücher. XXIII.] 8° (X u. 636) Paderborn 1912, Schöningh. *M* 7.—

Die Notwendigkeit der zweiten Auflage, nachdem die erste im Jahre 1902 erschienen war, ist eine verdiente Anerkennung der Arbeit. Martin Leitners Lehrbuch des katholischen Eherechts zeichnet sich durch reichen Inhalt, genaue, verständliche Darstellung und Verständnis für die Praxis des Seelsorgers aus. In letztgenannter Hinsicht verdienen die Beispiele zu den einzelnen Abschnitten nach Auswahl und Behandlung hervorgehoben zu werden. Die geschichtlichen Einleitungen sind kurz gefaßt, geben aber eine genügende Einführung in die Entwicklung des kirchlichen Eherechts. Die Form der Eheschließung findet (S. 276—332) unter den Hindernissen eine eingehende Darstellung, als Hindernis des geheimen Eheabschlusses, der Klandestinität. Dieser Gegenstand fände wohl unter den positiven Erfordernissen des Eheabschlusses eine geeignetere Stelle, jedoch hat auch die von Leitner gewählte Anordnung Gründe für sich. Für den Fall, daß von den Brautleuten der eine Teil wohnsitzlos ist, stellt Leitner die Regel auf: Ist die Braut wohnsitzlos, so kann jeder Pfarrer trauen, aber nur mit Erlaubnis des Ordinarius oder dessen Stell-

vertreters; diese Erlaubnis des eigenen Ordinarius braucht jedoch der Pfarrer des Bräutigams nicht. Ist die Braut nicht wohnsitzlos, so kann sie der eigene Pfarrer ohne weiteres trauen; ein anderer Pfarrer aus einem gerechten Grund auch, aber er bedarf der Erlaubnis des eigenen Ordinarius; ohne diesen Grund könnte er nur trauen mit Erlaubnis des Pfarrers der Braut. Andere halten die Erlaubnis des Ordinarius oder dessen Stellvertreters für jeden Fall notwendig, in dem der eine Brautteil wohnsitzlos ist, so die Theologia ad usum Seminarii Mechlinensis, Tractatus de Sponsalibus et Matrimonio, Mechlinae 1911, 317. Letztere Auffassung entspricht wohl mehr der Absicht des Gesetzgebers und empfiehlt sich durch größere Einfachheit in der Anwendung. In der Instruktion des Kardinals Bernetti an die bayerischen Bischöfe vom 12. September 1834 sieht Leitner wohl mit Recht kein Partikularrecht, sondern das allgemeine Recht der Kirche, lediglich auf die bayerischen Verhältnisse jener Zeit angewendet. Die Bekanntmachung des heiligen Offiziums vom 21. Juni 1912 bestätigt diese Auffassung und sieht für den Fall der passiven Assistenz bei Mischehen sogar entgegen dem Dekret Ne temere wiederum die bloße Gegenwart des zuständigen Pfarrers bei der Konsenserklärung vor. Acta Apostolicae Sedis IV (1912) 443.

Missale Romanum in Klein-Folio. Ex decreto sacrosancti Concilii Tridentini restitutum, S. Pii V. Pont. Max. iussu editum, Clementis VIII., Urbani VIII. et Leonis XIII. auctoritate recognitum et a Ss. D. N. Pio X. reformatum. Editio XVII. post alteram typicam. 36×25 cm (942) In Rot- und Schwarzdruck. Regensburg 1912, Pustet. *M* 21.—; geb. *M* 36.— bis *M* 250.—

Missale Romanum in Groß-Quart. Editio XVIII. post alteram typicam. 32×23 cm (906) In Rot- und Schwarzdruck. Regensburg 1912, Pustet. *M* 16.—; geb. *M* 28.— bis *M* 230.—

Missale Romanum in Klein-Quart. Editio XX. post alteram typicam. 29×21 cm (914) In Rot- und Schwarzdruck. Regensburg 1912, Pustet. *M* 10.—; geb. *M* 21.— bis *M* 46.—

Die Firma Pustet bringt uns jetzt schon Meßbücher in drei verschiedenen Größen (Kleinfolio, Groß- und Kleinquart), vollständig eingerichtet nicht bloß nach der neuen Festordnung und der Bulle Divino afflatu, sondern nach allen Ausführungsbestimmungen der heiligen Ritenkongregation vom 23. Januar 1912. Wenn man dieses Dekret in der einen Hand, mit der andern die neuen Meßbücher durchblättert und überall genau den neuen Text eingesetzt, die vorgeschriebenen Auslassungen und Änderungen ausgeführt findet, so muß man mit Bewunderung den Aufwand von Kosten und Mühen anerkennen, den diese Leistung voraussetzt, aber man wird sich auch freuen, ein Meßbuch zu besitzen, das ganz und vollkommen auf den neuesten Stand gebracht ist. Dabei haben natürlich die neuen Meßbücher jene rühmlichst bekannten Vorzüge der Pustetschen Missalien, wie sie in dieser Zeitschrift noch neulich (LXXX 357 und LXXXII 230) hervorgehoben worden sind. Nur in der Ausgabe Kleinfolio sind noch nicht die Sequenzen von Ostern und Pfingsten und die betreffenden orationes communes jedem Meßformular der Oktav beigedruckt. Recht angenehm wird es dem Priester, der eine Votivmesse z. B. des hl. Joseph lesen will, sein, im Meßformular der Sollemnitas S. Ioseph am dritten Sonntag nach Ostern, alles Nötige entsprechend dem Dekret vom 23. Januar 1912 vorgesehen zu finden. Ein glücklicher Gedanke war es ferner, nicht bloß für den Kanon, sondern auch für die Präfationen stärkeres Papier zu verwenden, damit diese Partien beim steten Gebrauch nicht zu schnell abgenützt werden. Für alle Ausgaben wäre die Verbesserung erwünscht, daß bei den Messen der Doctores ecclesiae alle drei Orationen ausgedruckt würden — tatsächlich fehlen sie bei ganz wenigen —, da diese Feste nach den neuen Rubriken ja nicht mehr verlegt, sondern

eventuell wie die übrigen festa duplicia kommemoriert werden sollen; ebenso daß die Vigilmesse vom hl. Matthäus ganz abgedruckt würde, da sie in Zukunft häufiger wird gelesen werden. Der Preis der einzelnen Ausgaben ist bei dem tadellosen Druck und der herrlichen Ausstattung nicht nur mäßig, sondern sehr billig.

Religion et Médecine. Par Dr Charles Vidal. 16° (200) Paris 1910, Bloud. *Fr.* 3.—

Dieses treffliche Büchlein, von einem Arzt geschrieben, zeigt ein Doppeltes: einerseits wie segensreich die katholische Religion mit ihrer Glaubenslehre, ihren Geboten und Gnadenmitteln auch für das leibliche Wohlergehen des Menschen ist; anderseits wie die katholische Religion die edelsten Bemühungen des Arztes für die Erhaltung der Gesundheit, Bewahrung vor Ansteckung, für Krankenpflege und Krankenheilung unterstützt und sanktioniert, seinen Beruf adelt und heiligt. Sind es auch bloß kurze Erwägungen, ausgewählt aus einer Überfülle von Stoff, sie werden in der lebensvollen Darstellung Dr Vidals ihres Erfolges nicht entbehren. Denn die Gebote Gottes und der Kirche, die theologischen Tugenden, die Abkehr von Gott in den sieben Hauptsünden ziehen an uns vorüber, aber auch die Gnadenmittel Sakramente und Gebet. Überall weist Dr Vidal auf den Segen hin, den wahrhaft katholisches Denken und Leben für den Körper hat. Es würde aber gefehlt sein, wenn jene sich auf den Verfasser berufen wollten, welche nach modernistischen Anschauungen die katholische Religion nur gelten lassen möchten als bequeme Hilfe für irdisches Wohlergehen, ohne an die Wahrheit ihrer Dogmen, an die übernatürliche Kraft ihrer Sakramente zu glauben. Dr Vidal läßt keinen Zweifel darüber, daß ihm die katholische Lehre geoffenbarte Wahrheit, das Gebet ein wirklicher Verkehr mit Gott, die Sakramente von Gott eingesetzte Gnadenmittel sind. Dies muß der katholische Leser stets vor Augen haben, um sich nicht an einer bloß gelegentlich weniger glücklichen Fassung (z. B. S. 164 f 180) zu stoßen.

Ohne Grenzen und Enden. Gedanken über den unendlichen Gott, den Gebildeten dargelegt. Von Otto Zimmermann S. J. Zweite und dritte Auflage. 8° (VIII u. 208) Freiburg 1912, Herder. *M* 2.—; geb. *M* 2.70

Als ein kleiner Inbegriff natürlicher Gotteslehre, bei dem die Feinheit der Gedankenfolge nicht weniger als der Reichtum der Ideen und die Gewähltheit der Form über das Mühesame der strengen Denkarbeit hinweghilft, ist das Büchlein bei seinem ersten Erscheinen 1908 in dieser Zeitschrift (LXXVI 104) der Aufmerksamkeit empfohlen worden. Das schließt ernste Anforderungen nicht aus, die ein philosophischer Wegweiser dieser Art an die geistige Regsamkeit und Kraft auch des gebildeten Lesers stellen muß. Wenn trotzdem heute schon, nach kaum vier Jahren, eine neue Auflage verlangt worden ist, so mag dies als erfreuliches Zeichen gelten für die Bildungshöhe unseres katholischen Lesepublikums. Es ist jedoch auch ein Zeichen dafür, daß in dem Werkchen etwas geboten wird und in ureigener, sinnreicher Weise geboten wird, was die Alltagselaborate aus dem philosophischen Gebiet nicht darzubieten pflegen. Die neue Auflage hat manche Bereicherung und Vervollkommnung aufzuweisen und sucht dabei auch dem philosophisch nicht geschulten Leser nach Tunlichkeit entgegenzukommen. Jedenfalls kann auch dieser reichsten Gewinn aus der Lesung ziehen.

Die katholischen Armen. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Bettelorden mit Berücksichtigung der Humiliaten und der Wiedervereinigten Lombarden. Von Dr J. B. Pierron. 8° (XVI u. 182) *M* 4.—

Die Studie beschäftigt sich mit den drei Hauptgruppen der mit der Kirche wieder ausgesöhnten Waldenser, welche, unter dem besondern Schutz des Papstes stehend, ordensähnliche Verfassungen erhielten, mit der Aufgabe, zur Zurückführung

ihrer früheren Gesinnungsgenossen und zur Bekehrung der Albigenser nützliche Dienste zu tun. In Frankreich traten den weitverbreiteten „Armen von Lyon“ seit 1208 die kirchlich organisierten „Katholischen Armen“ gegenüber, in Italien lösten sich bereits 1201 die Humiliaten von ihnen ab, die als eigentlicher Orden schon bald einer bedeutenden Ausbreitung sich rühmen konnten, und nachdem zwischen den häretischen „Armen von Lyon“ und den „Lombardischen Armen“ 1205 eine Spaltung eingetreten war, stellte sich ihnen aus dem Kreise der letzteren bald die Gemeinschaft der „Wiedervereinigten Lombarden“ zur Seite. Wiewohl diesen von Innozenz III. geschaffenen geistlichen Gemeinschaften eine große Zukunft nicht beschieden war und sie schon bald wieder vom Schauplatze verschwinden, gewährt doch ihre Geschichte guten Einblick in die Stimmung und Gesinnung des Volkes jener Zeit wie in die staatsmännische Weisheit des großen Innozenz. Mit Recht hebt der Verfasser hervor, daß jene Verbrüderungen die Vorläufer der großen Bettelorden gewesen seien, für diese im Volk wie bei der Kurie Bahn gebrochen und die obersten Leiter der Kirche mit Erfahrungen bereichert haben, die nachher den rasch aufblühenden Mendikantenorden zugute gekommen sind. Daß eine Reihe einschlägiger Dokumente, die sonst in schwer zugänglichen Druckwerken zerstreut liegen, im Anhang beigedruckt wurden, war recht praktisch. Haften der Darstellung sonst auch kleine formelle Schwächen an, so ist der Gegenstand doch aller Aufmerksamkeit wert und sind einige wichtige Punkte glücklich zur Geltung gebracht, namentlich der innere geistige Zusammenhang und das historische Ineinandergreifen jener großgedachten Versuche Innozenz' III. mit den rasch nachdrängenden lebenskräftigeren Mendikantenorden der hll. Dominikus und Franziskus.

Die Anfänge der Beginen. Ein Beitrag zur Geschichte der Volksfrömmigkeit und des Ordenswesens im Hochmittelalter. Von Dr Joseph Greven. [Vorreformationsgeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von Heinr. Finke. VIII.] gr. 8° (XVI u. 228) Münster i. W. 1912, Aschendorff. *M* 5.50

Eine alte, einst mit vieler Hitze erörterte Streitfrage, auf deren endgültige Lösung man schon fast verzichtet hatte, wird hier mutig aufgegriffen und im wesentlichen befriedigend geschlichtet. Nicht um eine genau datierbare „Stiftung“, den Anfang einer geschlossenen Körperschaft, um eine Lebensgemeinschaft, die auf einen bestimmten Gründer oder eine Gründerin zurückgeht, handelt es sich, sondern um die Geschichte einer religiösen Bewegung unter der Frauenwelt, die mit einem sozialwirtschaftlichen Bedürfnis Hand in Hand ging. Der Verfasser greift zurück auf den Zubrang des frommen Frauengeschlechtes zum Anschluß an den Prämonstratenserorden im 12., dann an die Zisterzienser im 13. Jahrhundert, die beide sich genötigt sahen, den Strom von sich abzuwehren. Schon hier gewahrt man vielfach das Zusammenleben oder die besondere Lebensweise frommer Frauen als Vorbereitungsstufe zum Anschluß an einen der bestehenden Orden. Die Bewegung aber, die im eigentlichen Beginentum ihre Auswirkung finden sollte, führt nach Nivelles, in den wallonischen Teil der alten Lütticher Diözese, wo die sel. Maria von Oignies († 1213), die sich zum Konversendienst der Augustinerkanoniker dahin zurückgezogen hatte, auf die Männer- und Frauenwelt einen wunderbar mächtigen Einfluß ausübte. Wie Jakob von Vitry und Fulco von Toulouse entzündete sie mit ihrem Geiste auch den Priester Guido, der in Nivelles, und Johann von Nivelles, der in Lüttich der Leitung der Frauen sich besonders annahm. Der Beginn eines gruppenweisen Zusammenlebens derselben zur Pflege der Frömmigkeit, aber ohne Gelübde und Ordensregel, wäre etwa auf 1207 anzusetzen; um 1216 erwirkte Jakob von Vitry bei Honorius III. für diese Lebensweise die ausdrückliche Billigung. Der Name „Begine“, der in einer Erzählung des Cäsar von Heisterbach bis vor das Jahr 1199 sich zurückverfolgen läßt, ursprünglich Schimpfname, der auf täuschendes Frommtun und häretisches Separatistentum hinweisen sollte, stand in Zusammen-

hang mit dem Andenken des 1177 verstorbenen Lütticher Priesters Lambert le Bègue, der, für religiöse Neubelebung eifernd, durch seine Gegner in den Ruf eines Glaubensfälschers und „Apostolikers“ gebracht worden war. Auch durch seine eifernde Tätigkeit stand dieser in einer gewissen Beziehung zu der religiösen Bewegung unter der Frauenwelt seiner Heimat, zu deren Nutz und Frommen er ein eigenes Werk abgefaßt hatte. Aber als Stifter oder Gesetzgeber der Beginen ist er deshalb in keiner Weise zu betrachten. Eine Erwähnung des ausgebildeten Beginentums unter diesem ihrem Namen findet sich zuerst in Köln 1230, in Löwen 1232, in Cambrai 1235, Valenciennes 1239; um 1245 waren sie bereits fest eingebürgert in der katholischen Welt. Darf dies als gesichertes Resultat betrachtet werden, so wären gegen einzelne Ausführungen schon Einwendungen zu machen. Der Ausschluß jeder „Möglichkeit“ übernatürlicher Einwirkung bei den ekstatischen Erscheinungen in jener frommen Frauenwelt, und zwar „von vornherein“, macht, wohl nur infolge der bei der betreffenden Ausführung S. 70 angestrebten großen Kürze, einen etwas befremdenden Eindruck. Das Schreiben Gregors IX. für die virgines continentes et perpetuam castitatem voventes 1233 ist wohl auch den Beginen zu gute gekommen, war aber doch kaum für sie gerade bestimmt gewesen (vgl. Sbaralea, Bullarium Franciscanum I 108 bzw. 99). Die Übergabe der Beginen von Brüssel in den Schutz des Abtes von St Bernhard an der Schelde, nach der Chronik von Afflighem angeblich 1207, setzt Miräus (II 998 Anm.) mit aller Bestimmtheit auf 1274. Wie aus manchem hervorzugehen scheint, standen die Opera Diplomatica des Miräus, wiewohl in der Mehrzahl der Fälle richtig zitiert, dem Verfasser nicht unmittelbar zur Verfügung. Eine ausgiebigere Benutzung des wichtigen Werkes würde ihm noch gut gedient und ihn auch davon überzeugt haben, daß die Verteilung der Beginen in zahlreiche kleinere Gruppen nicht etwas Deutschland Eigentümliches war. Auch in Belgien ist diese Art der Verteilung der Gründung der großen Beginenhöfe voraus und lange noch zur Seite gegangen. Einige untergeordnete Ausstellungen abgerechnet, kann man das Werk nicht nur als eine sehr fleißige Arbeit, sondern auch als eine ergebnisreiche und glückliche Leistung begrüßen.

Untersuchungen über die Standesverhältnisse der Abteien Fulda und Hersfeld bis zum Ausgang des 13. Jahrhunderts. Von Dr Friedr. Wilh. Hack. **Die bürgerlichen Benediktiner der Abtei Fulda von 1627 bis 1802.** Von Dr Gregor Richter. [Quellen und Abhandlungen zur Geschichte der Abtei und der Diözese Fulda. VII.] 8° (VI u. 242) Fulda 1911, Verlag des Histor. Vereins der Diözese Fulda. *M* 4.—

Von einem der berühmtesten und ehrwürdigsten unter den deutschen Benediktinerklöstern, der Abtei Fulda, ist leider ein Profeßbuch nicht erhalten, noch auch sonst eine alte Mitgliederliste, die einigermaßen Ersatz bieten könnte. Erst aus ziemlich später Zeit sind bruchstückweise Privataufzeichnungen einzelner Äbte vorhanden. Diesem empfindlichen Mangel sucht vorliegendes Bändchen nach besten Kräften abzuhelfen, indem hier aus allen zugänglichen handschriftlichen wie gedruckten Quellen aufgesammelt wird, was über den einstigen Mitgliederbestand sich noch nachweisen läßt. Hierzu wirken die beiden voneinander unabhängigen, ganz selbständigen Arbeiten, die zu dem Bändchen aneinandergefügt sind, jedes in seiner Weise, zusammen. Dr Hack weist nach, daß Fulda ursprünglich die Unfreien nicht von seiner Mitgliedschaft ausschloß, so daß noch unter Rhabanus Maurus ein Unterschied nicht gemacht wurde. Seit Ende des 9. Jahrhunderts zählte indes auch Fulda zu den freiständigen Abteien, bis durch die Reformen unter Heinrich II. den Unfreien der Zutritt zum Kloster und sogar zur Abtswürde sich wieder öffnete. Erst 1507 begegnet ein Statut über das Erfordernis adeliger Geburt, aber die Reformdekrete des Nuntius Caraffa stellten 1627 dem adeligen Kapitel einen Konvent von bürgerlichen Benediktinern an die Seite. In dem mit Fulda nahe verbundenen Hersfeld

lagen die Verhältnisse ähnlich, nur daß dort die Nachrichten noch spärlicher sind als für Fulda. — Die zweite der zu diesem Bändchen vereinigten Arbeiten gibt weit mehr, als ihr Titel in Aussicht stellt, nicht nur Namen und Daten der Professen seit 1627, sondern alles, was an Mitgliedern sich nachweisen läßt, Novizen, Laienbrüder, auswärtige Professen und zu vielen derselben biographische und bibliographische Notizen, die ein mannigfaltiges Interesse gewähren. Recht bezeichnende Beiträge finden sich zur Geschichte der religiösen Aufklärung im katholischen Deutschland des 18. Jahrhunderts. Infolge der Universitätsgründung des Fürstabtes Adolf von Dalberg 1734 sah sich das Kloster veranlaßt, tüchtige Lehrkräfte aus auswärtigen Abteien heranzuziehen, was die Mitgliederzahl des Konventes, aber auch den Reichtum und die Bedeutung der hier gesammelten Mitteilungen um vieles erhöht hat. So ist mit Aufsammlung der Fragmente ein guter Anfang gemacht; hoffentlich kann im Verlaufe der Zeit aus handschriftlichen Quellen noch manches ergänzt werden.

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1911—1912. Siebenundzwanzigster Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr Jos. Plaßmann. Mit 37 Abbildungen. Lex.-8° (XVI u. 452) Freiburg 1912, Herder. *M* 6.50; geb. *M* 7.50

Ein Blick in das Inhaltsverzeichnis genügt, um sich von der Reichhaltigkeit auch dieses Jahrganges zu überzeugen. Auf allen Gebieten werden die Resultate der neuesten Forschungen geboten. Wir möchten namentlich auf die Anthropologie, Gesundheitspflege und Technik hinweisen, welche zeigen, wie der menschliche Geist immer tiefer in die Geheimnisse der Natur eindringt und bemüht ist, alle Kräfte derselben sich mehr und mehr dienstbar zu machen. Kurz gesagt, auch dieser Band ist eine wahre Fundgrube auf allen Gebieten der Naturforschung. Die Ausstattung ist eine vorzügliche, so daß auch dieser Jahrgang sich den früheren würdig anreiht.

Tierpsychologisches Praktikum in Dialogform. Von Karl Camillo Schneider, a. o. Professor der Zoologie an der Universität Wien. Mit 139 Figuren im Text. 8° (720) Leipzig 1912, Veit & Co. *M* 16.—

Der Verfasser hat hier die originelle Idee durchgeführt, die Hauptfragen der Tierpsychologie in Form eines Dialoges zwischen sieben Personen zu erörtern und durch diese eine Reihe von Versuchen als „Praktikum" anstellen zu lassen. Die Personen sind ein Psycholog, ein Biolog, ein Physiolog, ein Vitalist, ein Monist, ein Lamarckist und ein Darwinist. Eine Menge tierpsychologischer Probleme werden in drei Hauptteilen (Wahrnehmung, Handlung, Erfahrung) in einer Reihe von Kursen durchgenommen, wobei abwechselnd einer der sieben Beteiligten die Leitung der Versuche übernimmt und die andern ihre Gegenbemerkungen machen. So beschäftigt sich beispielsweise der zweite Kurs über „Formrezeption" mit der Frage, ob für die Sinnestätigkeit der Tiere ein psychischer Faktor anzunehmen sei. Der „Darwinist", dem fast wörtlich O. zur Strassens Ansichten in den Mund gelegt werden, hält als Leiter dieser Versuchsreihe die Annahme eines psychischen Faktors für eine „unnötige Belastung des Weltbildes" und will ohne ihn auskommen. Die Einwendungen, welche die andern Herren gegen seine Deutung jener Versuche erheben, geben Veranlassung zu einer neuen Versuchsreihe über „homogene und heterogene Reize" im dritten Kurs, dessen Leitung der „Lamarckist" übernimmt usw. Wenn man im 25. Kurs, der mit den Spielen der Ameisen und Wirbeltiere sich beschäftigt, den „Monisten" das Wort führen hört, so wird man die Anspielung auf Forel kaum verkennen. Nicht ohne Humor läßt der Verfasser hier den Monisten sich dagegen verteidigen, daß er „selber wie ein Scholastiker urteile"; „mein Kollege Wasmann würde seine Freude an mir haben". Zum Schlusse bringt im 31. Kurs der „Psycholog" — das scheint wohl der Verfasser selber zu sein — ein allgemeines „Weltschema" zu stande, das nicht bloß für die Tierpsychologie, sondern für die

ganze Welt gelten soll, weil „überhaupt alles Geschehen Bewußtsein ist und es auf der Welt gar nichts anderes gibt". „Es gibt eben zwei Arten von Bewußtsein: das ektropische und das entropische. Beide partizipieren am Sein der Welt." (S. 698.) An Allgemeinheit dürfte dieses idealistische Weltschema kaum etwas zu wünschen übrig lassen, wohl aber an Klarheit. Wenn man anorganische Prozesse wie die osmotische Gestaltung und die Myelinbewegungen für „Halluzinationen" zu halten im stande ist, wie der „Psycholog" (S. 696) es tut, dann kann man wohl auch ein halluzinatives Weltbild sich vorspiegeln, in welchem die Idee die „ektropisch gewordene Natur" ist (S. 697).

Schulkommissionen, ein wenig gewürdigtes aber höchst bedeutungsvolles Organ der örtlichen Schulverwaltung. Von Peter Malzbender. 8° (76) Köln 1912, Bachem. *M* 1.—

Wiederholt hat unsere Presse während der letzten Jahre auf die Bedeutung der leider so verkannten Schulkommissionen hingewiesen. Die vorliegende Broschüre ist eine Zusammenfassung der Artikel, die der Verfasser zuerst in der „Westdeutschen Lehrerzeitung" veröffentlichte. Er war um so mehr dazu geeignet, als er jahrzehntelang im Bergischen Lande tätig war, wo die Schulkommissionen als Ersatz der früheren Einzelschulvorstände unverzüglich eingerichtet wurden und mit Erfolg wirken. Es erscheint angebracht, auf den Inhalt der wichtigen Arbeit näher einzugehen. Sie handelt von denjenigen Schulkommissionen für eine oder mehrere Schulen, die auf Grund des § 45 des Volksschulunterhaltungsgesetzes neben den Schuldeputationen eingerichtet werden können. Ihr gesetzlicher Zweck ist die praktische Schulpflege, Mitwirkung bei der Erledigung vermögensrechtlicher Angelegenheiten und bei der Lehrerwahl, sowie vor allem Wahrung der konfessionellen Interessen, wozu die Schuldeputation wegen ihrer interkonfessionellen Gliederung ungeeignet ist. Obwohl das Gesetz sie überall, wo eine Schuldeputation besteht bzw. bestehen muß, nicht vorschreibt, hätte man angesichts ihrer großen Wichtigkeit doch erwarten sollen, daß allenthalben zu ihrer Einführung und wirksamen Betätigung nichts unversucht geblieben wäre. Und doch muß der Verfasser die fast peinliche Feststellung machen, daß man bis jetzt, also im sechsten Jahre nach der Veröffentlichung des Gesetzes, abgesehen vom Bergischen Lande, dem Niederrhein und der Westfälischen Mark nur ausnahmsweise zur Einrichtung der Schulkommission geschritten, ja daß ganze Bezirke total darauf verzichtet haben. Ferner, daß eingerichtete Kommissionen nicht gesetzentsprechend zur Mitarbeit herangezogen wurden, ja sogar bei den Gemeindebehörden und der Lehrerschaft auf Widerstand stießen und bei der Mehrzahl der Bevölkerung nichts als träge Teilnahmlosigkeit fanden. Unter den Lehrern sind es bezeichnenderweise die Herren vom Allgemeinen deutschen Lehrerverein, die aus ihrer Abneigung gegen die Schulkommissionen keinen Hehl machen, während der katholische Lehrerverband sich von aller Anfeindung fernhielt und Mitglieder der evangelischen Lehrervereine gar als eifrige Förderer der Schulkommissionen auftraten. Mit den vorgebrachten fadenscheinigen „Bedenken" räumt der Verfasser gut auf und bezeichnet offen als die wirklichen Ursachen dieser bedauerlichen Tatsache auf seiten der Behörden und Lehrer Sorge um den eigenen und Abneigung gegen den kirchlichen Einfluß auf die Schule und Mangel an aufrichtiger Schulpflege, vonseiten des Volkes Unkenntnis und Gleichgültigkeit. Des weiteren geht dann der Verfasser auf die Bedeutung der Schulkommissionen ein. Sie haben vorwiegend die Interessen der Eltern und der Kirche, die in der Schuldeputation nur ungenügend vertreten sind, zu wahren, sollen die zu einer ersprießlichen Erziehungstätigkeit so notwendige Verbindung zwischen Schule und Haus schaffen und endlich, was uns das Wichtigste scheint, das durchaus unentbehrliche Gegengewicht gegen die Schuldeputation mit ihrem einseitigen kommunalen Einflusse bilden. Wird daher die Einrichtung von Schulkommissionen vernachlässigt, so

wird sich zweifelsohne Charakter und Kompetenz der Schuldeputation zum großen Schaden unserer christlichen Volksschule allmählich verschieben und diese gegen die Auffassung des Gesetzes zuerst in der Idee, und dann, wie immer, in der Sache ausschließliche Angelegenheit der bürgerlichen Gemeinde werden. Soll also die Schule nach allen Richtungen gedeihen, sollen die konfessionellen Interessen, insbesondere auch bei der Lehrerwahl wirksam vertreten werden, dann ist die Gründung von Schulkommissionen unerläßlich. Als Muster gibt der Verfasser die städtische Anweisung für die Schulkommission von Langenberg im Kreise Mettmann bei. Als Mittel zur allgemeinen Einführung der Schulkommissionen bezeichnet er endlich Aufklärung des Volkes und Anträge bei den maßgebenden Behörden, eventuell Zuhilfenahme der berufenen Volksvertreter und Berücksichtigung der Angelegenheit bei den kommunalen Wahlen. Möge es bald keine Schuldeputation mehr geben, der nicht eine wirksame Schulkommission zur Seite steht. Hier öffnet sich für unsere neue Organisation zur Verteidigung der christlichen Schule ein schönes Wirkungsfeld. Das Nächstliegende ist doch, daß wir alle Mittel, die das Gesetz uns in die Hand gibt, zum Schutze der christlichen Schule ausnutzen, und da steht die vom Gesetzgeber selbst empfohlene Schulkommission an erster Stelle. In ihr ist auch für Tausende unter unsern Gebildeten, die nach Stellung und Einfluß berufen sind, die denkbar günstigste Gelegenheit, ihr praktisches Interesse an der Schulfrage zu betätigen und zur Sicherung der konfessionellen Schule mitzuwirken. Berlin mit seinen etwa 2900 Kommissionsmitgliedern kann hier ein Vorbild sein.

Die Erziehungskunst der Mutter. Ein Leitfaden der Erziehungslehre. Dritte vermehrte Auflage. 21.—50. Tausend. 8° (138) M.-Gladbach 1911, Volksvereinsverlag. 75 *Pf.*; zu hundert 70 *Pf.*

Das treffliche Büchlein bedarf des Lobes nicht mehr. Es hat seinen Weg schon gefunden. Es ist in seiner Art aber auch kaum übertroffen, leicht verständlich, von gewinnender Sprache, ein Schatzkästlein von praktischen Lehren und Ratschlägen, wie sie sich eine gewissenhafte Mutter in ihren täglichen Verlegenheiten nur wünschen kann. Wir hätten nur den einen Wunsch, daß die gelegentlichen Bemerkungen über das religiöse Moment in der Erziehung etwas mehr, vielleicht in einem eigenen Kapitel, zur Geltung kämen; nicht als ob es so irgendwie unterschätzt wäre, aber eine gesonderte und ausführlichere Würdigung würde doch seiner Wichtigkeit und auch der Auffassung des Volkes mehr entsprechen, und das Büchlein ist doch in seiner neuen Massenauflage auch den Frauen des Volkes zugedacht. Zu diesem Ende möchten wir u. a. auf den vorjährigen Hirtenbrief des hochw. Bischofs von Hildesheim „Die pädagogische Bedeutung des Dekrets über die Erstkommunion" aufmerksam machen. Das Büchlein eignet sich zur gemeinsamen Anschaffung in Müttervereinen.

Johann Ludwig Vives' **Pädagogische Hauptschriften „Die Erziehung der Christen" und „Über die Wissenschaften".** Aus dem Lateinischen übersetzt und mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen. Von Dr Th. Edelbluth, Seminardirektor in Münstereifel. [Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften aus alter und neuer Zeit. XXXVIII. Bd.] 8° (256) Paderborn 1912, Schöningh. *M* 2.20

Endlich kommt auch Vives, der Altmeister der christlichen Erziehungskunst, in der bewährten Schöninghschen Sammlung an die Reihe. Seine Schriften gehören zu den Perlen der pädagogischen Literatur aller Zeiten. Wychgram nennt ihn mit Recht überhaupt einen der glänzendsten Geister in der Geschichte des menschlichen Geistes, eines eingehenden Studiums wert wie wenige. Edelbluth bietet die beiden pädagogischen Hauptschriften Vives'. Die Übersetzung ist sehr gut und bringt die reizende Schlichtheit und unverblümte Geradheit der Urschrift unversehrt zum

Ausdruck. Die erste Schrift über Mädchenerziehung kommt heute, wo die Jugendpflege endlich auch die schulentlassenen Mädchen mehr erfaßt, sehr zur rechten Zeit. Was hier über weibliche Handarbeiten, Kochkunst, Leibespflege, Schminke und Wohlgerüche, vor allem aber über Sittenreinheit, Eingezogenheit, Vergnügungssucht und Liebschaften gesagt ist, trifft alles den Nagel auf den Kopf. Die Schrift sei also vor allem Lehrerinnen, aber auch weiblichen Erziehungsinstituten und Mädchenfortbildungsschulen empfohlen. Das zweite Buch „Über den Unterricht in den Wissenschaften", die geschätzteste Arbeit Vives', hat heute im allgemeinen wohl mehr kulturhistorischen Wert, ist aber in vielen Partien auch jetzt noch zeitgemäß, so z. B. Eigenschaften des Lehrers, seine Fehler beim Unterricht, Berücksichtigung der Eigenart des Schülers, die Bemerkungen über öffentlichen und privaten Unterricht und Befähigung zum Studium sowie über Lob, Tadel und Spiele. Überall tritt der Hauptkanon der Vivesschen Pädagogik, Einheit von Erziehung und Unterricht hervor. Die Anmerkungen des Übersetzers sind reichlich. Er hat die Sammlung durch ein wertvolles Bändchen bereichert.

Volkstümliche Redekunst. Erfahrungen und Ratschläge. Von Adolf Damaschke. 11.—12. Tausend. gr. 8° (VIII u. 96) Jena 1912, Fischer. *M* 1.—

Wenn der Verfasser es auch nicht im Vorwort sagte, daß er „in den letzten 25 Jahren" „mehr als 2000mal ‚volkstümliche Redekunst' in der Praxis anzuwenden gehabt", so würde doch das Büchlein selbst der beste Beweis dafür sein, daß es aus der Feder eines Praktikus der Beredsamkeit stammt. Da ist alles Leben und anschauliches Bild; die Schwierigkeiten und ihre Überwindung sind durchlebt; die Winke für den durchschlagenden Erfolg werden durch Beispiele aus der Wirklichkeit zur Nachahmung geradezu aufgenötigt. Kurz, ein Schriftchen, das seinen Erfolg verdient hat (in sieben Monaten 8000 Stück) und dem auch noch viel weitere Verbreitung zu wünschen ist.

1. **Die Kreuznacher Missionsmethode.** Herausgegeben und verlegt von den beiden katholischen Pfarrämtern Kreuznachs unter Mitwirkung der Missionäre der Kreuznacher Volksmission. gr. 8° (108) Kreuznach 1911, Kreuznacher Zeitung. *M* 1.50
2. **Die Volksmission zu Kreuznach** abgehalten von Franziskanerpatres der mittel- und süddeutschen Ordensprovinz (Mutterhaus Fulda, Regbez. Kassel, Kloster Frauenburg). Dargestellt und berichtet von einem Augenzeugen. Herausgegeben von den beiden katholischen Pfarrämtern in Kreuznach. 8° (106) Kreuznach 1911, Kreuznacher Zeitung. 60 *Pf.*

1. Jedem Pfarrer, der seiner Gemeinde die große Gnade einer heiligen Mission verschaffen will, ist ein Studium der in Kreuznach erprobten Methode dringend anzuraten. Er findet in dem Leitfaden alles, was von seiner Seite zu einem glücklichen Gelingen gefordert werden kann, mag er nun Vorbereitungspredigten halten oder durch Flugblätter u. dgl. die Werbearbeit leisten wollen.

2. Einen anschaulichen Überblick über die Mission selbst bietet dieser Bericht des Augenzeugen. Es ist solide, kräftige Kost, die von den hochwürdigen Herren den Gläubigen geboten wurde, und man begreift es, daß kein bloßes Strohfeuer unfruchtbarer Begeisterung, sondern wirkliche Früchte der Bekehrung ihren Eifer lohnten.

Pietà von Emanuel Dite. Aquarellgravüre, Rundbild, Durchmesser 50 cm, Blattgröße 78 · 100 cm, auf China mit Plattenrand. München 1912, Gesellschaft für christliche Kunst. *M* 30.—

Emanuel Dite, Professor an der Kunstgewerbeschule zu Prag, ist bekannt und beliebt geworden durch sein schönes Brustbild der Madonna, zu der ein Engel

drei Kleine führt, um ihr Kind anzubeten. Dieses von der Gesellschaft für christliche Kunst in Aquarellgravüre vor einigen Jahren reproduzierte Gemälde ist eine zarte Idylle voll Lieblichkeit. Tragischer Ernst liegt in dem von Dite in einen Kreis eingezeichneten Brustbilde der Schmerzensmutter. Sie hat ihres Sohnes Leiche auf ihren Schoß genommen, stützt sein hinsinkendes Haupt mit beiden Händen, beugt sich über ihn hin und küßt voll Ehrfurcht, Liebe und Trauer die Wundmale der Dornenkrone auf seiner Stirne. Die Todesstarre der heiligen Leiche ist sehr gut gegeben, ohne jedoch abstoßend zu werden. Ihre bläulichen Schatten, der dunkelblaue Mantel Marias und die graue Farbe ringsumher stehen im Einklang zur Szene, in der zwar tiefe Trauer herrscht, aber der Glaube mit dem Schimmer der sichern Hoffnung alles Leid versöhnt, weshalb die letzten Strahlen der untergehenden Sonne von oben und von der Seite her das Angesicht der Mutter und ihres Sohnes verklären. Ein Salbgefäß mit einigen balsamischen Blumen erinnert an die sorgsame Liebe, womit bald das Begräbnis folgen muß. Das Originalgemälde hat sich einen ehrenvollen Platz in der k. k. Landesgalerie zu Linz erworben und war würdig, in einer solch trefflichen, großen Aquarellgravüre weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden.

Se connaître. L'Examen. Par Louis Rouzic. 32° (192) Paris (o. J.), Lethielleux. *Fr.* 1.—

Se perfectionner. L'Idéal. Par Louis Rouzic. 32° (186) Paris (o. J.), Lethielleux. *Fr.* 1.—

Die beinahe allzu zierlichen Bändchen sind eine hübsche Gabe für die Jugend. Wer etwas Tüchtiges im Leben werden will, der muß sich und seine Zeit kennen, der muß von seiner Zeit sein und die Mittel anwenden, die die Zeit verlangt. Diese Gedanken führt der Verfasser im ersten Bändchen aus. Aber die Selbsterkenntnis ist nur die erste Stufe zur Höhe. Der junge Mann muß ein Ideal haben, ein hohes Ideal, das stetig dem Geiste vorschwebt, nach dem er unaufhaltsam ringt. Natur, Vorteile und Notwendigkeit des Ideals sind die Hauptgedanken des zweiten Bändchens. Aus beiden Schriften weht dem Leser warme Liebe für die gefährdete Jugend entgegen. Aber der Verfasser liebt nicht nur die Jugend, er kennt sie auch durch und durch, und diese mit Liebe verbundene Kenntnis gibt den Büchlein besondern Wert.

1. **Lebensweisheit heiliger Ordensleute.** Auf die einzelnen Tage des Jahres verteilt und mit Lebensbildern versehen von P. Tezelin Halusa O. Cist. 32° (138) M.-Gladbach 1911, Kühlen. Geb. 60 *Pf.*
2. **Das Schuldkapitel der Ordensperson.** Eine Studie. Von P. Tezelin Halusa O. Cist. 8° (102) Zweite Auflage. Paderborn 1912, Bonifatiusdruckerei. *M* 1.—

Von dem fleißigen aszetischen Schriftsteller P. Tezelin Halusa O. Cist. liegt ein neues Bändchen vor, das namentlich bei schlichten Klosterseelen Anklang finden wird. Es enthält kurze Lebensbeschreibungen von hochverehrten Heiligen nebst zahlreichen Aussprüchen, die den Geist der Heiligen veranschaulichen. Wer diese Lebensweisheit befolgt, wird sicher gut fahren. Da der Reinertrag des Büchleins dem Werke der Glaubensverbreitung zufließt, sei das Schriftchen doppelt empfohlen. — Das zweite Werkchen behandelt eine namentlich in den monastischen Orden hochgeschätzte Übung, deren Zweck darin besteht, die Observanz und damit den Orden selber aufrecht zu erhalten oder die in Verfall geratene Regel neu zu beleben. P. Tezelin behandelt ausführlich das Geschichtliche der Übung sowie den hohen Nutzen, den sie stets gewährt, wenn sie im wahren Geiste und nicht schablonenmäßig verrichtet wird. Kommunitäten, in denen das Schuldkapitel durch die Regel vorgeschrieben ist, sollten das Werk des erfahrenen Verfassers eifrig studieren. Laien

können aus dem Büchlein lernen, wie sehr die Orden die Vervollkommnung ihrer Mitglieder im Auge haben und wie ungerecht es ist, nach vorgefaßten Meinungen bestimmte Einrichtungen der katholischen Orden zu beurteilen.

Der sel. Robert Johnson und die Katholikenverfolgung in England. Von Ferdinand Ehrenborg S. J. 16° (190) M.-Gladbach (1912), Kühlen.

Aus mehreren hundert Märtyrern, die während der blutigen Katholikenverfolgung in England ihre Treue gegen die Kirche trotz Kerker, Folter und Henker glorreich bewährt haben, hat der Verfasser einen sich auserwählt, um an ihm gleichwie in einem Miniaturbild die ganze Natur der Verfolgung zu zeigen. Nur Dürftiges war in Bezug auf diesen Blutzeugen bisher bekannt, aber der Umstand, daß er seine geistliche Durchbildung im Deutschen Kolleg zu Rom erhalten und dieser für die Kirchengeschichte Deutschlands so bedeutsamen Bildungsstätte gerade in ihrem Heldenzeitalter angehört hatte, bringt ihn dem deutschen Leser nahe, wie er auch dem Verfasser, der für die geistliche Leitung der Priesterkandidaten im Deutschen Kolleg tätig ist, dadurch näher gerückt war. Die Nachrichten über den Helden sind zwar nicht sehr reichlich, aber mit so viel Sorgfalt aus allen Ecken und Enden zusammengesucht und so trefflich verwertet, daß man doch eine Vorstellung gewinnt und daß der Kenner der englischen Verfolgungsgeschichte sich angenehm überrascht findet. Dabei hat der Verfasser verstanden, fast alle jene Züge, welche der englischen Katholikenverfolgung ihr Gepräge geben, geschickt in diesem kleinen Lebensbild zum Ausdruck bringen, das dadurch als eine Geschichte der ganzen Verfolgung in nuce gelten kann. Der Wert des Büchleins wird wesentlich dadurch erhöht, daß der Verfasser auf die geistliche Vorbereitung und Ausrüstung des Märtyrers besonders eingeht und der Erziehungsweise im damaligen Germanikum wie in dem berühmten englischen Kolleg von Douay verständnisvolle Aufmerksamkeit schenkt. Die ansprechende Darstellung wird noch mehr belebt durch eine Anzahl glücklich gewählter Abbildungen, die durch Kühlens Verlagsanstalt vorzüglich ausgeführt worden sind, so daß sie trotz sehr starker Verkleinerung an Schärfe, Klarheit und Gefälligkeit ihre Vorlagen übertreffen. Das Büchlein bietet weit mehr, als sein zierliches, anspruchsloses Äußeres vermuten läßt; Priester und Priesterkandidaten können viel Heilsames daraus schöpfen.

Leben der ehrwürdigen Mutter Maria Salesia Chappuis aus dem Orden der Heimsuchung Mariä 1793—1875. Vom hochw. P. Alois Brisson. Neue nach dem französischen Original frei bearbeitete Übersetzung. 8° (XVI u. 372) Regensburg 1911, Pustet. *M* 3.—; geb. *M* 4.—

Mutter Maria Salesia Chappuis hat viele Jahre hindurch einen großen Einfluß auf die Geschicke ihrer Genossenschaft und auf zahlreiche Priester und Laien ausgeübt. Ganz vom Geiste des hl. Franz von Sales beseelt, baute sie ihre Wirksamkeit auf Güte und Sanftmut auf und stellte so in ihrer Person das vom heiligen Stifter gezeichnete Ideal in frischem Leben dar. Herzerquickend sind die Blätter, die von diesem Walten der Güte berichten, und wie immer man sich zu einigen Ansichten der begnadigten Ordensfrau stellen mag, ihre Tugend besitzt einen eigenen Reiz, den Reiz der alles ertragenden und verzeihenden Liebe, der unwillkürlich gewinnt.

Die deutsche Bearbeitung hält sich nicht sklavisch an das französische Original; vielleicht hätte die Übersetzerin sich noch mehr Freiheit gestatten können, um die Sprache fließender zu gestalten. In Frauenklöstern wird das Buch als Tischlektüre willkommen sein.

Ihm nach! Christusroman. Von Hans Eschelbach. kl. 8° (428) Bonn (o. J.), Veritasverlag. *M* 4.—; geb. *M* 5.—

Eschelbach hat nach ernsten, wenn auch nicht streng wissenschaftlichen Studien über die messianische Zeitgeschichte das Heilige Land besucht und dann gar noch

das erste Kapitel seines Romans „auf dem Rande des überfließenden Hiobsbrunnens" geschrieben. Diese Gewissenhaftigkeit ist ebenso erfreulich wie die Klugheit, mit der Eschelbach es vermeidet, Christus zur Hauptperson seiner Erzählung zu machen. So kann er sich an den wenigen Stellen, wo ein biblischer Bericht den Inhalt des Romans bildet, fast ganz auf die Wiedergabe der Evangelien beschränken. Doch ist es ihm nicht gelungen, den Charakter zweier biblischer Personen genau zu wahren. Bei Johannes dem Täufer fehlt die innige Heilandsliebe, die im Evangelium wie ein verklärender Schimmer um die rauhe Gestalt des herrlichen Mannes schwebt. Dagegen ist Judas Iskariot idealisiert. Sein Geiz ist nicht gemeiner Eigennutz; er stiehlt, um heimlich einen Kriegsschatz gegen die verhaßten Römer zu sammeln. Und auch sein Verrat soll diesem Plane dienen. Wenn der sanfte Wundertäter, meint er, seine übernatürliche Macht gegen die Schergen kehren muß, dann wird dieser Funke zur Flamme des Aufstandes wachsen, und das begeisterte Volk wird den zögernden Messias zum Kriege fortreißen. Ohne Zweifel ist in dieser Auffassung der Charakter des Verräters poetisch brauchbarer und psychologisch verständlicher, und in einem Roman darf man diese Abweichung von der Geschichte selbstverständlich nicht so ernst nehmen wie bei Renan und andern Rationalisten, die eben keine Dichtung, sondern Wahrheit bieten wollen. In den Mittelpunkt der Erzählung stellt Eschelbach den Kreuzträger Simon von Cyrene. Er läßt ihn von den Makkabäern abstammen und aus glühendem Wahrheitsdurst unter heldenmütigen Opfern die Schule Hillels aufsuchen. Dadurch erhält der Dichter Gelegenheit, die gesamte politische und religiöse Lage der Juden jener Zeit in seine Darstellung einzubeziehen und immer wieder zu zeigen, wie aus allen Nationen, Parteien und Schulen gerade die Edelsten unwiderstehlich zu Christus getrieben werden — bis die geheimnisvolle Stimme „Ihm nach!" auch in Simons Seele den Frieden bringt. Das Buch ist reich an packenden Szenen, und wenn es nicht gerade ganz hohe Kunst ist, so ist es doch eine durchaus achtbare Leistung.

Der kleine Abenteurer und andere Geschichten für Volk und reifere Jugend. Von Johannes Mayrhofer. [Deutsche Jugendschriften. VI. Bd.] 12° (142) Berlin (o. J.), Korzeniewski. *M* 1.50

Das schmucke Büchlein enthält drei hübsche Erzählungen, die in ihren Motiven und jugendlichen Helden zu einer gewissen, wenn auch losen Einheit verbunden sind: „Der kleine Abenteurer", „Zum Weihnachtsfrieden", „Unter der Erde". Alle eignen sich recht gut für die Kreise von Lesern, welche der Verfasser zunächst im Auge hatte. Nur mag noch hinzugefügt werden, daß man diese Geschichten auch unbedenklich jüngeren Lesern in die Hand geben darf. Besonders gut gefällt „Unter der Erde", worin Mayrhofer mit konkreter Anschaulichkeit die neuerdings vielbesprochenen unterirdischen Gänge zwischen Maastricht und Valkenburg im Rahmen einer spannenden Geschichte zeichnet.

Volks- und Jugendbücher. Für Volk und Jugend empfehlen sich an erster Stelle naturgemäß die Werke anerkannter Meister. Neuausgaben derartiger Schriften sind darum immer ein verdienstliches Unternehmen. Aschendorff hat in seinen reich illustrierten „Prachtausgaben wertvoller Jugendschriften" als siebte Nummer den Löwen von Flandern von H. Conscience (bearbeitet von Dr O. Heinrichs, geb. *M* 3.75) bereits in vierter Auflage erscheinen lassen. Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß dieser ebenso gediegene wie spannende Roman auch in Deutschland so viel Beachtung findet. Die romantischen Heldengestalten aus dem 14. Jahrhundert werden die Jugend hoffentlich noch lange begeistern und mit wahrer Vaterlandsliebe erfüllen. — Der Verlag Bachem in Köln veröffentlicht unter dem Titel „Aus allen Zeiten und Ländern" eine Reihe gut ausgestatteter, wertvoller Schriften, von denen hier die folgenden drei, deren jede broschiert *M* 2.50, geb. *M* 3.— kostet,

besonders erwähnt seien: Aus der Franzosenzeit. Von Fritz Reuter (mit vier Bildern) bildet Nr X der Sammlung. Das berühmte Werk des Mecklenburger Dichters hat eine neue Bearbeitung von Gerhard Hennes erfahren, die allen willkommen sein wird, denen der Reutersche Dialekt Schwierigkeiten bereitet. Der Dialog ist in Mundart, die Handlung aber in Hochdeutsch wiedergegeben. So wird in der Tat der Leser, unterstützt durch ein kleines Wörterverzeichnis im Anhange, eingeführt und angespornt, die Schriften Reuters im Original zu lesen. — Nr IX der Sammlung, W. Hauffs „Lichtenstein" (mit einer Zeichnung), versetzt in das 16. Jahrhundert, die Zeit Ulrichs von Württemberg. Seit seiner Entstehung im Jahre 1826 hat dieses bedeutendste Werk des frühverstorbenen Dichters immerfort zahlreiche Leser gefesselt, und es wird dank der Anmut und Poesie, mit der es das schöne Schwabenland umgibt, auch fernerhin beliebt bleiben. — Der Münsterbaumeister von Straßburg von K. Th. Zingeler hat bereits in dieser Zeitschrift (LIX [1900] 592) eine anerkennende Besprechung gefunden. Die neue schmucke Darbietung (Nr XI der Sammlung, mit vier Bildern) wird auch ihrerseits die Teilnahme für das düstere Schicksal Meister Erwins und die Freude an dem herrlichen Gotteshause lebendig erhalten.

Miszellen.

Datierung einer alten Rolle. Man schrieb in alten Zeiten nicht in Bücher, welche man umblättert, sondern auf lange Streifen, welche aufgewickelt wurden. Die letzten Abkommen des alten Volumen und des Rotulus waren in den Kirchen die Rollen, aus denen der Diakon am Karsamstag das Exsultet sang, die er so abwickelte, daß der Streifen über der Kanzelbrüstung herabhing (vgl. die Abbildungen in dieser Zeitschrift LVI [1899] 276 u. 285). Die Buchstaben standen dann freilich auf dem Kopfe, aber die Bilder waren so gemalt, daß sie vor dem Volke die richtige Lage hatten. In den Rechnungsstuben der Rathäuser und Kirchen bediente man sich bis ins 13. Jahrhundert, ja noch länger der Rollen, um auf sie die einlaufenden Rechnungsposten zu verzeichnen. Die Vatikanische Bibliothek erhielt vom Kurfürsten Maximilian I. von Bayern mit der Heidelberger Bibliothek 1623 eine Rolle, welche Ulrich Fugger wahrscheinlich mit der Bibliothek des Gianozzo Manetti gekauft hatte und welche von einem der aus Griechenland vor den Türken geflüchteten Christen stammte. Sie ist heute noch etwa 10½ m lang, hatte aber, bevor Anfang und Ende verloren gingen, an 20 m Länge bei etwa 0,315 m Höhe. Auf ihr sieht man in leicht getönten Konturzeichnungen 23 (ehedem etwa 30) Szenen aus dem Buche Josue. Die Gelehrten haben sich seit etwa 50 Jahren viel mit dieser Rolle beschäftigt. Winkelmanns Ansicht, sie sei eine der ältesten Handschriften der Welt, wurde von ihnen so wenig angenommen, daß Venturi und die große englische Paläographie die Rolle bis ins 10. Jahrhundert nach Christus herabsetzten, Garrucci in die Zeit vor dem 9. Jahrhundert, Unger ins 8. Jahrhundert. Labarte und Schnaase stimmten, wie schon d'Agincourt getan hatte, für das 7.–8., Frantz, Bayet

und Pératé für das 7. Jahrhundert. Weiten Spielraum behielt sich Kraus vor, der sie datierte: 7.—10. Jahrhundert. Neuestens ging man wieder hoch hinauf, indem Graeven mit Kondakoff und andern für das 5. oder 6. Jahrhundert eintraten. Woher kommen so große Schwankungen? Zeugen sie nicht gegen die Zuverlässigkeit der Kritiker? Müssen sie darum nicht mißtrauisch machen gegen alle Zeitbestimmungen dieser Art? Es war bis jetzt schwer, die Handschrift ruhig zu studieren; denn Fremde finden in der Vatikana so viel, daß ihnen oft kaum Zeit bleibt zum ruhigen Studium eines so unbequem zu handhabenden, 10 m langen Pergamentes, das erst in jüngster Zeit (1902) durch Ehrle in seine ältesten Bestandteile zerlegt und in handliche Form gebracht worden ist. Wenig später (1905) hat dann unter ihm die Verwaltung der päpstlichen Bibliothek bei Hoepli in Mailand die Zeichnungen der Rolle in natürlicher Größe, teilweise auch in Farben, herausgegeben mit einem Texte, der sie zum ersten Male in allen Teilen mit hoher Sachkenntnis und wissenschaftlicher Gründlichkeit behandelt. Die Forscher hatten bis jetzt unterlassen, den Text der Rolle von den Bildern zu sondern, obwohl er zum großen Teil viel später entstand als Werk zweier Hände, einer älteren, die nur in den Bildern kurze Angaben über Namen und Gegenstände der Dargestellten verzeichnet, und zwar in Kapitalbuchstaben, ohne Akzente und Spiritus, aber in sorgsamer Ausführung. Eine zweite Hand fügte in Unzialbuchstaben mit Akzenten und Spiritus in ziemlich nachlässiger Ausführung nicht nur in den Bildern weitere kurze Namensangaben bei, sondern setzte auch unter die Bilder auf den Rand Auszüge aus dem griechischen Texte des Buches Josue, welche sich auf die einzelnen Szenen der Rolle beziehen. Da die zweite Hand im 10. Jahrhundert, die erste jedoch früher tätig war, haben sich jene, welche die ganze Rolle ins 9. oder 10. Jahrhundert setzten, durch die jüngere Schrift verführen lassen. Sie hatten recht mit Rücksicht auf einen großen Teil des Ganzen. Ihr Irrtum wird noch erklärlicher durch zwei Umstände. Erstens ist die Tinte oder Farbe, womit der jüngere Schreiber arbeitete, nicht sehr verschieden von den Konturen der Bilder; dann aber hat vielleicht eben jener zweite Schreiber manche unscheinbar gewordene Konturen der Bilder erneuert. Die vatikanische Publikation beweist aber die noch wichtigere Tatsache, daß die vorliegende Rolle aus einer älteren kopiert ist. Diese ältere diente nicht nur der vatikanischen Rolle als Vorlage, sondern auch andern Handschriften, z. B. zwei Oktateuchen derselben Vatikanischen Bibliothek, deren Bilder nach photographischen Aufnahmen auf zwölf Tafeln der Publikation beigefügt sind. Die Publikation tut sogar dar durch eingehende Bemerkungen und scharfsinnige Untersuchungen, daß das Original erst kopiert wurde, nachdem es durch den Gebrauch viel gelitten und an manchen Stellen verwischt oder abgeblättert war. Der Kopist hat bei seinen Ergänzungen Fehler begangen, die in Widerspruch stehen zu den gut wiedergegebenen Resten der ursprünglichen Handschrift oder zu andern Kopien derselben. Jene Forscher werden dadurch entschuldigt, welche die Rolle ins 5. oder 6. Jahrhundert oder noch höher hinauf datierten. Sie sahen Zeichnungen vor sich, welche des „goldenen Zeitalters der altchristlichen Kunst" würdig waren, und versetzten dieselben

in jene Zeit. Wäre die Kopie ein Original, so würden sie recht behalten haben. Der Kopist ist vielleicht der Schreiber, welcher jene kurzen Angaben in Kapitalbuchstaben schrieb, dann auch die Farben und einzelne Konturen des Originals ergänzte. Er tat dies im 7. oder 8. Jahrhundert, nach einer Vorlage des 5. oder 6. Jahrhunderts. Somit ist bei Beurteilung des Ganzen dreierlei zu unterscheiden: das um 500 entstandene Original, die um 700 angefertigte vatikanische Kopie und der um 900 beigefügte jüngere Text. Die Rolle dürfte in Konstantinopel angefertigt worden sein, das Original ebendaselbst oder in Alexandrien. Viel Scharfsinn und Arbeit war aufzubieten, um zu solchen Ergebnissen zu gelangen auf Umwegen, die, wenn sie auch nicht geradeaus zum Ziele führten, doch weiter förderten und ihm immer näher brachten. Selten löst der Mensch schwierige Fragen beim ersten Versuch, aber Beharrlichkeit läßt doch zuletzt das ganze Licht der Wahrheit finden.

Die christliche Schule. Auf dem Gebiete der Schule gärt es überall in deutschen Landen. Besonders Bayern ist neuerdings zum Schauplatz erbitterter Schulkämpfe geworden. Erfreuliches und Unerfreuliches war von ihnen zu berichten, an Tröstlichem aber vor allem die Gründung des Landesverbandes der katholischen geistlichen Schulvorstände, die zu Ende des Jahres 1909 erfolgte. Sie war wie eine befreiende Erhebung von wirklich imponierender Tatkraft, der deutlichste Ausdruck des energischen Willens, endlich einmal festen Fuß zu fassen und den Gegnern der christlichen Volksschule auch nicht den leisesten Zweifel darüber zu lassen, daß man nicht gesonnen sei, auch nur den geringsten Teil der überlieferten Schulrechte preiszugeben. Der Gang der Dinge in Bayern war und ist allerdings bedrohlich genug; wenn aber das der Erfolg der liberalen Offensive ist, dann soll es uns recht sein. Vor einiger Zeit las man von unterirdischen Flüssen in Deutschland. Es sind Wasserläufe, die gleich in machtvoller Stärke zu Tage treten und schon wenige Schritte von ihrer Quelle entfernt mächtige Krafterzeuger sind. Mit diesen möchten wir den Landesverband der katholischen geistlichen Schulvorstände Bayerns vergleichen. Wenn eines, dann hat die Begeisterung und das Herbeiströmen von Tausenden auf seinen Aufruf hin schlagend bewiesen, daß für unsere Verteidigung der christlichen Schule die lang ersehnte Zeit der Organisation und großer Zusammenschlüsse endlich gekommen ist. Der neugegründete Landesverband der geistlichen Schulvorstände Bayerns hat aber nicht nur den Entschluß zur Tat bewiesen, er zeigt auch in seinem Organ, daß er sich auf gutem Wege befindet und die Rettung der christlichen Volksschule und die Hut der verfassungsmäßigen Rechte auf richtige Weise angreift. Wenn wir das Ideal einer Zeitschrift zeichnen müßten, die zu erfolgreicher Schutzwehr unserer christlichen Volksschule gegründet werden sollte, dann hätten wir der Anforderungen gar viele zu stellen. Sie müßte korrekt, praktisch, modern, im edelsten Sinne fortschrittlich, universal, wissenschaftlich und volkstümlich, maßvoll und klug und vor allem furchtlos sein. Das ist gewiß kein bescheidener Wunschzettel, aber wer sich hoher Ziele vermißt, muß sich auch hohe Ansprüche gefallen lassen. Und die Schulfrage ist doch die Kardinalfrage unter allen, an

deren Lösung wir uns abmühen und womit unsere fragelustige Zeit uns noch fortgesetzt überschütten mag. Sie ist insbesondere für uns deutsche Katholiken einfachhin das große Problem des 20. Jahrhunderts, von dessen Entwicklung unsere religiöse und gesellschaftliche Zukunft in erster Linie abhängt. Die Lage unserer romanischen Glaubensbrüder kann uns das nur bestätigen. Ein Kampf von solcher Bedeutung kann aber nur im rechten Geiste geführt siegreich sein, und diesen müßte daher das Organ auf das treueste widerspiegeln. Es müßte zunächst die wahren Grundsätze mit unentwegter Festigkeit vertreten, auch in verwickelteren Fragen, ja die Korrektheit müßte garantiert sein. Schon das allein ist keine geringe Forderung in einer Zeit, wo die unveräußerlichen Rechte der Kirche auf die Schule bisweilen selbst in aufrichtig wohlgesinnten Kreisen so wenig Verständnis finden. Hier bedarf es der liebevollen und geduldigen Aufklärung, die nicht müde wird, immer wieder zu zeigen, daß diese Ansprüche nicht auf längst verblichener Schulherrlichkeit beruhen, noch weniger aus Abneigung gegen den Staat erhoben werden, sondern im innersten Wesen der Kirche begründet und somit, wenn auch nicht in ihrer äußeren Form, doch ihrem Geiste nach für alle Zeiten und alle Schultypen unabänderlich dieselben sind. Das Organ müßte ferner praktisch sein. Es soll ja rettende Wege weisen und die höchsten Interessen unseres Volkstums schirmen. Die Schulfrage ist eben die praktischste von der Welt. Nur die Tat kann sie lösen und löst sie auch fortgesetzt leider im Sinne unserer Gegner; denn auch hier sind die Kinder der Finsternis findiger und rühriger als die Kinder des Lichtes. Eine weitere Bedingung wäre die hoher, vorwärtsstrebender Wissenschaftlichkeit. Heutzutage ist nun einmal nur der Fortschritt werbend, oft sogar der falsche und irreführende. Wer die christliche Schule retten will, muß sie demnach fördern, muß aufmerksam und unablässig am Spinnrade der Zeit stehen und die vielen verschlungenen Fäden, die sich zur modernen Schulkunde vereinen, kritisch prüfen und zu trefflichem Gewebe kunstgerecht verflechten. Die Zeitschrift müßte also eine Werkstatt echt christlicher Pädagogik sein, nicht eine Ablagerungsstätte für die pädagogische Überproduktion unserer Tage, sondern ein Filter, der aus der beängstigenden Fülle von Vorschlägen und Ideen nur das sammelt und sichtet, was sich mit dem köstlichen Lehr- und Erziehungsgute der Vorzeit zu harmonischem Schatze eint. Und diese wertvolle Ausbeute müßte aus ihrer fachwissenschaftlichen Vereinsamung herausgehoben und in gemeinverständlicher, schöner Form den vielen geboten werden, denen das Wohl unserer christlichen Schule am Herzen liegt und die zu ihrer Verwertung berufen sind. Die Taktik endlich müßte durch Maß und Klugheit gleich ausgezeichnet sein. Wir haben wahrhaftig keine Veranlassung, den übermächtigen Feind durch maßloße Forderungen zu reizen oder wertvolle Sympathien zu verscherzen und die so bitter notwendige Eintracht im eigenen Lager zu erschweren oder gar zu zerstören. Noch mehr aber bedürfte es des Mutes, echten Makkabäermutes, der, allem Pessimismus abhold, im Hinweise auf das hohe Ziel, die Gerechtigkeit der Sache und unsere vielfach noch unausgenutzte Kraft die fast erstorbene Zuversicht in dem Herzen

so vieler wahren Schulfreunde neu beleben und sie die Pfade kraftvoller, siegreicher, wahrhaft christlicher Schulwehr führen müßte.

Das wäre das Ideal. Ideale existieren nicht, aber „Die christliche Schule", das offizielle Organ des Landesverbandes der katholischen geistlichen Schulvorstände Bayerns, dessen zwei erste Jahrgänge in stattlichen Bänden vor uns liegen, strebt ihm doch zu. Sie ist mit ihrem reichen, allseitigen Inhalte ein wahres Magazin für das Volksschulwesen, durch steten Hinblick auf die Schulpraxis gerichtet, eine mutige Vorkämpferin für unser christliches Schulprogramm, aber getreu dem Grundsatze positiver Arbeit, immer auf prinzipieller Höhe. Besonders verdient hervorgehoben zu werden, daß die Mitarbeiter fast ausschließlich dem Welt- und Ordensklerus angehören, so daß die Zeitschrift zugleich ein ehrenvolles Zeugnis ist für das lebendige Interesse, das Bayerns katholische Geistlichkeit an der Volksschule nimmt, und wie sehr ihr die Förderung derselben Herzenssache ist. So rechtfertigt sie aber auch laut und entschieden vor aller Welt, selbst den unentwegten Vertretern der Fachaufsicht gegenüber, die Ansprüche des bayrischen Klerus auf die Volksschule, indem sie beweist, daß er das Ererbte erwerben will, um es zu besitzen. Möge denn die Schriftleitung das glücklich Begonnene immer mehr ausbauen und vertiefen, auf daß „die christliche Schule" in stets höherem Grade sei eine Lehr- und Lernstätte für die Mitglieder des Landesverbandes der katholischen geistlichen Schulvorstände Bayerns, ein Hort der konfessionellen Schule und eine Führerin zu Christus.

Der Blaue Reiter. Herr Kandinsky, der Verfasser des Buches „Über das Geistige in der Kunst", macht uns in einer Zuschrift darauf aufmerksam, daß „Der Blaue Reiter" nicht eine Künstlervereinigung ist, wie in dem Artikel „Moderne Malerei von gestern und heute" (Stimmen aus Maria-Laach LXXXIII 145 ff) behauptet sei, sondern ein Buch über Kunst. Die zwei Ausstellungen, von denen in dem Artikel die Rede sei, wären veranstaltet von den Herausgebern dieses Buches und stellten keineswegs Vereinsausstellungen dar. Das letztere wurde aber in dem Artikel nicht behauptet, und unter Künstlervereinigung haben wir nicht eine juridisch konstituierte, sondern nur eine durch das Band gleicher Ideen zusammengehaltene Vereinigung verstanden wissen wollen. Für den Beweisgang unseres Artikels ist es übrigens völlig belanglos, ob es sich um eine Vereinigung in diesem oder in jenem Sinne handelt. Daß „Der Blaue Reiter" in erster Linie ein Buch ist, haben auch wir entsprechend an erster Stelle hervorgehoben.

Der Stern von Bethlehem.

Das merkwürdige Gestirn, das einst das „Licht der Welt" verkündet und seit neunzehn Jahrhunderten die heilige Nacht der christlichen Völker verklärt, ist gleichwohl dem forschenden Geiste dunkel geblieben, dunkel seinem Ursprung und seinem Wesen nach.

War es eine wunderbare Lichterscheinung, welche die orientalischen Weisen — etwa der Feuersäule beim israelitischen Wüstenzug vergleichbar — zum ersehnten Ziele führte, oder war es ein natürliches Himmelslicht, etwa eine Sternschnuppe, eine Feuerkugel, ein Komet, ein hell aufleuchtender neuer Stern, eine auffallende Konjunktion von Planeten? Was war es? Theologen und Astronomen haben sich in Mutmaßungen erschöpft.

Von astronomischer Seite wurden vor allem die Erscheinung einer Nova und die einer Konjunktion von Jupiter und Saturn in Erwägung gezogen. Kepler war der erste, der die Ansicht vertrat, es handle sich wohl um die damalige Konjunktion der beiden Planeten im Sternbild der Fische vom Jahre 7 vor unserer Zeitrechnung, eine Erscheinung, deren Bedeutung vielleicht durch das Aufglänzen einer Nova — ganz wie zu seiner Zeit im Jahre 1604 — noch erhöht worden sei. Das Wesentliche dieser Idee, d. h. die Konjunktion unter Beiseitelassung der nicht erweisbaren Nova, haben sich u. a. die Astronomen Ideler, Encke und Pritchard zu eigen gemacht. Wie Kepler berechneten auch sie die Tage der Konjunktion. Ihre Ergebnisse bedurften indes mit Rücksicht auf die Unvollkommenheit ihrer Hilfsmittel einer Nachprüfung. Diesem Zweck genügten schon die trefflichen und doch höchst einfachen Planetentafeln Neugebauers. Hontheim [1] und Kritzinger [2] haben sich ihrer bedient und fanden übereinstimmend als Zeiten

---

[1] Katholik 1908 II 187—195.

[2] Der Stern der Weisen, astronomisch-kritische Studie von Hans Hermann Kritzinger. (120) Gütersloh 1911. Ein in mancher Beziehung sehr lehrreiches Schriftchen! Zwar können wir das Endergebnis des Verfassers nicht unterschreiben; aber die Sicherheit der astronomischen Basis, die Anschaulichkeit der Darstellung in Wort und Bild und die geistreiche, wenn auch nicht immer zuverlässige Kombination verdienen unsere volle Anerkennung.

der Konjunktur: Mai 29, Oktober 4, Dezember 5 des Jahres 7 vor unserer Zeitrechnung. So auch (zufällig) schon Encke.

Auf eine große Genauigkeit der Rechnung kommt es übrigens hier gar nicht an; denn wenn auch die Keplersche Deutung richtig wäre, so konnten die sternkundigen Magier mit ihren Hilfsmitteln unmöglich den Tag der wahren Konjunktion genau bestimmen. Ist aber die Konjunktionshypothese überhaupt zulässig? Das ist die Kardinalfrage. Man hat dafür folgende Gründe geltend gemacht: 1. Es steht historisch fest, daß Christus um 7 vor unserer Zeitrechnung geboren ist[1]. 2. Aus jener Zeit ist uns keine andere auffallende Sternerscheinung bekannt. 3. Die dreimalige Konjunktion von Jupiter und Saturn ist höchst merkwürdig, da sie „sogar seltener ist als das Zusammensein aller Planeten in einem Tierkreiszeichen“ (Kritzinger). 4. Nach Aussage des jüdischen Exegeten Abarbanel (1437—1508) sind den Sternkundigen gerade die Zusammenkünfte von Jupiter und Saturn höchst bedeutungsvoll für das irdische Leben. Die Konjunktion von Jupiter und Saturn in den Fischen sei das Wahrzeichen des kommenden Messias[2], denn die Fische seien die eigentliche Konstellation der Israeliten. Abarbanels Gründe sind allerdings kabbalistischer Natur; es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß seine Ansicht auf eine alte jüdische Tradition zurückgeht.

Nach alledem kann der Konjunktionshypothese eine gewisse vorläufige Berechtigung nicht abgesprochen werden. Wir dürfen ihr sogar unbedenklich einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zuschreiben, wenn sie sich auch dem Bericht bei Mt Kap. 2 fügt. Ist dem aber so? Manche neuere Exegeten antworten zuversichtlich mit „Ja“; aber ihre Erklärungen befriedigen in mehr als einem Punkte nicht. Schon das erste Bedenken: „Das Planetenpaar Jupiter und Saturn ist doch nicht ein Stern *(ἀστήρ)*!“ ist bis jetzt nur scheinbar beseitigt. Man sagt, *ἀστήρ* bedeute außer „Stern“ auch „Konstellation“. Das ist richtig; aber kann es auch zwei nahe beieinander stehende Planeten bezeichnen? Entscheidend scheint mir der babylonische Sprachgebrauch, der für die orientalischen Sternkundigen, also auch für die Magier maßgebend war. Im Babylonischen kann nun kakkabu einen Stern, ein Sternbild, selbst ein kleineres Meteor und den Kopf eines

---

[1] Eingehend hierüber Hontheim, in Katholik 1907 II 15 ff 113 ff. Seiner Ansicht nach ist unser Herr um die Jahreswende 8/7 vor unserer Zeitrechnung geboren. Kritzinger hat sich (S. 102—104) auf einige Andeutungen beschränkt.

[2] Hierauf legt u. a. P. Hontheim (Katholik 1907 II 117 f; 1908 II 192) besondern Wert.

Kometen bezeichnen, niemals aber ein Planetenpaar. Dies kommt daher, daß jedem Planeten von alters her eine besondere, scharfbegrenzte mythologische und astrologische Bedeutung zukam. Die Schwierigkeit ließe sich nur dadurch beheben, daß man Jupiter allein als den „Stern" ansieht, der aber durch sein wiederholtes Zusammentreffen mit Saturn eine besondere Bedeutung erlangte. Nach uralter babylonischer Anschauung repräsentiert ja der Planet Jupiter den König des eigenen Landes (damals Akkad) und seine Annäherung an Saturn (den nächtlichen Vertreter der Sonne) verhieß ebensosehr eine Fülle des Segens, wie seine Annäherung an Mars unheilverkündend war.

Hier erhebt sich aber die Frage, ob und wieweit bei der Deutung des Sternes durch die Magier allenfalls astrologische Anschauungen vorausgesetzt werden dürften, ohne der Würde der Offenbarung zu nahe zu treten. Die Heilige Schrift selbst gibt uns hierüber teils unmittelbar teils mittelbar genügenden Aufschluß.

Der Evangelist nennt die Weisen aus dem Morgenlande *μάγοι*. Der Ursprung dieser Bezeichnung (vielleicht vom sumerischen emgu „weise" oder dem babylonischen Priesternamen maḫḫu herrührend) ist hier belanglos. Wichtig dagegen ist die Tatsache, daß Magie und Astrologie teils unterschieden teils identifiziert wurden. Letzteres beruht darauf, daß alle magischen Künste (Eingeweideschau, Becherwahrsagung usw.) vielfach dasselbe Ziel verfolgten wie die Astrologie. Die Magier werden auch „Chaldäer" genannt, die im Altertum durch ihre Sternkunde berühmt waren. Es wäre indes ein Unrecht, wenn man alle Chaldäer und Magier abergläubischen Treibens beschuldigen wollte. Der sehr gut unterrichtete Strabo (65 v. Chr. bis 24 n. Chr.) sagt ausdrücklich, es gebe in Babylonien einheimische Weise, die sich mit Sternkunde befassen und Chaldäer genannt werden; einige derselben befaßten sich allerdings mit Nativitätsstellerei; die übrigen aber wollten von ihnen nichts wissen[1]. Das Zeugnis Strabos fällt um so mehr ins Gewicht, als er Zeitgenosse der Weisen aus dem Morgenlande war. Ob letztere aus Babylonien oder aus Persien stammen, so ist doch so viel gewiß, daß ihre Benennung „Magier" durchaus noch keinen Makel ihres Berufes andeutet. Und selbst wenn sie bis zu einem gewissen Grad im Glauben an die Vorbedeutung der

[1] Mehr hierüber bei Kugler, Die babylonische Mondrechnung, Freiburg 1900, 204 ff.

Gestirne befangen gewesen wären, so könnte das weder unsere Hochschätzung vermindern noch auch die Ankündigung Christi durch ein Gestirn als Bekräftigung abergläubischer Vorstellungen erscheinen lassen. Um dies darzutun, betreten wir für einen Augenblick ein anderes, aber nahe verwandtes Gebiet.

Die Traumdeutung, wie sie im ganzen Altertum im Schwange war, ist zweifellos Aberglaube. Und doch hat es einige Fälle gegeben, in denen Gott durch Träume seine Offenbarung vermittelte. Man denke nur an Joseph von Ägypten und Daniel. Damit war weder der Offenbarungscharakter der Träume ausgesprochen noch einer systematischen Traumdeuterei Vorschub geleistet. Wie das Wunder, damit es seinen Zweck erfülle, nicht nur ein seltenes, sondern auch alle Kräfte der Natur offenkundig übersteigendes Ereignis sein muß, so auch der göttlich beglaubigte prophetische Traum. Doch besteht zwischen letzterem und dem eigentlichen Wunder ein mehrfacher Unterschied. Die physiologischen Vorgänge, die jene Traumvorstellungen erzeugen, können auf einem unmittelbaren Eingreifen Gottes beruhen; sie können aber auch rein natürlich sein, doch so, daß der Schöpfer sie als notwendige Resultate der in Betracht kommenden biologischen Kräfte gewollt hat, als er sein Fiat sprach. Was hier notwendig übernatürlich sein muß, das ist nicht die Deutungsfähigkeit des Traumes, sondern die prophetische Gabe, ihn sicher zu deuten. Als Garantie für ihren wirklichen Besitz konnte schon die Heiligkeit des Propheten angesehen werden; aber volle, jede Skepsis niederschlagende Gewißheit brachte erst die tatsächliche genaue Erfüllung, sei es in dem betreffenden, sei es in andern vorausgegangenen Fällen. Darin lag aber ein fast ebenso scharfes Kriterium wie in dem offensichtlich übernatürlichen Charakter des Wunders. Eine sorgfältige Prüfung des Tatbestandes bedarf auch letzteres; denn es gab in der Geschichte der Menschheit nicht nur trügerische Traumdeutungen und Prophezeiungen, sondern auch Scheinwunder mannigfacher Art.

Mit dem gleichen Recht konnte sich servatis servandis eine Offenbarung an eine auffallende Himmelserscheinung knüpfen. Eine solche Art göttlicher Mitteilung gehört freilich ausschließlich einer Zeit an, die vom Traum- und Sternglauben völlig beherrscht war; aber weit entfernt, daß darin ein Zugeständnis an letztere lag, war gerade dieser Glaube der geeignetste Boden, die himmelhochragende Überlegenheit der wahren Gotteserkenntnis über das Heidentum in überraschender Weise darzutun.

Und noch eins! Die Anschauung der Alten, daß ein außerordentliches Naturereignis irgend eine irdische Begebenheit ankünde, kann auch nicht

einfachhin als Aberglaube bezeichnet werden; es war an sich ein unschuldiger Irrtum, der sich bei der damaligen Unkenntnis der Naturgesetze kaum überwinden ließ. Zum Aberglauben wurde jene Ansicht erst durch das Hinzukommen polytheistischer Vorstellungen oder des Glaubens an ein blindes, die Freiheit zerstörendes Verhängnis. Völlig losgelöst von solchen Dingen und gestützt auf den Glauben an einen einzigen Schöpfer und Regierer der Welt, der die Gestirne und Herzen der Könige lenkt, war die geläuterte Astrologie im Grunde nur ein philosophischer Irrtum — ganz ähnlich der pythagoreisch-platonischen Zahlenmystik, die das Wesen und Wirken aller Dinge aus den Zahlenverhältnissen schließen wollte — und die u. a. auch der hl. Augustin zum Teil sich zu eigen gemacht hat. So läge denn auch nichts Unschickliches darin, wenn man die Möglichkeit zugäbe, daß die heiligen Magier durch ihren Stand und als Kinder ihrer Zeit an einen innigen Zusammenhang der astralen Vorgänge und der irdischen Lebensschicksale geglaubt haben.

Anknüpfend an diese Anschauung konnte Gott durch innere Einsprechung jene Deutung des Sternes einflößen, die ihre Reise nach Jerusalem bestimmt hat. Inwieweit sie möglicherweise schon von der prophetischen Kunde vom kommenden Erlöser beeinflußt waren, das liegt außerhalb des Gesichtskreises unserer Erkenntnis. Aber gewiß ist, daß sie in dem himmlischen Zeichen die zur Tatsache gewordene oder bevorstehende Geburt des göttlichen Königs im fernen Judenland erkannt haben. War der Stern ein natürliches Phänomen, so konnte seine Gleichzeitigkeit mit der Geburt Christi zufällig sein; sie konnte aber auch im Plane der Weltschöpfung eigens vorgesehen sein. Eines Wunders bedurfte es dann ebensowenig wie bei einer gewöhnlichen Gebetserhörung[1]. War aber der Stern wirklich nichts weiter als ein Planet oder ein sonstiges Gestirn?

Unseres Erachtens widerspricht dieser Auffassung der evangelische Text Mt 2, 9—11: „Als sie den König gehört hatten, zogen sie hin. Und siehe, der Stern, den sie im Aufgang (Osten) gesehen hatten, ging vor ihnen her, bis er hinkam und stand oben über (dem Ort), wo das Kind war. Als sie den Stern sahen, hatten sie sehr große Freude. Und sie gingen in das Haus und fanden das Kind. . . .“

[1] Wenn wir um günstiges Wetter, gesegnete Ernte, Genesung beten, so wenden wir uns in der Regel nicht an die Wundermacht Gottes, sondern an seine liebreiche Vorsehung, die unser Gebet schon vor Grundlegung der Welt erkannt und berücksichtigt hat.

Die Erscheinung des Sternes war hiernach für die Bethlehempilger ganz unerwartet und bereitete ihnen eine höchst freudige Überraschung. Das erweckt doch entschieden den Eindruck, als ob er ihnen längere Zeit hindurch entschwunden gewesen sei, und der Zusatz „den sie im Aufgang (Osten) gesehen hatten" scheint dies bestätigen zu sollen. Das paßt aber gar nicht zur Planetenhypothese. War ihnen der Jupiter bei seinem Aufgang erschienen, so konnten sie ihn wenigstens bei zeitweise freiem Himmel während ihrer Reise oftmals sehen; als Sternkundige wußten sie auch im voraus, daß sie ihn auf dem Wege nach Bethlehem sehen würden. Die freudige Erregung bliebe hiernach ganz unverständlich.

Eine Nova mit raschem Lichtwechsel hätte ihnen durch den während ihres Aufenthalts gesteigerten Glanz schon eher eine freudige Überraschung bereiten können; allein von einem besondern Glanz redet der Text nicht, sondern nur von dem Wiedererscheinen des im Osten geschauten Gestirnes. Auch daran ist nicht zu denken, daß das Gestirn vor mehreren Wochen heliakisch (d. h. in den Strahlen der nahen Sonne) untergegangen war und nun am frühen Morgen am östlichen Horizont wieder aufleuchtete; denn dieser Stern stand erst nach Monaten in der Richtung nach Bethlehem. Selbst der etwaige Umstand, daß die Weisen bei ihrem Austritt aus Jerusalem ihren Stern im Süden erblickten, wohin auch der erste Teil ihres Weges gerichtet war, konnte ihnen nicht als auffallende segenverheißende Bestätigung der Weisung des Herodes erscheinen; denn mit dem Lauf der Gestirne vertraut, mußten sie wissen, daß er um die Zeit ihres Aufbruches dort stehen mußte. Kurz, die Annahme eines natürlichen Gestirns scheint unvereinbar mit Mt 2, 10 f.

Ebensowenig läßt sie uns die Bewegung des Sternes verstehen. Die Stelle *προῆγεν αὐτούς*, „er ging ihnen voraus", suchten manche Exegeten[1] als scheinbares Vorausgehen zu erklären. „Weil wir ihn (einen vor uns stehenden Stern) trotz unserer Bewegung immer gleich ferne von uns und doch immer vor uns sehen", so entsteht unvermeidlich dieselbe Vorstellung, wie wenn ein Licht in stets gleichem Abstand wirklich vor uns her getragen wird. Gesagt ist nichts anderes, als daß die Magier den Stern in der Richtung ihres Weges gerade vor sich sahen. Hätte er ihnen von der rechten oder der linken Seite ihres Weges geleuchtet, so würde gesagt sein, daß er sie begleitet habe. Jetzt zog er vor ihnen her,

[1] So Zahn, Das Evangelium des Matthäus[2] 100.

aber nur so lange, als sie selbst vorwärts gingen.“ So Zahn, dem sich auch Hontheim und Kritzinger anschließen. Diese Erklärung will mir aber gar nicht einleuchten. Eine derartige Vorstellung mag im Kopfe eines Blindgebornen, der durch eine glückliche Operation das Augenlicht erlangt hat, aber noch keine optischen Erfahrungen besitzt, oder eines sinnenden Poeten auf nächtlicher Wanderung entstehen; sie paßt aber nicht in den Rahmen des schlichten und knappen evangelischen Berichtes und zur Auffassungsweise nüchterner oder gar in Sternbeobachtung erfahrener Männer, als welche wir doch die Magier ansehen müssen.

Das Vorausgehen des Sternes braucht freilich nicht notwendig so verstanden werden, daß er sie als ein vor ihnen schwebendes Licht nach Bethlehem führte. Denn über den Weg dahin waren sie schon durch Herodes und seine Leute unterrichtet, und der Ausdruck *προάγειν τινά*, „jemand vorausgehen“, besagt oft nur, daß der eine an einem bestimmten Ort eher eintrifft als der andere[1]. Es ließe sich daher der Bewegungsvorgang auch so denken: Der zweistündige Weg nach Bethlehem ist anfangs nach Süden gerichtet, schwenkt dann aber nach Südwesten ab. Der Stern aber stand bereits im Süden, als die Weisen Jerusalem verließen, und schlug (gemäß der täglichen Bewegung, die in zwei Stunden 30^{0} beträgt) gleichfalls die Richtung nach Westen ein. Auf ihn zugehend und zugleich mit ihm gen Westen sich wendend, kamen sie nach Bethlehem. Ohne diese Art der Bewegung auszuschließen, müssen wir jedoch gestehen, daß damit die Angabe „bis er kam und stand oben über (dem Ort), wo das Kind war“ nicht erklärt wird. Denn sie will mehr sagen als dies: Der Stern gab in dem Augenblick, wo sie vor Bethlehem standen, die Richtung nach dem Hause an, wo das Kind war. Der Wortlaut und die unmittelbar folgenden Worte: „Und sie gingen in das Haus und fanden das Kind . . .“ legen es vielmehr nahe, daß der Stern so den Ort des Hauses bezeichnete, daß sie dasselbe ohne weiteres finden konnten. Hätten sie das Haus auf Grund von Nachfrage oder Eingebung erkannt, so hätte dies der Evangelist doch wohl angedeutet. Die Worte *ἐπάνω οὗ ἦν τὸ παιδίον*, „oben über, wo das Kind war“, sind allerdings allgemein gehalten. Das Haus selbst wird hier noch nicht genannt; aber es war auch nicht nötig. Ein Lichtphänomen in mäßiger Höhe über dem Bezirk von Gärten oder Feldern wies von selbst auf ein Haus, das inmitten derselben lag.

---

[1] Knabenbauer, Comment. in Quatuor S. Evangel. I[2] 97.

Man wende nicht ein, daß eine solch niedrige Lichterscheinung nicht als Stern bezeichnet werden konnte; denn nach babylonischem Sprachgebrauch war dies gewiß zulässig, da man selbst Meteore, die auf die Erde fielen, „Sterne" (kakkabāni) nannte. Die Alten dachten sich auch die Region des Sternhimmels nicht sehr hoch über der Erde. Dies tritt z. B. bei der Schilderung des Turmbaues von Babel (Gn 11, 4) zutage. Die gleiche Anschauung geht auch aus den astrologischen Keilinschriften und dem Gilgamesch-Epos der Babylonier hervor; dort greifen astrale und meteorologische Vorgänge ineinander, hier wird der Himmel der Erde fast greifbar nahe gerückt. Einigermaßen entspricht diese Auffassung der bekannten optischen Täuschung, die uns den Himmel (und besonders den bewölkten) als sehr flaches Gewölbe erscheinen läßt.

Vorstehende Untersuchung wurde in der Erwartung begonnen, den rein natürlichen Charakter des Sternes von Bethlehem bestätigen zu können; sie endet aber in der Überzeugung, daß hier ein Wunder vorliegt. Wenn wir aber eine regelrechte astrologische Deutung von seiten der Weisen selbst bei Annahme eines natürlichen Sternes glauben ausschließen zu müssen, so ist dies um so mehr jetzt der Fall. Eine der Erleuchtung vorausgehende Deutung war zum mindesten ungenügend und überflüssig. Derjenige, der den Stern erscheinen ließ, unterrichtete auch über seine Bedeutung. Außerdem erscheint es unzulässig, daß Gott, wenn auch nicht formell, so doch materiell die im Prinzip verkehrten und in ihren Folgen verhängnisvollen Deutkünste der Astrologen in einem besondern Falle bestätigt hat.

Schon deshalb müssen wir die wiederholten Versuche der neueren Zeit, die orientalische Astrologie zur Erklärung der Matthäusstelle heranzuziehen und sie sogar zur chronologischen Feststellung der Geburt Christi zu verwerten, als verfehlt betrachten. Doch abgesehen hiervon leiden derartige Versuche auch allzusehr an willkürlichen historischen Voraussetzungen. Man hat die Astrologie des 7. Jahrhunderts ohne weiteres auf die Zeit Christi übertragen; das geht aber natürlich nicht an.

Im Laufe von sieben Jahrhunderten sind schwerlich die Anschauungen der Sternkundigen in Bezug auf die Bedeutung der astralen Erscheinungen unverändert geblieben. Die Tatsache eines gewaltigen Umschwungs ist schon durch das oben erwähnte Zeugnis Strabos verbürgt, wonach die Mehrzahl der babylonischen Weisen zur Zeit Christi — offenbar durch die exakten Himmelserforschungen der letzten fünf Jahrhunderte v. Chr. belehrt — jedenfalls den systematischen Betrieb der Horoskopie verschmähten.

Für eine Zeitbestimmung der Geburt Christi müßte man auch Sicherheit darüber haben, ob man sich eines Empfängnis- oder eines Geburtshoroskops bediente, denn im Orient und speziell im babylonischen Bereich waren beide in Gebrauch. Hiernach sind vor allem die Versuche des Panbabylonisten Baron v. Öfele zu beurteilen, der die ägyptische (demotische) Planetentafel P. 8279 zur Rekonstruktion eines Empfängnishoroskops Christi auszubeuten gesucht hat[1]. Zudem ist v. Öfeles Arbeit in astronomischer Beziehung völlig wertlos, wie Kritzinger[2] eingehend dargetan hat. Aber auch die von letzterem gebotenen Erklärungen sind — ganz abgesehen von unserer prinzipiellen Ablehnung eines astrologischen Eingriffs in die Heilsgeschichte — nicht zulässig. Denn so zuverlässig die von ihm geschaffene astronomische Basis und so geschickt seine Auslese und Verknüpfung älterer astrologischer Angaben der Babylonier auch ist, so haben wir doch keine Bürgschaft dafür, daß die Astrologen irgendwann und besonders zur Zeit Christi in gleicher Weise operiert haben. Da nach einem babylonischen Text[3] die Empfängnis zur Zeit des Vollmondes eine männliche Geburt verheißt, so hält es Kritzinger für sehr wahrscheinlich, daß die Weisen die Zeit des dem Frühaufgang des Jupiter vorausgehenden Vollmonds (15./16. März 7 v. Chr.) als bestimmend ansahen und hiernach die Geburt im Dezember erwarteten. Die große Freude der Magier erklärt Kritzinger aus dem Anblick der dritten Konjunktion von Jupiter und Saturn. Sie fand am 5. Dezember statt; aber schon ein paar Tage vorher mußte das Beisammensein der Planeten auffallen. Kritzinger läßt nämlich die Magier schon am 29. November nach Bethlehem ziehen, da an diesem Tag das merkwürdige Schauspiel zu sehen war, daß der halbgefüllte Mond nahe an Jupiter und Saturn vorbeiging. Es ist aber nicht recht klar, warum auch noch der Mond hinzukommen muß. Durch Kritzingers Schlußfolgerung, daß Christus vor dem 29. November geboren sei, würde sich zudem die erste Annahme der Magier, die Konzeption habe am 15. März stattgefunden, als trügerisch herausstellen. Denn zwischen diesem Datum und dem 29. November liegen nur 259 Tage, während doch auch die Magier wußten, daß die normale Dauer der Gravidät 280 Tage beträgt. Ihr so früher Aufbruch von Jerusalem widerspräche also ihrer eigenen Berechnung. Obendrein ist die ganze Kombination unvereinbar mit Mt 2, 7.

---

[1] Mitteilung der Vorderasiatischen Gesellschaft 1903, 2.

[2] Der Stern der Weisen 42—52.

[3] K 848, erwähnt bei Thompson, Reports LII.

Herodes erforscht genau die Zeit der Erscheinung des Sternes. Warum? Offenbar weil er — von den astrologischen Ideen seiner Zeit geleitet — die Zeit der Geburt und hiernach die Ausdehnung seines Blutedikts bestimmen wollte. Dieses lautet auf Ermordung aller bethlehemitischen Kinder unter zwei Jahren. Das wäre aber ganz unverständlich, wenn — wie Kritzinger nach seiner Erklärung annehmen muß — das Kind höchstens ein paar Tage alt war.

Die orientalische Astrologie kann also in keiner Weise dazu dienen, das Verhalten der Magier zu erklären, und noch weniger dazu, die Zeit der Geburt Christi zu bestimmen. Höchstens ist sie geeignet, die Ausdehnung des Herodianischen Edikts auf zwei Jahre verständlich zu machen. Und zwar so. Herodes war im Zweifel, ob die Zeit des Sternes sich auf die Konzeption oder auf die Geburt beziehe. Das Kind konnte also vor kurzem oder schon vor nahezu einem Jahre geboren sein. Nimmt man noch seine (bzw. seines Hofastrologen) Erwägung hinzu, daß der Stern möglicherweise schon längere Zeit am Himmel erschienen war, bevor die Magier seiner ansichtig wurden, so ist es ganz begreiflich, daß er in seiner Berechnung noch weiter als ein Jahr zurückgriff. Kritzinger übersetzt zwar *ἐν τῇ ἀνατολῇ* „im Frühaufgang" (= heliakischer Aufgang), dessen Zeit — wenn es sich um ein gewöhnliches Gestirn, etwa den Jupiter, handelte — leicht auf ein paar Tage genau sich auch durch Rechnung feststellen ließ. Aber zwingend ist diese Deutung nicht; es kann auch „im Osten" (in Bezug auf den Stern oder den Ort des Beobachters) gemeint sein. Ja, die Unsicherheit des Zeitpunktes, die aus der weiten Ausdehnung des Blutedikts hervorzugehen scheint, weist darauf hin, daß es sich nicht um einen gewöhnlichen Sternaufgang, wie er sich alljährlich vollzieht, handeln kann, sondern um einen solchen, der unerwartet eintritt und daher oft erst nach längerer Zeit wahrgenommen wird (ähnlich dem Erscheinen eines Kometen oder einer Nova).

Es war ein wunderbares Gestirn, das die Erstlinge der Heidenwelt zu Christus führte. Es erschien ihnen zum erstenmal in der orientalischen Heimat, die Jahrtausende hindurch von polytheistischem Sternglauben beherrscht war, als Herold des wahren Lichtes der Welt. Der Glanz der alten babylonischen Götterwelt war verblichen, ihre Tempel waren in Trümmer gesunken, ihre Orakel verstummt. Mit Babels Fall (539) und politischer Vernichtung war auch dem Kult des Bel-Marduk sein Todesurteil gesprochen. Langsam, doch unaufhaltsam vollzieht es sich. Selbst

die Gunst eines Kyros und Darius hauchen ihm nicht neues Leben ein, und die Hoffnung der Mardukpriester auf Alexander erlischt für immer mit dem Tode des großen Eroberers. Keine äußere Gewalt beschleunigt das Ende; denn selbst unter der Herrschaft der Seleukiden findet die alte Religion nicht nur unbeschränkte Duldung, sondern auch Förderung und Pflege. Doch welche Überraschung! Gerade auf diesem Totenfeld eines dreitausendjährigen Sternkultes erblüht in den letzten Jahrhunderten v. Chr. eine wissenschaftliche Sternkunde, die sich zwar die materielle Vorarbeit der uralten Astrologie zu nutze macht, aber zum erstenmal zielbewußt den Himmel nach Raum und Zeit durchforscht. Das war das Arbeitsfeld jener trefflichen Männer, von denen uns Strabo berichtet und von denen zahlreiche reinastronomische Keilinschriften bis zum Jahre 8 v. Chr. Zeugnis geben.

Gehörten auch unsere sternkundigen Magier zu ihnen? Beweisen läßt es sich nicht. Aber ihrer würdige Kollegen waren sie gewiß. Und sie waren noch glücklicher als jene, da ein wunderbarer Stern sie zu dem berief, dessen Machtwort die gesamte Natur unterworfen ist und der allein den Durst der Menschenseele nach Wahrheit und Glückseligkeit zu stillen vermag.

Ein Stern ist es, der sie ruft. Wie lieblich ist doch das Wirken der Gnade! Sie schmiegt sich an die Eigenart des Charakters, sie knüpft an unsern natürlichen Beruf, an die besondern Umstände unseres Leben an.

Nichts hat auf Petrus, den Fischer, einen gewaltigeren und nachhaltigeren Eindruck gemacht als der überreiche Fischfang (Lk 5, 1—10). In fruchtlosem Bemühen war die ganze Nacht hingegangen; aber dem Geheiße des Herrn folgend wirft Petrus aufs neue das Netz aus. Der Erfolg übertrifft alle Erwartung; aber nicht Worte der Verwunderung und ehrfurchtsvollen Dankes hat Petrus; nein, heftiger Schauer erfaßt den starken Mann, wie vernichtet sinkt er auf die Knie und mit bebender Stimme fleht er: „Gehe hinaus, Herr, gehe weg von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch!" Das war ein Wunder auf dem eigensten Gebiet der Jünger, dem Felde ihrer gewohnten Tätigkeit. Größeres konnte es für sie nicht geben, es drängte sie mit unwiderstehlicher Gewalt zu Jesus, zersprengte auf immer die stärksten Bande der Natur: „Sie verließen alles und folgten ihm nach."

Solches haben auch die heiligen Magier erfahren. Die heilige Geschichte freilich sagt nichts von der langen, heißen Sehnsucht der gottesfürchtigen

Männer nach dem kommenden großen Befreier, nichts von dem ergreifenden Moment der endlichen Erhörung. Doch was die Geschichte versagt, das ersetzt in seiner Weise das fromme Gemüt. Und sein Empfinden beruht im Grunde auf Wahrheit.

Ja, auch die heiligen Magier haben wohl manche Nacht sich vergebens bemüht, in den Sternen das göttliche Walten zu lesen und nach dem Zeichen desjenigen zu forschen, auf den die Völker harrten. Jahr um Jahr vergeht, die Planeten tauchen im Osten und Westen aus den Sonnenstrahlen auf, ziehen ihre Schleifen um die fixen Sterne, gehen aneinander vorüber und verschwinden, Sternschnuppen sprühen zur gewohnten Zeit des Jahres, einsame Lichtfunken schießen plötzlich durch den Weltraum, sonnengroße Feuerkugeln erschüttern durch den Donner ihrer Explosion die Luft, farbenprächtige Ringe und Lichtscheiben umgeben den Mond, der Schatten der Erde verhüllt zuweilen das Antlitz des voll gewordenen Erhellers der Nacht, selbst Kometen erscheinen, und weithin erstreckt sich ihr Lichtschweif. Doch das alles war nichts Außerordentliches; schon vor Jahrtausenden hatten die Astrologen ähnliches geschaut und auf Tontafeln aufgezeichnet; das erwartete Zeichen erscheint noch immer nicht. Da auf einmal strahlt in Turmeshöhe ein Licht auf in nie gesehener Pracht. Nicht meteorgleich, sondern langsam schwebt es gen Westen. Das ist das Zeichen! Eine mächtige innere Stimme verkündet es. Überwältigt, sprachlos sinken die Magier auf ihre Knie, die Arme zum Gebet erhoben, das entzückte Auge dem wunderbaren Lichte zugewandt. Es verschwindet am westlichen Horizont. Schon dämmert der Tag. Noch immer knien die Männer. Vor ihren Geist tritt die Jungfrau mit ihrem göttlichen Kind, dem Licht der Welt, dem König der Könige. Und sie hören eine Stimme: Kommet zu mir! Die Vision verschwindet. Der Tag bricht an. Riesengroß steigt der Sonnenball empor, diesmal das Symbol eines neuen Lebens. Die Männer erheben sich. Der Entschluß ist gefaßt: Hin zum göttlichen König! „Und sie verließen alles und folgten ihm nach."

Franz Xaver Kugler S. J.

Noch mehr Windthorstkorrespondenz.

(Schluß.)

II. Aus der Zeit der Führerschaft.

Die Zentenarfeier von Windthorsts Geburt, welche während dieses Jahres das Andenken an den großen Führer so mächtig aufflammen ließ und so viel warme Verehrung für den toten Vorkämpfer neuerweckte, haben diese Blätter mitbegangen durch Veröffentlichung wertvoller Bruchteile aus seiner einst vielumspannenden, aber bis dahin fast gänzlich verschwundenen Korrespondenz. Noch ist eine kleine Sammlung übrig, von gütigen Händen uns zur Verfügung gestellt, welche den Abschluß bilden soll. Die Zahl der Schriftstücke, die hier vorgelegt werden können, ist weder an sich beträchtlich, noch berührt sie wichtigere Vorgänge oder große Ereignisse. Nur 18 der hier veröffentlichten kurzen Schreiben kommen von Windthorst selbst, 9 weitere sind teils an ihn gerichtet, teils mit seiner Person beschäftigt. Etwa die Hälfte der sämtlichen Stücke entstammen dem vertrauten Austausch mit Onno Klopp und dessen Familie; auch die übrigen, mit geringen Ausnahmen, sind an persönlich Nahestehende gerichtet, es sind epistolae familiares. Elf von diesen 18 Briefen gehören den letzten drei Jahren dieses reichen Lebens an; die Reihe schließt kaum drei Monate vor seinem Ende.

Dem Zweck der Veröffentlichung schien es nicht zu widersprechen, daß eine Anzahl von Schreiben mit aufgenommen wurde, die, wenn auch nicht von Windthorst herrührend, dennoch geeignet sind, sein Inneres zu erschließen und über Besonderheiten seines Lebens Licht zu verbreiten. Neben dem, was hier zu Windthorsts Kenntnis und zu Windthorsts Lob ausgesagt ist, kommen die Personen in Betracht, von denen das Zeugnis ausgeht. Wenn Papst und Bischof sprechen, Patriarch und Königin, der Mann der Wissenschaft und der Nestor der deutschen katholischen Parlamentarier, so verdienen solche Zeugnisse wohl mehr als vorübergehende Beachtung. Sie breiten erst recht den Strahlenkranz um ein teuer verehrtes Bild.

Windthorst an Frau Agnes Klopp. [Berlin, Deutscher Reichstag], 5. Mai 1873.

Hochverehrte Gönnerin! Frl. Richard, eine Freundin meiner Tochter, wird wahrscheinlich nach Wien reisen müssen, weil ein Bruder von ihr, der Rittmeister

Richard, im Militärkrankenhause infolge eines Sturzes vom Pferde schwer krank daniederliegt.

Sie wünscht Ihnen empfohlen zu sein für den Fall, daß sie der Stütze der Frau bedürfen sollte. Ich bitte, eintretenden Falls sich derselben freundlich annehmen zu wollen.

Vielleicht komme ich zur Ausstellung [1], wenn ich nur sicher wäre, eine Wohnung zu finden. Gern möchte ich Sie und Ihren werten Herrn Gemahl wiedersehen. Es ist, seitdem wir uns zuletzt sahen, so viel geschehen, daß man schon nicht mehr darüber schreiben kann, vielmehr ganz auf mündlichen Gedankenaustausch angewiesen ist.

Mit der Bitte, Ihrem Herrn Gemahl mich bestens zu empfehlen

stets Ihr ergebener Windthorst.

Windthorst an Onno Klopp. Hannover, 19. November 1876.

Mein lieber Klopp! Einlage an Hofrat Maxen sende ich Ihnen, weil ich nicht weiß, ob Maxen noch in Wien ist. Besorgen Sie den Brief gütigst auf sicherstem Wege in seine Hände und zwar sobald wie möglich. Die besten Grüße von Haus zu Hause. Ihr Windthorst.

Windthorst an Onno Klopp.

Berlin [Haus der Abgeordneten], 1. Dezember 1880.

Verehrter Herr Hofrat! Maxen [2] wird schon gütigst den Auftrag, Ihr Buch an die Gräfin Bentinck zu senden, gegeben haben.

Bitte, beschleunigen Sie die Ausführung und vergessen Sie nicht hervorzuheben, daß S. K. Hoheit auf meinen Vortrag diese Zusendung angeordnet [3]. Sagen Sie mir mit zwei Worten, ob und wann dies geschehen.

Grüße Ihr Haus. Ihr Windthorst.

Windthorst an Frau Agnes Klopp.

Berlin [Haus der Abgeordneten], 14. Dezember 1880.

Verehrte Frau Hofrat! Besten Dank für Ihre freundlichen Nachrichten. Wir wollen hoffen, daß die gemeldete gute Stimmung fortdauert. Die Gegner ruhen nicht.

Dann nochmals die Bitte, daß die Bücher nach Holland schleunigst abzusenden sind. Es ist das für mich besonders wichtig. Es kann ja keine Schwierigkeit haben, sie einpacken zu lassen [4].

Vergnügte Feiertage und Gruß Ihrem Haus. Ihr Windthorst.

Patriarch Vinzenz Bracco von Jerusalem an Windthorst.

Jérusalem, le 6 Mai 1882.

Excellence. Désireux de m'unir au concert des applaudissements soulevés dans le parti catholique par votre noble et courageuse attitude pour la défense

---

[1] Die Weltindustrieausstellung zu Wien, durch den Kaiser selbst feierlich eröffnet am 1. Mai, geschlossen am 2. November 1873.

[2] Hofrat Maxen, zur Zeit an der Spitze der Geschäftsführung für das Herzogliche Haus von Cumberland.

[3] Vgl. Brief an Onno Klopp vom 8. November 1880 in dieser Zeitschrift LXXXII 369.

[4] Hofrat Maxen, dem die Besorgung oblag, galt bei dem näheren Bekanntenkreis für nichts weniger als prompt in Geschäftssachen. Windthorst drängte so, wie es scheint, aus Besorgnis, die Sache könnte sonst ganz unterbleiben.

des droits de l'Église, je vous prie d'agréer comme témoignage de ma sympathie, le diplome de Grand-croix de l'ordre du St Sépulcre[1] que j'ai l'honneur de vous adresser sous ce pli.

Je profite volontiers de l'occasion de vous offrir en même temps l'hommage de la haute considération avec laquelle j'ai l'honneur d'être

de Votre Excellence l'humble Serviteur

† Vincent Patriarche de Jérusalem[2].

Windthorst an seinen Neffen Max[3].

Berlin [Haus der Abgeordneten], 25. November 1882.

Mein lieber Max! Ich bin mit Deinem Entschluß[4] gern einverstanden. Du bist völlig in der Lage gewesen, nach allen Seiten die Bedeutung und den Ernst des Entschlusses zu würdigen, und ich setze voraus, daß Du dabei nichts übersehen

---

[1] Der Orden vom Heiligen Grab, dessen Bestehen bis 1496 zurückverfolgt werden kann, ist ein päpstlicher Orden, dessen Verleihung seit 1847 dem Patriarchen von Jerusalem vorbehalten ist, und der seit 1868 in die drei Klassen der Ritter-, Komtur- und Großkreuze zerfällt. Wie hier Windthorst, dem während seines Kuraufenthaltes in Ems 1882 ein geistlicher Freund das Diplom im Namen des Patriarchen überbrachte, so wurde im Mai 1905 dem Deutschen Kaiser das Großkreuz verliehen, das Kardinal Kopp in Metz überreichte. Das Ordenszeichen ist ein rotes sog. Jerusalemkreuz mit einem kleinen ebensolchen Kreuz in den vier Winkeln. Es wird am schwarzen Band getragen.

Erst im Juni des folgenden Jahres 1883 tat Windthorst Schritte beim damaligen Minister des Innern v. Puttkamer um die Erlaubnis zur Anlegung des Ordens, die jedoch 16. Juli 1883 abschlägig beschieden wurden, weil „nach dem Ergebnis der über die Verhältnisse dieses Ordens stattgehabten Erhebungen die Möglichkeit der Erlangung dieser Auszeichnung im Wege des Kaufes nicht ausgeschlossen erscheine". Denn wenn auch bei Windthorst eine solche Art der Erlangung des Ordens nicht in Frage kommen könne, so sei doch vom Kaiser bestimmt, daß Anträge auf Erteilung der Ermächtigung zur Anlegung eines solchen Ordens ihm gar nicht unterbreitet werden dürften. Der abschlägige Bescheid kam damals in die Blätter und erregte um so mehr Aufsehen, da öffentlich nachgewiesen wurde, daß eine ganze Reihe hochgestellter preußischer Staatsdiener mit allerhöchster Genehmigung ausländische Ordensauszeichnungen trugen, die ihnen von der fremden Regierung verliehen waren, von denen jedoch feststand und bekannt war, daß sie auch auf dem Wege des Kaufes erworben werden konnten (vgl. Niederrheinische Volkszeitung 1883, 17. September).

[2] Noch einmal richtete der Patriarch ein sehr warm gehaltenes Schreiben an Windthorst am 23. September 1885, um ihm zu danken für die nachdrückliche Art, wie er bei der Katholikenversammlung in Münster für den Verein vom Heiligen Grabe eingetreten sei, und zugleich für eine beträchtliche Unterstützung, welche der Kirche im Heiligen Land durch Windthorsts Verwendung zu teil geworden war.

[3] Zurzeit geistlicher Rektor am St Nikolaushospital zu Eupen. Einige Sätze streng privaten Inhalts sind bei diesem Schreiben ausgeschieden worden.

[4] Der Entschluß, mit Aufgabe der juristischen Laufbahn sich dem geistlichen Stande zu widmen.

haft und daß Dein Entschluß unabänderlich feststeht. Ein Wandel wäre sehr bedenklich und auch für Dich im höchsten Grade schädlich. Nichtsdestoweniger hätte ich gern, daß Du die in der juristischen Laufbahn erworbenen Rechte aufrecht hieltest, schon deshalb, weil recht wohl Fälle eintreten können, in welchen diese Rechte, namentlich das Recht der Advokatur, Dir als Geistlichem sehr nützlich werden könnten. Ich bitte dich deshalb, zu erwägen, ob es absolut notwendig, die Entlassung aus dem Justizdienst zu verlangen. Eine längere Beurlaubung zum Zwecke weiterer Studien könnte meines Erachtens für Deinen Zweck vorerst wenigstens genügen.

Was das Seminar in Eichstätt betrifft, so weiß ich, daß viele junge Theologen aus der Diözese Münster daselbst studieren. Aber ich bin nicht gewiß, ob die Studien an diesem Seminar demnächst für eine Anstellung in Preußen genügen werden. Ich habe in dieser Rücksicht durch Perger bei Generalvikar Giese nachgefragt. Was ich von Giese erhalte, teile ich Dir mit.

Von Herzen Dein Oheim L. Windthorst.

Sebastian Brunner an Windthorst. Wien, Penzing, 15. September 1883.

Ew. Exzellenz, hochgeehrtester Herr Staatsminister! In der Studierstube des Hofrats Onno Klopp, mit dem ich mich in nachfolgender Angelegenheit besprochen, erlaube ich mir, an Hochselbe eine Bitte zu stellen. Die Beilage [1] bitte ich früher durchzulesen.

Ich bin seit drei Jahren Großmeister Prokurator, habe nie einen Pfennig oder Pfennigwertes genommen und seither Großkreuze, Komture und Ritter legal vorgeschlagen, die nach der Vollmacht, die ich bekommen, bestätigt werden müssen.

Ich will nun dem Herrn v. Puttkamer einen offenen Brief schreiben und möchte darin anbringen, daß der Orden nicht verkauft wird [2], daß er mir einen Verkäufer nennen soll, gegen den ich selber einschreiten würde. Ich würde bemerken, daß der Heilige Grab-Orden nie an Wucherer und Gauner verliehen worden ist usw.

Da möchte ich nun die Namen einiger Geldjuden erfahren, die Orden und Titel in Preußen bekommen haben für nichts als für ihr Geld und ihr Auswuchern des Staates.

Aus diesem kurzen Exposée werden Ew. Exzellenz ersehen, was ich ungefähr für Stoff brauchen kann, um den ich von Herzen in Eile recht schön bitte. Auf die Nachschrift des Hofrates Onno Klopp, des Freundes Ew. Exzellenz, mich verlassend, Ew. Exzellenz

in alter Verehrung ein dem genialen und ehrenhaften Streiter für Wahrheit und Recht ergebenster Diener Sebastian Brunner.

---

[1] Sie steht nicht mehr zur Verfügung, bestand aber offenbar in dem Entwurf zu dem projektierten „offenen Schreiben" an Minister v. Puttkamer. Allem Anscheine nach haben Windthorsts Vorstellungen von dem offenen Briefe abgemahnt, doch wurde die Angelegenheit, welche Sebastian Brunner so in Erregung setzte, die Verweigerung der Genehmigung zum Tragen des Ordens vom Heiligen Grab, in den katholischen Zeitungen viel erörtert und einer sachgemäßen Kritik unterzogen.

[2] Nur insofern konnte der Orden in gewissem Sinn durch Geld erworben werden, als die Schenkung sehr bedeutender Almosen für die kirchlichen Bedürfnisse des Heiligen Landes dem Patriarchen Veranlassung geben konnte, den Wohltäter durch den Orden auszuzeichnen.

Überblick über die Verzweigung der Familie Windthorst 1700—1900[1].

- Johann Kaspar Windthorst, 1681—1753, Hochfürstlich Osnabrückscher Vogt in Alfhausen
  - Philipp Karl, 1733—1798, Vogt in Alfhausen
    - Ferdinand, 1768—1821, Pastor in Falkenhagen
    - Joseph, 1774—1822, Dr iur., Advokat, Rentmeister in Osterkappeln
      - Auguste
      - **Ludwig (Louis)**, 1812—1891, Dr iur., Staatsminister a. D., verm. mit Julie Engelen 1838
        - Maria, geb. 1841
        - Anna, 1843—1867
        - Julius, 1844—1872, Dr iur., Referendar
        - Eduard, 1848—1860
      - Ida
      - Elvira
      - Emilie
      - Antoinette
    - **Friedrich**, 1776—1849, Steuerrendant, Rentmeister in Nieheim
      - Eduard, 1803—1880, Justizrat in Münster
        - Eduard, geb. 1834, Geh. Justizrat, Hamm. Fortschrittl. Abg. im Kulturkampf
        - Karl, 1836—1900, Oberbürgermeister in Münster, Oberregierungsrat
        - Thekla, 1847—1892, verm. mit Major Göbels
          - Bürgermeister Göbels, Münster i. W.
      - August, 1811—1879, Justizrat zu Duisburg
        - August, 1842—1898, Gutsbesitzer, Hesseln W.
        - Ernst, geb. 1845, Prälat, Pfarrer in Cincinnati
        - Emil, geb. 1847, Hauptmann a. D., Bonn
        - Therese, geb. 1849, Antwerpen
        - Klara, geb. 1850, Ursuline (M. Theresia)
        - Ludwig, geb. 1852, Kommerzienrat in Duisburg
        - Max, geb. 1854, Priester, Rektor in Eupen
        - Adele, 1857—1886
        - Maria, geb. 1864, verm. mit Joseph Schulte, Amtsgerichtsdirektor in Paderborn
      - Cäsar, 1829—1839, Amtsgerichtsrat zu Bielefeld
  - Ferdinand, 1738—1794, Richter in Nieheim

[1] Zum richtigen Verständnis der Briefe an die verschiedenen Verwandten dürfte es erwünscht sein, die verwandtschaftliche Gruppierung innerhalb der Familie mit einem Blick zu überschauen. Eine vereinfachte Stammtafel erschien diesen Zweck besser zu erreichen als gehäufte, sich vielfach wiederholende Anmerkungen. Familienglieder, welche an der in diesen Blättern 1912 veröffentlichten Korrespondenz beteiligt sind, werden durch **Fettdruck**, diejenigen, welche nur gelegentlich genannt sind, durch Sperrdruck hervorgehoben. — Da die hier zu verzeichnenden Familien meist sehr zahlreich waren, so ist von der Aufzählung der in jugendlichem Alter verstorbenen Glieder Abstand genommen. Friedrich Windthorst (gest. 1849) hatte neun Kinder, Eduard Windthorst (gest. 1880) deren acht, August (gest. 1879) deren zehn; auch die jetzt noch bestehenden Familien können einer großen Zahl von Nachkommen wie von Seitenverwandten sich rühmen. Die vorliegende Tafel beschränkt sich auf das, was zur Erläuterung der mitgeteilten Briefe dienlich schien.

Onno Klopp an Windthorst. 15. September 1883.

Ew. Exzellenz werden auch so den Namen des Herrn Prälaten Brunner kennen. Dennoch erfülle ich gern seinen Wunsch, zu bestätigen, daß er den vorstehenden Brief hier in meinem Zimmer geschrieben hat.

Mit den herzlichsten Grüßen des Hauses

Ew. Exzellenz getreuester Diener Klopp.

Windthorst an Frau Agnes Klopp [1].

Berlin [Haus der Abgeordneten], 24. Januar 1884.

Ew. Hochwohlgeboren sage ich für die freundlichen Glückwünsche zu meinem Geburtstage besten Dank. Die betr. Adresse in Hannover ist nicht mehr zu benützen, indem die Frau Legationsrätin [2] weggereist ist. Wenn ich Ostern zu Hause bin, so können Sie etwaige Briefe an die Adresse meiner Frau richten; ich empfehle Ihnen aber, dieselben zu rekommandieren. Ihr Windthorst.

Windthorst an den Abgeordneten Amtsrichter Herm. Roeren [3].

Bad Ems, 1. August 1884.

Verehrter Herr Kollege! Ihrer Frau Gemahlin kann ich nichts abschlagen und akzeptiere ich deshalb die Patenstelle bei dem erwarteten Weltbürger [4], hoffend, ihn in dieser Weise fester noch ans Zentrum zu knüpfen, als er es durch seine gute Mutter schon ist. Unter andern Verhältnissen trage ich leicht Bedenken, Patenstelle zu übernehmen, weil ich nicht weiß, ob ich die damit verbundenen ernsten Pflichten zu erfüllen im stande bin. In diesem Falle habe ich die Bedenken nicht, da eine Frau, welche ihren Mann so gut zu erziehen versteht, auch ihren Sohn fromm und gut erziehen wird.

Ich wünsche bei dem bevorstehenden Ereignis Gottes Beistand und für mich neue Benachrichtigung, ob Ihnen wirklich ein Söhnchen geschenkt wurde. Leider wird es mir nicht möglich sein, selbst zur Taufe nach Altenkirchen zu kommen; substituieren Sie also eventuell einen frommen braven Mann. Meine Namen sind: Ferdinand, Joseph, Gustav, Ludwig. Ihre Frau Gemahlin kann daraus wählen. Meinen besten Dank für Ihre freundlichen Wünsche und sagen Sie Ihrer Frau Gemahlin meine besten Grüße.

Ihr bekannter Windthorst.

---

[1] Der Brief ist von fremder Hand, von Windthorst nur unterzeichnet.

[2] Frau Legationsrat Detmold, Mutter des nachmaligen Professors Dr Detmold in Göttingen, an welche die für Windthorst bestimmten wichtigeren Briefe der größeren Sicherheit halber adressiert wurden. Um diese Adresse handelt es sich auch im Briefe O. Klopps an v. Leonhard (6. September 1880) LXXXII 363, wo durch Druckversehen aus dem L. R. ein L. K. geworden ist.

[3] Abschrift von der Hand des Herrn Geh. Rats Herm. Roeren, der durch angelegentliche Bitten sich bestimmen ließ, aus einem größeren Vorrate freundschaftlicher Schreiben Windthorsts wenigstens zwei zum Abdruck gütig zu überlassen.

[4] Bei den sehr herzlichen Beziehungen, die sich zwischen Windthorst und der Familie Roeren in Altenkirchen gebildet hatten, gab der Umstand, daß die Familie drei kleine Mädchen und noch keinen Sohn zählte, öfter den Anlaß zu freundlicher Neckerei. Für das vierte Mal hatte Windthorst mit aller Bestimmtheit einen Jungen vorausgesagt und für diesen Fall die Übernahme der Patenschaft in Aus-

Dr Wiard Klopp an Onno Klopp. Berlin, 2. Mai 1885.

Lieber Papa! Das, was Du mir hierher mitgabst, habe ich gleich am zweiten Tage zur Vorlesung bringen müssen [1], trotzdem auch sonst sehr viel vorlag und ich Deine Worte vorbrachte, daß es damit nicht eile.

Der, dem ich die Sache mitteilte [= Windthorst], ermächtigte mich Dir zu schreiben, daß er die Arbeit für sehr wichtig halte und deswegen den Wunsch habe, daß Du sie machest. Daß es unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht angehe, dieses Werk zum Drucke zu bringen, sei auch seine Ansicht. Wenn es nur einmal geschrieben sei, könne der richtige Moment der Drucklegung ruhig abgewartet werden und es schade selbst nicht, wenn es nach Deinem Tode veröffentlicht werde. Wenn er dann noch lebe, wolle er das besorgen, aber er lebe keine fünf Jahre mehr [2]. Durch eine Resignation, das Werk nicht gedruckt zu sehen, büßtest Du zehn Jahre Fegfeuer ab. Mit einem Worte, Du mögest das Werk schreiben und für seine sichere Aufbewahrung sorgen.

Dr Wiard Klopp an seinen Vater Onno Klopp. Berlin, 2. Mai 1885.

... Morgens sind wir schon um 7 [Uhr] im Gange [3], und wenn es keine Parlamentssitzung gibt, wie am Buß- und Bettage, dann geht das ohne Unterbrechung fort bis 1/24 Uhr nachmittags; dann gehe ich zum Essen. Ist aber Parlamentssitzung, dann kann ich mir zwei bis drei Stunden nachmittags frei machen. Dann habe ich aber wieder zu tun, und abends bin ich bis jetzt noch nie frei gewesen. . . Ich habe Ursache anzunehmen, daß man mit mir zufrieden ist.

Dr Wiard Klopp an seine Mutter. Berlin, 5. Mai 1885.

... Windthorst und ich fangen gewöhnlich um 7 Uhr herum an zu arbeiten, bis er ins Parlament geht. Ich expediere dann und vollführe sonstige Aufträge. . .

---

sicht gestellt. Als die Zeit nahte, wurde ihm die Bitte in aller Form vorgetragen, vorstehender Brief ist die Antwort darauf. Aber auch diesmal kam ein Mädchen, was von seiten Windthorsts neue Neckereien und Prophezeiungen nach sich zog.

[1] Dr iur. Wiard Klopp, der Sohn des bekannten Historikers Onno Klopp, weilte während des Jahres 1885 einige Zeit an Windthorsts Seite als dessen Privatsekretär; er war in der letzten Aprilwoche in Berlin eingetroffen. Er hatte im Auftrag seines Vaters die Skizze zu einem historischen Werke Windthorst vorzulegen, dessen Abfassung Klopp eben damals plante.

[2] Das Vorgefühl trügte nicht viel. Noch 5 Jahre und 10 Monate waren Windthorst beschieden.

[3] Als Privatsekretär hatte W. Klopp den Einlauf und die Zeitungen Windthorst vorzulesen und die Diktate niederzuschreiben. Windthorst war genötigt, seine Augen aufs äußerste zu schonen. Über die Arbeit bei Windthorst schreibt aus guter Kenntnis der damalige Hauptredakteur der Germania Dr P. Majunke: „Die Korrespondenz, welche Windthorst mit allen Teilen des Landes unterhielt, war bisweilen eine so umfangreiche, daß zwei Sekretäre sie nicht bewältigen konnten. Bettelbriefe und Gesuche um Gutachten, Anerkennungsschreiben, anonyme, pseudonyme oder mit bekannten oder unbekannten Namen unterzeichnete Mitteilungen und Enthüllungen lösten sich kontinuierlich miteinander ab. . . . Insbesondere war zur Zeit der Wahlbewegung Windthorsts Tätigkeit aufs äußerste angespannt." Ludwig Windthorst. Ein Lebensbild. Frankfurt 1891, 25.

Ins Theater gehe ich nur Sonntags, wo abends keine Zeitungen erscheinen. Sonst halte ich mich nicht für berechtigt, abends nicht da zu sein, obwohl er erst um 9 Uhr oder später nach Hause kommt und dann meistens so abgespannt ist, daß er schon beim Leitartikel einschläft.

Übrigens läßt Dir wegen Deiner Adresse [Frau Klopp hatte ihren Brief nach der Alten Jakobs g a s s e adressiert, weshalb es mit der Bestellung Aufenthalt gab] Windthorst sagen: Du seiest eine Wiener Klatsche; hier gäbe es keine Gassen. Er hat mir ein für allemal gesagt, Grüße sollte ich immer mitschreiben.

Königin Marie von Hannover[1] an Windthorst. Gmunden, 15. Januar 1887.

Mein teurer Minister! In diesem Augenblick, wo Sie von neuem für uns und unser heiliges Recht so tapfer eingetreten und die Herzen aller Getreuen mit Stolz und frischem Mut erfüllten, ist es meinem freudig bewegten Herzen ein wahres Bedürfnis, Ihnen auszusprechen, wie innig dankbar ich es erkenne, daß Sie nie müde werden, immer wieder den schweren Kampf gegen eine solche Übermacht aufzunehmen. Und wie tief hat es mich gerührt, daß Sie meinen edlen, verklärten König, den man noch über das Grab hinaus verleumdet und verfolgt, so herrlich und warm verteidigten[2]. Möge der Allmächtige es Ihnen, teuerster Minister, reichlich lohnen, was Sie durch eine so lange Reihe von Jahren hindurch, in guten wie in bösen Zeiten, für uns getan, und erhalte er uns noch den bewährten lieben Freund mit seinem treuen unentbehrlichen Rat und Beistand in voller ungeschwächter Kraft zu unser aller Glück und Segen. — Sie sind und bleiben eben für uns „d e r k l e i n e E n g e l"!!![3] — Seien Sie stets überzeugt von den unwandelbaren treudankbaren Gesinnungen Ihrer wohlgeneigten Marie.

Windthorst an seine Nichte Klara[4]. Hannover, 9. Januar 1888.

Meine liebe Nichte! Soeben erhalte ich Deinen Brief vom 8. d. M. Ich werde selbstverständlich fortfahren, für Trier und Boppard zu wirken[5], und werde das Resultat demnächst mitteilen. Wenn aber Gräfin Hacke aus irgend welcher Mitteilung von euerer Seite irrig entnommen, daß ihr Boppard aufzugeben bereit sein könntet, so muß das von euch selbst redressiert werden. Auf den Brief der Gräfin Hacke[6]

---

[1] Prinzessin von Sachsen-Altenburg, geb. 1818, mit dem Kronprinzen Georg von Hannover vermählt 1843, gest. zu Gmunden am 9. Januar 1907.

[2] In den Sitzungen des deutschen Reichstags, Bismarck gegenüber am 11. und 12. Januar 1887.

[3] Während des unglückseligen Krieges 1866, als der König und der Kronprinz mit dem Heere im Felde standen, weilte die Königin zurückgezogen auf dem Schloß zu Herrenhausen bei Hannover, und auch nach beendigtem Krieg verblieb sie auf der Marienburg bis gegen Ende Juli 1867. In jenen trüben Tagen empfing sie häufig die Besuche des früheren Staatsministers Windthorst, der kam, sie zu trösten und zu ermutigen. In jener Zeit nannte sie ihn gern ihren „kleinen Engel", worauf die Königin hier anspielt.

[4] Der Brief nach Diktat in der gewöhnlichen Weise von Dunsing geschrieben und von Windthorst unterzeichnet.

[5] Klara Windthorst gehörte der Kongregation der Ursulinen vom Mutterhaus Kalvarienberg an, die nach der Vertreibung durch den Kulturkampf ihre Tätigkeit in Deutschland eben wieder begannen.

[6] Die Gräfin war hierbei wohl nur die rechte Hand der Kaiserin Augusta.

muß die Oberin antworten, daß ihr auf Trier und Boppard in gleicher Weise Gewicht legen müßtet, zumal ihr in beiden Städten früher Niederlassungen besessen, und daß ihr Gräfin Hacke bittet, für die Wiederhergabe beider Niederlassungen an euch tätig zu sein. Ich persönlich lege auf beide Niederlassungen gleiches Gewicht, würde aber im Interesse der Kirche und der Trierer Diözese vor allem die Wiederherstellung Boppards wünschen [1], wenn einmal zu wählen wäre. Aber wir dürfen nicht wählen; wir müssen auf Trier und Boppard bestehen.

Zu Deiner Promotion [2] gratuliere ich. Dieselbe verpflichtet Dich, für Deinen alten Onkel wenigstens alle Wochen ein Vaterunser zu beten.

Die übrigen Familiennachrichten waren mir bereits bekannt. Ich bedaure nur, daß Ernst [3] seinen Rückweg nicht über Hannover genommen.

Empfehle mich dem Andenken der frommen Oberin und aller Schwestern. Die Meinigen grüßen. Dein L. Windthorst.

Windthorst an seinen Neffen Ernst [4]. Hannover, 21. Februar 1888.

Mein lieber Ernst! Seine Heiligkeit der Papst hat, um Dir und mir eine Freude zu bereiten, Dich zum Geheimen Kämmerer ernannt. Das Diplom, welches Se Eminenz der Kardinal Rampolla mir zugeschickt, lege ich diesem bei. Du mußt mir den Empfang anzeigen. Dem Kardinal Rampolla und dem Majordomo Macchi mußt Du baldmöglichst danken. Man hat Dir fälschlich den Namen Ludwig beigelegt. Ich habe in dem vorläufigen Dankschreiben Dich bereits als Ernst bezeichnet und es wird genügen, wenn Du in dem Dankschreiben Dich als Ernst Windthorst unterzeichnest. Aus der ganzen Verwandtschaft laufen günstige Nachrichten ein. Die Meinigen befinden sich wohl. Wir alle grüßen Dich herzlich, und ich bitte, dem Herrn Erzbischof [5] mich ganz gehorsamst zu empfehlen. Antworte bald.

Dein Oheim Windthorst.

Windthorst an seinen Neffen Ernst [6]. Hannover, 5. April 1888.

Mein lieber Ernst! Im Anschlusse Auszug des Antwortschreibens Sr Eminenz des Kardinals Melchers [7]. Sobald ich Näheres erfahre, teile ich es mit. Vielleicht

---

[1] Hauptsächlich vielleicht mit Rücksicht darauf, daß Boppard damals eine Hochburg der altkatholischen Sekte war.

[2] Bis vor kurzem „Schwester" Theresia, war ihr nach vollendetem zehnten Jahr des Ordenslebens der Titel „Mutter" zu teil geworden.

[3] Pfarrrektor in der Diözese Chicago vgl. folgenden Brief.

[4] Msgr Ernst Windthorst, geb. zu Lüdenscheid 18. Juni 1846, in den Vereinigten Staaten seit Juli 1868, Priester seit 2. Juni 1871, war zur Zeit Rektor der St Peterskirche zu Chillicothe, O., in der Erzdiözese Cincinnati.

[5] Der derzeitige Erzbischof von Cincinnati war R. R. William Henry Elder.

[6] Der Brief ist von fremder Hand nur mit Windthorsts eigener Unterschrift. Schon seit 1884 werden eigenhändige Schreiben von ihm selten. Er bediente sich, wenn er in Hannover war, gewöhnlich der Feder eines Kaufmanns Dunsing, dem er die Briefe diktierte und der für die Stunde zwei Mark an Vergütung erhielt. In Berlin hatte Windthorst seinen Sekretär, bei dessen Abgang wohl auch befreundete Abgeordnete, wie Mosler und Perger, ihm ihre Hilfe liehen.

[7] Der Auszug lautet: Rom, 2. April 1888.

„Ew. Exzellenz Wunsche zufolge habe ich heute den Kardinal-Staatssekretär Rampolla ersucht, das Versehen in dem an Ihren Neffen erlassenen Breve redressieren

aber erhältst Du von Rom direkt das Nötige. Du bemerkst in Deinem Briefe, daß mir Weiteres zugedacht sei, was aus diplomatischen Rücksichten jetzt zurückgehalten werde. Es würde mir angenehm sein, wenn Du näher anführtest, was Du damit gemeint hast [1].

Die Meinigen, auch Deine Schwester Marie, welche bei uns zum Besuch ist, grüßen Dich. Ich verbleibe wie immer Dein Windthorst.

P. S. Die Kollekten für die Marienkirche dahier betreibe doch mit aller Macht [2]. Es geht uns das nötige Baugeld aus.

Windthorst an Reg.-Referendar Winkel [3]. Hannover, 8. Juni 1888.

Ew. Hochwohlgeboren beehre ich mich zu erwidern, daß ich auf der Universität einem Korps nicht angehört habe, und daß der Windthorst, welcher am 5. September 1830 mit dem Braunschweiger Schotte ein Säbelduell gehabt, mein Vetter, der bereits verstorbene Justizrat August Windthorst [4] zu Duisburg, gewesen sein wird. Hochachtend Windthorst.

---

zu lassen. Er hatte aber bereits darüber Kenntnis erhalten und das Nötige zur Rektifikation des Verfahrens schon angeordnet."

[1] In einem Schreiben vom 9. Juni 1888 spricht der preußische Gesandte in Wien, Prinz Heinrich VII. von Reuß, dem Apostolischen Nuntius daselbst, Mſgr Galimberti, Dank dafür aus, daß dieser die Dekorierung Windthorsts mit einem päpstlichen Orden (Gregorius-Orden) noch rechtzeitig hintertrieben habe. (C. Crispolti e G. Aureli, La Politica di Leone XIII 460.) — Leo XIII. hatte indessen den Gedanken durchaus nicht aufgegeben. In dem Kondolenzschreiben an die Vorsitzenden der beiden Zentrumsfraktionen vom 19. März 1891 nach Windthorsts Tod sprach er sich selbst darüber aus: „Wir haben diesen seinen Verdiensten, wie es recht war, das größte Lob gezollt und dies, abgesehen von andern Gelegenheiten, jüngst noch in diesem Jahre betätigt, als Wir bei der Wiederkehr Unseres Krönungstages [3. März] ihn durch eine neue Ordensauszeichnung ehren, ihn unter die Ritter des ersten Ordens vom hl. Gregor dem Großen aufnehmen und mit dessen Insignien schmücken wollten. Der Tod riß ihn aber so jäh hinweg, daß er von diesem Zeichen Unserer Liebe und Hochachtung keine Kenntnis mehr nehmen konnte." Vgl. die Übersetzung des Breves bei Knopp, Ludwig Windthorst 289.

[2] Schon vor 1885 hatte Windthorst begonnen, für die Marienkirche in Hannover zu sammeln und sammeln zu lassen. Auch unter den Deutschen in den Vereinigten Staaten wurden für die Windthorstkirche in Hannover Sammlungen veranstaltet.

[3] Aus Wreschen (Posen) hatte dieser 2. Juni 1888 an Windthorst die doppelte Anfrage gestellt: ob die vielverbreitete Annahme richtig sei, daß er einst als Student der Brunsviga-Göttingen angehört habe, oder ob er vielleicht identisch sei mit dem „Westfalen" Windthorst, der am 5. September 1830 mit einem Braunschweiger namens Schotte „vier Gänge Säbel gefochten hätte", über welches Duell die Akademischen Monatshefte Mitteilung gebracht.

[4] Dieser Vetter, Jugend- und Studiengenosse Windthorsts und zu diesem zeitlebens in sehr herzlichen Beziehungen, war als Student in Göttingen Mitglied der Landsmannschaft Guestphalia gewesen, der auch der nachmalige Bischof v. Ketteler angehörte, und war als tüchtiger (linkshändiger) Schläger bekannt. Vgl. Hüsgen, Ludwig Windthorst (1911) 8 f ([1907] 13 f).

Windthorst an seinen Neffen Ernst. Hannover, 14. Juni 1888.

Mein lieber Ernst! Wir haben Deinen Brief an Marie erhalten und sagen dafür gemeinschaftlichen Dank.

Wir freuen uns sehr, daß Deine Investitur [1] so feierlich begangen ist, und zweifeln nicht, daß die große Ehre, welche Dir von Sr Heiligkeit erwiesen worden, Dich zu neuem Eifer für das Seelenheil der Dir anvertrauten Gemeinde anspornen wird.

Die Telegramme des Herrn Erzbischofs und des Generalvikars Albrinck [2] haben uns große Freude bereitet [3]. Ich habe dem Herrn Erzbischof und auch dem Herrn Generalvikar direkt für die große Ehre gedankt, die durch die dortige Feier und durch das teilnehmende Telegramm uns erwiesen worden ist.

Hoffentlich werden diese Briefe übergekommen sein. Ich bitte aber, Dich gelegentlich danach zu erkundigen und jedenfalls den Dank in meinem Auftrage zu wiederholen.

Wenn Du den Generalvikar siehst, so frage ihn doch auch, ob der Brief meiner Tochter und dessen Anlage übergekommen.

Für die Marienkirche dahier habe ich leider noch recht viel Geld nötig, und wäre es mir angenehm zu erfahren, wie es mit der vom Herrn Generalvikar beabsichtigten Kollekte geht. Tue auch Du im Kreise Deiner Freunde, was möglich ist. Ich möchte gern rascher bauen, um die Vollendung des Gotteshauses noch zu erleben; wegen der beschränkten Mittel aber muß ich es langsamer angehen lassen.

Meine Frau hat die Anstrengungen und Aufregungen, welche eine solche Feier immer mit sich führt, gottlob gut überstanden; ich denke, sie zur Vervollständigung ihrer Genesung am 5. Juli nach Eilsen ins Bad zu bringen.

Von den Deinigen habe ich nur Gutes gehört.

Ich muß heute zum Reichs- und Landtage auf acht Tage nach Berlin. Dann bringe ich meine Frau nach Eilsen und gehe von dort nach Ems, um endlich ein wenig Ruhe zu haben.

Meine Frau und Marie grüßen Dich herzlich und ich verbleibe unter besten Grüßen Dein treuer Oheim L. Windthorst.

P. S. Wenn Du Rev. Father Pappert siehst, so sage ihm für seine vortreffliche Rede, die nur den Fehler hat, daß sie mir viel zu viel Anerkennung widmet, meinen besondern Dank. Ich betrachte dieselbe als eine Aufforderung, meine Kräfte zu verdoppeln, um das hohe Ziel, die volle Freiheit der Kirche in Deutschland, zu erreichen.

Windthorst an Abgeordneten Amtsrichter Roeren.

Hannover, 15. November 1888.

Verehrter Freund! Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin wünsche ich von Herzen Glück zu dem prächtigen Knaben [4]. Möge Gott mit seiner Gnade den Eltern und dem Knaben stets nahe sein.

---

[1] Mit der Würde des päpstlichen Kämmerers.

[2] Johann C. Albrinck, geb. 17. Januar (Windthorsts Geburtstag 1812) 1830 zu Hunteburg, Diözese Osnabrück, als Kind nach Amerika gekommen 1836, Priester seit 1853.

[3] Zur Feier von Windthorsts goldener Hochzeit am 29. Mai 1888.

[4] Vgl. oben S. 498 Brief vom 1. August 1884.

Da Sie und Ihre Frau Gemahlin das wünschen, nehme ich die Patenstelle an, obwohl ich mir einige Skrupel dabei mache, daß ich selbst so wenig für den Knaben werde tun können. Ich vertraue aber dem frommen Sinne der Eltern. Meine Namen sind Ferdinand, Joseph, Gustav, Ludwig. Bei dem Namen „Ludwig" werde ich meistens gerufen. Die Wahl unter diesen Namen übertrage ich allein Ihrer Frau Gemahlin. Wenn dieselbe aber lieber noch einen andern Namen als einen dieser vier wählen möchte, so soll sie in der Wahl auf diese vier Namen gar nicht beschränkt sein. Ich möchte nur gern erfahren, welchen Namen sie gewählt hat [1]. Dem Herrn, welcher den Knaben für mich zur Taufe hält, bitte ich die Einlage zu behändigen.

Viele herzliche Grüße Ihrer Frau Gemahlin und dem Knaben meinen Segen.

In bekannter Gesinnung Ihr ergebener Windthorst.

Bischof Wilhelm [2] von Hildesheim an Windthorst.

Hildesheim, den 18. Dezember 1888.

Ew. Exzellenz beehre ich mich freudigen Herzens folgende Mitteilung zu machen: Bei einer meiner Audienzen im Vatikan hat Se Heiligkeit, als ich meinen Dank für die Widmung des Hochaltars der Marienkirche aussprach und dadurch die segensvolle Wirksamkeit Ew. Exzellenz der Gegenstand unserer Unterredung wurde, mir vertraulich Kenntnis gegeben von Ihrem Dankschreiben, welches kurz vorher eingetroffen war. Der Heilige Vater gab mir den Brief in die Hand und ich mußte ihn vorlesen.

Ich wollte, Sie hätten mit eigenen Augen die Freude gesehen, die dabei auf dem blassen und geistreichen, so sorgenvollen und doch so freundlichen Antlitze erglänzte!

Dabei ergab sich Veranlassung, daß ich auch die verehrte Persönlichkeit Ew. Exzellenz, Ihrer hochverehrten Frau und Fräulein Tochter beschreiben mußte. Die beiden ersten waren dem hohen Herrn, besonders von Ihrer diesjährigen Jubelfeier her, schon bekannt, weniger Fräulein Marie. Und da hat es mir eine hohe Freude bereitet, letztere nicht allein als Musterbild einer guten Tochter, sondern auch als Vereinsvorsteherin und unbesoldete Religionslehrerin im Blinden-Institute (als „meine Kollegin") zu schildern.

Der Heilige Vater wünschte, daß ich Ihnen diese gemütliche (amicabilem) Unterredung mitteile, und setzte hinzu, er segne Sie und Ihre ganze Familie, und beauftragte mich, Ihnen gelegentlich specialem salutationem zu bestellen.

---

[1] Tatsächlich erhielt der Täufling den Namen Ludwig. Als Patengeschenk sandte ihm Windthorst sein Bildnis in schwarzer Kreide gezeichnet, mit eigenhändiger Unterschrift und dem Spruch „Fest und treu". Nach Windthorsts Tod bestimmte seine Tochter als Andenken für das Taufkind ihres Vaters Gebetbuch. Wie sie im Begleitbriefe (4. April 1891) schreibt, hatte Windthorst das Buch in Gebrauch gehabt, solange er noch lesen konnte. Es war das von Dr Moufang herausgegebene Officium divinum, vom Verfasser selbst der kleinen Exzellenz dediziert unter dem Datum: Berlin 29. Mai 1871. Vier Sterbeandenken lagen noch darin, die Totenzettel von Prof. Georg Phillips, von Hermann v. Mallinckrodt, von Graf Cajus Stolberg und von Domkapitular Schmid zu Bamberg.

[2] Bischof Wilhelm Sommerwerck gen. Jacobi 1871—1906.

Indem ich hiermit diesen angenehmen hohen Auftrag erfülle, erlaube ich mir zugleich, meine herzlichen Glückwünsche für das Weihnachtsfest und für Neujahr hinzuzufügen.

In alter Hochverehrung Ew. Exzellenz ganz ergebener W. Jacobi.

[An Frau Agnes Klopp.] Berlin, den 22. Januar 1889[1].

Für die freundlichen Glückwünsche zu meinem 78. Geburtstage sage ich aufrichtigen und herzlichen Dank. Windthorst Dr[2].

Windthorst an Domvikar Dr Zimmern in Speier[2]. Ems, 25. Juli 1889.

Ew. Hochwürden danke ich verbindlich für die gütige Übersendung des Abdrucks Ihrer interessanten Vorträge.

Zur dortigen Katholikenversammlung[3] kann ich zu meinem Bedauern nicht kommen, da der Arzt mir eine so lange Unterbrechung der hiesigen Kur nicht gestatten will.

Der Versammlung wünsche ich den besten Verlauf.

Hochachtungsvoll und ergebenst Windthorst.

Windthorst an Onno Klopp![4] Berlin, 2. Mai 1890.

Mein lieber Klopp! Einlage[5] sende ich mit der Anfrage, ob Sie dem Wunsch entsprechen wollen. Der Sache könnte es nur diensam sein[6].

Ihr Windthorst.

Windthorst an Onno Klopp. Ems, 16. August 1890.

Mein lieber Klopp! Es würde mir im höchsten Grade angenehm sein, wenn Sie das, was Sie über das mit Preußen abgeschlossene Abkommen wissen, zunächst nur für mich zusammenstellen[7]. Über den davon zu machenden Gebrauch verständigen wir uns demnächst.

---

[1] Diese Danksagung, von fremder Hand geschrieben und von Windthorst in dieser ungewohnten Weise unterzeichnet, durch künstliches Verfahren vervielfältigt, steht auf einem Briefbogen mit dem Stempel des deutschen Reichstages.

[2] Gegenwärtig Domkapitular und päpstlicher Prälat, um die katholische Presse hochverdient. An ihn war auch der Brief vom 12. März 1887 (in dieser Zeitschrift LXXXII 495). Wie damals ist auch jetzt die Unterschrift eigenhändig, alles sonst von fremder Feder.

[3] Der Pfälzer Katholikentag zu Neustadt a. d. H., 28. Juli 1889, von vielen Tausenden besucht. [4] Fremde Hand, eigene Unterschrift.

[5] Schreiben des Buchhändlers Konr. Rüll in Amsterdam vom 17. April 1890, der in seinem Verlag politischer Schriften eine über den „Welfenfonds" herausgeben möchte, für die Windthorst vielleicht den geeigneten Autor vorschlagen könnte.

[6] Klopp notierte dazu am 4. Mai eine Reihe von Bedenken, bemerkt jedoch: „Auch ich glaube, daß die Klarstellung der Entstehung des W. F. als der Frucht eines Komplottes von Bismarck und Meding für viele ein Interesse haben dürfte. Aber ich fasse nicht, daß eine noch so bündige Darlegung dieses Ursprungs bei der Gesinnung der Mehrheit des Landtages praktisch einen Nutzen schaffen könne. Die Mehrheit will ja nicht."

[7] Es handelt sich offenbar um den von Windthorst nach langen, schwierigen Verhandlungen zum Abschluß gebrachten Vertrag vom 29. September 1867, demzufolge König Georg die hannoverischen Staatsgelder auslieferte, dafür aber sein

Sie sagen mir nicht, wie es Ihnen und den Ihrigen geht. Den Meinigen geht es gut; ich altere leider sehr. Gruß an die Ihrigen. Ihr bekannter Windthorst.

Windthorst an Pfarrer G. Goepfert, Obernburg a. M.[1].

Hannover, 30. Dezember 1890.

Ew. Hochwürden und Ihren verehrten Freunden[2] danke ich verbindlich für die zum Besten der Marienkirche mir übersandten 18 Mark.

Privateigentum (Silber- und Münzkabinett u. dgl.) zurückerhielt und den Genuß der Zinsen eines Kapitals von 16 Millionen Talern. Außerdem sollten gewisse Besitzungen in Hannover ihm zugesichert werden für den Fall, daß er allen Kronansprüchen entsage, was letzteres mit dem Vertrag noch keineswegs gegeben war. Im preußischen Abgeordnetenhause wurde dieser Vertrag nach einer sehr bewegten Debatte am 1. Februar 1868 von der Majorität angenommen. Aber zugleich mit dem königl. Erlaß, durch welchen dieser Landtagsbeschluß zum Gesetz erhoben wurde, veröffentlichte der Staatsanzeiger vom 3. März 1868 eine königl. Verordnung, durch welche die Beschlagnahme des Vermögens des Königs Georg verhängt wurde. Bezüglich der geheimen Vorgänge, welche diesen Gewaltakt herbeiführten, wie bezüglich der Anklagen gegen König Georg, durch die er vor der Öffentlichkeit gerechtfertigt werden sollte, wußte allerdings kaum jemand so gründlich Bescheid wie der seinem König so treu ergebene, wachsame Onno Klopp. Windthorsts Brief wird erst ganz verständlich durch eine Anfrage Onno Klopps vom 7. August 1890:

„Ew. Exzellenz werden seinerzeit die Kritik der Memoiren des Meding erhalten haben. Mein Zweck dabei ging weiter als für die Person des Meding. Ich wollte für eine etwaige Unterhandlung über die Herausgabe des Sequestrierten die Fingerzeige geben, wie damals 1867 und 1868 die Sache gemacht ist, nämlich durch Komplott zwischen Meding und Bismarck.

„Zweckmäßiger aber wäre es, darüber eine eigene Denkschrift auszuarbeiten, nicht für den Druck, sondern in der Weise, daß sie dienen könnte zur Information für irgend eine Persönlichkeit von Gewicht, um die Arglist offen zu legen, mit welcher jene zwei Persönlichkeiten während der Unterhandlung des Vertrages zugleich das Sequester vorbereitet haben. . . .

„Ich glaube, daß ich der einzige bin, eine solche Schrift zu verfassen, weil ich allein den Meding kenne, überhaupt allein weiß, wenigstens annähernd, wie alles zugegangen ist. Ich erkläre also Ew. Exzellenz mich zur Abfassung einer solchen Denkschrift erbötig, ohne daß mein Name irgendwie erscheinen dürfte.

„Nur Ew. Exzellenz gegenüber und nicht hier kann ich einen Gedanken von solcher Art aussprechen. Die Darstellung muß die möglichst unparteiliche sein, dabei tunlichst in Lapidarzügen, kurz, bündig.

„Ich will der Sache dienen, solange ich es noch vermag, und überlasse Ew. Exzellenz die Entscheidung, ob das in dieser Weise möglich ist. Mir genügt als Antwort ein kurzes Ja oder Nein."

Daraufhin erfolgte Windthorsts obiger Brief. Klopp notiert nachträglich auf dem Briefkonzept: „P. S. Auf die Antwort, daß ein solches Promemoria sehr angenehm sein würde, habe ich es gleich geschrieben und noch im August [1890] abgeschickt."

[1] Fremde Schrift, eigenhändige Unterschrift.

[2] Mehrere Geistliche der Nachbarschaft, die einmal in der Woche zur Erholung beim Adressaten sich trafen, hatten mit diesem gemeinsam ihre Gewinste aus dem Spiel für die Marienkirche in Hannover bestimmt.

Möge Gott es Ihnen lohnen und Ihre Wünsche erfüllen. Glück zum neuen Jahre. Ergebenst L. Windthorst.

Dr August Reichensperger an Frl. Marie Windthorst. Köln, 10. Mai 1892.

Hochgeehrtes Fräulein! Empfangen Sie meiner Frau und meinen herzlichen Dank für Ihr gütiges Gedenken unserer goldenen Hochzeit [1]. Ein bedeutungsvolleres Erinnerungsblatt hätte uns, mir insbesondere, nicht zu teil werden können als das Bild des gottgeweihten Ruhmesdenkmals Ihres großen Vaters [2], welches leider so bald schon seine Grabstätte werden sollte. Welche Quelle von Betrachtungen für mich, der ich während so vieler Jahre ihm nahestand!

Hoffentlich geht es Ihrer verehrungswürdigen Mutter und Ihnen so gut, als nach dem so schweren Schlage, welcher Sie getroffen hat, nur immer möglich ist. Möge Gott Sie bis zum Wiedersehen mit dem teuern Hingeschiedenen im Jenseits besonders stärken und weiteres Leid von Ihnen fernhalten! Um Ihr ferneres freundliches Andenken bittet

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr ganz ergebenster Dr Aug. Reichensperger.

---

[1] Am 3. Mai 1892 beging August Reichensperger diese seltene Familienfeier und war dabei der Gegenstand großer Ehrungen von seiten seiner katholischen Mitbürger. Windthorsts Tochter hatte mit ihrem Glückwunsch ein Bild der neuen Marienkirche in Hannover übersandt.

[2] August Reichenspergers Urteil über Windthorst siehe bei L. v. Pastor, August Reichensperger. Sein Leben und sein Wirken auf dem Gebiete der Politik, der Kunst und der Wissenschaft II, Freiburg 1898, 397. Er nennt ihn „ein parlamentarisches Wunder".

Otto Pfülf S. J.

Die religiösen Anschauungen eines Gebildeten im ersten nachchristlichen Jahrhundert.

(Schluß.)

III. Die Mysterienreligionen des Orientalismus.

„Die Geschichte des Kaiserreichs während der ersten drei Jahrhunderte unserer Zeitrechnung", sagt Cumont[1], „ist kurz gesagt die pénétration pacifique des Okzidents durch den Orient."

Das Wort gilt ganz allgemein. Fast in allen Zweigen der Kultur ward Rom zum Tributär des Ostens. Aber in keinem Punkte war die Überlegenheit orientalischer Ideen augenscheinlicher, ihr Einfluß tiefgreifender, ihr Sieg entscheidender als auf dem Felde der Religion. Bis zur Vernichtung wurde die alte Religion geschlagen.

Woher diese Überlegenheit? dieser durchschlagende Erfolg?

Das Geheimnis möchte wohl darin liegen, daß die orientalischen Religionen den ganzen Menschen in ihren Wirkungskreis ziehen. Sie sind Religionen der Offenbarung und Dogmen und stillen so den Durst des Verstandes nach gesicherten und festen Kenntnissen in den wichtigsten Fragen des Daseins. Sie bieten der Phantasie und dem religiösen Gefühl Befriedigung durch religiöse Dramen, geheimnisvolle Formeln, unheimliche Zeremonien, prunkhafte Umzüge. Sie anerkennen das Glücksſehnen des Menschenherzens, und daher versprechen sie ihm ein Jenseits voll Ruhe und Wonne. Sie machen sich anheischig — und das ist wohl das wichtigste Moment — den verlorenen Gewissensfrieden wiederzugeben. In den orientalischen Kulten wähnte der arme, sündengeplagte Mensch die Mittel zu finden, sein Gewissen zu entlasten, Sünden und Verbrechen abzuwälzen.

Was hatte die künstlerische Religion des alten Griechenland, was die philosophische Religion des Hellenismus an inneren Werten entgegenzusetzen? Mancher mochte sich ja mit dem Staatskult zufrieden geben, der Göttin Roma und dem Cäsar Weihrauch streuen und Opfer bringen. Andere

[1] Les religions orientales dans le paganisme romain 3.

hielten fest an den uralten, durch Augustus' Religionspolitik wieder modern gewordenen Göttern des Herdes, den Laren. Aber das große Sehnen vermochten diese nicht zu stillen. Und die olympischen Götter kehrten nicht mehr wieder. Ihr heiteres Reich war für immer dahin.

Und die Philosophie? Sie „ergriff nicht die Herzen der ‚Mühseligen und Beladenen'. Eben ihr religiöser Gehalt war dürftig. Sie forderte zu viel und gab zu wenig. Wo die letzten großen Lebensfragen berührt werden, wird daher der Ton sentimental. Oft ist müde Resignation der Weisheit letzter Schluß, wie bei dem edlen frommen Marc Aurel." [1] „Ein Sternenhimmel ohne Sonne wölbte sich über dem Hellenismus." [2]

Dazu trat auf seiten der orientalischen Kulte das Schwergewicht einer eigenen, wohlorganisierten Priesterschaft, die vollständig und ausschließlich dem Dienste der Gottheit geweiht ist, die durch jahrhundertelanges Vererben zu Wissen, Ansehen, Reichtum und Macht gelangt ist, die aus uralten und für heilig geltenden Bräuchen und Formeln ein wirkungsvolles Zeremoniell geschaffen hat, die getragen wird von der schwärmerischen und hingebenden Verehrung der Mysten und Gläubigen. Was konnte die alte Religion diesen Priesterschaften an Gleichwertigem an die Seite stellen? Ein abgesonderter Priesterstand fehlte anfangs völlig. Die jeweiligen Staatsbeamten waren zugleich Staatspriester. Und die späteren Priestertümer und Pontifikalkollegien genossen, von Ausnahmen abgesehen, kein sonderliches Ansehen. Sie waren vielfach zu Einnahmequellen der Gemeinde oder des Staates herabgesunken, wurden verpachtet und sogar versteigert — Gegenstand der Ausbeutung und der Spekulation.

So erklärt es sich, daß die antike Religion und die philosophische Religion vom Orientalismus auf der ganzen Linie geschlagen wurden. Am Ende des 3. Jahrhunderts scheiden beide als Mitbewerber um die Weltherrschaft aus. Der Riesenkampf spielt sich zuletzt nur mehr zwischen zwei Gegnern ab, zwischen dem staats- und heergetragenen Baal-Mithraskult und dem Christentum.

Als weiteres Erklärungsmoment bietet sich dem Beobachter jener Zeiten der Synkretismus dar. Unter Synkretismus verstehen wir die Verbindung und Vermengung verschiedenartiger religiöser Gestalten, Anschauungen und Einrichtungen. Er ist, wie der Herrscherkult, ein echtes

[1] G. Heinrici, Der literarische Charakter der neutestamentlichen Schriften 12.
[2] Ebd. 17.

Kind des Hellenismus, aus seinen Ideen und Prinzipien geboren. Die Grundlage ist die gleiche: Individualismus und Universalismus. Betont der Herrscherkult mehr das Individuum, so bringt der Synkretismus mehr das Universelle zum Ausdruck, die allgemeine Gottheit[1]. Alle Gottheiten sind nur Teilkräfte desselben einen Wesens, das bald unter diesem bald unter jenem Namen auftritt, bei den Griechen Demeter, bei den Barbaren Kybele oder Astarte oder wie immer heißt. Man sieht, die Verschiedenheit der Kulte ist zu einer Namenfrage herabgesunken. Eine Verschmelzung ist im Grunde nicht einmal nötig, denn es gab ja nur eine Gottheit, also auch nur eine Religion.

Zum selben Ziele führte die Anwendung des Euhemerismus auf die fremden Götter und Kulte. Wenn die „Götter" nur vergöttlichte Menschheitswohltäter sind, dann liegt es nahe, in den fremden Göttern nur verschiedene Namen derselben wohltätigen Kraft zu erblicken.

Begünstigt wurde diese Verschmelzungstendenz durch den steigenden Waren- und Ideenaustausch der durch die großen Reichsbildungen der Babylonier, Assyrer, Perser einander näher gebrachten Völker. Mehr noch durch die Bedingungen der hellenistischen Reiche. Denn sie brachte die Griechen, ein religiös tief veranlagtes Volk, an die Ursitze orientalischer Mysterienkulte, nach Vorderasien und Ägypten, in den Zauberkreis ihrer Vorstellungen und Riten. Dazu ziehe man die bewußt synkretistische Politik der Diadochen, besonders der Ptolemäer, und man möchte wohl die Hauptursachen des Synkretismus gestreift haben.

Bei der Darstellung des Wirkungsbereichs der Mysterienreligionen müssen wir zunächst auf die antike Religion zurückgreifen und eine Kultform herausheben, die sich wie ein Fremdkörper inmitten des sonstigen offiziellen Staatskultes ausnimmt. Und doch war sie nicht weniger offiziell als dieser, aufs innigste mit dem damaligen Staats-, Religions- und Volksleben verwoben. Es sind die Mysterien von Eleusis. Im wesentlichen besaßen die Hellenen in den Eleusinien alles, was eine religionsbedürftige Folgezeit von orientalischer Tiefe und priesterlicher Weisheit erwartete: Reinigung und Entsündigung — Weihe und Jenseitshoffnung — dramatische Darstellung: Demeter sucht und findet ihre Tochter Kore-Persephone — die heiligen Schranken des Geheimnisses, der geschlossenen

---

[1] J. Kaerst, Geschichte des hellenistischen Zeitalters II 1, 250: *θεὸς πάνθεος — θεὰ πάνθεος*.

Kultgenossenschaft, die jeden Unberufenen fernhielten und sich erst im Laufe der Jahrhunderte weiter und weiter öffneten. Sie haben denn auch ihre Anziehungskraft über die heidnische Zeit hinaus bewahrt. Augustus[1] nahm die Weihen im Jahre 31 nach der Schlacht bei Actium, Hadrian[2] im Jahre 124 nach der Bereisung der Donauländer. Erst im Jahre 381 machte ein Dekret Theodosius' I. ihrer Feier ein Ende. Aber die Goten unter Alarich haben das Verdienst, das berühmte Telesterion bis auf den Grund zerstört zu haben[3].

Ob diese Mysterien aus dem Orient stammen, ob von den Urbewohnern des Landes, wir wissen es nicht. Von den später in Griechenland aufkommenden Kulten dagegen kennen wir einigermaßen Ursprung und Marschroute. In den ältesten Zeiten war der Landweg der nächste. Er führt uns nach Makedonien und Thrakien, in die Heimat der Dionysos-Sabazios-verehrer. Zu zwei Zeiten setzt der Eroberungszug dieses orgiastischen Kultes ein. Das Resultat der ersten war die Hellenisierung des thyrsostragenden Gottes und seine Aufnahme in den Olymp. Er ward der Schutzgott der natürlichen Lebensfülle, der gesteigerten Lebensfreude und vielfach mit Apollo identifiziert. Aber die Wildheit und Rauheit der thrakischen Wälder und Berge hatte er eingebüßt und damit für manche einen Großteil seiner Anziehungskraft. Daher die geschlossenen Kultgemeinden, die vom Stadtstaat geduldet, sich die Verehrung des thrakischen Dionysos-Bakchos-Zagreus zur Aufgabe setzten. Als ihren Stifter betrachteten sie Orpheus. Ein geregelter Gottesdienst, die religiöse Erzählung von dem als Stier zerrissenen Gott und seiner Wiederbelebung, Kathartik, Askese und Jenseitshoffnung kennzeichnen die Orphik und bieten mancherlei Berührungspunkte mit den Kulten des benachbarten Kleinasien. Mit dem Verfall des Stadtstaates begann für die ost-westliche Bewegung eine Hochkonjunktur. Andere thrakische Gottheiten, wie Bendix, dann die großen samothrakischen Gottheiten rückten nach, und an sie schlossen sich die berühmten Kulte Vorderasiens. Zwar ist es wahr: In Griechenland selbst war die Bewegung naturgemäß nicht so groß. Die Eleusinien sowie die orphischen Mysterien deckten das Bedürfnis der Menge. Um so tiefgreifender zeigten sich die Wirkungen des Orientalismus in den asiatischen und ägyptischen

[1] A. v. Domaszewski, Geschichte der römischen Kaiser I 157.

[2] Ebd. II 198.

[3] J. Blötzer, Das heidnische Mysterienwesen zur Zeit der Entstehung des Christentums, in dieser Zeitschrift LXXI (1906) 382 ff.

Zentren und Herden griechischer Kultur, in den Gründungen und Siedelungen Alexanders und der Diadochen. Von diesen Stützpunkten aus machten sich die Mysterienkulte nach und nach den Westen zinspflichtig, nicht zuletzt jene Stadt, die immer mehr das Emporium der Welt wurde: Rom.

Es ist nicht ohne Interesse, die religiöse Entwicklung Roms zu beobachten. Wie im Laufe langer Jahrhunderte all die verschiedenen Kulte an seine Tore pochen, vorerst in Privatvereinen oder gar in abgelegenen, lichtscheuen Quartieren ein rechtloses Dasein fristen [1], dann Duldung, endlich Gleichberechtigung erringen, bis sie in ihrer Verschmelzung die Stadt und mit ihr das Reich beherrschen, und den Hof, das Heer, das Volk — besonders die Frauen-, Sklaven- und Fremdenwelt — zu ihrer Gefolgschaft zählen.

Wenn wir vom Kult des Äskulap absehen, der schon im Jahre 291 v. Chr. auf den Rat der sybillinischen Bücher von Epidaurus nach Rom verpflanzt wurde, können wir vier Zentren unterscheiden, von denen aus sich der Aufmarsch des Orientalismus gegen Rom vollzog: Ägypten — Phrygien — Syrien — Babylonien. Das Hochland von Iran kommt für die von uns dargestellte Periode weniger in Betracht.

Der Anfang der systematischen Theokrasie spielt in Ägypten unter den Ptolemäern. Mag man Serapis = Osiris — Apis setzen oder ihn als ursprünglich vorderasiatischen „Gott der Wassertiefe" (šar-apsî) ansehen, der auf dem langen Wege vom Persischen Golfe über Babylon nach Sinope am Pontus manches Fremdelement aufnahm, jedenfalls ist er eine ausgesprochen synkretistische Bildung und wurde von Anfang an dem ägyptischen Osiris angeglichen. Im Serapeum, dem großen Zentralheiligtum zu Alexandrien, trafen eleusinische Erinnerungen und der sinopische semitisch-griechische Serapiskult mit dem feierlich ernsten Rituell des Nilstromlandes und seinen altehrwürdigen Osirismysterien zusammen. In ihrer Verbindung eroberten sie die Welt für Ägypten. Nicht für Serapis allein. Wie Isis von Osiris nicht getrennt werden kann, so begleitet sie auch Serapis auf seinem Siegeszug. Über die Inselflur des Mittelländischen Meeres drang der Kult vor, von Hafen zu Hafen, überall private Kultvereine bildend. Athen, das schon im Jahre 333 ein Isisheiligtum besaß, zählte bald einen neuen religiösen Verein in den Sarapiasten. Rom, der Weltstapelplatz, konnte nicht lange unberührt bleiben. Vergebens stemmten sich die Wächter

---

[1] Mit Ausnahme des Kultes der Kybele s. unten.

des mos maiorum, der guten, alten Zeit, gegen die fremden Kulte. Viermal in einem Jahrzehnt, in den Jahren 58, 54, 50, 48 v. Chr., wurden auf Befehl des Senates die Kapellen des alexandrinischen Kultes zerstört, die Statuen zertrümmert — es war der aussichtslose Widerstand gegen elementare Zeitmächte. Er konnte hinausschieben, aufhalten, nicht vereiteln. Noch im Jahre 19 n. Chr. ließ Kaiser Tiberius wegen eines skandalösen Vorfalls die Isispriester, die sich zu Kupplern hergegeben hatten, blutig bestrafen. Aber schon Caligula errichtete im Jahre 38 auf dem Marsfelde einen offiziellen Tempel der Isis campensis. Damit waren die ägyptischen Gottheiten in aller Form naturalisiert.

Ein ganz anderes Schicksal hatten die großen phrygischen Gottheiten, Kybele und Attis. Sie erlangten schon sehr früh Bürgerrecht in Rom. In den Nöten des zweiten punischen Krieges verlangten die sybillinischen Bücher die Einführung des Kultes der „Großen Göttermutter". Im Zentrum des alten Rom, auf dem Palatin, wurde ihr Tempel im Jahre 191 v. Chr. feierlich eingeweiht. Aber das ernste Römertum jener Tage hatte für die lärmenden Festlichkeiten, für die religiöse Raserei der Eunuchenpriester keinen Sinn. Erst Claudius kam der erwachenden Vorliebe für exotische Kulte entgegen und reorganisierte die jährlichen Feste der Magna Mater. Sie wurden vom 15. bis 27. März mit größtem Pomp gefeiert. Ihr Kern war die in großem Maßstab durchgeführte Feier der Attismysterien.

Kybele und Attis sind Personifikationen der großen Gewalten des Naturlebens. Kybele ist die Erde, die fruchtbare Mutter aller Dinge. Ihr Gemahl Attis entspricht dem thrakischen Dionysos. Er ist der Gott der Vegetation. Wie diese stirbt und wieder auflebt, so der Gott. Das ist das Leitmotiv aller vorderasiatischen und auch der ägyptischen Serapis-Osirismysterien: Tod und Auferstehung eines Gottes. Und als Begleitung der Liebeskummer einer Göttin, die ihn unter Jammern und Weinen sucht, bis sie ihn findet und ihm das Leben wiederschenkt. Beides, Tod und Erstehung des Gottes, wurden orgiastisch gefeiert. Wenn der Wind durch die Wälder des Götterberges Ida rauscht, dann hört der Myste der Magna Mater Klagen um ihren Attis. Dann stürzen Scharen ihrer Verehrer, trunken von religiöser Ekstase, über die Berge durch die Wälder unter wilder Musik und gellendem Geschrei. Sobald aber nach langem, harten Winter die Sonne den Märzenschnee schmilzt und der sprossende Frühling ins Bergland zieht, dann schlägt die düstere Totenklage unvermittelt um in die ausgelassenste Feierfreude.

Auf einem noch tieferen Grad der Sittlichkeit stehen die sinnlich schwülen Kulte der Syrer. Auch in ihnen steht eine weibliche Göttin im Vordergrund. Astarte bei den Phönikern; Artagatis im eigentlichen Syrien, die Dea syria par excellence. Ihr zur Seite Adonis bzw. Hadad als männliche Gottheiten. Ihre Verehrung ist die Vergötterung der Schamlosigkeit. Ihre Tempel sind gleich denen der Isis [1] Stätten der Prostitution und der Menschenopfer. Kriegsgefangene, Geiseln und Sklaven, und syrische Händler brachten den Kult in den Westen. Zumal die letzteren, deren Gewinnsucht und Geschäftsgewandtheit sprichwörtlich war, wurden die erfolgreichsten Sendboten ihrer angestammten Götter, denen sie nicht minder ergeben waren als den Schätzen dieser Welt. In Rom hatte der syrische Kult seit dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert festen Fuß gefaßt. Seine Bedeutung wuchs mit der Menge der nach der Weltstadt strömenden Syrer. Über diesen Kreis ist er aber auch wohl nicht hinausgetreten. Die Fremden und das niedere Volk waren seine Adepten. In ihrer Mitte, im Trastevere, stand sein Tempel. Einen Augenblick schien es, als ob Neros Gunst ihm eine glänzende Zukunft eröffnen wollte. Es war die Laune eines Tyrannen. Später allerdings, viel später, kamen Syriens Gottheiten doch zu Macht und Ehren. Damals als der syrische Baal unter dem Namen Jupiter Dolichenus die gesamte griechisch-römische Welt durchzog und in Numidien, Gallien, Britannien, Germanien und Pannonien seine Heiligtümer errichtete. Seinen Triumph feierte er in dem Priesterkaiser Elagabal (218—222) und in dem kraftvollen Aurelian (270—275), der erst nach dem Sieg über Zenobia, der Herrscherin der Sonnenstadt Palmyra, die Verehrung des Sol invictus zum obersten Reichskult erhob. Palmyra, Baalbeck-Heliopolis, der gewaltige von Aurelian auf dem Quirinal erbaute Sonnentempel, das sind die Siegeszeichen des aufsteigenden Sonnenkultes. Denn Baal war Sonnengott so gut wie Erdgottheit, Gott der Fruchtbarkeit, des reichlich spendenden Bodens, aus dem er die Quellen aufsprudeln und ihren Segen überallhin verbreiten läßt.

Weiter führt uns unser Weg an den uralten Hochsitz menschlicher Kultur und priesterlicher Weisheit, nach Chaldäa und Babylon, in die Niederungen des Euphrat. Sie sind der Nährboden der Astrologie und Magie, der Bastarde von Wissenschaft und Aberglauben.

---

[1] Wenigstens noch im 1. Jahrhundert n. Chr. Vgl. Cumont, Les religions orientales dans le paganisme romain 112 f 143.

Die Astrologie tauchte früh in Rom auf; schon im Jahre 139 v. Chr. wurden Chaldäer aus Rom vertrieben. Ein vorbereitetes Feld der Tätigkeit fand sie in der stoischen Theologie, die ja an dem unmittelbaren Verkehr mit der Gottheit, an Mantik und Orakel festhielt. Sie prunkte in den Werken der Gelehrten wie Ptolemäus, der Literaten und Dichter wie Manilius. Sie inspirierte die Phantasie der Architekten und Künstler. Sie ward zur Beraterin der Fürsten und Kaiser. Tiberius vernachlässigt über der Astrologie die angestammten Götter. Otho folgt den Weisungen seiner Sterndeuter, ohne der unheildrohenden Vorzeichen der offiziellen Opfer zu achten. Bei hoch und niedrig steht sie in Ansehen und Gunst. Denn der Sterne Lauf bestimmt das Geschick des einzelnen, wie Glück, Bestand und Untergang ganzer Staaten. Fatalismus ist der Astrologie getreuer Knappe. Wenn alles in den Sternen geschrieben steht, unabänderlich wie diese selbst — wozu dann Gebet und Opfer? Wozu alles Stemmen und Sträuben, alles Bitten und Flehen?

Aber gibt es denn wirklich kein Mittel, dem unerbittlichen Schicksal zu entrinnen, den Lauf des Geschehens zu wenden zur Sonnenseite, zu Glück und Segen? Das ist die nie verstummende Frage, aus der die Magie geboren wurde. Eine dunkle, unheimliche Welt, neben der Unsittlichkeit der schwärzeste Schatten im vielfarbenen Bild der damaligen Kultur.

Ihre Grundlage ist der Animismus. Alle Dinge sind belebt. Zwischen allen bestehen Beziehungen, geheimnisvolle verborgene Fäden und Brücken. Sie zu kennen und zu benutzen ist das Vorrecht und die Macht des Magiers. Bald beschwörend und befehlend, bald bittend und flehend wendet er seine Formeln und Talismane an in seinem und seiner Klienten Interesse. Ihrer Kunst gegenüber waren griechische und italische Zauberei Possenspiel und Jahrmarktsware. Sie wurde auch dementsprechend gewertet. Aber mit dem Eindringen der orientalischen Kulte entstand in Rom ein Milieu, das dem der babylonischen Heimat nahe kam. Man zweifelte nicht mehr an dem übermenschlichen Wissen der Magier, an der unwiderstehlichen Macht ihrer Zaubermittel. Man traute ihnen alles zu: Verkehr mit höheren Geistern, Vermittlung göttlicher Erscheinungen, ja den leibhaftigen Aufstieg in den Himmel. —

Wir stehen am Ende unseres Weges. Die hohen Berge Irans brauchen wir nicht zu besteigen. Zwar weht da droben reinere Luft. Der Mithrasdienst mit seinen sittlich kräftigenden Elementen ist gegenüber der miasmenschwangern Sumpfluft Chaldäas ein wahres Höhenland. Aber einerseits

fällt in die von uns abgegrenzte Periode erst der Anfang der Mithrasbewegung, anderseits weist der von semitischen und hellenistischen Elementen durchsetzte Kult so viele Analogien mit den bereits geschilderten vorderasiatischen Mysterien auf, daß wir von einer eingehenderen Schilderung Umgang nehmen dürfen.

Nur noch einen Rundblick wollen wir uns gestatten in dem großen Götterbabel, das der Synkretismus geschaffen hat. Eine schier unabsehbare Schar von Gottheiten, in der die Parvenüs entschieden vorherrschen. Manchen sieht man die barbarische Abstammung kaum mehr an. Sie gehaben sich wie die altadeligen Erbsassen des Olymps. So sehr hat der Umgang in der feinen Gesellschaft Manieren und Ausdruck veredelt. Andere schämen sich ihrer Rasse nicht im mindesten. So die ägyptischen Götter: der Stier Apis und gar erst die heiligen Ibisse, Affen und Böcke. Sie alle fanden Einlaß im römischen Pantheon. Auf ihnen allen ruht ein Strahl der großen römischen Gottheit, die sie legitimiert und schützt. Denn sie alle sind den Göttern Roms angeglichen.

Und das ist das Endresultat synkretistischer Weisheit: Endlose Göttergleichungen mit verwickelten Stammbäumen und verzwickten verwandtschaftlichen Beziehungen, deren Ordnung auch dem gewiegtesten Genealogen schwerlich gelingen dürfte. —

Wollen wir zum Schluß die Resultate unserer Untersuchung kurz zusammenfassen, um die Einwirkungen der verschiedenen Kultusfaktoren auf das Urteil, das sich der gebildete Römer etwa über das Christentum fällen mußte, abzuschätzen, so dürfte sich folgendes Bild ergeben:

Als Erbe der antiken Religion und des Kultes der Polis blieb bis zum Untergang des Heidentums der legale Staatskult bestehen. Er war eine Staatsinstitution, die trotz allen Wandels der religiösen Anschauungen beibehalten, eine Rechtssache, die von der Politik bestimmt wurde. Ein neuer Impuls kam dieser ehrwürdigen, aber verknöcherten Institution aus dem Kult des Kaisers, der zunächst neben den Staatsgöttern, dann als der erste unter ihnen verehrt wurde.

Von diesem Standpunkt aus mußte dem gebildeten Römer des ersten nachchristlichen Jahrhunderts das Christentum als Majestätsverbrechen und Sakrileg, als Verachtung und Verrat an der „ewigen" Roma und ihrer Weltherrschaft erscheinen.

Ebensoweit war er aber von dem rohen Götzendienst entfernt, der vor den Bildern aus Stein und Erz auf den Knien lag. Von dieser Auf-

fassung der Gottheit hatte er sich innerlich längst frei gemacht. Das war das Verdienst der Philosophie. Sie gab ihm die Freiheit, den Formen des legalen Kultes seine Deutungen zu unterschieben. Sie vermittelte ihm den universalistischen Begriff des Göttlichen *(θεῖον)*, das sich in vielfacher Weise offenbart, dem er, nach stoischer Lehre, durch Gebet, Traum und Mantik nahekommt. Auf der Höhe dieser Anschauungen wird er dem Christentum gegenüber milder gestimmt. Er betrachtet es als eine Absonderlichkeit, als einen Rückfall in den barbarischen Partikularismus, in die beschränkte Engherzigkeit überwundener Zeiten. Vielleicht bedauert er die Christen, wenn er sie so standhaft für ihren Glauben leiden und sterben sieht. Er zuckt die Achseln, wenn er hört, daß dieser oder jener hochgestellte Mann, früher sein Freund und Gast an seiner Tafel, sich der Sekte angeschlossen habe. Aber er kann dem Staate, der sie verfolgt, nicht unrecht geben. Auch er muß sie wegen der ihm unverständlichen Halsstarrigkeit verurteilen. Zudem hört er von den Scheußlichkeiten, die man den Christen nachsagt. Von ödipodeischen Verbrechen und thyesteischen Mahlzeiten. Und er weiß, daß es Winkelkulte gibt, in denen ähnliches zum Gottesdienst gehört. Die ängstliche Absonderung der Christen gibt auch zu denken. Und dann: rekrutiert sich die neue Sekte nicht vorzüglich aus den niederen Schichten des Volkes?

So ist sein Urteil bald fertig: Exitiabilis superstitio, odium generis humani[1]. Eine eingehende Prüfung ihrer Lehre erscheint ihm überflüssig und unmöglich. Denn als Stoiker oder Epikureer kann er sich auf nähere Bekanntschaft mit solch zweifelhaften, übel beleumundeten Elementen doch nicht einlassen.

Aber er lebt in einer religiös anspruchsvollen Zeit, kann sich ihrem Wehen nicht entziehen. Der Orientalismus beginnt seine Eroberung im großen. Traumorakel und Mantik machen auch ihn, den Aufgeklärten, für Astrologie und Magie empfänglich. Seine Sklaven, die teilweise seine Erzieher waren, seine Gattin, eine eifrige Verehrerin der Isis oder der Kybele, üben einen langsam einsickernden Einfluß aus. Er sieht die Festzüge der Attis- und Adonisverehrer. Die Neugier treibt ihn, ihren Mysterien beizuwohnen. Vielleicht hat er gar zu Athen, wohin ihn philosophische Modestudien führten, nach dem Vorbilde seiner Kaiser die eleusinischen Weihen genommen. So erliegt er allmählich den Eindrücken der fremdartigen, geheimnisvollen Kulte. Und er darf dabei dem Staats-

[1] Tacitus, Ann. 15, 44.

kult treu bleiben, kann seiner Philosophie nachleben und von dem verlockenden Fremdkult so viel nehmen, wie ihm beliebt. Ist es ein Wunder, daß er diesen Kulten vor dem Christentum den Vorzug gibt?

In der Tat. Der größte Feind des Christentums ist nicht die Staatsreligion, die in ihren Tempeln die Mumien einer großen Vergangenheit verehrt und mit dem Schwerte des Henkers schützt. Nicht die Philosophie, die ihren Jüngern als letzten Trost lahme, müde Resignation bietet. Ihre innere Kraft war längst verbraucht, als das Ringen der Ideen um die Weltherrschaft erst eigentlich einsetzte. Der gefährlichste Nebenbuhler des Christentums ist der Orientalismus. Seine Sendlinge zählen nach Tausenden. Er schaut mit freudigem Stolze auf Jahrzehnte und Jahrhunderte ertragreichen Wirkens zurück. Er hat festen Fuß gefaßt in allen Brennpunkten der Macht, der Kultur, des Handels. Er kennt die Weltlage, die Bedürfnisse und Wünsche seiner Zeit. Er kennt zumal die Menschennatur, die vielseitige, anspruchsvolle. Ihr paßt er sich an, jeder ihrer Launen. All ihr Sehnen will er stillen. Er verspricht alles. Also zuviel.

Gewogen und zu leicht befunden. Wahrheit ist keine Marktware. Sie ist Kampfpreis, Siegeslorbeer. Und Stein des Anstoßes. Denn sie ist naturnotwendig intolerant, exklusiv. Das ist der tiefste Grund der Verfolgungen, die das Christentum zu bestehen hatte: seine Wahrheit. Darum mußte es intolerant sein, darum unter dem Richterschwerte stehen, drei lange Jahrhunderte hindurch. Aber ebenso wahr ist das andere: Weil es die Wahrheit hatte, darum mußte es sich durchsetzen und zum Siege gelangen.

Freilich nicht aus eigener Kraft. Das Schicksal der Wahrheit hat der Evangelist Johannes programmatisch kurz gefaßt: „Das Licht leuchtet in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht niedergerungen." Bis jetzt war die Finsternis in ungestörtem Alleinbesitz. Mit dem neuen Licht leuchtet der große, strahlende Tag der Wahrheit auf, der Tag, der keinen Abend mehr kennt. Und das ist das Werk der Kraft Christi: daß die Sonne der Wahrheit über den Bergen aufging, daß sie höher und höher stieg, daß sie alle Finsternis überwand, sie verscheuchte und verfolgte bis in die tiefsten Gründe und Klüfte. Das Werden und Wachsen des Christentums ist der Beweis seines göttlichen Ursprungs. Denn sein Sieg ist der Sieg Christi.

H. Dieckmann S. J.

Prinzipienfragen moderner Lutherforschung.

Luther lebt noch. Wenn ich daran hätte zweifeln können, würden mich die überaus zahlreichen Besprechungen meines „Luther" von protestantischer Seite gründlich eines andern belehrt haben. Noch besitzt der Wittenberger Lehrer in allen Gauen Deutschlands wie im Volke so unter Gebildeten und Schriftstellern seine treuen Anhänger und Bewunderer; ja stellenweise dokumentieren die gelegentlich meines Werkes veröffentlichten Äußerungen eine Hochachtung für seine Person, die an die blühendsten Zeiten des Lutherkultus vom 16. und 17. Jahrhundert erinnert. Das gegen mich entrüstete und gegen Luther verehrungsvolle Rauschen im Blätterwalde ging bis nach Nordamerika. Die „Lehre und Wehre" der Lutheraner von St Louis verkündete 1911 mit lauten Tönen, daß der gefeierte Luther in den Augen aller Denkenden auch noch heute mitsamt seinen Anhängern „in der Bibel stehe, die Katholiken aber daneben", und diese Zeitschrift versuchte in ihrer Anzeige meines ersten Bandes in einigen Trostgedanken wegen des Buches zu schwelgen; man dürfe sich über das Erscheinen freuen erstens „weil dadurch wieder aller Welt gezeigt wird, daß Luther immer noch lebt und immer noch nicht von den Papisten ignoriert werden kann"; zweitens weil man nun aufs neue sehe, wie Luther nicht aus der Bibel widerlegt, sondern nur mit Verdächtigungen heimgesucht werden könne; drittens und letztens, weil dadurch nach Gottes Rat das Studium der Schriften Luthers befördert werde.

In Deutschland vernahm einer der vielen protestantischen Theologen, die sich mit dem Werke beschäftigt haben, so deutlich beim Lesen desselben das Wehen des großen und unsterblichen Geistes Luthers, daß er sich fragte, ob nicht auch der Verfasser vom Flügelschlag des Fortlebenden berührt worden sei: „Ich möchte wohl einmal in der Seele des Verfassers dieser neuen Biographie lesen, ob in stillen Stunden der Arbeit ihn nicht doch einmal etwas umweht hat von dem freien und tiefen Christentum Luthers", wenigstens „böser Wille" habe ihm nicht die Feder geführt bei dieser „auf wirklich gründlichem Studium beruhenden respektablen Leistung" [1]. Gustav Kawerau, der Lutherforscher, sah sich veranlaßt,

[1] Theologie der Gegenwart, Leipzig 1911, Heft 3.

zur Ehre Luthers und zur Aufklärung über mein Werk eigene „Glossen" über den ersten Band in den Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte (Heft 105) herauszugeben. Er stellt fest, daß Luther „eine neue Zeit in der Geschichte nicht nur der Theologie, sondern auch der Frömmigkeit herbeigeführt" hat (S. 65). Auch Adolf Harnack[1] ist aus Anlaß meines Werkes entschieden für Luther als einen durchaus „religiösen Charakter" und als „religiösen Helden" der Weltgeschichte aufgetreten; er hat verlangt, daß auch die katholische Geschichtschreibung anerkenne, wie mächtig derselbe „sich und seine Brüder zu Gott emporheben will". Eine ganze Anzahl von protestantischen Beurteilern kam nicht über den ängstlichen Gesichtswinkel hinaus, der ihnen mein Werk nur als einen Angriff, als Versuch zur Tötung des ewig lebendigen Luther zeigte. Man wollte mich so in eine Position hineindrängen, die ich in der „Einführung" ausdrücklich abgelehnt hatte. Es sollte fast noch entgegenkommend lauten, wenn man sagte: „Grisars Lutherbiographie stellt unleugbar einen Fortschritt in der konfessionellen Streitliteratur wider Luher dar."[2] Man fand, ich wolle Scharfrichter an Luther sein, aber mit den modernsten Handschuhen. Ich hatte also immer noch nicht laut genug erklärt, daß ich rein historisch durchgeführte Studien zunächst der katholischen Welt und in zweiter Linie protestantischen Lesern vorzulegen beabsichtigte, daß alle Berufenen eingeladen seien, das auf dem bloßen Wege wissenschaftlicher Forschung gewonnene Resultat nach allen seinen Einzelheiten an den vorgelegten Quellen oder mit andern geschichtlichen Hilfsmitteln zu prüfen, daß man dasselbe aber nicht, der bloßen Neigung folgend, ablehnen möge, ohne die Fehler in dem Gange oder in der Methode der Untersuchung aufzuweisen. Eine solche Geschichtsforschung, wie ich sie anstrebte, diktiert kein Resultat im voraus. Oder lehren die protestantischen Historiker in ihren akademischen Seminarien nicht etwa auch die geschichtsbeflissenen Schüler, allein den Tatsachen frank und mutig nachzugehen und sich nicht um den Eindruck des abzuleitenden Resultates im voraus zu bekümmern?

Von anderer Seite ließ man mir mit einer Art Loyalität doch das Recht, als Katholik meine Kirche in Schutz zu nehmen. Man faßte mein Werk nicht als Angriff, sondern als Verteidigung auf: „Die katholische Kirche muß antworten", hieß es, „auf die furchtbare Anklage, die Luther gegen sie erhebt. Das hat sie auch oftmals getan, das tut sie wieder in diesem mächtigen dreibändigen Werke . . ., das für lange Zeit das letzte Wort des Katholizismus in Bezug auf Luther sein wird."[3] War diese Auffassung im Rechte? Zu einer Verteidigungsaktion mag sich allerdings der Katholik beim Blicke auf die gedachten „furchtbaren Anklagen", die im 16. und 17. Jahrhundert in furchtbare Taten umgesetzt wurden, recht wohl gereizt fühlen. Nichts liegt ihm näher als die Selbstrechtfertigung gegen so unerhörte Angriffe. Indessen selbst diese Gedanken wollte

[1] Theolog. Literaturzeitung 1911, Nr 10 u. 24.

[2] R. H. Grützmacher, in der Konservativen Monatsschrift 1912, Januar, 409.

[3] Lutherische Kirchenzeitung von Columbus, Ohio, 13. April 1912.

ich, soviel es nur immer ging, zurückdrängen und die Anlage des Werkes allein unter die Direktive der objektivsten historischen Methode stellen. Das war nicht nach jedermanns Sinn. Wird es sich tun lassen? Die Einwendungen, die ich im Geiste hörte, beseitigte ich mir mit der Frage: Soll Luther der einzige unter den Menschenkindern seit Adam sein, der nicht mit historischer Kühle und Unbefangenheit untersucht werden kann?

Man braucht sicher nicht „über Papst und Kirche hinaus zu sein" und nebenbei auch Luther „überwunden" zu haben, um über Luther mit der gehörigen Unparteilichkeit schreiben zu können; obschon dies ein weit links stehender Kritiker behauptet hat, der allerdings zugesteht, man könne aus meinem Werke sehen, „wie ein Gelehrter vornehmer Gesinnung sogar vom katholischen Boden aus dem Ideal historischer Sachlichkeit nahe kommen kann" [1]. Es ist auch verfehlt, auf „eine Zukunftswürdigung der Reformation und ihrer Helden, welche über den Konfessionen steht", zu hoffen, wie sie Theodor Kappstein [2] in einer Besprechung meiner beiden ersten Bände erwartet. Von Interesse ist es aber, wie der letztere als Vertreter eines so imaginären Standpunktes die historische Aufgabe ausdrückt, die sich nach ihm „mit den erweislichen Tatsachen und den aufzudeckenden Legenden" beschäftigt. Er schreibt: „Die, welche von Luthers Geist kaum einen Hauch verspürt haben, haben den ‚Vater Luther' aus begreiflichem Egoismus durch die Jahrhunderte zu Tode gelobt, um sich und ihren Anhang desto sicherer vor der Anstrengung einer wirklich geschichtlichen Einsicht zu bewahren"; Einseitigkeit sei nun zwar auch in meinem „Luther" vorhanden, aber „nichts Heilsameres für den Protestantismus läßt sich denken als eine unausgesetzte, rücksichtslose Mitarbeit der katholischen Wissenschaft über Luther und das Reformationszeitalter"; Grisars Werk „ist als Kontrolle der protestantischen Arbeiten von ungewöhnlichem Reiz und freudig zu begrüßen.... Welche Lichter fallen auf den Menschen Luther!" „Die Geschichte wird bei dieser Ergänzung der protestantischen Lutherbilder gewinnen."

Dagegen haben die meisten protestantischen Kritiker ein angebliches Reservatrecht des Protestantismus, Luther zu verstehen und zu behandeln, vorgeschoben. Dies Reservat ist die erste allgemeinere Erscheinung, die ich in vorliegendem Artikel besprechen will. Man hat Einspruch dagegen erhoben, daß eine Darstellung Luthers durch einen Katholiken überhaupt jemals als historisch verläßig anzusehen sei. Kawerau erklärt am Ende seiner oben genannten „Glossen" über meinen ersten Band: „Wir können in dem Luther, der hier gezeichnet ist, nicht den echten erkennen, wie ihn die sehen, die für seine religiöse Persönlichkeit Verständnis mitbringen." „Wie ihn die sehen" will sagen zu „sehen gewohnt sind", oder „sehen wollen". Solches

[1] C. Vogl im Bücherwurm, Dachau, 19. April 1911.

[2] Vossische Zeitung, Berlin, 19. Juli 1912.

Sehen ist nach ihm den Anhängern und Verehrern vorbehalten. Aber auch Harnack bezeichnet einen Katholiken einfach wegen seines Standpunktes als unfähig, über Luther nach Gebühr zu schreiben. Er schließt seine beiden Rezensionen mit dem Satze: Auf Einzelheiten wolle er nicht eingehen, das habe keinen Wert, „wenn doch der ganze Standpunkt verfehlt ist, von welchem aus auch ein Katholik diese weltgeschichtliche Persönlichkeit zu betrachten verpflichtet ist".

Tatsachen anders zu geben, als sie historisch erweisbar liegen, verpflichtet die Kirche nie und nimmer; diese sind unbeugsam und umfassen das Äußere und das Innere, soweit dieses dem Forscher erkennbar ist. Das Tatsächliche können aber doch wohl wie Protestanten so auch Katholiken getreu nach den Quellen geschichtlicher Erkenntnis wiedergeben. Sie können also auf diese Weise auch Luthers weltgeschichtliche Persönlichkeit der Betrachtung vorlegen. Etwas anderes ist das Urteil, das dieser ersten Arbeit, der Herausschälung des Tatbestandes, auf dem Fuße nachzufolgen pflegt, aber nicht immer nachfolgen muß. Die Tätigkeit dieses Urteils scheinen Harnack und Kawerau zu ausschließlich ins Auge gefaßt zu haben. Nun ließ ich aber in meinem Werke das Urteil an den meisten Stellen auf sich beruhen und gab es gänzlich dem Leser anheim. Wenn die Tatsachen bei reichem Quellenvorrate kräftig und genau herausgearbeitet sind, bedarf es eben zur Bildung des Urteils gewöhnlich gar keiner weiteren Worte.

Sollen jedoch die Tatsachen je nach Umständen mit ausdrücklichem Urteile gewertet werden, um nach Ursachen und Wirkung in ihrer gegenseitigen Verbindung und als Schätzungsmittel der Persönlichkeit in helleres Licht zu treten, so wird allerdings jeder dieselben nach den in ihm lebenden sittlichen Überzeugungen und nicht anders bemessen. Es muß hierbei vor allem die religiöse Überzeugung, wenn sie echt ist, mitzureden vollauf berechtigt sein. Einen Standpunkt in der Luft gibt es nicht. Geschieht solche Wertung mit Maß und ohne Aufdringlichkeit, so kann sie niemand lästig fallen. Sie beeinträchtigt die Erzählung in keiner Weise, ja, auf Grund guter Prinzipien und mit Takt gehandhabt, wird sie der historischen Darstellung erst die rechte Würze verleihen. Ich habe viele protestantische Schriften über Luther, die neue Lehre und die Periode der Glaubenskämpfe gelesen, in denen ich meinerseits das rücksichtsvoll gehandhabte protestantische Urteil der Verfasser gar nicht befremdend oder auffällig fand, vielmehr als Ergebnis ehrlicher Überzeugung achten mußte. Es störte mich gar nicht in

der Nachprüfung des Tatsächlichen, des historisch Erwiesenen, das ich bei ihnen suchte. Da ich nun auch meinerseits mit größter Maßhaltung mein katholisches Urteil dort, wo es einmal nicht anders tunlich war, an die Tatsachen im Leben Luthers anlegte, und da ich dasselbe, wie ich glaube, mit großer Schonung der Empfindlichkeiten auf der Gegenseite und nur auf dem Grunde der bereits festgestellten Tatsachen durchleuchten ließ — schon die Achtung sowohl gegen mich als gegen den Leser schloß jede künstliche Verleugnung aus —, so gab ich mich der Hoffnung hin, mein „Luther" werde doch nicht bei so vielen der Brandmarkung als einseitiger und unhistorischer, weil angeblich konfessionell-katholischer Luther anheimfallen.

Aber nein. Die Mehrzahl der protestantischen Stimmen äußerte sich im Einklang mit den obigen tonangebenden Urteilen von Harnack und Kawerau: Ein Katholik kann Luther nun einmal nicht verstehen; den Begründer der protestantischen Kirchen in seiner ganzen Persönlichkeit historisch richtig darzustellen ist uns (Theologen und Predigern) vorbehalten.

Pfarrer Steinlein, der in Bezug auf Umfang seiner Arbeit mehr Aufmerksamkeit als fast alle andern meinem ersten Bande schenkte [1], setzte die Feder sofort mit der Erklärung an, „daß Grisar infolge seines Standpunktes von vornherein nicht in der Lage ist, ein richtiges Bild von Luther zu geben" (S. 394). — Sein Kollege Ackermann in Dresden beklagte in einer sonst wohlwollenden Besprechung nicht bloß, daß mir „das Verständnis des religiösen Besitzes fehlt, zu dem sich Luther durchgerungen hatte", „seiner tiefen Erfahrung der Gnadenoffenbarung Gottes in Christo Jesu", seines Rechtes, mit dem er „auf der Schrift steht", sondern auch (wofür ich als Historiker namentlich einen Beweis gewünscht hätte) daß meine „Grundanschauung vom Wesen Luthers auch die Benutzung und Deutung der Quellen, die über seine innere Entwicklung Aufschluß geben, . . . beeinflußt" habe! [2] — „Wir müssen", sagte Friedrich Lührs in der „Evangelischen Freiheit" (1912, Nr 7 f) beim Überblicken des ersten Bandes, „die von Grisar aufgeworfene Frage: Sollte es wirklich einem katholischen Historiker nicht möglich sein, Luther mit Objektivität zu zeichnen? rundweg verneinen; die ganze Entwicklung der katholischen Lutherforschung zeigt, es ist unmöglich. Trotzdem", setzt er rücksichtsvoll bei, „erkennen wir Protestanten gern die große Förderung an, die uns auch dieses Werk bringt."

Man führte mich immer wieder zum „Grunderlebnis Luthers" zurück, das angeblich, weil ich es nicht, wie die Schreiber, miterlebt habe, bewirkt, daß er, wie das verschleierte Bild von Sais, geheimnisvoll und ungekannt vor meinem noch so ehrlich prüfenden Blicke stehen bleibt. „Das religiöse Grunderlebnis

[1] Neue kirchliche Zeitschrift 1911.

[2] Pastoralblätter für Homiletik usw. 1911, 632.

Luthers begreift Grisar nicht, weder in seiner Entstehung noch auf seiner Höhe", schreibt O. Raupp in der „Christlichen Freiheit", die der Richtung Jathos huldigt (1912, Nr 2).

Eine Reihe von Besprechungen seitens protestantischer Theologen, die mir die Herdersche Verlagshandlung zuschickte, war genau nach folgendem Schema gebildet: Das bemerkenswerte Werk enthält viel Neues und benutzt alle Literatur; mit Redlichkeit beseitigt der Verfasser eine Menge katholischer Fabeln, die Luther belasteten (und hier ergeht man sich in einer oft naivvergnügten Aufzählung), — aber als Katholik ist er weit entfernt, unsern Luther verstehen zu können, und darum übergehen wir Einzelheiten und historische Nachweise gegen ihn. Erinnern wir alle uns aber dessen, was wir an Luther haben und was wir in unsern Werken, wie dem von Wilh. Walther, lesen, „damit wir nicht die Freude und die Gewißheit der religiösen Größe unseres Luthers verlieren" [1].

Es sei hier ausführlicher einem auf dem Gebiet der Lutherforschung bekannten ziemlich unabhängigen Kritiker das Wort verstattet. Wilhelm Braun weiß in der Evangelischen Kirchenzeitung von Berlin [2], wo er die beiden ersten Bände bespricht, manches Anerkennende über meine Methode und meine Resultate zu sagen, aber auch das obige protestantisch-theologische Reservatrecht scharf zu betonen: „Grisar rückt von der apologetisch-dogmatischen Methode, die der geschichtlichen Tatsächlichkeit nicht gerecht wird, ab und zieht ihr die historische Betrachtungsweise vor." „Im ganzen werden wir uns freuen dürfen, daß bei Grisar die psychologische Entwicklung des Reformators in ihrer Tatsächlichkeit — wenn sie auch der Katholik als eine irrige bedenklich empfinden muß — richtig dargestellt ist." Braun bekennt dann alsbald, im Urteile nicht der „Linie katholischer, sondern Lutherscher Religiosität" folgen zu müssen. Bei der vermeintlichen Unmöglichkeit des katholischen Historikers, Luther aufzufassen, will es ihm klar werden, warum im ersten Bande nicht einmal „der Versuch eines inneren Verständnisses der Gestalt Luthers gemacht ist". „Luthers Biblizismus", führt er aus, „verdanken wir die reformatorische Erkenntnis, die zum einigen Trost des Christen im Leben und Sterben geworden ist. . . Sie muß innerlich erlebt werden und das Verständnis gewinnt nur der, dem es der Geist Gottes zeigt und deutet." Mein Ausschluß von der Behandlung des inneren Luther wird dadurch besiegelt, daß Braun ziemlich klar verlangt, ich hätte untersuchen sollen, ob Luther sich nicht doch „mit Recht auf Paulus berufen konnte"; denn hier muß ich den kürzeren ziehen, nicht wegen der Sache, sondern wegen meiner Methode, die biblischen Erörterungen mit Entschlossenheit aus dem Wege geht. Man mag sie bei Bellarmin und seinen vielen Nachfolgern oder auch im neuen Cursus Scripturae sacrae suchen.

Jedoch von dem bloß historisch ermittelten Tatbestande räumt Braun in Bezug auf die Entwicklungsgeschichte Luthers im ersten Bande ein: „Derjenige, der die Einzelforschung auf diesem Gebiete nicht näher verfolgt hat, wird bei Grisar

---

[1] R. H. Grützmacher, in der Konservativen Monatsschrift, Januar 1912, 409.

[2] 1911, Nr 32 f; 1912, Nr 5 f.

einen ihm völlig neuen, noch unbekannten Luther entdecken. . . . Nach den Biographien der evangelischen Lutherhistoriker Köstlin und Hausrath konnte man meinen: der Stoff ist ausgeschöpft. Aber es kam Denifle und holte aus Luther ganz Neues heraus, und nun wirft Grisar wieder Ungekanntes, Überraschendes auf den Markt." „Hinsichtlich der Lutherpsychologie (d. h. des Entwicklungsganges) finden wir uns zwar nicht in allem, doch in der Hauptsache mit ihm in Übereinstimmung." „Alles, was man so oft als den Grundgedanken und das wesentliche der Reformation erklären möchte, hat nur sekundäre Bedeutung. Wir sind Grisar dankbar, daß er dies unmißverständlich ausspricht. Es ist nicht richtig, wenn man Luthers Kampf lediglich als ein Abschütteln des hierarchischen Joches, der geistlichen Bevormundung hinstellen will, demgegenüber er das Recht der persönlichen Überzeugung vertreten habe. . . . Ebensowenig ist die Reformation ein Reagieren gegen schreiende Mißbräuche der Kirche, wie z. B. das Ablaßwesen, den Wust des Aberglaubens der mittelalterlichen Kirche, die Zeremonien. Das alles hat natürlich Luther bekämpft, aber es stand ihm erst in zweiter Linie. . . . Wir sind also mit Grisar völlig einverstanden, wenn er den religiösen Streitpunkt in den Vordergrund des Interesses schiebt. In Grisars Buch finden wir das eigentliche Thema, das Luther beschäftigt hat, von seinem Kampfe gegen die Observanten bis zum Erscheinen des Buches De servo arbitrio: ‚Die Werke gelten nimmermehr.'" [1]

[1] Daß der religiöse Streitpunkt bei mir mit Recht in den Vordergrund des frühesten Auftretens Luthers gerückt wird und daß in dieser Beziehung der neuentdeckte Römerbriefkommentar des jungen Luther die größte Bedeutung hat, bringt Braun in einer andern Besprechung meines ersten Bandes sehr drastisch zum Ausdruck: „Für alle die, denen das Lutherbild ohne den ästhetischen Brei, ohne die pikante Würze des geschichtlichen Anekdotenkrames ungenießbar ist, gibt es keine unbequemere Tatsache als das Erscheinen des Römerbriefkommentars Luthers vom Jahre 1515/16. . . . Hier ist ja von gar nichts anderem die Rede als von Erbsünde, Imputation, Rechtfertigung. . . . Alle Versuche, das reformatorische Werk als den Kampf gegen äußerliche Zeremonien, hierarchischen Druck, klerikale Bevormundung, als das Eintreten für Geistesfreiheit zu erklären, schieben die Sache auf ein falsches Geleise. Die Haupttrümpfe, mit denen man so gerne Parade macht, fallen einem aus den Händen. Doch ein Schaden ist das nicht. Um so mehr ist religiös gewonnen. Wir werden nun, was längst hätte geschehen sollen, was auch bei Köstlin viel zu kurz kommt, in die Brunnenstube des Seelenlebens Luthers hineingeführt." (Korrespondenzblatt für die evangelische Konferenz in Baden 1911, Nr 37, S. 293.) Man vergleiche aber damit Harnacks Äußerungen in seinen angeführten Rezensionen, wonach Luther fast auf gleicher Linie die Hauptfragen sich zu beantworten gesucht hätte, „mit wem es die Seele zu tun hat, wo sie Kraft findet", und „wie die Christenheit die Last des römischen Imperators, der sich für den Stellvertreter Christi ausgibt", und die Sakramentsmagie los wird. Nicht die scholastischen Systeme, an denen man jetzt immer mißt, bilden den realen und ideellen Hintergrund seiner Konzeptionen, sondern die vulgäre Praxis der Kirche und die Tyrannei Roms" (S. 304). Gerhard Ficker sagt in einer Rezension von den kirchlichen Mißbräuchen, deren Bekämpfung Luther auf den Plan gerufen habe: „Alle Welt weiß, daß ihn die Materialisierung der Religion in der damaligen

So hat also nach Brauns Zeugnis der katholische Standpunkt des Verfassers diesen doch nicht gehindert, den Grundgedanken der Reformation auf historischem Wege klarer festzustellen, als es in den bisherigen protestantischen Lutherbiographien geschehen war. Es kommt eben auf praktisch konsequente Handhabung des historischen Prinzips an, und diese zeigt denn auch, daß das Reservatrecht auf tönernen Füßen steht. Man gestatte nur dem Katholiken in Bezug auf die persönlichen Eigenschaften Luthers dieselbe Freiheit, die sich z. B. Wilhelm Braun nimmt, wenn er die Hypermystik und den falschen Spiritualismus beim jungen Luther als „Gewissensvertiefung“ bezeichnet und von seinem die Willensfreiheit ertötenden Determinismus sagt, er sei „im letzten Grunde religiös zu erklären“, oder wenn er eine schon von andern ausgesprochene Meinung im Anschluß an sämtliche unangenehm auffallenden Charakterzüge Luthers, selbst sein maßloses, die Gerechtigkeit und Liebe mit Füßen tretendes Schelten, seine bedenkliche Praxis und Theorie bezüglich der Wahrhaftigkeit und sein überspanntes Selbstbewußtsein auf einen einseitigen „Biblizismus“ schonungsvoll zurückführt. Es ist ja gar nicht der konfessionelle Standpunkt, der beim Katholiken eine Verschiedenheit des Urteils in diesen Punkten herbeiführt. Das sind geschichtliche Fragen; Charaktereigenschaften liegen auf historischem Felde. Sie unterstehen keiner Sonde, die spezifisch protestantisch oder katholisch wäre; sie beurteilen sich vielmehr nach Feststellung der Tatsachen sofort nach den allen gemeinsamen Grundsätzen der natürlichen Sittlichkeit.

Damit werden meine Bemerkungen zu einigen Exemplifikationen geführt, die das mir entgegengehaltene Reservatrecht noch näher beleuchten.

An gewissen Hauptgegenständen, die von mir mit einem den protestantischen Kritikern unangenehmen Resultate behandelt werden mußten, möchte ich die von mir angewendete historische Methode näher darlegen.

Zunächst sei die Beschreibung des Lutherschen Sturmes wider das Opfer der Messe herausgegriffen. Ich enthielt mich dabei der konfessionellen Würdigung und des theologischen Beweisganges; die Feststellung des

---

Kirche zwang, sie zu verlassen“, und er wirft mir vor, die Mißbräuche „der kirchlichen Zustände des ausgehenden Mittelalters“ nicht „ohne Beschönigung vorgeführt“ zu haben (Evangelische Freiheit 1911, 333). Was die Mißbräuche betrifft, sei nebenbei bemerkt, daß viele andere protestantische Kritiker ausdrücklich und mit Lob die offene Darstellung derselben in meinem Werke anerkannt haben. Ich kann in dieser Beziehung auf den Inhalt des soeben von der Herderschen Verlagshandlung zusammengestellten ausführlichen Prospektheftes mit Auszügen aus Besprechungen von protestantischer Seite verweisen.

herausfordernden Abweichens von Kirchenglauben und Kirchensitte genügte; es kam auf die historische Erforschung der äußeren und inneren Umstände, die den Sturm entfesselten und begleiteten, an und namentlich auf die Darstellung der beklagenswerten Begleiterscheinungen in Luthers eigenen Schriften und Briefen.

Sodann die Untersuchungen über Luthers öffentliches Verhalten gegen die Katholiken. Bei denselben konnte ich mich gleichermaßen über alle pedantischen Erwägungen von seinem theologischen Unrechte hinwegsetzen; es handelte sich um Geschichte, z. B. um die geschichtliche Feststellung der Etappen seiner Haltung, bis es zur offenen Befürwortung der Waffengewalt kam. Seine eigenen Erklärungen über die wechselnde von ihm eingenommene öffentliche Stellung lieferten hier ein Material, das nach rechtlicher und sittlicher Seite von einem jeden Klardenkenden beurteilt werden kann, ohne daß konfessionelle Schlüssel zum Verständnis absolut nötig sind.

Nicht einmal in dem delikaten Kapitel über die Heirat mit Bora brauchte irgend eine theologische Erörterung über allbekannte katholische Wahrheiten, wie z. B. über die Ungültigkeit der Ehe oder über die Natur des Sakrilegs, stattzufinden. Ich beschränkte mich auf die exakte Darlegung der historischen Umstände der Heirat, wiederum mit reichlicher wörtlicher Vorführung der Darstellung Luthers selbst, dann Melanchthons und anderer aus dem Lutherschen Kreise; zugleich wurde alles auf dem Hintergrunde der bewegten Zeitgeschichte betrachtet; am wenigsten wurden die eigenen Rechtfertigungen Luthers vertuscht. Wer das Werturteil nicht aus diesem objektiven Spiegel der Begebenheiten entnimmt, dem helfen noch weniger kirchenrechtliche Darlegungen und konfessionelle Polemiken.

Um ein letztes Beispiel zu nennen, wo namentlich der protestantische Standpunkt sein Veto einzulegen pflegt, so kann man sich selbst, wie mein Verfahren zeigen dürfte, in der Geschichte von Luthers Arbeiten für die Bibel der konfessionellen Erörterungen über Heilige Schrift, Inspiration, Tradition und exegetische Grundsätze entschlagen. Der protestantische Leser weiß ohnehin im allgemeinen, wie der Katholik darüber denkt, oder er erfährt es auf den betreffenden Seiten aus den Kundgebungen von Luthers alten Gegnern, die ja auch die Begründung nicht schuldig bleiben. Was aber der protestantische wie der katholische Leser weniger kennt, und worauf meine Geschichte Gewicht zu legen hatte, das ist das allmähliche, von verschiedenen Faktoren beeinflußte Werden von Luthers Anschauungen

über die Bibel und die vielfache Selbstbezeugung seines Schwankens und seiner eigenen Widersprüche, endlich die Summe der Wirkungen seiner Stellung zur Schrift. Bei der Erforschung dieser rein geschichtlichen Punkte ergab sich zugleich ein weites Feld zur Anerkennung der verdienstlichen Seiten seines Arbeitens und insbesondere des sprachlichen Wertes seiner deutschen Bibel.

Auf diese Weise bewegt sich, ich darf sagen, der ganze Inhalt der drei Bände auf dem Wege historischer Diskussionen vorwärts.

Keine andere Behandlung greift auch im wesentlichen Platz bei dem von den protestantischen Theologen mit so großer Empfindlichkeit behandelten sog. Aufwachen der großen „reformatorischen Erkenntnis" in Luther. Es ist kein geheimnisvolles Erleben von „Geisteserfahrungen" und „inneren Führungen". Die nüchterne historische Betrachtung zerstört unerbittlich den vermeintlichen Duft der Legende und stellt die Klosterdichtung Luthers hin als das, was sie ist, eine Dichtung. Ich habe gewagt, mit profanem kritischen Auge jede Seite des hier einschlägigen neuentdeckten Römerbriefkommentars Luthers von 1515/16, des frühesten Spiegels seines Umschwunges, zu durchspähen; und ich habe weder hier noch sonstwo — außerhalb der späten polemisch gefärbten Versicherungen Luthers — die berühmten „Gotteserlebnisse" seiner Seele, die wunderbare Befriedung des vom katholischen „Werkdogma" Gepeinigten durch die Imputationslehre und durch die Entdeckung des „gnädigen Gottes" gefunden. Und doch hängt die konfessionell protestantische Geschichte mit solcher Hingebung an solchen „Erlebnissen", daß sie deren Spuren in jeder noch so gewöhnlichen psychologischen Erscheinung erblicken möchte. Zu Rom zweifelt der lebhafte, skeptisch angelegte Geist des jungen Luther an den in der Volkstradition grenzenlos übertriebenen Gnaden der sog. Pilatusstiege, wie denn gleich ihm unfraglich viele darob den Kopf zu schütteln pflegten. Aber bei Luther stempelt man den simplen Vorgang zu einem denkwürdigen inneren „Erlebnis".

Im Berliner „Tag" hatte M. Faßbender in einer freundlichen Besprechung meines ersten Bandes gesagt, „daß gerade ein Ordensmann, der in derselben Umwelt lebt und all das innerlich selbst erlebt hat, von dem Luther ursprünglich seinen Ausgang genommen hat, zur psychologischen Erfassung von Luthers Persönlichkeit mehr geeignet erscheint als ein Protestant, der das Ordensleben nur vom Hörensagen kennt". Das verdroß einen anonymen protestantischen Theologen. Er schrieb einen Gegenartikel mit der Überschrift „Kann ein Jesuit Luther verstehen?" (1912, 19. Jan.)

Er machte da den scharfsinnigen Unterschied: der Katholik sei kompetenter Beurteiler für Luthers Zusammenhänge mit dem Mittelalter, aber dessen „zentrale Erfahrungen“ könnten bloß „von einem evangelischen Christen, der nach Möglichkeit wie Luther glaubt und liebt, erfaßt werden“. Und mit diesen Worten schlägt er mir malerisch die Tür zu: Ich verstände Luther nicht mehr „in demselben Momente, wo aus dem Mönch der Reformator wurde“. Aber wie viele sind deren, welche er noch durch die verschlossene Tür zuläßt? Ich fürchte, wenige sind legitimiert. Denn nicht zahlreich sind diejenigen heute, die seine Forderung erfüllen und wirklich „wie Luther glauben und lieben“. Ein Glück nur, daß die beigesetzten Worte „nach Möglichkeit“ noch irgend einer Zahl die Hoffnung des Eintrittes übrig lassen. Wird aber der Berliner Cherub, der sich mit dem gezückten Schwert vor den Paradieseingang hinstellt, die Geschichtswissenschaft davon zurückschrecken können, mit Umsicht und Ruhe ihres Amtes zu walten?

Sogar die ganze Weiterentwicklung Luthers, die sich an den Umschwung im Kloster anknüpft, kann einer Untersuchung, die von Konfessionalität unabhängig ist, unterzogen werden. Es ist da zu prüfen, was für Ideen er wechselnd und schwankend auf seinem neu eingeschlagenen Wege zum Ausdruck bringt, wie weit sich nach und nach sein Standpunkt von dem historisch bekannten Boden früherer Zeiten und von seinen eigenen bisher festgehaltenen Sätzen entfernt, wie die Bekämpfung auftritt und wie die Verteidigung einsetzt, welchen Rückschlag endlich die sog. „reformatorische Erkenntnis“ ausübt sowohl auf sein Geistes- und Gemütsleben als auf die Mitlebenden, unter denen er den Sturm für seine Ideen anfacht. Eine solche historische Behandlung steht aber offenbar jedem Fachmann offen, ebenso wie die liebe weite Luft, in der wir leben.

Es wird jedoch bei ernstem Geschichtsbetrieb als selbstverständlich vorausgesetzt, daß man ehrlich allein den Tatbestand sucht und sich durch nichts, auch nicht durch Luthers heißeste Leidenschaft und seine beißendsten Worte gegen die Katholiken, vom Pfade objektivster Arbeit abbringen läßt. Das zu betonen sei hier gestattet. Ich glaube eben, bei dem obigen protestantischen Reservat spielt am meisten die irrige Meinung mit, ein Katholik könne absolut nur mit odium Lutheri schreiben. Wenn man bei ihm nicht die Begeisterung für den Mann findet, nicht die hereditären subjektiven Voraussetzungen der Protestanten, dann wird schon das odium Lutheri gewittert. Aber mehr als Objektivität und als Bemühung um das Verstehen zu fordern, ist unsinnig. Wenn in dieser Beziehung beim Katho-

liken die gebührende, ja ich wiederhole, die für den wahren Historiker selbstverständliche Geistesbeherrschung waltet, so kann die oben angegebene historische Auseinandersetzung ohne Beanstandung stattfinden und zugleich ein begründetes Werturteil über Luther und die geprüften Vorgänge ergeben.

Es wäre indessen auch zuviel verlangt, wollte man fordern, daß es den Katholiken nicht wohltuend berühren dürfe, wenn er den Glauben und die Kirche, die er liebt, im Kampfe Luthers gegen dieselben hoch über dessen Irrwegen in Ruhe und Sicherheit dastehen sieht. Im Gegenteil, er darf sich dazu von Herzen Glück wünschen. Jetzt, nachdem die Aufgabe des Tatsachenstudiums von mir beendet ist, darf ich wohl frei den protestantischen Hütern des Reservatrechtes das unumwundene Bekenntnis aussprechen: Jene konfessionelle katholische Überzeugung, die sie auf dem tiefen Grunde meines Werkes allerdings nicht mit Unrecht erkannt haben, hat mich immer tröstend begleitet und mir die Mühe versüßt; sie hat mich zwar niemals, auch nicht im Kleinsten, bestimmt, die Tatsachen absichtlich umzubiegen, aber sie hat mich in ihrem milden Scheine dieselben noch besser beurteilen lassen, als es ohnehin schon der klare Wert der Dinge und ihre Zusammenhänge lehrten. Der Glaube, welcher Gläubige möchte das leugnen, beruhigt und sichert mehr als alle durch natürliche Forschung gewonnene Sicherheit. Er ist ja für alle die Tausende, die selbst nicht prüfen können, der einzige Leitstern bei Entscheidungen, wie die zwischen Luther und der untrüglichen Kirche; er ist auch für den Mann der Wissenschaft ein Lebensfundament; er ist für ihn ein unschätzbares Regulativ, das ihn von seinen Resultaten sich abkehren und zu neuer Untersuchung schreiten heißt, wenn dieselben wegen irgend eines begangenen Fehlers dem Glauben entgegen sind. Wenn der Glaube aber im stillen Herzen die Forscher stärkt, wenn er, ohne die Sphären der natürlichen Untersuchung zu verwirren, aus seinem ewigen Wahrheitsschatze stillschweigende Fingerzeige auf die zu untersuchenden Punkte hin gibt, wenn er die bloß wissenschaftlich gewonnenen Resultate letztlich mit seiner erfreuenden Zustimmung versieht, dann erhellt es um so mehr, daß der Katholik bei ähnlichen Arbeiten wie die Lutherstudien Beschwerde einlegen muß gegen das entwürdigende Ansinnen, als hätte er vor dem protestantischen Glauben zu kapitulieren und diesen die Herrschaft in Kopf und Herz antreten zu lassen, nur damit sein Träger der Teilnahme an der Lutherforschung würdig gefunden werde. In Wirklichkeit verlangen die Vertreter des Reservatrechtes nichts anderes, als nach dem Dilemma zu

handeln, entweder schweigen oder den lutherischen Glauben statt des katholischen an Bord nehmen. Gibt es eine grellere Formel, um eine konfessionell-abhängige Geschichtsforschung vorzuschreiben?

Die beiden Hauptprobleme der Lutherforschung betreffen, wie zahlreiche protestantische Kritiker hervorgehoben haben, Luthers subjektive Sicherheit und seinen höheren Beruf, d. h. seine Gottesgesandtschaft. Aber auch diese zwei schwierigen Fragen fallen in den souveränen Bereich historischer Prüfung und können durch das Studium der Tatsachen, ohne Dazwischengreifen der Konfession des Forschers ihrer Erledigung zugeführt werden.

Die subjektive Gewißheit Luthers wird der Katholik unter Beachtung des großen Unterschiedes prüfen, der zwischen dem objektiven Irrtum und dem subjektiven, d. h. dem wirklich erkannten und darum schuldbaren, obwaltet. Und er ist in der Prüfung vollkommen frei. Auf protestantischer Seite hat man allerdings das häufige Vorurteil, die Kirche verpflichte den Katholiken, dem Gegner Luther ganz und gar und zu jeder Lebenszeit die bona fides abzustreiten. Dem ist durchaus nicht so. Es gibt keine Lehre der Kirche, welche bei irgend einem Häretiker von vornherein und ohne Rücksicht auf den geschichtlichen und psychologischen Verlauf der Dinge den „guten Glauben" überhaupt ausschließen würde. Man kann nach katholischer Auffassung schuldlos irren auch in Bezug auf die Lehre von der Kirche und ihre dogmatisch bindende Autorität. Luther wollte nun namentlich durch die vorhandenen großen Mißbräuche im kirchlichen Leben mit Rechtfertigungsgründen für sein Vorgehen ausgestattet sein; seine neuen Lehrsätze stellte er der „Werkheiligkeit" gegenüber, die er bis zu einem gewissen Grade wirklich auf katholischer Seite zu sehen glaubte. Es bleibt ein für jeden freier Gegenstand der Untersuchung, wie weit die Entschuldigungen in seinem Geiste reichen mochten und wie weit sich infolgedessen seine Gewißheit erstreckte. Ein reiches historisches Material liefern hier seine durch fast das ganze Leben hinlaufenden Mitteilungen über die eigenen Gewissenskämpfe und über das Ringen mit dem Gewißseinwollen. Wenngleich die Sichtung und Beurteilung des Materials große Schwierigkeit bieten, tritt es nicht aus der Grenze der geschichtlichen und psychologischen Betrachtung heraus.

Daß Luther ferner als Gottesgesandter von seinen Zeitgenossen aufgefaßt sein will, ist eine Tatsache, die zwar vom Protestantismus späterer Zeiten in ihrem wahren Umfange vielfach verschwiegen oder vertuscht worden ist, die aber, wie ich glaube, in meinem Werke durch die beigebrachte über-

wältigende Zahl von unbestrittenen Zeugnissen Luthers, seiner gleichgesinnten Mitwelt und dann seiner nachfolgenden Verehrer in der sog. Periode der Orthodoxie aufs neue zur Anerkennung gebracht wurde. Man wird dem gebieterischen Spiritualismus der in ihm seit den Wartburgtagen wechselweise aufflackernden Sendungsidee nicht einmal gerecht, wenn man bloß abschwächend sagt: Er glaubte „unter der Wirkung der göttlichen Offenbarung und ihrer Kräfte“ zu stehen.

Die Frage ist also: Hat der Historiker mitzuprüfen, ob er wirklich Gottesgesandter war, oder redet da das Dogma allein?

Das Dogma versichert den Katholiken mit knappen Worten, daß er diese und jene falsche Glaubenslehre aufstellte, woraus folgt, daß er Gottesgesandter nicht sein konnte. Es qualifiziert aber keineswegs die geistige Atmosphäre, aus der heraus er seine theologischen Sätze über die Welt rief. Die Atmosphäre war eben die Sendungsidee. Über diese gibt das Dogma keine näheren Aufschlüsse; es sagt nicht, daß er von ihr belebt war, wie sie entstand, wie schwankend und irrig ihr psychologisches Fundament war. Von dieser Seite aber nähert sich derselben der Historiker. In jene geistige Atmosphäre einzudringen, das bildet für ihn ein wissenschaftliches Problem, eine Tatsachenfrage, die er mit aller Nüchternheit auf Grund der Selbstaussagen und der irgend erreichbaren historischen Zeugnisse zu lösen sich anschicken muß. Seine Mittel setzen ihn in den Stand, ja nötigen ihn bei unparteiischer Anwendung, der Idee von der Gottesgesandtschaft die Grundlagen abzuerkennen aus Mangel an objektiver Beglaubigung und aus Überfluß an subjektiven Qualitäten, die gegen sie auftreten.

Ein katholischer Beurteiler hat sich über die betreffenden kritischen Untersuchungen meines Werkes geäußert: „Daß Grisar die Sendungsidee einer eingehenden historisch-psychologischen Zergliederung unterwirft, ist seine Pflicht als Historiker. Daß er die von Luther selbst versuchten Antworten auf seine eigenen Bedenken dagegen ungenügend findet, an ihrer Überzeugungskraft auch für Luther selber ernstlich zweifelt und deswegen das Werturteil über das ganze Phänomen nicht zu Gunsten Luthers abzugeben vermag, das ist sein Recht als Kritiker. . . . Gerade auf diesem entscheidenden Punkte ist das konfessionelle Moment für den katholischen Forscher von keinem Belang; er steht einfach vor einer historischen Frage auf psychologischem Gebiet.“ [1]

In den „Historisch-politischen Blättern“ [2] hat jüngst die scharfe Feder eines ungenannten Geschichtsphilosophen die folgenden Fragen richtig mit einem ent-

---

[1] P. Sinthern, in der Zeitschrift für kathol. Theologie 1912, 586 f.

[2] CXLIX (1912 I) 866 ff.

schiedenen Nein beantwortet: „Kann man in den Schriften Luthers seine unerhörten Entstellungen der katholischen Lehre und der katholischen Vergangenheit, seine maßlose Leidenschaft, seine herausfordernde, schmutzige, oft schamlose Sprache nur mit Hilfe einer dogmatischen Definition der Kirche entdecken?" „Kann ein Historiker zu diesem ablehnenden Urteile [zunächst über Luthers Grundlehren De servo arbitrio oder vom Determinismus] nur auf Grund einer dogmatischen Definition der Kirche gelangen? Treten denn alle Philosophen, welche den Determinismus ablehnen, für die menschliche Geistesfreiheit nur auf Grund einer dogmatischen Definition der Kirche ein? . . . Hat Harnack auf das Urteil der Kirche gewartet, um bei Luther von Inkonsequenzen und Widersprüchen zu reden?" Konfessionelle Gebundenheit, führt dieser Verfasser weiter aus, ist nur auf einem Punkte vorhanden: „Vom dogmatischen Standpunkt ist der katholische Historiker verpflichtet, die Verurteilung Luthers als objektiv gerecht zu betrachten. Das ist aber das gute Recht des Historikers, da er sich für seinen konfessionellen Standpunkt aus wissenschaftlich vollkommen einwandfreien Gründen entscheidet." In allem übrigen aber hat „der katholische Forscher in seinen historischen Untersuchungen vollständig freie Bahn; die seinen Arbeiten parallel laufenden dogmatischen Definitionen sind dünn gesät, spindeldürr und geben gerade auf jene Fragen, welche das Interesse des Historikers und, fügen wir nur gleich hinzu, das konfessionelle Interesse in besonderer Weise erregen, gar keine Antwort". „Über alles, was das Leben Luthers, was den konkreten Luther ausmacht, über alles das sagt die dogmatische Definition nichts." Und selbst von den durch die Kirche entschiedenen Fragen darf nach ihrer natürlichen, rein wissenschaftlichen Seite hin gelten: „Durch die dogmatische Definition wird das dadurch berührte Objekt weder für den Protestanten noch für den Katholiken seiner historisch greifbaren Realität entkleidet, und es bleibt deshalb wie für den Protestanten so für den Katholiken ein vollkommen geeignetes Objekt wissenschaftlich exakter historischer Forschung, der sich auch der Katholik, dank der Möglichkeit und Erlaubtheit des methodischen Zweifels, ohne Behinderung durch etwaige dogmatische Anschauungen hingeben kann."

Es bedurfte einer fortgesetzten und sorgfältigen Kleinarbeit, um ein historisch-getreues und vollkommenes Bild jener Züge von Luthers Charakter und Tätigkeit zu entwerfen, welche die Frage nicht bloß über seine Gottesgesandtschaft, sondern über seine gesamte Person und Stellung schließlich zur Entscheidung bringen können. In der protestantischen Welt hat diese meine Kleinarbeit lebhaften Anstoß erweckt.

Der Widerspruch, den sie gefunden, ist allerdings sehr charakteristisch für die Haltung, die Luther gegenüber eingenommen wird. Man lernt hier die Stimmung der Geister fast noch besser als beim obigen Reservat kennen. Wenigstens zeigt sich aufs neue die ausgesprochene Tendenz, der Person des Wittenberger Lehrers eine unerhörte Exemtion zuzubilligen, ihr einen

privilegierten Platz zum Schutze vor Kritik und Geschichtsforschung anzuweisen. Nur ist es auch hier mehr als fraglich, ob die Wissenschaft mit ihren gewohnten und bewährten Methoden vor solchen Ansprüchen eines überkommenen Hochgefühls von konfessionellem Beigeschmacke kapitulieren werde. Man verlangte von sehr vielen Seiten förmlich, daß bei der Darstellung Luthers vor allem auf die „Größe und Tiefe" des Mannes Bedacht genommen werde, jeder Historiker müsse vor einem so großartigen Geiste in die gehörige „Respektsdistanz" treten; die „bewundernswerten Seiten" dürften nicht von dem kritischen Detail bedeckt werden. In diesen Beziehungen genüge der neue „Luther" nicht den gerechten Wünschen.

„Eine Lutherbiographie", meint Kawerau (S. 65), „die nicht die Größe und die Tiefe dieses Mannes herauszustellen weiß, sondern die überall als Zensor ihn überwacht. . ., kann den Ansprüchen nicht genügen, die an eine Lutherbiographie gestellt werden müssen." So schrieb der Verfasser der „Glossen", nebenbei gesagt, ohne den zweiten und dritten Band abzuwarten, denen die bezeichnete Aufgabe jedenfalls mehr zufiel als dem ersten.

Harnack betont noch stärker, daß die Notwendigkeit außer acht gelassen sei, das Große und Heldenmäßige an Luther hervorzuheben, dagegen das Ungünstige, Derbe und Herbe an seiner Gestalt „unterzuordnen und zu erklären"; „reichen die bisherigen protestantischen Erklärungen nicht aus, so muß er [der Biograph] eine andere suchen"; es sei zwar „reichste Gelehrsamkeit" in den zwei Bänden; „in der niedern Kritik wird man schwerlich besondere Fehler oder einen Mangel an Gerechtigkeit oder Unparteilichkeit nachweisen können"; aber jene Anforderungen der „höheren Kritik" seien nicht erfüllt, nach denen auch der katholische Gelehrte „Luthers Frömmigkeit" und seinen „Geist" anzuerkennen habe; die richtige katholische Lutherbiographie, die er noch erwarte, habe doch mindestens das Bild eines „Helden", voll „Mut gegen Tod und Teufel" zu zeichnen, „der sich und seine Brüder zu Gott emporheben will, aber die alten Brücken zum Heiligen und Ewigen niederreißt und einen neuen Weg doch nicht zu schaffen versteht". Näherhin bezeichnet Harnack für eine wahre Luthergeschichte überhaupt als Grundbedingung das Zugeständnis, daß Luther „die Last des römischen Imperators, der sich für den Stellvertreter Christi ausgibt, und die Sakramentsmagie" notwendig brechen mußte. — Wo wird er aber jemals diesen „Katholiken" finden? Ich kenne nur einen, der bei etwas mehr Talent dies zu halber Befriedigung Harnacks vielleicht geleistet hätte, und der war ein sehr zweifelhafter Katholik, ist auch schon lange tot. Es ist der jener seichtesten Zeit der Aufklärung angehörige spätere Professor der Pastoraltheologie an der Wiener Hochschule Johann Siegfried Wieser. Derselbe feierte 1784 in der Vorrede seiner Veröffentlichung von „Luthers großenteils ungedruckten Briefen" [1] Luther als „ein

[1] 3 Bde, Leipzig.

teures Rüstzeug Gottes" und stellte dessen Satz vom Alleinglauben als eine Lehre von belebender Kraft und als vorzüglichsten Artikel der Religion hin[1].

Gewisser Nachwehen dieser Aufklärungsperiode gedenkt auch Kawerau fast in elegischer Weise, wenn er in seinen Glossen daran erinnert, daß das Reformationsfest 1817 „zum Teil von der katholischen Bevölkerung mitgefeiert wurde". Solche Zeiten sind allerdings unwiederbringlich vorüber, und ein Schaden ist es nicht.

Auf die Forderung, Luthers religiöse Größe von vornherein anzuerkennen und ihr alle etwa ungünstigen Züge „unterzuordnen" bzw. sie in ihrem Lichte zu „erklären", kann man von geschichtlicher Seite aus nur erwidern, daß der Historiker von den heiligen Aufgaben seiner Tatsachenkritik wirklich eine höhere Meinung, als ihm hier zugemutet wird, hegen darf. Solche gebundene Marschroute kann er sich nun einmal nicht vorschreiben lassen. Merkwürdig aber, daß es gerade die Verteidiger der voraussetzungslosen Wissenschaft sind, die ihn zu Voraussetzungen, an denen er nicht rütteln dürfe, verpflichten. Noch merkwürdiger, daß zu diesen Voraussetzungen ganz ungescheut dogmatische Postulate gerechnet werden. Oder sind es nicht dogmatische Postulate, wenn verlangt wird, daß eine der Vorzeit ganz fremde Ansicht vom Primate des hl. Petrus und seiner Nachfolger sowie von der Wirksamkeit der Sakramente bekannt, gelehrt und als Richtschnur verwendet werden müsse? Bei den immer wiederholten Kundgebungen meiner Beurteiler im obigen Sinne legt sich in verblüffender Weise das Gefühl von der konfessionellen Exklusivität des protestantischen Standpunktes nahe. Man fragt sich: Vermag denn die vererbte, in gewisser Beziehung ja auch pietätvolle Vorstellung immer noch über diese Gelehrtenkreise so viel, daß Luther, um historisch behandelt zu werden, durchaus in die Höhe gleiten und über dem Irdischen schweben muß, unantastbar vor allem mit seinen Papst- und Sakramentsideen, statt ruhig unter den andern Menschenkindern zu bleiben, um es auf eine kritische Untersuchung seines Gehaltes ankommen zu lassen?

Ich habe meinerseits diese Untersuchung, unentwegt durch solches Ansinnen, auf ebenster Erde durchgeführt; ich habe Luther als Mensch unter Menschen behandelt; ich habe alle Richtungen seines Geisteslebens und seiner Tätigkeit nach dem Grundsatze zu ergründen gestrebt: Je konkreter desto besser, und je detaillierter desto naturwahrer. Es geschah nicht bloß mit strengster historischer Quellenbenutzung, sondern auch, wie mir die Gegenseite selbst einräumt, unter erschöpfender Benutzung aller neuesten katholischen wie

[1] Vgl. Luthers Werke, Erlanger Ausgabe, LIII, S. XXII.

protestantischen Studien. Sind Irrtümer unterlaufen, so bin ich dankbar für deren Nachweisung. Grundlose Vorwürfe von Irrtümern aber wird man mir aufzuhellen gestatten, wie ich es am Ende des dritten Bandes bereits mit manchen getan habe; so bezüglich der Zwistigkeiten mit den Observanten, bezüglich des Turmereignisses, des Briefes des Arztes Rychard u. a. Aber es bleibt ein Unrecht wider die beim jetzigen Stande (oder Rückstande) der Lutherforschung einzig anwendbare Methode, wenn man behauptet, die Kleinarbeit und die „niedere Kritik" dürften nicht ein weites Feld einnehmen. Haben sie bei mir überwuchert? Mir will scheinen, weil die Kleinarbeit mißliebige große Resultate lieferte, und weil die niedere Kritik als unumgängliche Wegebereiterin der höheren Kritik einen andern als den erwarteten Boden für Luthers Denkmal geschaffen hat, darum müssen beide die Schuldigen sein. Man klagte, und zwar schon vor Beendigung des Werkes, beide schüfen keine Einheit des Bildes. Nun, ich habe ihre Ergebnisse zu der Einheit, die man in den früheren Bänden vermißte, dort, wo der Platz dafür war, nämlich im dritten Bande, zu erheben gesucht. Wer dem Gange aufmerksam folgt, wird so von selbst ein abgerundetes Lutherbild aus dem weitschichtigen geprüften Stoffe emporsteigen sehen. Das Bild sollte aber vor allem den Vorzug haben, daß jeder, auch der kleinste Zug, bewiesen sei. Es war ein Mosaik von Texten und Tatsachen unerläßlich. In die Notwendigkeit peinlichen Beweisverfahrens haben uns Katholiken nun einmal die hoch angehäuften Vorurteile der Gegenseite versetzt, und ich darf hier nur an die „Abräumungsdienste" erinnern, die laut meiner „Einführung" im ersten Bande als dringendste Arbeit auf dem Gebiet der Luthergeschichte von Gelehrten der verschiedensten Richtung bezeichnet wurde. Hätte ich die mühsame Kleinarbeit hintangesetzt und hätte ich aus Furcht vor den Worten „erstickende Materienhäufung" und „überwachende Zensur" eine schmucke, leicht fließende Lutherbiographie mit geistvoller Aufrollung jener Resultate, zu denen ich jetzt gekommen bin, geschrieben, aber ohne die Gerüste des Beweisganges, so wäre man zweifellos auf protestantischer Seite mit Lächeln an der Arbeit vorübergegangen. Nur in einem einzigen Falle, daß ich nämlich in der kunstgerechten Biographie die „höhere Kritik" im obigen Sinne Harnacks zur Anwendung gebracht hätte, mit der Darstellung Luthers als religiösen „Helden", würde ich die protestantische Welt allweg haben befriedigen können.

Hartmann Grisar S. J.

Fontainebleau.

Eine stille Jahrhundertfeier.

In keinem andern Schlosse schlummert so still und schön wie im waldumträumten Fontainebleau die ganze Geschichte Frankreichs. Versailles hat ja die alten Zeiten gar nicht gesehen, und St Germain und die Königsschlösser der Touraine sind seit den Tagen Ludwigs XIV. mehr und mehr vereinsamt. Fontainebleau aber ist das einzigartige Denkmal aller großen Wandlungen des französischen Geistes von den Kreuzzügen bis an die Schwelle der Gegenwart. „Das Haus der Jahrhunderte“ hat es der gewaltige Korse genannt, der hier vor 100 Jahren Pius VII. zu seinem Gefangenen machte. Der greise Papst, der am Mittag des 19. Juni 1812 in einfacher Priesterkleidung halbtot vor diesen Mauern anlangte, hat dem herrlichen Schloß die Weihe der erhabensten Tragik gegeben.

Voll der höchsten Erwartung durchschritt ich an einem ausnahmsweise sonnigen Augusttage die breite Hauptstraße von Fontainebleau. Man sieht es der vornehmen Behäbigkeit dieser Provinzstadt noch heute an, daß ihr eine jahrhundertelange Hofhaltung zu gute gekommen ist. Tritt man aber aus den hellen Häuserreihen auf den häßlichen Platz vor dem Schloßgitter, so ist der erste Eindruck nicht eben günstig. Nirgends zeigen sich die Gebäudemassen dem Auge in einem großen Gesamtbilde. Die Flügel zu beiden Seiten des ungeheuern Hofes sind zu mächtig für den einstöckigen Mittelbau, der trotz seiner schlanken Pavillons und seiner prachtvoll geschwungenen Hufeisentreppe einen so weiten Raum nicht zu beherrschen vermag. Wählt man seinen Standort auf der entgegengesetzten Seite bei den alten Wasserfällen des Parkes, so ist man auch da noch halbwegs enttäuscht. Da ist weder, wie in Versailles, eine überwältigende Parade von leuchtenden Fenstern und trophäengekrönten Pfeilern, noch, wie in Chambord, ein phantastisches Gewimmel von geschnitzten Schornsteinen und offenen Türmen und Laternen über dem schweren Ernst geschlossener Mauermassen. Da ist nicht einmal der malerisch durchbrochene Linienzug, der das viel kleinere Chantilly so königlich aus der grünen Weite seiner Umgebung hebt. Aber die zur Linken in regellosem Gedränge

heiter vorspringenden Flügel und die zur Rechten hinter- und übereinander aus den Baumwipfeln aufsteigenden Dächer wirken doch so stark und geheimnisvoll, daß man eher eine Stadt vor sich zu haben glaubt als ein Schloß.

In der Tat ist Fontainebleau nicht nach einem einheitlichen Plane gebaut. Die im Laufe der Jahrhunderte sich folgenden Besitzer pflegten meist mit stolzer Treue, was sie vorfanden, und fügten hinzu, was ihren Wünschen und dem Geschmack ihrer Zeit entsprach. So umgab den Kern der mittelalterlichen Burg allmählich ein Labyrinth in allen Stilarten. Flügel von verschiedener Höhe ziehen sich, hier mit einer schmalen Säulenhalle, dort mit breiten Bogen auf schweren Pfeilern, dort wieder mit glatten, fast schmucklosen Mauern um ein halbes Dutzend geräumiger Höfe, stützen ihre Torbauten bald auf ägyptische Karyatiden, bald auf korinthische Kapitäle, lehnen sich an wuchtige Türme oder lassen zierliche Pavillons aufsteigen, krönen sich mit einer Attika oder tragen den heimischen Schmuck schräger, lukenreicher Dächer. Im Scheitel des überstumpfen Winkels, den die beiden Gartenfronten bilden, spiegeln sich aus der Höhe des ersten Stockwerkes säulenprangende Lauben im regungslosen Grün eines Weihers. Links davon dehnt sich hoch und glänzend eine dreifache Fensterflucht vor den Wiesen und Büschen eines englischen Parkes, während rechts, wo ein Renaissancegarten den farbenreichen Teppich seiner Blumen und Wasserspiegel ausbreitet, unter den kreuz- und querlaufenden Dächern mit ihren vielformigen Pavillons oft so niedrige Mauern stehen, daß nur ein schmaler Streifen über die geschorenen Bäume der Terrasse schaut. Das Auge kann selbstverständlich von keinem Punkte aus diese Mannigfaltigkeit ganz überblicken. Ebendeshalb treten die störenden Unterschiede zurück, und man empfindet bald, daß man vor einem Werk von staunenswerter Größe steht. Die Bauten verlieren sich sozusagen im Raume, wie ihre Anfänge sich im Dunkel der Zeiten verlieren.

Die frühesten sichern Nachrichten über Fontainebleau knüpfen sich an die Namen zweier berühmter Heiligen. Man ist froh, sofort vergessen zu dürfen, daß man sich in einem immeuble classé eines buchstäblich gottlosen Staates befindet, und die Gedanken schweifen willig in die fernen Tage zurück, wo hier Königsschloß und Kloster in inniger Freundschaft Mauer an Mauer standen. Im ovalen Hof erhebt sich ein schwerer, viereckiger Turm, in dessen Obergeschoß die Kammer des hl. Ludwig lag. Und auf der andern Seite nimmt die untere der beiden Kapellen denselben Raum ein, den im Jahre 1169 der hl. Thomas Becket, der ver-

kannte Erzbischof von Canterbury, dem hl. Saturninus weihte. Nur wenige Schritte entfernt, neben der heutigen Hufeisentreppe, hatten die Trinitarier Kloster und Kirche.

Der hl. Ludwig nannte Fontainebleau seine liebe Einsamkeit. Hier stand er beim Morgengrauen mit Chorrock und Kapuze in den Reihen der Mönche und sang die Psalmen. Von hier aus sah er frohen Herzens die Früchte seiner Weisheit und Tatkraft reifen: die Eintracht aller Stände seines Reiches, die wachsende Fülle milder Stiftungen, die keimenden Blüten der Dichtkunst und die herrliche Entfaltung der Gotik. Und während sich in seinen Hallen Boten und Gäste drängten, waltete seine Gemahlin Margareta von Provence in der Mitte einer glücklichen Kinderschar. Nach der Sitte der Zeit durften König und Königin zwar im selben Schlosse wohnen, aber nicht gemeinschaftlich Hof halten. Der allzu strengen Blanka von Kastilien genügte diese Trennung noch nicht: sie ließ, wie Joinville erzählt, den Ehegatten kaum eine ungestörte Stunde. Der heilige Sohn, der gewiß nie vergaß, wie treu seine Mutter die Unschuld seiner Kindheit behütet hatte, fand diese Härte unerträglich und beklagte sich bitter darüber. Denn Margareta, berichtet ein alter Geschichtschreiber, hatte zwar nur 10 000 Livres mitgebracht, aber sie wog für sich allein eine ganze Welt auf. Und eines Tages sagte der ritterliche König mit traurigen und doch leuchtenden Augen seinen Kindern und seiner alternden Mutter Lebewohl und zog als Kreuzfahrer ins Heilige Land, um für den zu kämpfen, den sie alle noch mehr liebten als ihr Teuerstes auf Erden.

Von den edel gehaltenen, aber meist recht unbehaglichen Sälen und den engen Gelassen, in denen diese großen Menschen lebten, ist nichts mehr zu sehen. Bereits Franz I. fand bei seiner Rückkehr aus der spanischen Gefangenschaft einzelne Teile des ovalen Hofes in Trümmern. Er begnügte sich nicht mit dem Wiederaufbau, sondern kaufte von den Trinitariern ihr Weideland und viele Häuser ihrer Hörigen, ließ auf dem gewonnenen Platze neue Flügel errichten und Gärten anlegen und machte das Schloß zu seiner liebsten Residenz. Das Äußere dieser Renaissancebauten zeigt nicht das reiche Leben, das die Gotik dem Sandstein zu entlocken wußte. Aber im Innern herrscht eine verschwenderische Pracht. Die Galerie, die noch heute den Namen des Königs trägt, gibt den höchsten Begriff von dem neuen Stil, der hier entstand. Man weiß nicht, wer der Erfinder dieser reizenden Verbindung von Malerei und Stuckarbeit ist. Louis Dimier, der wertvolle kunstgeschichtliche Untersuchungen über Fon-

tainebleau geschrieben hat, möchte die Ehre dem Florentiner Rosso und Franz I. gemeinschaftlich zuerkennen. In der Tat sind die Gesandtschaftsberichte des 16. Jahrhunderts wie die Memoiren Cellinis voll des Lobes über die ausgedehnten Kenntnisse und den feinen Geschmack dieses Königs, der aus den italienischen Feldzügen statt der Lorbeeren des Sieges eine schrankenlose Liebe zur Schönheit heimbrachte. Die Galerie sollte der glänzende Mittelpunkt seines Hofes werden. Rosso bemalte ihre Langseiten mit Szenen aus der antiken Mythologie und umrahmte die Bilder mit einem Wunderwerk von Gestalten aus weißem Stuck in halb erhabener Arbeit. Alle Menschenalter und alle Reiche der Natur haben dem Meister ihre Formen geliehen. Er zeigt sich unerschöpflich in der Anordnung und im Wechsel von Ruhe und Bewegung. Die schwierigsten Körperstellungen gelingen ihm ebenso vollkommen wie eine Urne oder ein Fruchtgewinde. Aber er brauchte acht Jahre für diesen einen Saal. Unterdessen schmückte der Bolognese Primaticcio andere Räume in ähnlicher Art und mit nicht geringerer Meisterschaft. Serlio schrieb als königlicher Baumeister bahnbrechende Bücher über seine Kunst. Vignolo und Benvenuto Cellini standen am Schmelzofen und gossen in römischen Formen Statuen für die Gärten. Eine Teppichweberei wagte sich an die Wiedergabe der Ornamente und sogar der Gemälde Rossos. Graveure und Steinschneider gründeten eine eigene Schule. Das Schloß war der Sammelpunkt aller Künste geworden. Und über der Galerie füllte sich die Bibliothek mit kostbaren Drucken und griechischen und orientalischen Handschriften. Der Ruhm Fontainebleaus durcheilte Europa. Aus Italien zogen immer neue Künstlerscharen zu dem großen Mäzen des Nordens. Selbst Karl V. ließ es sich nicht nehmen, seinen besiegten Nebenbuhler zu besuchen. Das war für Franz der höchste Triumph seines Lebens. Er schritt nun noch stolzer lächelnd durch die Schönheiten seiner Schöpfung und trank in vollen Zügen die Lust heidnischer Freiheit, bis er an seinen Ausschweifungen starb.

Für die glänzenden Feste, zu denen seit dieser Zeit außer den Prälaten und dem männlichen Adel auch die Frauen Zutritt hatten, erwies sich die Galerie bald als zu klein. Deshalb ließ Heinrich II. einen Ballsaal bauen, der alles übertraf, was man bis dahin in Fontainebleau gesehen hatte. Man erkennt noch heute, trotz des Ungeschicks, mit dem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Alaux die Bilder Primaticcios „wiederhergestellt" hat, welch eine Welt von Gestalten einst diese zehn gewaltigen Fenster umschwebte. Die französischen Zeitgenossen, denen bemalte

Wände etwas Unerhörtes waren, wußten keinen Ausdruck für ihr Staunen, als sie nun in Fontainebleau nach dreißigjähriger Arbeit 25 Säle mit 400 Gemälden bedeckt fanden. Aber schon nach wenigen Jahren begann der Verfall dieser Herrlichkeit. Diana von Poitiers, deren Namenszug und Wappen sich im Schmuck des Ballsaales frech mit denen Heinrichs verschlingen, fesselte ihren königlichen Liebhaber immer enger an ihr prunkvolles Schloß in Anet.

Erst Heinrich IV. besann sich wieder auf seine Pflichten gegen das ehrwürdige Erbe der Valois. In allen Sälen begann eine fieberhafte Tätigkeit, neue Flügel umschlossen neue Höfe, und an Stelle der alten Dreifaltigkeitskapelle erhob sich der Prachtbau, der noch heute mit seinen korinthischen Doppelpfeilern mit seinem mächtigen Altar, mit den Stuckgirlanden und Zierschilden seiner reich bemalten Wölbung das erste Entzücken der Besucher Fontainebleaus bildet. In dieser Kirche schloß ein Jahrhundert später Ludwig XV. mit Maria Leszczyńska die Ehe, die er so schmachvoll entweihen sollte. Um die Arbeiten an allen Punkten des Schlosses in wenigen Jahren vollendet zu sehen, gab Heinrich IV. das Geld mit vollen Händen und kletterte mit einer Waghalsigkeit, die den florentinischen Gesandten in Schrecken setzte, stundenlang auf den Gerüsten herum. Die Maler dieser Zeit, vor allen Dubois und Fréminet, verließen die Freskotechnik ihrer Vorgänger und arbeiteten mit Ölfarben auf Gips. Dimier meint, diesem Verfahren hätten die Werke es zu verdanken, daß sie späteren Wiederherstellungsversuchen entgangen sind. Die Wand- und Deckenbilder der sog. ovalen Kammer, in denen Dubois den griechischen Roman von Theagenes und Charikleia erzählt, sind auf Leinwand gemalt. Inmitten dieser heute noch farbenfrischen Schilderungen spielte sich bei der Geburt Ludwigs XIII. die anmutige Szene ab, die später so manches Mal mit Pinsel oder Stift wiedergegeben wurde. Luise Boursier, die Hebamme Marias von Medici, berichtet sie so: „Ich nahm das Kind und blies ihm Wein in den Mund, da es schwach war. Der König wartete in tiefer Bewegung. ‚Wenn das ein Junge wäre‘, sagte er, ‚hätte ich es schon am Gesicht der Boursier gesehen.‘ ‚Das ist einer, Majestät.‘ Da hob der König entzückt seine Arme zum Himmel, küßte das Kind, gab ihm seinen Segen und ließ die Händchen seinen Degen fassen. Darauf zeigte er es allen Anwesenden und sagte zur Königin: ‚Freut Euch, meine Liebe, wir haben einen schönen Sohn.‘“ Fünf Jahre später wurde der Thronerbe unter dem steinernen Baldachin, dessen Kuppel sich noch jetzt

auf hohen, offenen Bogen über dem Tore Primaticcios erhebt, feierlich getauft. Ehe weitere fünf Jahre verflossen waren, lag der glückliche Vater, von Mörderhand getroffen, als kalte Leiche im Karyatidensaal des Louvre. Fontainebleau besaß damals im ganzen schon die Ausdehnung, die wir heute sehen. Heinrich hatte mit den französischen Schülern vollendet, was Franz mit den italienischen Meistern begonnen hatte.

Die vier Ludwige, deren Regierung die nächsten 200 Jahre füllte, nahmen zwar nie dauernden Aufenthalt im Schlosse; aber wie lieb auch ihnen das alte Haus der Könige blieb, beweist die glänzende Ausstattung der Räume, in denen sie bei ihren oft langen Besuchen zu wohnen pflegten. Ludwig XIV. ließ durch Mansart und Varillon einen eigenen Prinzenflügel bauen. Für Madame de Maintenon, seine strenge Freundin und spätere Gemahlin, schuf er über der Goldenen Pforte inmitten der feierlichen Pracht der andern Säle ein liebliches Idyll. Das Weiß und Gold der getäfelten Wände mußte sie an Trianon erinnern, und die Damen des adeligen Stiftes St-Cyr webten ihrer Gründerin auf alle Stühle anmutige Schäferszenen. Daß der König gerade hier, an dem Schreibtisch, der mitten auf dem Savonnerieteppich steht, den verhängnisvollen Widerruf des Ediktes von Nantes unterzeichnet hat, ist sehr zweifelhaft, so ernst es einem die amtlichen Führer versichern.

Die Leichtigkeit der Linien und Farben, die schon in diesen verhältnismäßig bescheidenen Gemächern das Nahen einer neuen Kunst verrät, erreicht ihre Vollendung im Ratssaal Ludwigs XV. Da ist nichts mehr von den dunkeln Marmorbändern und breiten Goldrahmen, mit denen Ludwig XIV. die Darstellungen seiner Taten umgeben wünschte. Im zartesten Blau und Rosa schimmern die allegorischen Gestalten, die Boucher, Vanloo und Pierre an die Wände gehaucht haben. Das Auge verliert sich mit Wonne in dem Gerank von Blumen und Linien, das diese Bilder umspielt, das träumerisch an den vergoldeten Armen der Kerzenleuchter hängt und wie verirrte Sonnenstrahlen über den Seidenglanz der Möbel huscht.

Aber man kann sich doch nicht verhehlen, daß dieser tändelnde Schmuck der Bestimmung eines Saales, in dem das Wohl und Wehe des ganzen Volkes entschieden wurde, wenig entspricht. Mit Unwillen blickt man zu den von Lagrenée gemalten Genien empor, die über dem Platze, wo der königliche Lebemann vor seinen Ministern saß, eine Krone von Blumen und Lorbeeren halten. Die Strafe für den leichtsinnigen Frevel an Wahrheit und Pflicht war unheimlich nahe. Arglos beklatschte ganz Fontaine-

bleau an einem Abende des Jahres 1752 den Mann, dessen Lehre bald Blumen und Lorbeeren zerreißen und Frankreichs alte Krone zerbrechen sollte. Er saß mit unrasiertem Gesicht und schlecht gekämmter Perücke in einer großen Loge, und ihm gegenüber saß Ludwig XV. mit der Pompadour. Der Mann hieß Jean Jacques Rousseau, und das Spiel war die erste Aufführung seines Devin de village. Die gefühlvolle Schäferpoesie dieses Stückes bezauberte die Damen und Herren des Hofes derart, daß sie von nun an bunt bebänderte Lämmer hüteten und in marmornen Trögen Käse machten — bis der Pöbel von Paris, der die „Rückkehr zur Natur" ganz anders auffaßte, dem idyllischen Frieden des Weilers von Klein-Trianon ein schreckliches Ende bereitete.

Marie Antoinettes blutiger Schatten steigt empor. Wie glücklich war sie in Fontainebleau, zwischen diesen mit der edelsten Lyoner Seide bespannten Wänden, auf denen sich über hellem Grunde dunkle Laubgewinde um Schalmeien und Blumenkörbe schlingen! Wie oft mag zwischen den Spiegeln des anstoßenden Boudoirs ihre Hand auf der Konsole mit den Bronzesirenen geruht haben, während ihr Blick schelmisch über die pompejischen Ornamente der Türfüllungen glitt und ihr mutwilliges Köpfchen überlegte, welchen neuen Streich sie der strengen Hofetikette spielen könnte! Sie dachte an nichts so wenig wie an das schmale, finstere Verließ der Conciergerie, wo sie nach einigen Jahren in abgetragenem Kleide, äußerlich arm, aber innerlich reicher als in Fontainebleau und Versailles, den Karren des Henkers erwarten sollte.

Während in Paris der Schrecken der Revolution die Straßen Tag und Nacht nicht zur Ruhe kommen ließ, bedeckten sich im abgelegenen Fontainebleau die Höfe mit Gras und Gestrüpp. Alle verwendbaren Räume wurden nach und nach mit den Kriegsgefangenen der siegreichen Feldzüge angefüllt. Vielleicht wäre das Schloß ganz zerfallen, wenn nicht im Jahre 1803 Napoleon Bonaparte bei einem zufälligen Besuch erkannt hätte, welch unersetzliche Werte hier von der Vernichtung bedroht waren. Im folgenden Jahre kam er als Kaiser wieder und richtete sich im Erdgeschoß neben der Hufeisentreppe eine Reihe von kleinen Gemächern ein, die er mit Josephine bis 1810 bewohnte. Das einfachste und doch denkwürdigste von allen ist der Kartensaal, in dem der große Feldherr seine genialen Angriffspläne entwarf. Hier ließ er sich eines Abends, als er eben im Galopp aus Italien gekommen war, Brot und Trauben bringen, setzte sich auf einen der geradlehnigen Stühle, verbrachte die Nacht über seinen

Karten — und der Weg nach Austerlitz war fertig. Sowohl hier unten wie in den Prachtsälen des ersten Stockes, den der Kaiser im Jahre 1810 bezog, trägt die ganze Ausstattung die Spuren seines Geistes. Der schwere, rote Samt mit den dicken Goldbienen verrät allzudeutlich einen Geschmack, der noch zu neu ist, als daß ihn eine Überlieferung hätte verfeinern können. Die harten, viereckigen Möbel sind nicht für Träumer, sondern für Leute, die ihre meiste Zeit im Sattel zubringen und die auch auf dem Stuhl nicht bequem genug sind, sich anzulehnen. Herr Georges d'Esparbès, der als Konservator des Schlosses die Gemächer Napoleons neu geordnet hat, zeigte seinen Gästen mit besonderem Vergnügen die auffallende Frische aller Rückenlehnen: da scheint die Seide, die auf den Sitzen oft stark abgenützt ist, kaum berührt worden zu sein. Auch am kaiserlichen Thron bemerkt man auf der kreisrunden Rückenfläche mit dem goldenen N keine Spur des Gebrauches; dagegen sind an der rechten Armlehne von der Elfenbeinkugel, um die sich so oft die gewaltigste Faust geballt hat, alle Perlmuttersterne verschwunden.

Welch ein Gegensatz zwischen dem Gold und Purpur dieses Thronsaales oder auch des kaiserlichen Schlafzimmers — und der Einfachheit in den nahen Gemächern des Papstes! Einst haben Katharina von Medici und Anna von Österreich hier gewohnt, und so hangen in einigen Sälen reiche Wandteppiche aus Beauvais mit Darstellungen des griechischen Olymps und der Fabeln Lafontaines. Man braucht nur einen Blick in diese lächelnde Welt der Freude zu werfen, und man versteht, warum der greise Gefangene sich und seinen Schmerz in zwei kleine Zwischengelasse flüchtete und die Säle seinem Hofstaat und seinen seltenen Gästen überließ. Die engen Räume, die dem Papst als Arbeits- und Schlafzimmer gedient haben, sind für jeden denkenden Besucher mit einer Majestät erfüllt, die den prunkhaften Kaisersälen fehlt. „Wer hätte jemals geglaubt", sagt Henri Welschinger in seinem abschließenden Werk Le Pape et l'Empereur, „daß ein Papst, der von seiner weltlichen Herrschaft nichts mehr besaß als den fast zum Spott gewordenen Titel, der aller Verbindungen und aller Hilfe beraubt und von den einen verlassen, von den andern verraten war, den die Last einer ungeheuern Verantwortung niederdrückte, der sich jeden Augenblick zwischen seine unabweisbaren Pflichten als Papst und die elementaren Lebensinteressen der Kirche gestellt sah, mit dem Gewalt und Treulosigkeit ihr Spiel trieben, den Krankheit und Sorge geschwächt hatten — wer hätte jemals geglaubt, daß dieser Papst dennoch als Sieger

über einen Despoten dastehen werde, vor dessen Laune und vor dessen Willen sich Frankreich und Europa hatten beugen müssen? Und wer hätte glauben sollen, daß der umschmeichelte, umdienerte, wie ein Gott auf Weihrauchwolken schwebende Despot es erleben werde, daß man ihn verleugnete, verriet, auf die schmählichste Weise von ihm abfiel ...?"

Napoleon hatte am 21. März 1812 von Dresden aus Befehl gegeben, den Papst heimlich nach Fontainebleau zu schaffen. Er war überzeugt, daß er Rußland besiegen werde, und dann hoffte er den riesenhaften Plan zu verwirklichen, den er in vertraulichen Zeltgesprächen seinem Adjutanten Narbonne enthüllte: Die Große Armee marschiert von Moskau nach Indien und bezwingt dadurch England, der Papst residiert in Paris neben dem Kaiser und sichert damit dessen Herrschaft über die Völker Europas, der Kaiser beruft Konzilien und verkündet ihre Beschlüsse — sein Wille ist auf Erden allmächtig!

Nach dem unglücklichen Ausgang des russischen Feldzuges suchte Napoleon um jeden Preis den Frieden mit der Kirche nach seinem Sinne zu schließen. Als seine Unterhändler nicht zum Ziele kamen, stürmte er selber mitten aus der Hofjagd nach Fontainebleau und rang in mehrtägiger Verhandlung unter Schmeicheleien und Drohungen dem siebzigjährigen, kranken Greis ein Zugeständnis ab, das einen Schritt zu weit ging. Es war nach dem ausdrücklichen Wortlaut des von Papst und Kaiser unterzeichneten Schriftstückes kein Konkordat, sondern nur ein vorläufiger Entwurf, der als Grundlage weiterer Unterhandlungen dienen sollte. Trotzdem ließ Napoleon verkünden, er habe ein Konkordat abgeschlossen, der Streit zwischen Papst und Kirche sei zu Ende. Aber kaum hatte Pius die ruhige Überlegung wiedergewonnen und sich mit seinen treuen Kardinälen Consalvi und Pacca, die erst jetzt zu ihm gelassen wurden, eingehend beraten, da schrieb er an den Kaiser, er könne nicht zugeben, daß man als Konkordat verkünde, was nur als „Grundlage einer künftigen Verständigung" unterzeichnet worden sei. Er nehme seine Unterschrift zurück, denn einige Artikel seien „wesentlich schlecht und gegen die Gerechtigkeit und die von Jesus Christus selbst eingesetzte Regierung der Kirche". „Wir erkennen mit Schmerz und Beschämung", sagte der demütige, milde Greis, „daß Wir Unsere Autorität nicht gebrauchen würden um aufzubauen, sondern um zu zerstören, wenn Wir das Unglück hätten, das auszuführen, was Wir unklugerweise versprochen haben — nicht in böser Absicht, wie Gott Uns Zeuge ist, sondern aus bloßer Schwäche und als Staub und Asche."

In dieser herrlichen Größe demütiger Reue stand nun Pius trotz aller Verheißungen und Drohungen unerschütterlich bei seiner Pflicht. Wackere Niederländer, wie d'Oultremont, van den Hecke, de Villers und viele andere unterhielten heimliche Verbindungen mit dem Gefangenen, machten seinen Widerruf überall bekannt und vereitelten so die von Napoleon beabsichtigte Täuschung der treuen Bischöfe und Priester und der katholischen Völker. Der außerordentlich gewandte und mutige Graf Paul van der Vrecken aus Houthem bei Maastricht trug verkleidet die Briefe des Papstes unter beständigen Gefahren bis nach Wien zum Nuntius Severoli und zu Kaiser Franz. Monat um Monat verrann. Die Niederlagen der Freiheitskriege bewogen Napoleon, auf einige seiner kirchenpolitischen Forderungen zu verzichten — aber der Papst antwortete mit sanfter Würde, alles, was er in dieser Sache außerhalb Roms tue, sei für die katholische Welt ein Ärgernis: es sehe aus wie durch die Gefangenschaft erzwungen. Und so duldete er weiter und lebte, wie ehemals in seiner Benediktinerzelle, dem Gebet und dem Studium des Kirchenrechts. Er wusch und flickte nach einem Berichte des Polizeiministers Savary eigenhändig seine Kleider — und war bei alledem doch mächtiger und des Triumphes sicherer als sein gewalttätiger Gegner. Am 23. Januar 1814 mußte er auf Befehl des Kaisers Fontainebleau verlassen. Beim Morgengrauen las er zum letztenmal an seinem einfachen Holzaltar im ehemaligen Schlafzimmer Annas von Österreich die heilige Messe. Dann beschwor er alle Kardinäle, unerschütterlich fest zu bleiben, segnete an der Hufeisentreppe seine weinenden Getreuen und stieg in den Wagen, der ihn als Gefangenen wieder nach Savona bringen sollte. Christus aber führte seinen Statthalter als Sieger nach Rom.

Drei Monate später stand Napoleon auf der Hufeisentreppe, besiegt und entthront. Oben im Saale hatte er, angeekelt vom Undank seiner Marschälle, hastig in fünf Zeilen auf ein Weltreich verzichtet. Unten im Hofe murrte und schluchzte die alte Garde, die von ihrem Abgott nicht lassen wollte. Noch einmal flammten seine Augen und klangen mächtige Worte von seinen Lippen. Dann umarmte er den kommandierenden General, küßte den Adler und fuhr davon.

Was seitdem in Fontainebleau Bedeutendes geschehen ist, waren nur Bemühungen, und leider nicht immer geschickte Bemühungen, die Größe der Vergangenheit lebendig zu erhalten. Die heutigen Gewalthaber hüten den ehrwürdigen Bau, wie man ein totes Museum hütet. Das Haus so

vieler Stile und so vieler Herrscher hat keine Seele mehr. Seit der Trennung zwischen Staat und Kirche ist auch die herrliche Dreifaltigkeitskapelle verödet. Die Frankreich regieren, lassen sich wohl in stummen Schauern der Ehrfurcht von dem blauen Licht umfluten, das unter der goldenen Kuppel des Invalidendomes auf den Porphyrsarg Napoleons niederströmt. Aber dem eucharistischen Gott, der zu Häupten des Grabes im Tabernakel wohnt, und in dessen tröstender Gegenwart Napoleon hat sterben wollen, kehren sie feindlich oder gleichgültig den Rücken. Sie bedenken nicht, daß der gewaltige Kaiser seinen Kampf gegen den Papst bitter bereut hat, und daß sein Testament seinen aufrichtigen Glauben an die ganze Lehre der katholischen Kirche feierlich beteuert. Sie verachten die Weisheit, die der geniale Staatsmann als gereifte Erkenntnis seines Lebens seinem Sohne hinterlassen hat: Les idées religieuses ont plus d'empire que ne le croient certains philosophes bornés.

Und doch könnte sie das eine Wort belehren, mit dem sich am 20. August 1823 der Mund Pius' VII. für immer schloß: Fontainebleau!

Jakob Overmans S. J.

Rezensionen.

1. **Der Modernismus.** Dargestellt und gewürdigt von Dr **Anton Gisler,** Professor der Dogmatik. 4⁰ (XXVIII u. 686) Einsiedeln 1912, Benziger & Co. *M* 6.40; geb. *M* 7.40

2. **Philosophie und Theologie des Modernismus.** Von **Julius Beßmer** S. J. 8⁰ (XII u. 612) Freiburg 1912, Herder. *M* 7.—; geb. in Buckram-Leinen *M* 8.—

P. Beßmer sagt in der Vorrede seines Werkes: „Eben nach Abschluß des Druckes erhält der Verfasser das groß angelegte Werk von Professor Dr Gisler: Der Modernismus. Es könnte scheinen, als würde durch diese inhaltreiche und vorzügliche Arbeit die vorliegende Schrift zwecklos. Allein ein Blick in die beiden Werke zeigt eine solche Verschiedenheit nach Inhalt, Form und Methode, daß beide ihre Daseinsberechtigung haben und Nutzen schaffen können."

Diese Bemerkung ist zutreffend. Schon der eine Umstand zeigt dies, daß P. Beßmer auf 480 Seiten die einzelnen Sätze des Dekretes Lamentabili bespricht, während Professor Gisler das Dekret nur an fünf Stellen kurz erwähnt. Umgekehrt behandelt Professor Gisler die geschichtlichen Vorläufer des Modernismus: den Amerikanismus und die Immanenzapologetik auf rund 300 Seiten, während bei P. Beßmer die geschichtliche Einleitung nicht ganz 12 Seiten einnimmt. Die beiden Werke ergänzen sich also vorzüglich. Wem es mehr um die Kenntnis der geschichtlichen Zusammenhänge zu tun ist, der wird das Werk Professor Gislers bevorzugen. Wer aber schnell über Sinn, Quellen und Beurteilung der einzelnen modernistischen Irrtümer Aufklärung zu erhalten wünscht, der findet in dem Buche des P. Beßmer prompte Bedienung.

Das Werk Professor Gislers ist eingeteilt in 8 Bücher: 1. Der Amerikanismus. 2. Der Kampf um die Apologetik. 3. Der negative Weg der Modernisten zur neuen Religion: Der Agnostizismus oder der falsche Idealismus. 4. Grundlinien des echten Idealismus. 5. Der positive Weg der Modernisten zur neuen Religion: Die Immanenzlehre. 6. Die modernistische Immanenzlehre ist unhaltbar an und für sich. 7. Die modernistische Immanenzlehre ist unhaltbar wegen ihren Folgen. 8. Nach der Enzyklika Pascendi.

Das Werk des P. Beßmer umfaßt drei Abschnitte: 1. Zur Enzyklika Pascendi: a) Geschichtliches. b) Das System der Modernisten. c) Der Agnostizismus. d) Der Immanentismus. e) Evolutionismus. 2. Das Dekret Lamentabili sane exitu, mit folgenden Kapiteln: a) Der Glaubensgehorsam. b) Gottes Wort. c) Offenbarung, Dogma und Glaube. d) Jesus

Christus, Gottes Sohn und Erlöser. e) Die heiligen Sakramente. f) Die Kirche Christi. g) Wahrheit und Unwandelbarkeit der katholischen Lehre. 3. Der Eid wider den Modernismus: a) Der Weg zum Glauben und die Glaubenszustimmung. b) Die historisch-theologische Wissenschaft nach der Eidesformel im Motuproprio Sacrorum antistitum.

Aus dieser Übersicht geht hervor, daß das Werk Professor Gislers mit dem Werk des P. Beßmer nur in den Fragen über Agnostizismus und Immanentismus parallel geht. Aber auch hier sind Form und Methode durchaus verschieden. Zwei Belegstellen mögen dies verdeutlichen:

P. Beßmer schreibt: „Das Wort ‚Agnostizismus', das 1869 von Henry Huxley in Umlauf gesetzt wurde, wie er selber launig erzählt, besagt soviel wie Nicht-Wissen, Nicht-Erkennen. Gewöhnlich bezieht sich der Ausdruck auf dasjenige, was jenseits der sinnlichen Erfahrungswelt liegt, und vor allem auf eine überweltliche letzte Ursache der irdischen Dinge. Der Ausdruck Agnostizismus will dann besagen, von Gott können wir nichts wissen, nichts Sicheres erkennen.

„Der Agnostizismus hat viele Formen, angefangen von der Leugnung Gottes, die sich bloß unter dem Decknamen des Nichtwissens verhüllt, bis zum bloßen Ignoramus und Ignorabimus Du Bois-Reymonds, und von den Spekulationen eines Moses Maimonides bis zu den modernsten Anschauungen der Pragmatisten und der Philosophie des ‚Als ob', des ‚Comme si'.

„Schälen wir die wesentlichen Anschauungen des Agnostizismus von den spezifischen Zutaten einzelner Formen, so charakterisieren vier Thesen den reinen Agnostizismus ebensowohl im Gegensatz zum Atheismus wie zur katholischen Lehre und zu den Anschauungen der Scholastik: 1. Es ist unmöglich, das Dasein Gottes zu beweisen. Dieser Beweis würde voraussetzen, daß unsere Erkenntnis nicht auf die Erscheinungswelt beschränkt sei. 2. Es ist, und zwar aus dem gleichen Grunde, unmöglich, die Nichtexistenz Gottes zu beweisen. 3. Aus demselben Grundsatze ist jede Erkenntnis der inneren Natur Gottes unmöglich. 4. Gott hat keinen Platz in der Wissenschaft und folglich auch nicht in der Geschichte; denn die Wissenschaften haben sich bloß mit den Tatsachen und ihren Gesetzen zu beschäftigen.... Jeder, welcher der menschlichen Vernunft die natürliche Befähigung abspricht, Gott mit Sicherheit aus den Geschöpfen zu erkennen, ist in Wirklichkeit und im wahren Sinne des Wortes Agnostiker, mag er auch den vergeblichen Versuch unternehmen, auf andere Weisen die Möglichkeit einer sichern Gotteserkenntnis zu wahren. Er hat sich den Ausweg aus dem Abgrund versperrt. Dies ist auch die Auffassung, welche sich in dem Rundschreiben Pascendi findet."

Nach Vorführung der Erörterungen der Enzyklika und nach Zurückweisung des Versuches der Modernisten, den Vorwurf des Agnostizismus von sich abzuwälzen, bespricht der Verfasser den „maskierten Agnostizismus der Modernisten". Er macht uns bekannt mit den Behauptungen des italienischen Programma dei modernisti, mit den Anschauungen Le Roys und Tyrrells und besonders Loisys (S. 37 ff).

Anders Professor Gisler. Er schickt einiges voraus über den Gnostizismus. Dann fährt er fort: „Während also der Gnostizismus allen Glauben in Wissen auflöste, suchte der Agnostizismus Glaube und Wissen völlig zu trennen. Der Prozeß, Glaube und Wissen zu trennen, war lang und zäh. Angehoben bereits im Altertum, wurde er fortgesetzt von jenen Philosophen des Mittelalters, die eine

doppelte Wahrheit lehrten: es könne etwas in der Theologie falsch und in der Philosophie wahr sein und umgekehrt. Die Reformatoren, teils von jenen mittelalterlichen Philosophen beeinflußt, teils durch die Folgestrenge ihrer Erbsündenlehre gezwungen, verkündeten das vollendete Unvermögen der Menschenvernunft in religiösen Dingen und fanden in den Skeptikern des 17. und 18. Jahrhunderts treue Gefolgschaft. Endlich erschien Kant als der große Scharfrichter, ‚zermalmte' die Gottesbeweise und aberkannte der Metaphysik unter feierlicher Berufung auf die Philosophie jedes Beweisrecht in Sachen der Religion. Es war ein langer Passionsweg, bis endlich durch die Ironie Bayles, durch den Hohn Humes, durch das Schelten von Reimarus und Kant die Vernunft aus dem Tempel der Religion als eine Fremde und Unzurechnungsfähige verstoßen war! Den Namen empfing die Familie der Agnostiker im Jahre 1869 durch den Engländer Huxley; ihr Stammbaum ist aber älter und weitverzweigt" (S. 307).

Dann wird eine lange Reihe von Agnostikern aufgezählt und ihre Lehre skizziert: Xenophanes, Protagoras, Luther, Spinoza, Bacon, Locke, Berkeley, Bayle, Kant, Schleiermacher, Paulsen, W. Herrmann, Spicker, Weinel, F. A. Lange, Eucken, Schérer, A. Sabatier, A. Comte, Herbert Spencer. S. 322 kommen wir zu den katholischen Modernisten, von denen Aussprüche angeführt werden, um zu zeigen, daß sie tatsächlich Agnostiker sind.

Die Verschiedenheit in Anlage und Ausführung ist einleuchtend. Professor Gisler, der mehr die grundlegenden Ideen und großen Zusammenhänge betrachtet, erhebt sich nicht selten zu schwungvoller und bilderreicher Rede, während P. Beßmer bei seinem Bestreben, uns in alle Einzelheiten der modernistischen Philosophie und Theologie einzuführen, durch eine möglichst durchsichtige und einfache Sprache das Verständnis zu erleichtern sucht. Ob jemand lieber zu dem einen oder dem andern Werke greift, ist nicht einmal so sehr Sache des Geschmackes als des Zweckes, den er bei seinen Studien verfolgt. Auch wer sich beide Werke anschafft, wird nicht hinterher zu bedauern brauchen, daß er denselben Gegenstand zweimal mit seinem Gelde bezahlt habe. Wir haben zwei tüchtige Leistungen vor uns, zu denen wir die Verfasser beglückwünschen dürfen.

Sollen wir Einzelheiten hervorheben, so scheint uns bei Professor Gisler die Darstellung und Widerlegung des Agnostizismus Kants und Spencers ganz besonders gelungen. So viele reden oder hören über Kant, die keine Zeit oder Lust haben, seine „Kritik der Vernunft" durchzuarbeiten. Hier ist ihnen Gelegenheit geboten, die Lehre Kants und ihre Unhaltbarkeit mit verhältnismäßig geringer Mühe kennen zu lernen (S. 332—446). Kant hatte noch in seinen letzten Tagen eine Verteidigung seiner Transzendentalphilosophie geschrieben. Das Manuskript wurde erst nach fast 100 Jahren von Reicke und Krause herausgegeben und von Pinski systematisch geordnet. Kant sagt da von Gott: „Daß ein solches Wesen existiere, kann nicht geleugnet werden. Es ist also zwar nicht das Dasein Gottes als einer besonders existierenden Substanz, aber doch die Beziehung auf einen solchen Begriff hierdurch hinreichend (in praktischer Hinsicht) erwiesen. . . . Gott kann nur in uns gesucht werden. Es ist also keine außer mir befindliche Substanz, sondern ein moralisches Verhältnis in mir . . . und ich, der Mensch, bin selbst

dieses Wesen, und dieses nicht etwa eine Substanz außer mir. . . . Eine Welt ohne Menschen wäre eine Welt ohne Gott" (Gisler S. 444 f). Hier gibt also Kant selbst die Antwort auf die oft gestellte Frage: War Kant wirklich von dem Dasein Gottes überzeugt?

Bei Beßmer sind besonders die Kapitel über Jesus Christus und über den römischen Primat der Beachtung wert. „Das Prinzip schrankenloser Denkfreiheit macht keinen Halt vor dem Glauben an Christus den Herrn. Die Geschichte des Protestantismus liefert den Beweis dafür. Zug um Zug schwand unter der Zerstörungsarbeit der rationalistischen Kritik vom Bilde Jesu Christi die Gottheit, die Wundermacht des Heilandes, die Menschenfreundlichkeit des Erlösers. Der Christus des katholischen Glaubens war dahin; das herrliche Bild des göttlichen Welterlösers, das Jahrhunderte erfreut, getröstet und zum Guten begeistert, ist von den rationalistischen Vandalen ‚kurz und klein geschlagen', wie sich Frenssen in seinem ‚Hilligenlei' so jubelnd äußert, kurz und klein geschlagen von der ‚deutschen Forschung'" (Beßmer S. 292). Es wird nun zuerst „das Christusbild in den Evangelien" vorgeführt, diesem „das Christusbild der Modernisten" gegenübergestellt und nachgewiesen, welch ungeschichtliche Gewalttaten die Modernisten an dem wahren Christusbild verübt haben (S. 293—365). Schlußfolgerung: „Es gibt nur einen Christus, den Christus des katholischen Glaubens, den Christus der Evangelien. Die Apostel haben sich sein Bild tief eingeprägt in ihr Herz; es begleitete sie auf ihren Wanderungen, es war der Inhalt ihrer Predigt und die Kraft in ihren Leiden. Wollen wir Christus kennen lernen, so gehen wir wohl besser zum hl. Petrus, zum hl. Johannes, zum hl. Paulus als zu Harnack und Loisy in die Schule. Die Apostel prägten das Bild des Herrn den ersten Christen ein; es ward ihr Trost in den Verfolgungen. So ward es treu gehütet und unverfälscht vererbt von Geschlecht zu Geschlecht, und Gott sei Dank, es lebt zur Stunde noch in den Herzen der Katholiken: Christus gestern und heute, Christus in Ewigkeit."

Bezüglich des Primates wird nachgewiesen, daß derselbe in Schrift und Überlieferung fest begründet ist, und daß die modernistische Umdeutung, als ob er ein aus zufälligem Zusammenwirken rein natürlicher Ursachen entstandenes Gebilde sei, nur mit frecher Wegleugnung gesicherter biblischer Texte und frevlerischer Verdrehung unleugbarer Tatsachen aufrecht erhalten werden kann.

„Unter einem dreifachen Bilde hat der göttliche Meister dem hl. Petrus die oberste Gewalt in der Kirche versprochen: unter dem Bilde des Fundamentes, unter dem Bilde der Schlüsselgewalt und unter dem Bilde der Binde- und Lösegewalt. Das Fundament jeder wahren Gesellschaft, die einigende, alles zusammenhaltende und festigende Grundlage ist die Autorität. Die volle Schlüsselgewalt in einem Hause hat nur der Herr des Hauses oder der oberste Verwalter, in einem monarchischen Staate nur der König oder Fürst. Die unumschränkte Binde- und Lösegewalt besitzt nur der Fürst oder die von ihm eingesetzte höchste gesetzgebende und richterliche Behörde. So hatte also der Herr dem Petrus das Vollmaß der Autorität, die Verwaltung aller Güter seines Reiches, die höchste Gewalt der Gesetzgebung, der Ausführung und des Richteramtes versprochen. Petrus sollte durch seine Autorität für alle die

Grundlage der Einheit, die oberste gesetzgebende Behörde, die letzte richterliche Instanz sein." „Der von Christus gestiftete Primat beweist auch durch seine Geschichte seinen göttlichen Ursprung. Trotz vieler Schwächen und großer Fehler einzelner seiner Träger erwies sich das Papsttum allzeit als Hort der christlichen Lehre, als Hort christlicher Sitte, als Hort wahrer christlicher Freiheit. Nur Gottes Wille, nicht äußere Umstände konnten einen solchen Primat schaffen, der allen Stürmen Trotz bot. In der Einsetzung durch Jesus Christus, den allwissenden Gottessohn, erklärt sich zugleich die geradezu wunderbare Anpassungsfähigkeit der Funktionen der Primatialgewalt an die verschiedensten Zeitverhältnisse und die wechselnden Bedürfnisse der Völker, welche sich der Kirche angliedern" (Beßmer S. 448 452 f). Den gewaltigen geschichtlichen Tatsachen gegenüber nimmt sich die modernistische Auffassung recht kleinlich und erbärmlich aus.

Glücklicherweise hat der Modernismus unter den Katholiken Deutschlands lange nicht so ansteckend gewirkt wie unter den französischen und italienischen Katholiken. Aber, sagt Professor Gisler, daß bei dem Erscheinen der Enzyklika Pascendi „außerhalb der katholisch-theologischen Fakultäten eigentlicher Modernismus umging, dafür sprechen Tatsachen". So die Übersetzung von Loisys „Evangelium und Kirche", so die Haltung der Kraus-Gesellschaft und ihres Wortführers Gebert, dessen modernistischer Vortrag vom 10. Januar 1905 in deutschen Modernistenkreisen geradezu als geistiges Vermächtnis gefeiert wird, so die Namen Schnitzer, Engert, Funk, Hugo Koch, Hefele, Sickenberger usw., so der Berliner Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt (1910), so die Zeitschrift „Das neue Jahrhundert" (Gisler S. 642 ff).

Die modernistische Gefahr ist also auch in Deutschland noch nicht ausgestorben. Es gilt, vor dieser geistigen Pest auf der Hut zu sein. Ausgezeichnete Gegenmittel bilden die beiden besprochenen Werke, zu deren Studium wir hiermit alle, die es angeht, freundlichst einladen. Wenn man vielleicht in dem einen von beiden Werken etwas vermißt, was zur Sache zu gehören scheint, so wird man es fast immer in dem andern finden. Aus diesem Grunde dürfen wir auch von Kritiken an Einzelheiten Abstand nehmen. Christian Pesch S. J.

1. **Die Sündenvergebung bei Origenes.** Ein Beitrag zur altchristlichen Bußlehre. Von Prof. Dr **Bernhard Poschmann.** 8⁰ (66) Braunsberg 1912, Kommissionsverlag von Benders Buchhandlung (H. Grimme). *M* 1.20

2. **Das Beichtsiegel in seiner geschichtlichen Entwicklung** dargestellt von P. ***Bertrand Kurtscheid*** O. F. M. [Freiburger theologische Studien. 7. Heft.] gr. 8⁰ (XVI u. 188) Freiburg 1912, Herder. *M* 4.—

1. Die Sündenvergebungslehre des Origenes ist in jüngerer Zeit häufig untersucht worden. Die Liste der von Dr Poschmann S. 4—5 angeführten Arbeiten kann noch vermehrt werden um den etwa 40 Seiten umfassenden Aufsatz eines Anonymus im Katholik 1865 I und um den reichhaltigen Artikel, den

P. d'Alès in der Revue pratique d'apologétique XII (1911) veröffentlicht hat. Der vorliegende Beitrag gliedert sich in zwei Teile: die Vergebung der Sünden durch Gott (S. 6—39) und die Vergebung der Sünden durch die Kirche (S. 40 bis 61). Der Schwerpunkt liegt im ersten Teil; er bedeutet einen Fortschritt in der Origenesforschung. Die Frage lautet: Kannte Origenes gewisse Sünden, die vor Gott unvergebbar und der Losſprechungsgewalt der Kirche entzogen waren? Während diese Frage von manchen im Hinblick auf die Gebetsschrift, Kap. 28, bejaht wurde, glaubten andere, sie im Hinblick auf viele Stellen verneinen, und wieder andere, einen Meinungswechsel bei Origenes annehmen zu müssen. Poschmann bekennt sich zur zweiten Klasse. Nach ihm sieht Origenes die Unvergebbarkeit gewisser Sünden nicht etwa bloß in der Zurückweisung der Gnade oder Unbußfertigkeit des Sünders, sondern vielmehr in der Bosheit der sündhaften Handlung des Christen, die so groß ist, daß Gott sie gerechterweise nicht mehr „verzeiht". Aber was bedeutet bei Origenes das Wort „verzeihen, ἀφιέναι"? Die Antwort auf diese Frage ist das erlösende Wort, das Poschmann uns gibt. Nach ihm kennt Origenes eine doppelte Sündenvergebung; die eine durch ein einfaches, glattes Verzeihen von seiten Gottes, wie es durch die Taufe oder das Martyrium geschieht, die andere durch Abbüßung von seiten des Sünders, wie sie besonders im kirchlichen Bußprozesse geübt wird. Nach der Taufe begangene Sünden können nicht mehr „verziehen", sie können nurmehr „abgebüßt" werden (abgesehen vom Martyrium). Auf Grund dieser Unterscheidung prüft nun Poschmann alle von der Unvergebbarkeit der Sünden sprechenden Texte, auch jene, die von der „Sünde zum Tode" reden, und gelangt so zum Ergebnis, daß Origenes in seinen früheren Schriften ebensogut wie in den späteren die Vergebbarkeit aller Sünden lehrt. Um diese Origenesinterpretation auf eine unanfechtbare Basis zu stellen, wäre eine breitere Untersuchung des Sprachgebrauches sehr zu wünschen.

Im zweiten Teile wird dargetan, daß die Tätigkeit der Kirche bei der Sündenverzeihung eine zweifache ist: Bestrafung und Losſprechung. Hierbei kommt natürlich die vielumstrittene Stelle De orat. 28 zur Behandlung. Sie besagt nach Poschmann, daß der Priester, freilich nur der heilige und geisterleuchtete, jeden Sünder von Schuld und Strafe lösen könne, nicht zwar durch bloßes Gebet, wohl aber durch Auferlegung der entsprechenden Buße und sodann durch die mit Gottes Urteil übereinstimmende Losſprechung. Origenes eifert an dieser Stelle nur gegen die laxe Handhabung der Buße, wie sie von einigen geübt wurde, aber die Vollmacht der Kirche, die sog. „Kapitalsünden" zu lösen, leugnet er nicht. Poschmann betont dies ebenso entschieden wie P. Stufler und P. d'Alès. Es braucht einen starken Willen, die Beweismomente für diese Auffassung abzulehnen. Ein Beweis, der bisher kaum beachtet wurde, möge hier noch beigefügt sein: ein Beweis aus dem Zusammenhang. Nachdem Origenes De orat. 28 das Jo 20, 22 f angedeutete kraftvolle „Gebet" (Losſprechung) erwähnt, fährt er unmittelbar fort: Quae si absque examine accipiuntur, accusandi videntur apostoli, quod non omnibus remittant, ut omnibus

remittatur, sed quorundam retineant peccata ita, ut per eos etiam apud Deum retineantur, d. h. wenn man den Ausspruch Christi, der den Aposteln die Vollmacht der Sündenverzeihung (ἀφιέναι) erteilt, nach dem erstbesten Eindruck auffaßt, wonach sie die Sünden einfachhin verzeihen (ἀφιέναι) können, ohne Buße fordern zu müssen, so ist es merkwürdig, daß sie trotzdem die Sünden „behalten", d. h. „abbüßen" lassen. Origenes rechtfertigt hierauf die schon an sich über jeden Tadel erhabene Praxis der Apostel durch den Hinweis auf das Alte Testament und ruft dann den Laxisten ein „Zurück zur apostolischen Praxis!" zu. Diese apostolische Praxis bestand aber, wie Origenes des öfteren betont, darin, daß auch die Unzuchtsünden vergeben wurden, allerdings nur nach geleisteter Buße. So wird die berühmte Stelle der Gebetsschrift, Kap. 28, zu einem Beweis für die allgemeine Lossprechungsgewalt der Kirche. — Ob nun Origenes, wie Poschmann behauptet, der Ansicht war, daß minder schwere Todsünden durch das einfache Lossprechungsgebet der Kirche, ohne Bußleistung, nachgelassen würden, mag füglich bezweifelt werden. Wie stimmte das zu seiner Meinung, daß nach der Taufe begangene Sünden überhaupt nur „abgebüßt" werden können? Und wenn De orat. 28, 10 die Laxisten getadelt werden, daß sie „sogar (καί)" Götzendienst und Unzucht durch einfaches Gebet vergeben, so ist damit noch gar nicht angedeutet, daß Origenes ein solches Verfahren bei minderen Todsünden billige. In Lev. hom. 2, 4, wo sieben Arten der Sündentilgung aufgezählt werden, kennt er außer der Taufe nur eine einzige kirchliche Sündenvergebung: die dura et laboriosa per poenitentiam remissio.

Die dankenswerte Arbeit Poschmanns ist ein wirklicher „Beitrag zur altchristlichen Bußlehre", nicht als ob es des Verfassers Absicht gewesen wäre, alle Bußtexte des Adamantios zu behandeln und so ein abschließendes Urteil über dessen Bußlehre zu ermöglichen: dazu bedarf es noch einer weiteren Vorarbeit, einer Untersuchung über dessen Sündenlehre. Das letztere gilt aber ganz allgemein: wir werden nicht eher zu einem endgültigen Urteil über die altchristliche Bußlehre gelangen, als bis die altchristliche Sündenlehre von Grund auf sichergestellt ist. Bei einer solchen Untersuchung wird man finden, daß vor Tertullian und Hippolyt im Abendland und vor Origenes im Morgenland die sog. drei Kapitalsünden nirgends als gesonderte und geschlossene Kategorie auftreten. Das dürfte jenen Historikern zu denken geben, die noch immer behaupten, daß dieselben vor Kallistus eine eigene, tief ins Leben einschneidende Behandlung erfahren haben.

2. Eine sehr willkommene Geschichte des Beichtsiegels. Nachdem in der Einleitung die historischen Nachrichten über das öffentliche Bekenntnis geheimer Sünden und die öffentliche Buße für dieselben in den ersten Jahrhunderten gewürdigt sind, behandelt der Verfasser im ersten Abschnitt die Geschichte des Beichtsiegels bis zum Abschluß der Dekretalen Gregors IX. (S. 24—69), im zweiten das Beichtsiegel in der kanonistisch-theologischen Wissenschaft (S. 70—168), im dritten das Beichtsiegel nach weltlichem Rechte (S. 168—176). Der Schluß (S. 176 bis 180) bietet zusammenfassend die Ergebnisse der Untersuchung.

Die Arbeit stützt sich auf ein reiches Quellen- und Literaturmaterial und zeugt von einem nachahmenswerten Fleiße. In Kleinigkeiten, namentlich was die Texte über die Bußdisziplin der Urkirche betrifft, werden abweichende Meinungen noch zu Recht bestehen können. So ist es z. B. gar nicht klar, ob der hl. Ambrosius De poenitentia 2, 10 von einem Schuldbekenntnis vor dem Priester (so der Verfasser S. 12, Anm. 6) oder von der Anerkennung einer Geldschuld usw. vor den Mitbürgern spricht. Nur als akademische These wird der Satz S. 155 gelten dürfen: „Wenn daher der Historiker den Beweis erbringt, daß die Kirche ehedem ein öffentliches Bekenntnis geheimer Sünden verlangte, so können wir das ebenso ruhig anerkennen wie die Tatsache des freiwilligen öffentlichen Bekenntnisses und der pflichtmäßigen öffentlichen Buße.“ Der Beweis für ein allgemein gültiges Gebot der öffentlichen Beichte geheimer Sünden ist bisher vom Historiker nicht erbracht und wird aus dem vorliegenden Quellenmaterial nie erbracht werden.

Es liegt für den Theologen ein besonderer Reiz darin, die Geschichte des Beichtsiegels zu verfolgen. Hier findet er sozusagen einen klassischen Fall der Lehrentwicklung, der fortschreitenden Erkenntnis dessen, was Christus durch die Einsetzung des Bußsakramentes einschließlich festgelegt hat. Der Fall ist um so lehrreicher, da es sich hierbei nicht um einen rein spekulativen Satz handelt, wie z. B. beim Dogma der Unbefleckten Empfängnis, sondern um eine ins praktische Leben eingreifende Lehre.

Nach allgemeiner Lehre der Theologen ist es dem Beichtvater kraft göttlichen Rechtes verboten, die in der sakramentalen Beichte gewonnene Kenntnis zu irgend einem geistigen oder materiellen Schaden des Pönitenten zu gebrauchen. Es gab aber eine Zeit, da man ziemlich allgemein einem Bischof, Ordensobern usw. erlaubte, die Beichtkenntnis bei Verleihung oder Verweigerung von Ämtern in ausschlaggebender Weise zu verwenden. Diese Praxis wird ausdrücklich gebilligt vom hl. Thomas, von Duns Scotus und den meisten Theologen bis tief in das 16. Jahrhundert hinein (S. 108—118), bis nämlich der Jesuitengeneral Aquaviva 1590 allen Obern der Gesellschaft Jesu, und Klemens VIII. 1593 den Obern aller Orden, und endlich das heilige Offizium unter Innozenz XI. 1682 allen Beichtvätern eine solche Verwendung der Beichtkenntnis untersagte. Angesichts dieser historisch unanfechtbaren Tatsache scheint das Palmierische Dilemma zu schmelzen wie Schnee in der Maiensonne. Das Dilemma heißt: Wenn die Kirche ein göttliches Gebot längere Zeit hindurch nicht zur Ausführung brächte, so machte sie sich damit entweder eines Irrtums im Glauben oder eines Ungehorsams gegen Christus schuldig. Unser Fall mahnt wenigstens gebieterisch zur Vorsicht, namentlich wenn man das Dilemma anwenden will auf noch frühere Zeiten, wo die Kenntnis der Intentionen Christi noch nicht so weit vorangeschritten zu sein brauchte.

Eine solche Mahnung zur Vorsicht ist gerade bei unserem Gegenstande angebracht, bei der Frage nämlich, ob in der alten Kirche für geheime Sünden öffentliche Bußleistungen vorgeschrieben wurden. P. Kurtscheid behauptet es mit vielen Historikern. Es läßt sich nämlich aus der vornizänischen Zeit kein einziges Zeugnis aufbringen, das eindeutig von einer geheimen von der Kirche auferlegten

Buße spräche. Da ist man nun versucht, mit Berufung auf das Beichtsiegel, also indirekt das Vorkommen der geheimen Buße zu fordern — eben mit Hilfe des Palmierischen Dilemmas. Aber P. Palmieris aprioristisches Beweisverfahren dürfte auch in diesem Falle schwerlich zu Recht bestehen. Es wird ja doch allgemein zugegeben, daß die läßlichen Sünden erst später, frühestens vom 4. Jahrhundert ab, ja nach dem hl. Alfons erst seit dem 8. Jahrhundert Gegenstand der Beichtanklage wurden (vgl. H. Bruders S. J., Allmähliche Einführung läßlicher Sünden in das Bekenntnis der Beicht, in Zeitschrift für katholische Theologie XXXIV, Innsbruck 1910, 526—543). Daraus folgt, daß schon die einfache Tatsache der geheimen Beichte den Zuschauern gegenüber das Geständnis schwerer Sünde war, — oder doch wenigstens der Furcht, eine schwere Sünde begangen zu haben. Ja diese tatsächliche Selbstanklage vor der Öffentlichkeit liegt sogar irgendwie in der göttlichen Einsetzung der Beichte selbst begründet, wonach nur schwere Sünden pflichtmäßig gebeichtet werden. Darum bemerkt P. Bruders (a. a. O. 543, Anm. 1) mit Recht: „Nach unserer heutigen strengen Auffassung vom Sigillum wäre für die damaligen Verhältnisse die einfache Bestätigung der Tatsache: der Betreffende hat gebeichtet, eine direkte Verletzung des Geheimnisses gewesen.“ Ob mit der Ausflucht, in jener Zeit habe man, eben aus Rücksicht auf das Beichtsiegel, die Beichte immer unter solchen Umständen abgelegt, daß ihr tatsächlicher Vollzug nur dem Beichtvater bekannt wurde, etwas auszurichten ist? Unter solchen Umständen konnte man dann aber auch in der Auflegung öffentlicher Bußwerke für geheime Sünden keine Gefährdung des Beichtsiegels erblicken, insoweit wenigstens durch die Art der Buße nicht auch die Art der Sünde offenbart wurde. Darum dürfte auch vom dogmatischen Standpunkte aus der Behauptung, man habe in vornizänischer Zeit für geheime Sünden öffentliche Buße leisten müssen, nichts im Wege stehen. Um so weniger, wenn man P. Kurtscheids Gedanken beachtet, der es verdient, hier wiedergegeben zu werden: „Die Schweigepflicht des Beichtvaters gründet sich auf das positiv-göttliche Recht; dieses verpflichtet aber nur insofern und so weit, als der Zweck des Beichtinstitutes es erfordert. Eine unbedingte Notwendigkeit, wie sie jetzt allgemein von den Theologen angenommen wird, war aber durch die Verhältnisse der ersten Jahrhunderte nicht gegeben“ (S. 155). „Bei dieser Auffassung“, wird richtig a. a. O. bemerkt, „dürfte eine Verständigung zwischen dem Historiker und Dogmatiker nicht schwer sein.“ Zu dieser Einigung durch seine gründliche, ruhig abwägende Untersuchung beigetragen zu haben, ist ein Verdienst des Verfassers, und diese Verständigung zu fördern, ist auch der Zweck dieser Besprechung.

Joh. Bapt. Umberg S. J.

Leben des Freiherrn Max v. Gagern 1810—1889. Großenteils nach ungedruckten Quellen bearbeitet durch **Ludwig v. Pastor.** Lex.-8° (XVI u. 500) Kempten-München 1912, Kösel. *M* 8.—

Als am Tage des hl. Augustinus, dem 28. August 1843, der herzoglich nassauische Legationsrat Freiherr Max v. Gagern, mit seinen 33 Jahren und seiner außer-

gewöhnlich reichen Bildung im Aufstieg einer vielversprechenden öffentlichen Laufbahn stehend, in der Pfarrkirche zu Baden-Baden das katholische Glaubensbekenntnis ablegte und zur Mutterkirche zurückkehrte, war dies das Schlußergebnis eines siebenjährigen ernsten Seelenprozesses, nichtsdestoweniger aber eine Tat, die seltene Hochherzigkeit, starken Glaubensgeist und den Mut eines wahren Helden voraussetzte. Der Konvertit geriet dadurch in Gegensatz nicht nur zur herrschenden Geistesströmung im damaligen Mitteldeutschland und zu seiner ganzen gesellschaftlichen Umwelt, sondern, was weit empfindlicher, zu seinem Vater und seinen Brüdern, zu seinem wohlwollenden Landesherrn und zu vielen hochstehenden Personen, die sich ihm bis dahin als Freunde und Gönner erwiesen hatten. Er mußte gewärtig sein, daß mit diesem Schritt seine so ehrenvoll begonnene Laufbahn ihr Ende erreicht habe und die Lebenshaltung im eigenen Hause hinfort zu peinlicher Einschränkung werde verurteilt sein. Unliebe Begegnungen, Demütigung und Zurücksetzung haben dem katholischen Bekenner in der Tat auch nicht gefehlt; er hat sie mit Würde und Fassung zu tragen gewußt; der Ehrenmann und der Edelmann in ihm haben dadurch an Achtung nicht eingebüßt. Aber von all den sonstigen schlimmen Befürchtungen trat nichts ein. Der innige Zusammenhalt innerhalb der Familie wurde eher noch verstärkt, die Laufbahn Max v. Gagerns aber blieb eine bedeutende und einflußreiche auch für die Zukunft. Für die katholische Sache in Deutschland aber erwies sich sein Anschluß an die Kirche als ein gewichtiges Ereignis und als die Quelle reichen Segens.

Während des Frankfurter Parlamentes 1848, bei welchem den Brüdern Gagern eine so glänzende Rolle zugefallen war, konnte Max v. Gagern in jenem denkwürdigen „Katholischen Klub", von dem so viele Keime zu neuem katholischen Leben in den Boden Deutschlands eingesenkt worden sind, seine Erfahrungen und Verbindungen, sein Ansehen und seine Gewandtheit für die gemeinsame heilige Sache nutzbar machen. Im nassauischen Kirchenstreit, wenngleich der Behandlung kirchlicher Fragen ängstlich ferngehalten, konnte er als geachtetes Mitglied der Regierung moralisch die Katholiken des Landes stützen. Seit 1855 in Wien als hochgestellter Beamter des Kaiserstaates, gehörte er von Anfang jener Elite ernstchristlicher Männer an, die in der österreichischen Reichshauptstadt das Banner katholischen Glaubens und katholischen Liebeseifers hochzuhalten nicht müde wurden. Der Vinzentiusverein für die Armen, die Michaelsbruderschaft für den Papst, in welch beiden alle katholischen Bestrebungen der Hauptstadt ihre Brennpunkte fanden, zählten ihn zu ihren rührigsten Führern und Arbeitern. Schon in Deutschland hatten die ausgezeichnetsten Kirchenfürsten, ein Kardinal v. Geissel, ein Bischof v. Ketteler, ein Peter Jos. Blum von Limburg, ihn als Ratgeber und Freund geschätzt; in der Kaiserstadt an der Donau wurde er durch das Beispiel seiner männlichen und lautern Frömmigkeit, durch die sorgfältige religiöse Erziehung seiner zahlreichen Familie, durch seinen wohltuenden Einfluß auf eine auserlesene Umgebung und einen ungeheuern Bekanntenkreis gleichsam zu einem Wahrzeichen der im katholischen Glauben noch heute wie ehedem vorhandenen Kraft und Lebensfülle.

Wenn dem Werden und Wirken eines solchen wahren Katholiken eine umfangreiche Monographie gewidmet wird, darf man von vornherein viel des Erhebenden, Lehrreichen und Tröstlichen sich versprechen, und die Freude darüber kann nur wachsen, wenn die Lebensumstände den Helden auch nach irdischem Maßstabe als eine hervorragende Erscheinung zu erkennen geben und er als bevorzugter Geist und ausgeprägter Charakter hoch über die umgebende Mittelmäßigkeit sich abhebt.

Dies ist bei Max v. Gagern unstreitig der Fall. Schon die Geschichte der Familie aus dem pommerisch-rügenschen Uradel, wie der Verfasser (S. 448—451) sie skizziert, ist bemerkenswert; der Vater als Diplomat wie als Schriftsteller ein Charakterkopf, die Brüder geistig hochstehende Persönlichkeiten, die Gemeinschaftlichkeit der Ideen und Bestrebungen in der Familie bei aller persönlichen Differenzierung ein höchst interessantes Phänomen. Max v. Gagern selbst hat schon in seinen Anfängen eine merkwürdige Laufbahn durchgemacht, seine Jugendbildung holte er sich auf Zickzackwegen, in seinen Universitätsjahren steht zwischen Heidelberg und Göttingen die holländische Hochschule von Utrecht. Nicht anders ging es mit seinem Beamtendienst, der sein Vorspiel in Paris, seine Schule im Haag, seinen Schauplatz in Wiesbaden und Frankfurt finden sollte, ehe er an der Donau den wichtigsten Interessen des österreichischen Kaiserstaates gewidmet wurde. Diplomatische Missionen führen ihn nach England, Rußland und Ägypten, ein Gesandtschaftsposten läßt ihn abwechseln zwischen Brüssel und dem Haag, zweimal geleitet ihn das Schicksal auf den Kriegsschauplatz und in die Werkstätten einer Volkserhebung, in Belgien und in Schleswig-Holstein.

Was Max v. Gagern in der politischen Geschichte für immer eine Stellung sichern wird, ist die Rolle, welche im Sturmjahr 1848 ihm zu teil geworden ist und die, obgleich minder in die Augen fallend als die seines Bruders Heinrich, des Parlamentspräsidenten, gleichwohl ihre bleibende Bedeutung hat. Er gehörte zu jener Klasse edel gesinnter deutscher Patrioten, welche der freiheitlichen Bewegung und den Einheitsbestrebungen, die damals die Massen in ihrem Banne hielten, mit freudiger Sympathie entgegenkamen, ohne deshalb von den Grundsätzen der Ordnung, den Pflichten der Loyalität und den Rücksichten der Staatserhaltung zu lassen. Während sie durch ihr Entgegenkommen die Bewegung ermutigten und zu fördern schienen, wußten sie eben dadurch über dieselbe Macht zu gewinnen und einigermaßen noch die Flut zu stauen. Das hat dann freilich, nachdem die Ruhe wiederkehrte, in den Augen reaktionärer Regierungen solche Männer bloßgestellt und mit dem Male des politischen Liberalismus gebrandmarkt, aber ein wirkliches Verdienst hatten sie wohl doch und dürften fast als die Retter ihrer Fürsten und Staaten anzusehen sein. Wie über die Erschütterungen des tollen Jahres selbst, so gingen und gehen auch über die Rolle, die dem damals vielgefeierten Trio der Brüder Gagern dabei zufiel, die Urteile weit auseinander. Der Achtung und Beliebtheit hat sich Max v. Gagern damals aber auch von seiten derer erfreut, die mit ihm politisch nicht übereinstimmten, und darüber kann ein Zweifel nicht bestehen, daß die Rundreise, die er an der Spitze der Gesandt-

schaft der südwestlichen Staaten im Interesse der Einigung des Reiches nach den deutschen Höfen auszuführen hatte, eine hochwichtige Vertrauensmission war, die von ihm mit ebensoviel Aufopferung wie diplomatischem Geschick zur Ausführung gebracht wurde.

Die Tätigkeit, die nachmals im österreichischen Staatsdienste sein Anteil wurde, war keine nach außen so glänzend in die Augen fallende, nichtsdestoweniger reich an Arbeit und Verantwortung und an Gelegenheit, seine Kräfte zu verwerten. Bedenkt man, daß für das Preßdepartement und nachmals für das Handelsdepartement des Kaiserstaates ihm Jahre hindurch eine leitende Stellung eingeräumt war, so besagt das genug. Die hervorragende Tätigkeit für die Wiener Weltausstellung 1873, die ehrenvolle Mission nach Ägypten für die Suezkanalfrage 1867, die Berufung ins Herrenhaus und alle Auszeichnungen mit Titel und Orden ergaben sich daraus fast als naturgemäße Folgerungen. Ein Geist wie Max v. Gagern konnte eben in keinem Wirkungskreise ohne eingreifende Betätigung bleiben.

Teils den einflußreichen Familienverbindungen, teils der wechselvollen Laufbahn und politischen Vergangenheit, teils auch den Charaktereigenschaften und glücklichen geselligen Gaben ist es zuzuschreiben, daß Max v. Gagern eines sehr ausgedehnten Kreises von Näherbekannten sich zu erfreuen hatte, dessen Vielfarbigkeit und schroffe Gegensätzlichkeit wohl ihresgleichen sucht. Waren doch die Freiheitsmänner von 1848, die Führer der Gothaischen Partei seine Vertrauten so gut wie die katholischen Vorkämpfer und die ersten Prälaten seiner Kirche. Gewiß verleiht auch dieses der eingehenden Beschreibung seines Lebens Wert und Reiz. Anziehendes findet sich insbesondere über Gagerns Beziehungen zum bekannten Kaiserhistoriker Friedrich Böhmer in Frankfurt, zu Freiherrn Ludwig v. Biegeleben in Wien und zu dem um die katholische Sache in Deutschland bestverdienten, leider zu wenig bekannten und zu rasch vergessenen Dr Hermann Müller, dem Gagern selbst dereinst unter fingiertem Namen ein wertvolles Blatt der Erinnerung gewidmet hat. Unter manchen fürstlichen Personen, die sich Gagern gegenüber als hochherzige Gönner erwiesen haben, erscheint der jetzt noch regierende Kaiser von Österreich mit den edelsten und liebenswürdigsten Zügen. Aber auch Wilhelm I. von Holland schneidet nicht übel ab. Herzog Bernhard von Weimar und Herzog Ernst II. von Koburg geben sich auch für eine demokratisch gerichtete Zeit gleich der unsrigen als durchaus respektable Vertreter des deutschen Fürstensenates. Am meisten unter allen tritt jedoch Herzog Adolf von Nassau als Gagerns Landesherr hervor, an dem schöne Eigenschaften des Herzens sich kundgeben und dessen Bild im Laufe der Darstellung immer mehr gewinnt.

Über ein solches reichbewegtes und reichbeschenktes Leben lag dem Verfasser ein sehr bedeutendes handschriftliches Material vor, dessen Verwertung durch jahrelangen vertrauten Verkehr mit Max v. Gagern persönlich noch erleichtert wurde. Daß ein Historiker von so bewährtem Geschick und so sicherer Hand ein wertvolles Buch daraus zu gestalten wußte, war nicht anders zu erwarten. Den 13 Kapiteln der erzählenden Darstellung ist eine Sammlung von 43 Briefen

beigegeben, die alle den stürmischen Zeiten 1848—1849 angehören, ein Verzeichnis der Beiträge, die Gagern 1840—1849 zur „Allgemeinen Zeitung“ geliefert hat, und eine Übersicht über die Verzweigung der Familie. Für die Zusammenstellung der Bibliographie findet man die Angaben im Verlaufe der Lebensgeschichte. Den unermüdlich schaffenden Historiker, dem seine große Papstgeschichte wie die Geschichte des deutschen Volkes noch so viel Kraft und Beweglichkeit übrig gelassen, kann man auch zu dem neuen Werke als einem wahrhaft verdienstvollen beglückwünschen.

Otto Pfülf S. J.

Der Mensch. Von Prof. Dr **Johannes Ranke.** Dritte, gänzlich neu bearbeitete Auflage. gr. 8⁰ Leipzig u. Wien 1911 bis 1912, Bibliographisches Institut.

I. Band: **Entwicklung, Bau und Leben des menschlichen Körpers.** Mit 323 Abbildungen im Text (837 Einzeldarstellungen) und 33 Tafeln in Farbendruck. (XIV u. 692) Geb. *M* 15.—

II. Band: **Die heutigen und die vorgeschichtlichen Menschenrassen.** Mit 372 Abbildungen im Text (877 Einzeldarstellungen) und 31 Tafeln in Farbendruck und 7 Karten. (XII u. 662) Geb. *M* 15.—

Die erste Auflage dieses klassischen anthropologischen Werkes in der deutschen Literatur erschien 1886, die zweite 1894. Der greise Verfasser, der mehrere Jahrzehnte hindurch als Generalsekretär der Deutschen anthropologischen Gesellschaft an der Spitze der wissenschaftlichen Anthropologen Deutschlands stand, und dessen sachgemäßes, durch keinerlei phantastische Hypothesen beeinflußtes Urteil von jeher bekannt und geschätzt war, hat durch diese neue Ausgabe seines Werkes ein um so größeres Verdienst um die gebildeten Leserkreise sich erworben, als gegenwärtig eine Flut von populärwissenschaftlichen Tendenzschriften über Wesen und Urprung des Menschen unsern Büchermarkt überschwemmt. Welches die wirklichen Forschungsergebnisse der Wissenschaft auf diesem Gebiete sind, kann man aus Rankes Werk in genügender Weise entnehmen und danach auch die Schlußfolgerungen bilden, die ohne phantastische Zutaten und kühne Spekulationen aus denselben gezogen werden müssen.

Ein Buch für alle Gebildeten unserer Zeit können wir Rankes Buch mit Recht nennen. Für die unreife Jugend ist es selbstverständlich nicht geschrieben, obwohl der Verfasser sich in Bezug auf den Bau und die Funktionen des menschlichen Körpers auch in der neuen Auflage dieselbe weise Zurückhaltung auferlegt hat wie früher, um alles sexuell Reizende zu vermeiden. Es ist ihm hieraus sogar von gewissen Kritikern ein Vorwurf gemacht worden. So schreibt z. B. Bastian Schmid in den von ihm herausgegebenen „Monatsheften für den naturwissenschaftlichen Unterricht aller Schulgattungen“ (V, 5. Heft, 1912, S. 223) in seiner Besprechung dieses Buches: „Eigenartig und nicht ersichtlich ist, daß (soll wohl heißen: weshalb) auch in dieser 3. Auflage die Geschlechtsorgane nicht behandelt werden.“ Dagegen spricht sich ein anderer Kritiker, dessen Urteil in der

vorliegenden Frage wohl gewichtiger sein dürfte, zustimmend über diese Reserve Rankes aus. Geheimrat Wilhelm Branca (Berlin), dessen warnende Schilderung der entsittlichenden Wirkungen von Haeckels „Welträtseln" unsern Lesern bereits bekannt ist (s. diese Zeitschrift LXXX [1911] 303), sagt nämlich in einer Besprechung der neuen Auflage Rankes in der „Naturwissenschaftlichen Rundschau" (1912, Nr 19, S. 246): „Es ist ein absolut reines Buch; des Verfassers Name bürgt ohne weiteres dafür. Aber da ‚wissenschaftliche' Bücher nicht selten sind, die das Unreine im Menschen dem Leser besonders vor Augen zu führen sich bestreben, so mag das doch besonders betont werden."

Gehen wir nun auf eine kurze Übersicht des Inhalts der beiden Bände ein. Der erste Band behandelt die Entwicklung, den Bau und das Leben des menschlichen Körpers. In dem Abschnitt über die Entwicklungsgeschichte des Menschen wird das individuelle Werden desselben vom Ei bis zum vollkommenen Organismus verfolgt. Die Vergleichspunkte mit der Entwicklung der Tiere werden vom Verfasser in der Ontogenese des Menschen ganz objektiv hervorgehoben, ohne sich auf kühne stammesgeschichtliche Spekulationen einzulassen. Er wirkt den letzteren vielmehr dadurch entgegen, daß er bei den sog. tierähnlichen Bildungen die entwicklungsphysiologische Erklärung in den Vordergrund stellt, so z. B. bei der Schwanzanlage des menschlichen Embryos (S. 132 u. 175), bei dem fötalen Haarkleid (S. 162) und namentlich bei den Mißbildungen, welche mit besonderer Vorliebe als Rückschläge in tierische Ahnenformen gedeutet zu werden pflegen. Ranke führt diese anormalen Bildungen (S. 147—181) auf Entwicklungsstörungen zurück, durch welche einzelne Organanlagen entweder hinter der normalen Entwicklung zurückbleiben (Hemmungsbildungen) oder im Gegenteil sich überentwickeln (Hypertrophien), so daß überzählige Finger, überzählige Zähne, überzählige Milchdrüsen, überzählige Aortenbogen, überzählige Wirbelkörper, überzählige Rippen, ja sogar überzählige Milzen entstehen können (S. 156). In manchen Fällen finden solche anormale Bildungen ihr normales Analogon bei den Wirbeltieren; stammesgeschichtliche Schlüsse dürfen wir jedoch aus solchen auf Entwicklungsstörungen beruhenden und zudem oft recht oberflächlichen „Tierähnlichkeiten" nicht ziehen [1].

An die Schilderung der Entwicklungsgeschichte des Menschen schließt sich der Bau und die Funktion der niederen Organe, des Blutkreislaufs, der Ernährung und der Bewegung an. Bei der Besprechung des Knochengerüstes zieht der Verfasser (S. 477) auch einen eingehenden Vergleich zwischen dem Menschenskelett und dem Affenskelett. Wie bei den übrigen Organen, so betont er auch hier einerseits die „prinzipielle Übereinstimmung" im Organbau und den Organverrichtungen des Menschen und der höheren Wirbeltiere. Er

[1] Manche dieser Erscheinungen hat H. Obermaier in seinem Werk „Der Mensch aller Zeiten" (I. Bd, 9. Lfg, S. 375 ff) als Beweise für die tierische Abstammung des Menschen zu verwerten gesucht. Wir können ihm hierin aus den obigen Gründen nicht beistimmen.

erklärt dieselbe daraus, daß „das Gesetz der Organisation des menschlichen Körpers das Gesamtgesetz aller animalen Organisation umfaßt und zur höchsten Darstellung bringt". Ebenso objektiv hebt er aber auch die Verschiedenheiten des menschlichen und tierischen Skelettbaues hervor.

Die höheren Organe, Nervensystem, Sinnesorgane, Sprachwerkzeuge, bilden den Schluß des ersten Bandes. Rankes Urteil über die Beziehungen der geistigen Funktionen zum Nervensystem (S. 545) bedarf zwar nach der philosophischen Seite hin einer wesentlichen Ergänzung, weil ihm die Ansichten der christlichen Philosophie hierüber unbekannt geblieben sind. Nach seiner naturwissenschaftlichen Seite ist es jedoch ausgezeichnet, indem es alle materialistischen Erklärungsversuche des Geistigen aus dem Materiellen als gescheitert nachweist. Mit Hoppe-Seyler spricht er sich (S. 547) dahin aus, daß die wirklichen Fortschritte unseres Wissens auch auf diesem Gebiete mit zwingender Notwendigkeit zu einer idealen Weltanschauung führen. Von besonderer Wichtigkeit sind ferner seine durchaus wissenschaftlichen Ausführungen über Menschen- und Tiergehirn (S. 581 ff), über Mikrocephalie (584 ff), über die Lokalisation in der grauen Hirnrinde (586 ff) und über Gewicht und Größe des Gehirns (594 ff). Er zeigt eingehend (S. 592 f), daß wir beim gegenwärtigen Stande unseres Wissens eine Lokalisation der höheren geistigen Funktionen auf bestimmte Teile der Großhirnrinde noch gar nicht kennen. Und doch ist diese Lokalisationstheorie neuerdings von Boule und Anthony sogar dazu benutzt worden, um die geistige Minderwertigkeit des altpaläolithischen Menschen gegenüber dem rezenten Menschen — an den Ausgüssen fossiler Schädel ad oculos zu demonstrieren!

Von noch höherem Interesse als der erste ist der zweite Band der neuen Auflage von Ranke, welcher die heutigen und die vorgeschichtlichen Menschenrassen behandelt. Der Vergleich beider miteinander ist von ausschlaggebender Wichtigkeit für die Frage, ob die tierische Abstammung des Menschen durch die großen Fortschritte der menschlichen Urgeschichte in dem letzten Jahrzehnt wissenschaftlich bewiesen worden ist oder nicht. Das Urteil eines so kompetenten und in seinen Schlußfolgerungen so vorsichtigen greisen Forschers wie Ranke wird und muß in dieser Frage wohl sicherer leiten als Dutzende kühner Behauptungen, die von anderer Seite aufgestellt werden.

Der erste Teil des zweiten Bandes trägt die Überschrift: Die körperlichen Verschiedenheiten des Menschengeschlechts (S. 3—341). Zuerst zieht Ranke hier einen Vergleich zwischen der Körpergestalt des Menschen und der Menschenaffen; dann bespricht er die Körperproportionen, Körpergröße und Körpergewicht, Färbung, Haare und Schädelbildung des heutigen Menschen nach dessen verschiedenen Rassen; zum Schluß werden die menschlichen Degenerationsformen, der Homo ferus Linnés, die Kretins und die Mikrocephalen oder „Affenmenschen" noch besonders berücksichtigt. Als Ergebnis dieser sämtlichen Untersuchungen stellt Ranke (S. 341) den Satz auf: „Es existieren in der Gegenwart in der gesamten bekannten Menschheit weder Rassen, Völker, Stämme oder Familien, noch einzelne Individuen, die

zoologisch als Zwischenstufe zwischen Mensch und Affe bezeichnet werden können."

Aber wie steht es dann mit dem prähistorischen Menschen, über den die Forschungen der letzten Jahrzehnte so viele neue Entdeckungen gebracht haben? Hierauf antwortet der zweite Abschnitt dieses Buches: Die Ur-Rassen in Europa (S. 342—637). Wir können hier aus demselben nur einige der wichtigsten Punkte hervorheben.

Die Existenz eines Diluvialmenschen, welche Lyell 1859 zuerst zu begründen versuchte, steht heutzutage außer Zweifel. Wenn wir auch über den Ort und die Zeit des wirklich ersten Auftretens des Menschen noch nichts wissen, so haben wir doch wenigstens in Europa an zahlreichen Stellen die sichern Tätigkeitsspuren und die sichern Knochenreste von diluvialen Menschen gefunden. Zuerst gibt Ranke einen Überblick über die Fauna und Flora der Diluvialzeit (S. 342—374); dann stellt er die ältesten menschlichen Kulturspuren während des Diluviums zusammen (S. 375—445) und wendet sich hierauf zu den bisher bekannten Skelettresten des Diluvialmenschen (S. 445—492), wobei er auch die Fragen des „Tertiärmenschen" und des „Vormenschen" behandelt; schließlich folgen die jüngeren prähistorischen Kulturperioden bis zur Gegenwart (S. 493 bis Schluß).

Zwei Hauptrassen des Menschen treten uns im Diluvium entgegen: eine altpaläolithische oder Neandertalrasse und eine jungpaläolithische oder Cron-Magnon-Rasse, sowie Übergänge zwischen beiden [1]. Während die letztere ganz dem heutigen Mitteleuropäer oder Nordeuropäer entspricht, zeigt die erstere eine Summe von Rassenmerkmalen, die zum Teil den heutigen Australiern sich nähern. Ranke hält es mit Klaatsch keineswegs für berechtigt, den Neandertalmenschen als eigene Art (Homo primigenius Schwalbes) zu bezeichnen, und spricht sich mit Klaatsch auch dafür aus, daß die Schädelhöhe der Neandertalrasse „vollkommen in die Variationsbreite der rezenten Menschheit fällt" (S. 466). Als ältester menschlicher Skelettrest gilt ihm der Unterkiefer von Heidelberg, „wenn die Fundumstände richtig gedeutet sind" (S. 456). Er hält ihn in diesem Falle für altdiluvial; Obermaier (Der Mensch aller Zeiten 346) stellt ihn in die vorletzte Zwischeneiszeit, also in das mittlere Diluvium. „Aber das ist sicher", so sagt Ranke S. 457, „daß wir in dem Unterkiefer von Heidelberg, wie in all den Resten der diluvialen Neandertalrasse, die Überbleibsel von wahren Menschen, von Vertretern der Spezies Homo sapiens Linné, vor uns haben." Er glaubt sogar, was schon früher R. Virchow ausgesprochen hatte, daß die Neandertalrasse noch in einzelnen Exemplaren unter der heutigen Bevölkerung jener Gegenden, wo die Rasse einst wohnte, fortexistiere (S. 447 465). Es sei hier noch daran erinnert, daß R. Stolyhwo in der Krim einen dem Neandertaltypus sich nähernden Schädel zugleich mit Waffen aus der Zeit der Völkerwanderung fand.

---

[1] Hierzu kommt noch die negroide Grimaldirasse, welche Ranke S. 462 ff behandelt.

„Es erscheint sonach nun festgestellt", so sagt Ranke S. 458, „daß in altpaläolithischer Zeit in Europa, sowohl in Frankreich wie in Deutschland und Kroatien, eine Menschenrasse lebte, die sich durch bestimmte Eigentümlichkeiten von dem Typus der Menschen der späteren prähistorischen und historischen Epochen Mitteleuropas unterschied. Es war eine kräftige Rasse mit mächtig entwickelten Kauwerkzeugen, die aber in der beträchtlichen Gehirngröße, durch die sie sich weit über die Bewohner Australiens erhob, die Möglichkeit zur höheren Kulturentwicklung erkennen läßt." Bezüglich der geistigen Entwicklung der Altpaläolithiker weist er, wie auch Klaatsch und Obermaier, auf die in mehreren Sepulturen bekundete pietätvolle Bestattung der Toten hin, die „von Anfängen der Religion untrennbar ist".

Sein Urteil über die Beschaffenheit des Diluvialmenschen nach den bisherigen Funden faßt Ranke (S. 467—468) in die bezeichnenden Worte zusammen: „Das Resultat der Untersuchungen der körperlichen Reste des Diluvialmenschen entsprach also in keiner Weise den Voraussetzungen und den scheinbaren Postulaten der wissenschaftlichen Theorie. An Stelle einer einheitlichen diluvialen Rasse zeigen uns, wie das vor Jahren zuerst J. Kollmann festgestellt hat, die dem Diluvium zugeschriebenen Schädel und Skelettreste schon Unterschiede im Körperbau unter den diluvialen Europäern, wie wir solche heute in Europa auf diesem Schauplatz so verschiedenartiger Völkermischungen antreffen. An Stelle eines affenähnlichen, vielleicht noch als halbes Klettertier auf Bäumen nistenden Geschöpfes mit überlangen Armen, kurzen Beinen und Kletterdaumen am Fuße, wie ihn die Phantasie mancher Schöpfungstheoretiker sich wohl ausmalte, tritt uns der Urmensch Europas in der kraftvollen, hirnreichen Neandertalrasse und in seinen zahlreichsten Vertretern in der edel geformten, ‚merkwürdig schönen' Rasse von Cron-Magnon entgegen."

Was fand man bezüglich der Gehirnentwicklung des Diluvialmenschen? Dieselbe ist zwar, namentlich was Größe und Gewicht desselben angeht, keineswegs ein absoluter Maßstab für die geistige Begabung, wie Ranke bereits anderswo (I 594—601) gezeigt hatte. Aber theoretisch fordert man trotzdem für den Vorfahren des Menschen ein noch auf „halb tierischer Stufe" stehendes Gehirn, das auch an Größe noch nicht dem heutigen Menschenhirn entsprach, sondern bedeutend kleiner war. Was sagen dazu die Tatsachen?

Auf S. 468 stellt Ranke auf Grund von Brocas Messungen, die er durch einige neuere Bestimmungen ergänzt, eine vergleichende Tabelle des mittleren Schädelinhalts heutiger und vorgeschichtlicher Menschenrassen zusammen. Aus derselben geht hervor, daß die prähistorischen Bewohner Frankreichs, und zwar vorzugsweise die allerältesten, in Bezug auf die Größenentwicklung des Gehirns die heutigen Franzosen überragten. Während die Pariser des 20. Jahrhunderts 1558 ccm Schädelinhalt aufweisen, fand Boule durch seine Messungen am Schädel des altpaläolithischen Menschen von Chapelle-aux-Saints 1626 (bzw. 1635) ccm, und Ranke berechnet nach

Broca den Schädelinhalt des Menschen von Le Moustier, der noch älter ist als jener[1], sogar auf 1860 ccm!

Ranke (S. 468) bemerkt hierzu noch, daß wir nicht bloß bei den Franzosen, sondern, wie es scheint, überall auf ähnliche Verhältnisse stoßen: „Die Gehirnausbildung der Alten war wenigstens gewiß nicht schlechter als die von uns Neuen." Auf eine Schädelkapazität von 1860 ccm könnte ja selbst ein moderner Naturforscher stolz sein.

Boule und Anthony[2] haben es allerdings versucht, die Schlußfolgerungen, die sich aus der Gehirngröße des Menschen von Chapelle-aux-Saints zu Gunsten der Altpaläolithiker zu ergeben schienen, dadurch abzuschwächen, daß sie eine Reihe von angeblich inferioren, affenähnlichen Bildungen an dem — nur vermittelst des Schädelausgusses entzifferten! — Gehirnrelief jenes Diluvialmenschen aufspürten und dieselben dann auf Grund der Flechsigschen Theorie der Lokalisation der Gehirnfunktionen so deuteten, daß der arme Greis aus dem Moustérien schließlich als ein Wesen von niedriger Intelligenz dastand. Ein besonderes Gewicht legten sie hierbei auf die schwächere Entwicklung des Stirnlappens, den sie als „vorderes Denkzentrum" bezeichneten, im Vergleich zum Hinterhauptslappen. Nun hat aber Kohlbrugge[3] in einer vergleichenden Studie über die menschlichen Rassengehirne gezeigt, daß die verschiedene Oberflächenbildung des Gehirns in gar keinem gesetzmäßigen Zusammenhange mit der Kulturstufe der betreffenden Rasse steht. Er machte ferner darauf aufmerksam, daß Sergi den Stirnlappen „bei Kulturvölkern durchaus nicht größer fand als bei den Naturvölkern", und daß manche Autoren, wie Crochley-Clapman, auf Grund vieler Beobachtungen nicht den Stirnlappen, sondern umgekehrt den Hinterhauptslappen als „Sitz der Intelligenz" bezeichneten. Da kann also der Alte von Chapelle-aux-Saints auf die Entwicklung seines „hinteren Denkzentrums" sich sogar vielleicht noch etwas einbilden.

Ranke hielt es wohl überhaupt nicht für nötig, auf diese Untersuchungen von Boule und Anthony einzugehen, da er sie gar nicht erwähnt.

Zu den „vielausgesprochenen und vielgeglaubten F a b e l n" über den Diluvialmenschen gehört nach Ranke (S. 468) auch die, „daß dieser nicht imstande gewesen sei, vollkommen aufrecht zu gehen". Manouvrier hat auch diesen Traum tierischer Inferiorität zerstört. Er bewies nämlich durch genaue Messungen, daß die Schienbeine der Diluvialmenschen zum aufrechten Gange nicht schlechter, sondern zum Teil sogar noch besser befähigt waren als die modernen Pariser. Ranke sieht überhaupt in den Eigentümlichkeiten der Skelettbildung des älteren prähistorischen Menschen nur „das Zeichen einer vielleicht rohen und besonders gekräftigten, aber gewiß keiner tierähnlichen Rasse".

---

[1] Nach O b e r m a i e r (S. 355) gehört die Sepultur von Le Moustier dem Acheuléen (dritte Zwischeneiszeit), diejenige von Chapelle-aux-Saints dem kalten Moustérien (vierte Eiszeit) an.

[2] L'Anthropologie XXII (1911) 129—196. Vgl. auch schon Comptes Rendus CL (1910) 1458—1461.

[3] Kultur und Gehirn (Biolog. Zentralblatt 1911, Nr 8—10).

Aber wie kommt es dann, daß Obermaier (Der Mensch aller Zeiten 366 377 usw.) bei den Neandertalmenschen eine Summe von Merkmalen zu finden glaubt, „die sie unverkennbar gewissen tierischen Bauformen, speziell den menschenähnlichen Affen, nähern"? Wenn dies „unverkennbar" wäre, so würde es wohl auch von Ranke nicht verkannt worden sein. Für manche dieser Merkmale erscheint es zweifelhaft, ob sie wirklich als pithekoid gedeutet werden dürfen; für andere ist eine Erklärung durch funktionelle Anpassung nicht ausgeschlossen. Ebenso verhält es sich mit der Deutung jener Merkmale als „primitiver". Obermaier gebraucht eben das Wort primitiv von vornherein im Sinne von „affenähnlich". Ranke tut das nicht, weil ihm auf Grund der vergleichenden Entwicklungsgeschichte andere Merkmale als primitiv gelten, so vornehmlich jene Eigentümlichkeiten der Schädelbildung des Menschen, die denselben von den anthropoiden Affen unterscheiden. Er ist deshalb auch heute noch wie 1892 der Ansicht, „daß die Ausbildung des Menschenschädels nicht aus dem Tierschädel, als Menschwerdung des Tierschädels, erfolgt sein könne" (S. 488).

In Bezug auf den Tertiärmenschen, den Homo antediluvianus (S. 477 ff), verhält Ranke sich ablehnend. Beweise für die Existenz desselben sind bisher nicht gefunden. Das wissenschaftliche Hauptargument — abgesehen von den theoretischen Postulaten — für die Annahme eines tertiären Menschen bildete bisher die Eolithentheorie, welche gewisse Feuersteinstücke als Artefakte deutete. Diese Theorie ist aber durch neuere Forscher, namentlich durch Obermaier, Breuil usw., so sehr erschüttert worden, daß man ihr gegenüber geltend machen muß: wenn die Existenz eines menschenähnlichen Wesens nicht anderweitig bewiesen wird, so bieten jene Feuersteinsplitter, die schon vom unteren Eocän an in ganzen Schichten sich finden, höchstens die Möglichkeit, daß ein menschenähnliches Wesen sich ihrer als primitiver Werkzeuge bedienen konnte, mehr nicht.

Auch den verschiedenen Ansichten über den Vormenschen oder Proanthropos, den hypothetischen Vorfahr des Menschengeschlechtes, widmet Ranke (S. 487 ff) seine Aufmerksamkeit. Mit Klaatsch (und Branca) ist er davon überzeugt, daß Dryopithecus und andere tertiäre Affen aus der Vorfahrenreihe des Menschen auszuschließen sind, weil sie eben Affen waren und keinen Übergang zu menschlichen Formen aufweisen. Sehr vorsichtig ist sein Urteil über die Hypothese von Klaatsch, welcher den Menschen und die Menschenaffen aus einer gemeinsamen, weiter zurückliegenden Urprimatenform ableiten möchte (S. 489): „Der Theoretiker würde danach wohl die Differenzierung von der menschlichen Urform, also auch diese selbst, in die Anfangsperiode der Wirbeltierschöpfung verlegen müssen. Aber nichts liegt mir ferner, als selbst theoretische Spekulationen an Stelle faktischer wissenschaftlicher Beobachtung darbieten zu wollen; nur letztere habe ich hier darzustellen. Das wichtigste Ergebnis der neuesten anthropologischen Entdeckungen ist das: ein affenähnlicher Vormensch ist im Diluvium nicht gefunden worden und auch für das Tertiär nicht mehr zu erwarten."

Den Pithecanthropus von Java sieht Ranke nicht „als das lange gesuchte Zwischenglied zwischen Mensch und Affe" an, sondern als einen „riesigen

Hylobates" (gibbonähnlichen Affen). Das geologische Alter desselben hält er nicht wie Volz für wahrscheinlich mitteldiluvial, sondern nach den Untersuchungen von Julius Schuster über die fossilen Pflanzen jener Schichten für altdiluvial oder vielleicht sogar für jungtertiär (S. 491).

Ranke schließt seine Betrachtungen über die Urrassen des Menschen in Europa mit einem „beherzigenswerten" Satze B. Dawkins (S. 491—492): „Menschliche Überreste, denen man mit Sicherheit ein höheres als diluviales Alter zuschreiben könnte, hat man bis jetzt in keinem Teile von Europa gefunden. Das paläolithische Volk (oder die Völker) trat in Europa zugleich mit der dieser Zeit eigenen Fauna auf und verschwand dann, nachdem es hier eine Zeitlang gelebt, deren Dauer man aus den ungeheuren physischen und klimatischen Veränderungen entnehmen kann, schließlich wieder. Es deutet nichts darauf hin, daß es geistig niedriger als viele der jetzt lebenden wilden Rassen gestanden habe oder näher mit den Tieren verwandt war. Die Spuren, die es hinterlassen hat, geben uns keinerlei Aufschluß über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Entwicklungstheorie. Denn wenn man einerseits behauptet, das erste Auftreten des Menschen als Mensch und nicht als menschenähnliches Tier sei mit dieser Lehre unvereinbar, so muß man anderseits entgegnen, die seit seinem ersten Auftreten in der Diluvialperiode und der Gegenwart verlaufene Zeit sei zu klein, um merkliche physische oder geistige Veränderungen hervorzurufen. Man darf ferner nicht vergessen, daß wir bloß das Alter des Menschen in Europa untersucht haben und nicht die allgemeine Frage, wann überhaupt er zuerst auf der Erde aufgetreten sei, zwei Fragen, die man häufig durcheinanderwirft. Falconer hat sehr zutreffend bemerkt, die Anfänge der Menschheit habe man nicht in Europa, sondern in den Tropen, wahrscheinlich in Asien, zu suchen. Dazu besitzen wir aber bei dem jetzigen Stande der Untersuchung den Schlüssel noch nicht. Die höheren Affen sind in den miocänen und pliocänen Schichten Europas vertreten; sie vereinigen in einigen Fällen die Charaktere verschiedener jetzt lebender Arten in sich, zeigen aber keinerlei Neigung, menschliche Charaktere anzunehmen. Man muß zugeben, daß das Studium der fossilen Überreste auf das Verhältnis des Menschen zu den Tieren ebensowenig Licht wirft wie die geschichtlichen Urkunden. Der Historiker beginnt seine Arbeiten mit der hohen Zivilisation in Assyrien und Ägypten und kann die Stufen, auf denen dieselbe erreicht wurde, nur vermuten; der Paläontolog findet die Spuren des Menschen in den diluvialen Schichten, und auch er kann über die Stufen, auf denen der Mensch zu der aus den gefundenen Geräten zu erschließenden Kultur sich erhoben hat, nur Vermutungen hegen. Allein der Paläontolog hat nachgewiesen, daß der Mensch älter ist, als der Historiker vermutet hatte. Keiner von beiden aber hat etwas zur Lösung des Problems seines Ursprungs beigetragen."

Das ist jedenfalls ein sehr bescheidener Schluß, bei dem der Naturforscher sich einstweilen bescheiden und ruhig weiter forschen muß, anstatt kühne Hypothesen über die Abstammung des Menschen aufzustellen.

E. **Wasmann** S. J.

1. **Von Dr Grays Blindheit.** Eine Erzählung aus dem irischen Priesterleben von Kanonikus **P. A. Sheehan.** Autorisierte Übersetzung von Oskar Jacob. Mit einer literarisch-biographischen Skizze und dem Bilde des Verfassers. 8° (VIII u. 602) Einsiedeln 1911, Benziger & Co. *M* 5.—; geb. *M* 6.—

2. **The Queen's Fillet.** By the Very Rev. Canon ***P. A. Sheehan,*** D. D. 8° (376) London 1911, Longmans, Green & Co. Geb. *Sh.* 6.—

3. **The Coward.** By ***Robert Hugh Benson.*** 12° (358) Leipzig 1912, Tauchnitz. *M* 1.60; geb. *M* 2.20

1. u. 2. Sheehan steht in seinen letzten Romanen nicht mehr ganz auf der künstlerischen Höhe seines Luke Delmege. Vielleicht liegt das zum Teil am Stoff. Über Priester und Volk in Irland hat uns Sheehan schon soviel erzählt, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn wir in „Dr Grays Blindheit" nicht mehr die Frische des ersten Erlebens finden. Und mit den Ereignissen der großen Revolution ist jeder Gebildete so vertraut, daß es sehr kühn war, sie heute noch zum Hauptinhalt eines Romans zu wählen. Denn die Geschichte vom Haarband Marie Antoinettes und was sich sonst noch an erdichteten oder doch wenig bekannten Episoden in The Queen's Fillet aufzählen ließe, nimmt einen recht kleinen Raum ein. Immerhin kann ein Dichter auch aus solchen Stoffen etwas Vollendetes machen, und Sheehan wäre gewiß der Mann dazu. Aber es scheint, daß es ihm diesmal nur um eine von weiten Leserkreisen gern aufgenommene Unterhaltung zu tun gewesen ist. Deshalb scheut er vor unkünstlerischen Spannungsmitteln durchaus nicht zurück, er wird zuweilen aus dem Dichter, der er sein sollte, zum Geschichtslehrer oder Gesellschaftskritiker, und dabei kann es nicht ausbleiben, daß allzu viele seiner Charaktere etwas exzentrisch geraten, wenn auch nicht immer so arg wie der hilflose Kaplan in „Dr Grays Blindheit". Doch darf nicht vergessen werden, daß wir für solche Mißlichkeiten an andern Stellen eine überreiche Entschädigung erhalten. Der Tod Neys und die Geschichte Adeles gehören zum Schönsten, was Sheehan geschrieben hat, und auch der überstrenge Dr Gray und seine tapfere Nichte Annie sind prächtig gezeichnete Gestalten. Wenn daher die Feinschmecker unter den zahllosen Getreuen des irischen Dichters diesmal nicht ganz zufrieden sein können — die große Mehrheit seiner Leser wird sich an beiden Büchern gern ein paar Stunden erfreuen.

3. Die Medd sind ein fabelhaft altes englisches Geschlecht, das in seiner Geschichte alle aristokratischen Tugenden und Laster verkörpert hat. Das jetzige Haupt der Familie ist ein bejahrter General, so stolz auf den ererbten Ruhm seines Hauses wie nur irgend einer der Vorfahren. Und gerade den trifft das entsetzliche Unglück, daß sein jüngster Sohn Val ein Feigling ist. Val selbst fühlt, daß es für einen Medd keine größere Schmach gibt. Er kämpft gegen sein Verhängnis, aber in jeder Gefahr wird er das Opfer seiner Phantasie und

seiner Nerven, bis er schließlich in Rom sogar unmittelbar vor einem ihm aufgezwungenen Duell aus Furcht zurücktritt. Damit ist er für die Familie erledigt. Nie darf von dem Vorfall gesprochen werden. Die eisige Höflichkeit, mit der ihm alle begegnen, schmerzt schärfer als Peitschenschläge. Der Selbstmord erscheint als der einzige Ausweg. Die Furcht vor dem Jenseits hat ihm ein ungläubiger Professor ausgeredet. Aber die Furcht vor dem Tode lähmt im letzten Augenblick den unseligen Entschluß. Ein katholischer Priester zeigt dem jungen Protestanten, ohne auch nur mit einem Worte die religiösen Unterschiede zu berühren, daß die Welt fast nur den animalischen Mut kennt, der eigentlich nichts anderes ist als kühles Blut und ruhige Nerven, daß aber bei der Wertschätzung eines Menschen allein der moralische Mut in Anschlag kommen sollte. Wer etwas tut, wovor seine körperliche Natur zurückschreckt, ist mutiger, als wer gar keine Furcht kennt. Und dieser moralische Mut untersteht dem Willen, ist also lernbar. Bei einem Brand im Schloß beweist Val, daß er bereits viel von diesem Mut besitzt. Er dringt in das hochgelegene Archiv und rettet den größten Stolz der Medd, die uralten Familienpapiere. Dabei kommt er in den Flammen um. Weil aber nach der tapfern Tat dem armen Jungen die Nerven versagten, so daß er kläglich schreiend an den schweren Fenstergittern rüttelte, statt zielbewußt einen Ausweg zu suchen oder ruhig den Tod zu erwarten — deshalb bleibt die verständnislose Familie bei ihrer Ansicht: er war doch ein Feigling und ein Schandfleck auf ihrem Wappenschild!

Benson hat das alles in fast impressionistischer Art in eine Unzahl kleiner Stimmungsbilder aufgelöst und danach auch den Druck eingerichtet. Das Buch hat drei Teile, jeder Teil fast gleich viele Kapitel, jedes Kapitel mehrere Nummern, jede Nummer eine Anzahl durch größere Zeilenabstände geschiedener Abschnitte, und endlich jeder Abschnitt eine Menge neuer Ansätze. Die Wirkung ist keineswegs ungünstig, und sie wäre es noch weniger, wenn der Dichter nicht zuweilen Andeutungen späterer Ereignisse vorwegnähme und wenn er es unterlassen hätte, sich ein paarmal mit einem let me explain oder dergleichen unmittelbar an den Leser zu wenden. Davon abgesehen ist es ein entzückender Genuß, die Augen über die feinen Zeichnungen gleiten zu lassen, in denen das vornehme englische Leben daheim und auf Reisen mit leidenschaftsloser Klarheit festgehalten ist. Dabei ist doch kaum etwas in die Schilderung hineingezogen, was nicht für die Lösung des psychologischen Problems klug verwendet würde. Der Katholizismus spielt gegen Bensons Gewohnheit diesmal keine sichtbare Rolle. Wie sehr aber dennoch katholische Gedanken den Geist des Buches bestimmen, verrät schon die hübsche Bemerkung des Verfassers, das echte Rom sei die italienische Übersetzung des altenglischen Adels.

Jakob Overmans S. J.

Bücherschau.

Die Aschendorffsche Presse 1762—1912. Ein Beitrag zur Buchdruckergeschichte Münsters. Herausgegeben von Dr Simon Peter Widmann. — **Verlagsverzeichnis der Aschendorffschen Presse 1762—1912.** kl. 4° (176 u. 152) Münster i. W. 1912, Aschendorff.

Die Aschendorffsche Buchhandlung, seit 1726 in Münster nachweisbar, erwarb am 13. September 1762 nach langem und schwerem Bemühen das Recht auf eine eigene Druckerei, begründete in der Folge eine Reihe von Preßunternehmungen, durfte sich 1775 mit dem Ehrentitel einer „Universitätsbuchdruckerei" zieren und diente während des 19. Jahrhunderts der Veröffentlichung zahlreicher Schriften, an welche zum Teil die bestbekannten Namen des katholischen Westfalen sich knüpfen. Mit der Wiedererhebung der Münsterschen Akademie zum Range einer deutschen Universität fällt einigermaßen zeitlich der unverkennbare Aufschwung zusammen, den die ehemalige „Universitätsbuchdruckerei" genommen hat, die während der letzten Jahrzehnte durch den Verlag bedeutender wissenschaftlicher Werke und insbesondere wichtiger fachwissenschaftlicher und literarischer „Sammlungen" für das gesamte katholische Deutschland eine immer größere Bedeutung zu gewinnen wußte. Unter solchen Voraussetzungen mußte es sich von selbst nahelegen, den 150. Jahrestag der Druckereibewilligung mit einer besondern Feier zu umgeben, indem dieses unscheinbare Ereignis in seinen gesegneten Folgen durch anderthalb Jahrhunderte für Stadt und Universität, für Bistum und Provinz, für den preußischen Staat und das katholische Deutschland sich als einen wichtigen Ausgangspunkt erwiesen hat. Der Freude an diesem Tag und dem Andenken an die seltene Feier ist passenderweise ein festlich ausgestattetes Preßerzeugnis gewidmet worden. Der schöne Quartband, der in seinem ersten Teile die Entwicklung des Geschäftes vom Papierwarenhandel und der Leihbibliothek bis zur großen wissenschaftlichen Verlagshandlung aktenmäßig verfolgen läßt, verschmilzt in die Darstellung recht geschickt die Familiengeschichte der Aschendorff und der seit 1780 mit ihnen verbundenen Hüffer, auf welch letztere 1804 die Firma überging. Die Aschendorff lassen sich in Münster bis ins 16. Jahrhundert, die Hüffer in Stromberg bis ins erste Drittel des 17. Jahrhunderts zurückverfolgen. Der Jesuitenpater Wilh. Aschendorff, der bei seinem frühen Tode 1633 das Andenken an eine ehrenvolle Wirksamkeit in verschiedenen Teilen Deutschlands und mehrere Schriften als Proben seiner Tüchtigkeit zurückgelassen hat, war 1605 zu Telgte geboren. In beiden Familien, in welchen Biedersinn, Eintracht und Häuslichkeit sich fortzuerben scheinen, begegnen uns der Reihe nach tüchtige und strebsame Männer neben manchen über das Durchschnittsmaß ausgezeichneten Frauengestalten. In der Art solcher Menschen ist es gelegen, auch über den engen Familienkreis hinaus Gutes zu wirken. Jos. Herm. Hüffer, um nur den einen namhaft zu machen, seit 1817 Mitglied des Gemeindekollegiums, seit 1823 der Provinzialstände und 1842—1848 Oberbürgermeister von Münster, hat sich um die städtischen, insbesondere die caritativen Einrichtungen der westfälischen Hauptstadt unschätzbare Verdienste erworben. Ein besonderes Interesse kommt der Chronik des Geschäftes zu durch die schon von den Aschendorff ausgehenden Bemühungen um Schaffung einer gesunden Presse für Stadt und Provinz. An der Enge der Verhältnisse sind Bemühungen und tatsächliche Versuche gescheitert. Immerhin hat die Herausgabe des „Münsterischen Intelligenzblattes" 1763—1849, des „Münsterischen gemeinnützlichen Wochenblattes" 1785—1803, der Zeitschrift „Natur und Offenbarung" 1855—1910 und des heute noch in Blüte stehenden „Münsterischen Anzeigers", seit 1852, auch nach dieser Richtung etwas zu bedeuten. Den zweiten Teil des Bandes füllt das alphabetisch geordnete Verzeichnis der im Aschendorffschen Verlag er-

schienenen Druckschriften, von Dr Ed. Hüffer sorgfältig gearbeitet. Hilfsbücher der Frömmigkeit, Leonhard Goffine, Martin von Cochem, Alexander Wille S. J. bezeichnen die Anfänge des Aschendorffschen Buchhändlergeschäftes; im 19. Jahrhundert drängt Overbergs Name mit dem Erfolg seiner Schriften alles in den Hintergrund; für die zweite Hälfte des Jahrhunderts könnte man Wilmers vierbändiges Lehrbuch der Religion, das kürzlich in 7. Auflage erschienen ist, ihm an die Seite stellen. Eine stattliche Reihe großer Namen läßt sich sonst in dem Verzeichnis finden, von Clemens August bis Konrad Martin, von Friedrich Graf zu Stolberg bis Burkhard Freiherr von Schorlemer-Alst. Insbesondere die Geistesgrößen des katholischen Westfalen und die bekannten Lehrer der Münsterschen Akademie haben fast alle in dem Verzeichnis ihre Stelle. Für die letzten Jahrzehnte verdienen aber namentlich die großen Sammlungen aus den Gebieten der Literatur und der Geschichte hervorgehoben zu werden. — Dem Erscheinen der Festschrift ging gleichzeitig eine Festnummer des „Münsterischen Anzeigers" zur Seite, dessen Umfang, auf 20 Seiten erhöht, einer langen Reihe von Aufsätzen Platz bot, welche den Inhalt der eigentlichen Festschrift nach vielen Richtungen hin ergänzen und wie ein Strahlenkranz umgeben. Alle behandeln Gegenstände, zu welchen die Firma oder die Familie des Inhabers in irgend einer Weise in besonderer Beziehung gestanden sind, mögen sie auch auf Stadt und Provinz, auf Kunst und Wissenschaft, auf Bistum und Vereinswesen sich erstrecken. Die Anordnung ist gewiß eine sinnreiche, die Ausführung festlich und würdig.

Leçons de Théologie dogmatique. Tome I: Dieu. Par L. Labauche. 8° (338) Paris 1911, Bloud & Cie. *Fr.* 5.—

Der zweite Band, L'Homme, ist im Jahre 1908 erschienen und hat bereits drei Auflagen erlebt. Zweck des Werkes ist, dem Seelsorgeklerus das wichtigste positive Beweismaterial an die Hand zu geben, damit er in Bezug auf die dogmengeschichtlichen Fragen, die heute fast an jeden Priester herantreten, Rede und Antwort stehen könne. Der erste Band behandelt: La très Sainte Trinité, Le Verbe incarné, Le Christ Rédempteur. Die Abhandlung über die Dreieinigkeit enthält fünf Kapitel: 1. Vorbemerkungen über die Begriffe Substanz, Person, reelle Verschiedenheit, sofern sie beim Trinitätsgeheimnis für das Verständnis der Lehre unentbehrlich sind; 2. die göttlichen Personen; 3. die Ausgänge in Gott; 4. die göttlichen Sendungen; 5. Übereinstimmung des Glaubens und der Vernunft rücksichtlich des Trinitätsdogmas. Im ersten Artikel des zweiten Kapitels werden folgende Gegenstände behandelt: Die Weisheit in den kanonischen Büchern des Alten Testamentes, das Wort Gottes beim palästinischen Judentum, der Ursprung der palästinischen Lehre vom Worte Gottes, der Logos des hl. Johannes, der Geist Gottes in den kanonischen Büchern des Alten Testaments, der Geist Gottes beim palästinischen Judentum, das Dogma von der allerheiligsten Dreifaltigkeit bei den Synoptikern, das gleiche Dogma im Evangelium des hl. Johannes, in den Briefen des hl. Paulus, Lehre der apostolischen Väter, die Apologeten, der hl. Irenäus, der Patripassianismus in Rom im Anfang des 3. Jahrhunderts, der Kampf gegen den Patripassianismus: Hippolyt und Tertullian, der Modalismus im Orient, der Kampf gegen den Modalismus: Origenes und Dionysius von Alexandrien, Paul von Samosata und die Synode von Antiochien, Gregorius Thaumaturgus, der Modalismus und der Arianismus im Anfang des 4. Jahrhunderts, die Vorläufer des hl. Thomas, die Prinzipien der thomistischen Synthese, die thomistische Synthese. — Aus dieser Inhaltsangabe mag man sich einen Begriff von dem Werke machen; denn in ähnlicher Weise werden die übrigen Fragen behandelt. Da 42 Oktavseiten für den ganzen Stoff des ersten Artikels genügen müssen, so versteht es sich von selbst, daß keine eingehenden Untersuchungen geboten werden können. Das war auch nicht bezweckt. Der Verfasser bietet vielmehr kurz das Ergebnis der Untersuchungen

anderer, gibt genau an, wo die betreffenden Texte zu finden sind, und verweist zum Schlusse jedes Kapitels auf einige ausführlichere Werke. Somit bietet das Buch jedem, der keine Zeit oder Gelegenheit für selbständige Studien hat, gerade das, was er braucht, wenn er genötigt ist, sich mit einer der einschlägigen Fragen zu beschäftigen. Es kann auch manchem dienen, seine Kenntnisse in der positiven Theologie zu ergänzen oder zu vervollkommnen. Die klare, leicht verständliche Darstellung macht das Studium des Werkes zu einer angenehmen Beschäftigung, und die geschichtliche Art, das Dogma zu behandeln, bietet eine wünschenswerte Ergänzung zu der in den Vorlesungen meist befolgten systematischen Methode.

1. **Sammlung Wort und Bild.** Nr 9—20. **Die vier Evangelien,** übersetzt, eingeleitet und erklärt. Von Emil Dimmler. Vier Bände. kl. 8° M.-Gladbach 1911—1912, Volksvereinsverlag. Preis jedes Bändchens gebunden *M* 1.20; in Leinw. *M* 2.40

   Das Evangelium nach Matthäus. (XXII u. 434)
   Das Evangelium nach Markus. (VIII u. 268)
   Das Evangelium nach Lukas. (XIV u. 364)
   Das Evangelium nach Johannes. (XIV u. 286)

2. **Die heiligen vier Evangelien und die Apostelgeschichte** übersetzt und erklärt von Dr Johannes Mader. Mit einem Lichtdruckbild, zwei Karten in Chromolithographie und Buchschmuck von Philipp Schumacher. gr. 8° (XLIV u. 800) Einsiedeln 1912, Benziger. *M* 12.—; in Orig.-Einb. *M* 18.—

3. **Het heilig Evangelie en de Handelingen der Apostelen.** Nieuwe nederlandsche Vertaling met aanteekeningen en 2 kaartjes. Uitgegeven door de Apologetische Vereeniging „Petrus Canisius". 12° (XVI u. 476) Amsterdam 1906, R. K. Propaganda-Genootschap.

1. Der rührige Volksvereinsverlag in München-Gladbach hat sich durch die Evangelienausgabe in vier schmucken, handlichen Bändchen ein unbestreitbares Verdienst erworben. Die Einleitung zu jedem Bändchen orientiert in Kürze über Autor, wahrscheinliche Abfassungszeit und Tendenz des Evangeliums. Was auf Grund der Tradition über den Ursprung der Evangelien und speziell über das synoptische Problem (Benutzungshypothese, Traditionshypothese nebst besondern Quellen, mündlichen Mitteilungen und schriftlichen Aufzeichnungen) ausgeführt wird, steht im Einklang mit den neuesten Entscheidungen der päpstlichen Bibelkommission. Der Evangelientext wird in sachgemäße Abschnitte zerlegt; Kapitel und Verseinteilung finden sich bei den Überschriften der einzelnen Abschnitte sowie am Fuß der Seiten angemerkt. Eine zusammenhängende Umschreibung des betreffenden Evangelientextes führt den Leser in das Verständnis ein; abschließend folgt bei jedem Abschnitt in Fettdruck der Wortlaut des Evangeliums, aus dem Griechischen nach der Vatikanischen Handschrift übertragen.

2. Von gleichem Geiste beseelt ist Maders prächtige Ausgabe der geschichtlichen Schriften des Neuen Testamentes. Die Übersetzung erstrebt möglichst engen Anschluß an das griechische Original; was in der Übersetzung eingeklammert ist, sind Zusätze der Vulgata. Die Erklärung hält die Mitte zwischen einem ausführlichen Kommentar und einer kürzeren Volksausgabe; sie will den richtigen Sinn aus dem Wortlaut und dem Zusammenhang vermitteln; ihrem Zweck entsprechend verzichtet sie auf den Ballast von Literaturnachweisen, bekundet aber auf Schritt und Tritt die Vertrautheit des Verfassers mit allen einschlägigen Fragen und mit einer ausgebreiteten Literatur. Am linken Rande sind die Verse numeriert, am rechten findet sich eine fortlaufende kurze Analyse des Inhalts. Die Einleitung orientiert im allgemeinen über die fünf historischen Schriften des Neuen Testamentes und bietet eine für weitere Kreise verständliche, wohlerwogene Darlegung des synoptischen Problems. Mader glaubt die Benutzungshypothese ganz

ausschließen zu müssen und entscheidet sich für Annahme gemeinsamer Quellen, vorab des mündlichen Evangeliums als Hauptquelle, d. i. für die Traditionshypothese nebst schriftlichen Sonderquellen. In den Anhängen sind einige vielumstrittene Fragen eingehender behandelt. Betreffs der öffentlichen Wirksamkeit Jesu erscheint dem Verfasser die Meinung von der nicht viel mehr als einjährigen Dauer besser begründet als die Annahme einer mehrjährigen Lehrtätigkeit; von der Bevorzugung der Einjahrtheorie ist auch die Erklärung des Evangelientextes einigermaßen beeinflußt worden; ob zu ihrem Vorteil, darüber dürften beim gegenwärtigen Stand der Diskussion die Ansichten noch geteilt sein.

3. Im Anschluß an diese deutschen Publikationen sei in Kürze hingewiesen auf die in handlichem Format und gefälligem Druck erschienene holländische Übersetzung der Evangelien und der Apostelgeschichte, herausgegeben von der Apologetischen Vereinigung „Petrus Canisius", vom holländischen Episkopat gutgeheißen und empfohlen. Die vier Bearbeiter gehören teils dem Diözesanklerus teils dem Ordensklerus an. Der Übersetzung ist die griechische Textausgabe von F. Brandscheid zu Grunde gelegt; die Erklärungen sind in Form von Fußnoten gehalten. Den Abschluß bilden einige alphabetisch geordnete Wort- und Sacherklärungen sowie ein geographisches Register nebst zwei Kärtchen (Palästina zur Zeit Christi und die Reiserouten des Apostels Paulus).

Les Étapes du Rationalisme dans ses attaques contre les Évangiles et la vie de Notre-Seigneur Jésus-Christ. Exposition historique et critique. Par L. Cl. Fillion. 8° (VIII u. 364) Paris 1911, Lethielleux. *Fr.* 3.50

Ein vortrefflicher Führer durch das Labyrinth der rationalistischen Evangelienkritik während der letzten 135 Jahre! Als Koryphäen samt Gefolgschaft werden dem Leser vorgeführt der Wolfenbüttler Fragmentist Herm. Sam. Reimarus mit seiner Betrugshypothese, der Heidelberger Professor Gottlob Paulus mit seiner natürlichen Schrifterklärung, David Friedrich Strauß mit seiner Mythenhypothese, der Vater der jüngeren Tübinger Schule Ferd. Christ. Baur mit seiner Tendenzhypothese; dann folgen die üppig wuchernden Systeme der neueren und neuesten Zeit, der Eklektizismus (Ewald, Renan, Schenkel, Seeley usw.) und der Evolutionismus oder Synkretismus (Bousset, Gunkel, J. Weiß usw.). Die Bibliographie zeichnet sich aus durch Genauigkeit und Vollständigkeit; sie reicht bis in das Jahr des Erscheinens 1911. Die Gedankengänge der Rationalisten werden treu wiedergegeben, was bei dem Wirrwarr des zuchtlosen Eklektizismus und des religionsgeschichtlichen Synkretismus kein leichtes Stück Arbeit darstellt. Die Beurteilung und Widerlegung der wahrhaft betrübenden Irrtümer ist in ruhigem Tone gehalten, durchaus sachlich, kurz und bündig.

Charakterbildung. Vorträge über den Jakobusbrief. Von Prof. Dr Ludwig Baur und Adolf Remmele, Repetent. 8° (XII u. 124) Freiburg 1912, Herder. *M* 1.50; geb. in Leinw. *M* 2.—

Diese Vorträge sind aus einer fruchtbaren Praxis entstanden, aus der Tätigkeit in einer Akademikerkongregation, und vermögen darum auch in ihrer Drucklegung fruchtbar zu wirken für eine weitere akademische Kongregationstätigkeit. Sie sind in ihrer Auffassung von wahrhaft akademisch-vornehmem Geiste getragen, und in einfach edle und doch modern wirksame Sprache gekleidet, gedankenreich und praktisch, von Kennern des jugendlichen Herzens und der akademischen Bedürfnisse geschrieben. — Die Vorträge folgen dem Gedankengang des Jakobusbriefes und vermitteln nicht bloß den Genuß der ernsten, ungeschminkten Schönheit dieser Epistel, sie liefern auch den homiletisch bedeutsamen Beweis, daß Geist, Menschenkenntnis und lebendige Frömmigkeit es wohl verstehen, die uralte heilige Schriftweisheit auszubeuten für moderne Ansprüche.

Manuale Missionariorum pro solvendis casibus moralibus in regionibus infidelibus frequenter occurrentibus maxime opportunum. Auctore R. P. Victorio ab Appeltern O. C., Missionario Apost. Missionis Lahorensis. Editio altera aucta et emendata. 12° (XVI u. 250) Brugis 1911, Beyaert. Relig. *Fr.* 4.—

Der Wert dieses handlichen Büchleins besteht darin, daß auf 241 Seiten die für die Missionspraxis so notwendigen Vorschriften über Glauben, Taufe und Ehe in durchaus zuverlässiger Weise zusammengestellt sind. Der Verfasser spricht nur selten in eigenen Worten zum Leser; er zieht es vor, die Entscheidungen der römischen Kongregationen, die Ansichten der Moralisten und Kanonisten im Wortlaut anzuführen, um so jeden Subjektivismus möglichst auszuschalten. Am häufigsten werden von neueren Autoren angeführt die Moralisten Vives, Lehmkuhl, Noldin und Genicot, die Kanonisten Gasparri, Wernz und Aichner. Die Bestimmungen über den Modernisteneid, die eigentlich zum § 4 des ersten Teiles gehören, sind in einem Nachtrag beigefügt. In den Anmerkungen sind leider einige sinnstörende Druckfehler stehen geblieben. Das Büchlein ist geeignet, den Missionären der Heidenländer treffliche Dienste zu leisten.

La dottrina canonica del diritto della guerra da S. Agostino a Baltazar d'Ayala. Di Attilio Focherini. 8° (92) Modena 1912, Tipografia Blondi e Parmeggiani.

Die Schrift weist nach, daß kriegsrechtliche Fragen die Wissenschaft im Zeitalter der Kirchenväter sowohl als auch der Scholastik des Mittelalters beschäftigten. Mit Unrecht wird darum dieser Teil des Völkerrechts einzig der Neuzeit zugeschrieben.

Die Abfassungszeit der Dekretglosse des Clm 10 244. Von Prof. Dr Fr. Gillmann in Würzburg. 8° (34) Mainz 1912, Kirchheim & Co.

Gillmann begründet die Ansicht, daß die Dekretglosse nach der Summe des Huguccio veröffentlicht und von dieser abhängig ist.

Textes et Documents pour l'étude historique du Christianisme. Publiés sous la direction de Hippolyte Hemmer et Paul Lejay. 15 et 16. 8° Paris 1912, Picard. Le volume *Fr.* 5.—

1. **Palladius Histoire Lausiaque** (Vies d'Ascètes et des Pères du désert). Par A. Lucot. (LX u. 426)
2. **Les Pères apostoliques IV: Le Pasteur d'Hermas.** Par Auguste Lelong. (XCII u. 348)

1. Der Text, dem die Übersetzung sich möglichst enge anschmiegt, ist der kritisch revidierte des Dom Cuthbert Butler von 1898. Die Einleitung steht mit Wärme für das Ansehen des Palladius ein, dessen Rechtgläubigkeit, subjektive Wahrhaftigkeit und genügende Sachkenntnis mit Eifer in Schutz genommen werden. Dem Mönchs- und Aszetenleben der Wüste steht der Verfasser mit großer Nüchternheit, aber doch nicht gerade unfreundlich gegenüber. Manche gute literärgeschichtliche Bemerkungen sind in die Einleitung verflochten.

2. Das „Hamburger Pergament", ein ägyptischer Fund neueren Datums, setzt den Verfasser in die Lage, an dem von ihm adoptierten Funkschen Texte von 1901 einen Satz ergänzen und einige andere Berichtigungen anbringen zu können; das Wichtigere bleibt aber auch bei diesem Bändchen die treue Übersetzung. Mit Rücksicht auf die Eigenart und das alte Ansehen des in Frage stehenden frühchristlichen Schriftwerkes war eine längere Einleitung nicht zu umgehen. Eine endgültige Lösung all der verschiedenen Dunkelheiten und Zweifel darf man von derselben nicht verlangen. Man findet aber tüchtige Arbeit und reiche Belehrung.

Studien zu Hilarius von Poitiers. Von A. L. Feder S. J. [Sitzungsberichte der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Klasse.] 8° Wien, in Kommission bei Alfred Hölder.

1. **Die sog. Fragmenta historica und der sog. Liber I ad Constantium** nach ihrer Überlieferung, inhaltlichen Bedeutung und Entstehung. [CLXII. Bd, 4. Abhandlung.] Mit 2 Tafeln. (188) 1910. *M* 4.90

2. **Bischofsnamen und Bischofssitze bei Hilarius.** Kritische Untersuchungen zur kirchlichen Prosopographie und Topographie des 4. Jahrhunderts. (CLXVI. Bd, 5. Abhandlung.] (134) 1911. *M* 3.04

1. Die beiden Arbeiten führen sich ein als Vorstudien zu der im Wiener Corpus der lateinischen Kirchenväter erscheinenden Ausgabe einiger Werke des großen Bischofs von Poitiers. Da der neue Text der sog. Fragmenta historica sich nicht nur auf eine bedeutend erweiterte handschriftliche Grundlage, im besondern auf eine umfassende Benützung der reichlich vorhandenen indirekten Überlieferung stützen wird, sondern in seiner Gestaltung auch von der höheren Kritik der Aktenstücke und der Beurteilung der Entstehung und Tradition der gesamten Fragmentensammlung in mehrfacher Hinsicht abhängig ist, so ergab sich von selbst das Bedürfnis, in ausführlicher Behandlung — wie sie in der Vorrede zur Ausgabe selber nicht möglich ist — eine eigene zusammenfassende Untersuchung aller die Fragmente betreffenden Fragen vorzulegen. Dem Benutzer der späteren Ausgabe kann darum diese eingehende Einleitung nur willkommen sein. Im ersten Teil der „Studien I" wird zunächst der bisherige Titel Fragmenta historica als unkritisch und irreführend erwiesen und als neue Bezeichnung folgende vorgeschlagen: Collectanea antiariana Parisina, quae vulgo dicuntur Fragmenta historica S. Hilarii Pictaviensis (abgekürzt Coll. antiar. Par.). Der nunmehr folgende Teil, dem der Verfasser seine Hauptaufmerksamkeit zugewiesen zu haben scheint, behandelt ausführlich die handschriftliche Überlieferung und die Editionsgeschichte sowohl der ganzen Sammlung als auch mehrerer außerhalb derselben lateinisch und griechisch erhaltener Stücke. Mit Evidenz wird der Nachweis geführt, daß die zwei den bisherigen Ausgaben zu Grunde gelegten Manuskripte des 16. und 17. Jahrhunderts Abschriften einer Pariser Handschrift des 9. Jahrhunderts sind; für eine Anzahl von Dokumenten werden ganze Reihen von Handschriften herangezogen, welche den früheren Herausgebern nicht bekannt waren. Im zweiten Abschnitt wird zur leichteren Orientierung der Leser in großen Zügen der geschichtliche Hintergrund gezeichnet und dann die inhaltliche Bedeutung der einzelnen Stücke einer Kritik unterzogen. Die Frage nach der Entstehung der eigenartigen Sammlung bildet den Gegenstand des dritten Abschnittes. Im Schlußabschnitt behandelt der Verfasser endlich die Textesgeschichte, den Inhalt und die Entstehung des sog. Liber I ad Constantium. Bezüglich des letzten Punktes schließt er sich den bis zur Sicherheit geführten Schlußfolgerungen des Benediktiners A. Wilmart an, nach denen der Liber eigentlich aus einem Schreiben der Synode von Sardika (343/4) an Konstantius und einem verbindenden Text besteht, die beide Teile eines historisch-polemischen Werkes des Hilarius vom Jahre 356 sind. In einem mehrgliedrigen Anhang nimmt der Verfasser Stellung zur Liberiusfrage und zieht einige Schlüsse aus den vorher gewonnenen Resultaten.

2. Wer sich auch nur einigermaßen mit der Prosopographie und Topographie der ersten christlichen Jahrhunderte beschäftigt hat, weiß, wie viele ungelöste Aufgaben die Gebiete dieser beiden Wissenschaften offen lassen. Jeder Beitrag, der zur Lösung jener Aufgaben und insbesondere zur Klarstellung der Namen und der Geschichte von Bischöfen und Bistümern des christlichen Altertums dient, ist deshalb mit Freuden zu begrüßen. Die Untersuchungen der „Studien II" erstrecken sich auf alle in den Werken des Hilarius vorkommenden Bischofsnamen und Bis-

tümer. Namentlich wurden die Listen der Collectanea antiariana Parisina ausführlich berücksichtigt, und unter ihnen wieder in ganz eingehender Weise die Unterschriften der Synode der Okzidentalen zu Sardika und der Gegensynode der Orientalen ebendaselbst. Bei der Rekonstruierung der Namen wurde das gesamte Handschriftenmaterial, das bereits in den „Studien I" des näheren besprochen worden, zu Rate gezogen, und es dürfte dem Verfasser gelungen sein, manchen Irrtum aufzuklären und manchen bisher zweifelhaften Namen zu rektifizieren. Durch die Untersuchungen fällt auch viel Licht auf die römische Provinzeinteilung und auf das Verhältnis zwischen römischer Reichsordnung und christlicher Hierarchie. Sehr wertvoll sind die beiden alphabetischen Verzeichnisse der besprochenen Bischofsnamen und Bistümer; sie werden die Benützung der Studien ganz wesentlich erleichtern.

Christus. Manuel d'Histoire des religions. Par Joseph Huby. Avec la collaboration de 15 spécialistes. Quatrième édition. 8° (XX u. 1036) Paris 1912, Beauchesne. *Fr.* 7.—

Seitdem mit den siebziger und achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts die sog. religionsvergleichende Wissenschaft in die Mode gekommen, haben die Feinde des Christentums sich daran gewöhnt, sie als ihr eigenstes Feld zu betrachten, und ihre gewagten Konjekturen und kühnen Analogieschlüsse haben als „Errungenschaften des fortgeschrittenen Menschengeistes" alsbald in der vulgären Streitliteratur wider das Christentum ihre Verwertung gefunden. Von katholischer Seite stand man dieser rasch emporgekommenen neuen „Wissenschaft" mit Recht anfangs zurückhaltend und zögernd gegenüber, bis der suggestive Zug der Zeit oder die Notwendigkeit der Abwehr auch hier einzelne Gelehrte in diese zerklüfteten, oft trügerischen Gefilde mehr und mehr hinein verlockte. Mit vorliegendem Werk tritt nun ein Versuch hervor, durch ein „Handbuch der Religionsgeschichte" dem Mißbrauch und der Täuschung der neuen Wissenschaft entgegenzuwirken, zugleich aber auch das festzuhalten, was an Nützlichem aus ihr gewonnen werden kann. Zwei Auffassungen dieser Wissenschaft stehen einander gegenüber: die streng geschichtliche, die das objektiv Gegebene gründlich zu erforschen strebt und etwaige allgemeine Folgerungen, die sich daraus ergeben, bereitwillig anerkennt; die andere ist die mehr verlockende und bei den Gegnern einzig beliebte, die angebliche „Vergleichung" der Religionen, welche auf nebensächliche Ähnlichkeiten und äußerliche Analogien weittragende Hypothesen auftürmt und zurückbleibende Lücken oder Dunkelheiten mit Phantasiegebilden ersetzt. Schon im Titel hat der Herausgeber sich für die erste der beiden Auffassungen, für die gediegen geschichtliche Methode entschieden, und um deren Anforderungen voll gerecht zu werden, hat er sich der Mitarbeit von 15 Spezialgelehrten versichert, von denen jeder dasjenige Gebiet behandelt, in welchem er besonders heimisch ist. Der Verfasser selbst, durch seine Aufsätze in den Études religieuses bekannt, hat die religionsvergleichende Bewegung schon seit Jahren mit tätiger Anteilnahme verfolgt. Außerordentlich lehrreich und im besten Sinne klärend ist gleich das einleitende Kapitel über „Das Studium der Religionen", in welchem Geschichte, Methode, Tendenz, Nutzen der neuen Wissenschaft erörtert und auch der Begriff der „Religion" klargestellt wird. Von Bedeutung ist die Unterscheidung zwischen Religion und Religiosität, freigewollter auf bestimmter Erkenntnis beruhender Betätigung und unbewußter Gemütsveranlagung. An diese treffliche Orientierung schließen sich in 13 Abschnitten Einzeldarstellungen der wichtigeren unter den bekannten Religionssystemen: Ägypter und Assyrer, Inder und Perser, Chinesen und Japaner, Griechen und Römer, Germanen und Kelten, Islam und Judentum und die verschiedenen Völkerstämme des dunkeln Erdteiles. Allen diesen Religionssystemen wird dann in vier Hauptabschnitten die Lehre und Geschichte des Christentums gegenübergestellt. Mag man vielleicht einzelne Punkte zu kurz behandelt

finden, nicht von allen Abschnitten und besonders den Literaturangaben nicht in gleichem Maße befriedigt sein, das Werk ist eine gute Leistung und eine bedeutende Erscheinung, geeignet, durch rechtzeitige Aufklärung mancher Geistesverwirrung zuvorzukommen und manche zu heilen. Daß bei einem Werke von solcher praktischen Wichtigkeit auch auf die Ausstattung große Sorgfalt verwandt wurde, ist zu loben, allein es scheint wenig glücklich, daß gerade die Äußerlichkeiten eines Andachtsbuches nachgeahmt worden sind. So fromm und tief die Auffassung sein mag, die zugrunde lag, der Christusname, das Christusbild und das Kreuz wollen hier nicht recht passend erscheinen.

Isis et Isiaques sous l'Empire romain. Par Joseph Burel. [Études de critique et de philosophie religieuse.] 8° (64) Paris 1911, Bloud. *Fr.* 1.—

Das Eindringen des Isiskultes in das Römerreich wird geschichtlich dargestellt, die demselben zugrunde liegenden Mythen und religiösen Anschauungen näher untersucht und der Form der Kulthandlungen wie der Priesterschaft Aufmerksamkeit zugewendet. Die Initiation bietet bemerkenswerte Vergleichungspunkte mit der Aufnahme in die übrigen Mysterienkulte; der Verfasser glaubt, daß eine künstlich herbeigeführte Ekstase, eine Berauschung der Sinne dabei eine Rolle gespielt habe, weit mehr als Theaterkünste oder Prunkentfaltung. Im ganzen schätzt der Verfasser diesen ägyptischen Geheimkult hoch ein als einen ernsten und moralisch reinen, der eben durch seine moralische Würde, verbunden mit geistiger gottesdienstlicher Feier und zugleich dem mächtigen Reiz des Geheimnisvollen, die Heiden angezogen habe, und er will darin eine Vorbereitung auf das Christentum erkennen. Das dürfte etwas sehr optimistisch geurteilt sein. Was im allgemeinen über den ägyptischen Götterdienst bekannt ist, gibt keinerlei Berechtigung, die religiösen Auffassungen und Gebräuche Ägyptens moralisch höher zu werten als die der Griechen. Man wird sich sehr bedenken müssen, ehe man einem heidnischen Geheimkult von der Art des Isiskultes ein positives Zeugnis moralischer Reinheit und sittlicher Erhabenheit zuerkennt.

Die Philosophie des Hermes besonders in ihren Beziehungen zu Kant und Fichte. Von Dr theol. Klemens Kopp, Paderborn. 8° (140) Köln 1912, Bachem. *M* 3.—

Die vorliegende Studie handelt von einem vergeblichen Lebenswerk. „Wie tief hat die Geschichte dem Hermesianismus ein Grab gegraben! Niemand kennt ihn mehr, niemand benutzt ihn mehr, obwohl sein Grabhügel noch frisch ist.“ So heißt es im Schlußwort, und auf den vorhergehenden Blättern wird in überzeugender Weise gezeigt, wie und warum es so kommen mußte. Die Arbeit will „den Beziehungen zwischen Hermes einerseits, Kant und Fichte anderseits nachgehen, erörtern, welche Stoßkraft die Philosophie des Hermes gegen diese idealistischen Systeme entfaltet hat“. Sie folgt im wesentlichen dem Gedankengang der „philosophischen Einleitung in die christkatholische Theologie“, und durchschreitet demgemäß eine dreifache Stufenfolge von Problemgebieten: die „Wahrheitsfähigkeit des Menschengeistes“; die „natürliche Gotteserkenntnis, die Unsterblichkeit der Seele“; die „Möglichkeit der Offenbarung und ihre Erkennbarkeit“. — Wir stehen heute der Kantischen Philosophie unbefangener gegenüber, die Stellungen von Kant und Aristoteles sind uns übersichtlicher geworden, als dies zur Zeit des Hermes möglich war; und so bietet es vom geschichtlichen Standpunkt ein hohes Interesse, einen so scharfsinnigen Menschen wie Hermes sein Leben lang an der Überwindung des Idealismus arbeiten, und — vergeblich arbeiten zu sehen. Warum vergeblich? Dr Kopp sieht den Kernpunkt und zugleich die wesentliche Schwäche Kants in dem Apriori seiner Kategorien, und Hermes hat es versäumt, an diesem Punkte anzugreifen. Das ist gewiß richtig,

und trotzdem kann man zweifeln, ob die Überwindung des Idealismus sich so einfach vollzieht, wie Kopp anzunehmen scheint. Seine Ausführungen machen mehrfach den Eindruck, als ob er die tatsächlich bestehende Kluft zwischen dem Bewußtseinsinhalt und dem Ding an sich unterschätze. Doch hängt der Wert seiner Studie davon nicht ab. Dieser Wert besteht vielmehr in dem Nachweis, daß die Philosophie des Hermes tot ist und nicht mehr auferstehen wird.

Individualität und Persönlichkeit. Ein Klärungsversuch von A. Rosikat. 8° (88) Leipzig 1911, Krüger. *M* 1.20

„Es gibt in den geistigen Kämpfen der Kulturwelt Schlagworte, deren Dauerkraft sich hauptsächlich aus ihrer großen Mißverständlichkeit erklärt" (S. 7). Rosikat unternimmt, um zu seinem Teil dem Wirrnis abzuhelfen, die Bestimmung und Unterscheidung der zwei Begriffe Individualität und Persönlichkeit. Die Individualität ist nach ihm die Besonderheit, das nur einmal Vorkommende, was er jedoch nicht im streng philosophischen Sinne des Dieses-, nicht-ein-Anderesssein auslegt, sondern auf die jedem einzelnen Wesen eigentümlichen Beschaffenheiten deutet. Ganz irrig ist, daß Individualität sich nur im Zusammengesetzten finde, so daß ein reiner Geist kein Individuum wäre. Die Persönlichkeit nimmt der Verfasser nur ethisch, ohne die andern gebräuchlichen Auffassungen klar abzutrennen; sie ist Willenskraft, innere Geschlossenheit, Sittlichkeit. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Persönlichkeit, so genommen, von der Individualität, wie Rosikat sie faßt, sich unterscheidet; um aber das Thema zu erschöpfen, muß man auch die andern Definitionen der beiden berücksichtigen. Obwohl der sittliche Idealismus des Verfassers wohltuend berührt, empfindet man doch vieles an der Broschüre als unkritisch und allzu enthusiastisch. Welcher nüchtern Zusehende wird Goethe als Ideal der sittlichen Persönlichkeit verehren?

Der Ligurinus. Ein deutsches Heldengedicht zum Lobe Kaiser Friedrich Rotbarts. Von Dr Joseph Sturm. [Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte. Herausgegeben von Dr H. Grauert. VIII. Bd, 1. u. 2. Heft.] gr. 8° (VIII u. 236) Freiburg 1911, Herder. *M* 5.—

Soviel Gelehrsamkeit und Fleiß während des verflossenen Jahrhunderts dieser Dichtung auf Kaiser Rotbart zugewendet wurde, hat sich des Verfassers erneute Nachprüfung doch noch lohnend erwiesen. Mit seinen Vorgängern kommt er darin überein, daß das Gedicht tatsächlich dem 12. Jahrhundert angehört und sein Verfasser der Geburt wie der Gesinnung nach ein Deutscher ist. Dagegen hält er die fast allgemein angenommene Autorschaft Gunthers von Pairis für unbewiesen, die dafür geltend gemachten Momente für hinfällig, so daß nichts übrig bleibt als eine pure Möglichkeit. Der Verfasser denkt sich den Dichter als einen Weltgeistlichen, früher am Hof als Erzieher des Prinzen Konrad, der noch nicht zu höherer Würde aufgestiegen war und um 1186—1187 seine Dichtung schrieb. Er gehörte dem Südwesten Deutschlands an, ein Alemanne, etwa aus dem Bistum Basel. Mit Burgund wie mit der Lombardei, namentlich Pavia zeigt er sich wohlvertraut. In seinen Sympathien gibt er sich gut kaiserlich, ohne im wesentlichen den kirchlichen Anschauungen dabei zu vergeben. Für den Stoff hielt er sich ziemlich treu an die Geschichte des Otto von Freising und dessen Fortsetzers, wahrt sich jedoch eine gewisse Selbständigkeit und scheint noch andere schriftliche Quellen vor Augen gehabt zu haben. Jedenfalls flicht er zuweilen Einzelzüge ein, von welchen mehrere durch die historische Forschung Bestätigung gefunden haben. Den ganzen „Zweiten Teil" der Schrift (161 Seiten) hat der Verfasser darauf verwendet, den Versen der Dichtung durch die 10 Bücher folgend, ihre Einzelheiten zur genaueren Personalbestimmung und Charakteristik des Dichters näher zu beleuchten. Die Lesung ist dadurch nicht angenehm geworden und setzt notwendig voraus, daß man den Text ständig daneben

hält. Es bieten sich aber eine Anzahl recht glücklicher Beobachtungen und treffslicher Bemerkungen, so daß man wünschen möchte, der Verfasser hätte sich zu einer erneuten Textausgabe mit fortlaufender Texterläuterung entschließen können.

Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen. Herausgegeben von Hans Lietzmann. kl. 8° Bonn 1912, Marcus u. Weber.

87. **Der Unterricht der Visitatoren 1528.** (48) *M* 1.—
88. **Johannes Bugenhagens Braunschweiger Kirchenordnung 1528.** (152) *M* 2.40

Die geschickte Anlage dieser Textausgaben mit ihrer knappen Inhaltsübersicht, kurzen Anmerkungen und Orientierungen ist in diesen Blättern öfter hervorgehoben worden. In der Auswahl macht große Mannigfaltigkeit, ein Streben nach möglichster Universalität sich bemerkbar. Die hier angezeigten Nummern haben ihre Bedeutung für die Geschichte des protestantischen Landeskirchentums, zu dessen frühesten Lebensäußerungen sie gehören, sind aber auch bemerkenswert für die Geschichte der Schule. Beide Hefte enthalten wichtige Bestimmungen für dieselbe, und zwar für die deutsche wie für die gelehrte Schule, in welchen der vorreformatorische Humanismus noch seinen Einfluß übt.

Reformationsgeschichtliche Studien und Texte. Herausgegeben von Dr Jos. Greving. 8° Münster i. W. 1911, Aschendorff.

1. Heft 18 u. 19: **Die Reformvorschläge Kaiser Ferdinands I. auf dem Konzil von Trient.** I. Teil. Von Dr Gottfried Eder. (X u. 260) *M* 6.80
2. Heft 20: **Aus ungedruckten Franziskanerbriefen des XVI. Jahrhunderts.** Von P. Dr Leonhard Lemmens O. F. M. (X u. 120) *M* 3.30

1. Als unerachtet der tausend Schwierigkeiten, die von seiten der weltlichen Fürsten entgegengestellt wurden, Pius IV. 1561 nach 14jähriger Unterbrechung die Wiedereröffnung des Trienter Konzils ankündigte, zeigte sich Kaiser Ferdinand I. diesem mutigen Schritte abgeneigt. Weder Fortsetzung des früheren Konzils wollte er, noch Beratung über dogmatische Fragen, sondern möglichst schleunige Abhilfe der aufs tiefste gesunkenen kirchlichen Zustände seiner Länder. Er dachte nur an Reformen, Konzessionen, Verzichtleistung auf die geraubten Kirchengüter, Nachgiebigkeit und Zugeständnisse auf allen Gebieten, um überhaupt noch etwas für die katholische Kirche zu retten. Die Summe dessen, was am Kaiserhof und in den führenden Kreisen Österreichs für die Hebung des Kirchenwesens gewünscht und gehofft wurde, ließ der Kaiser im April und Mai 1562 durch Männer seines Vertrauens nochmals durchberaten und zusammenstellen. Staphylus, eigens dazu berufen, besorgte die letzte Redaktionsarbeit; am 22. Mai 1562 ging die Schrift an die Gesandten des Kaisers in Trient ab, um dem Konzil zur Kenntnisnahme und Berücksichtigung unterbreitet zu werden. Sowohl wegen des Inhaltes wie wegen der einflußreichen Männer, die an demselben gearbeitet haben, verdient dieses „Reformationslibell" Aufmerksamkeit, wie es auch schon von bedeutenden Forschern, Sickel und Löwe, zum Gegenstand eingehender Untersuchung gemacht worden ist. Bemerkenswert ist der lebhafte Anteil, den Ferdinand I. persönlich am Zustandekommen des Libells genommen hat, ebenso muß aber auch die Sorgfalt betont werden, mit der man alles vermeiden wollte, was die Ehrfurcht gegenüber der geistlichen Obrigkeit hätte verletzen können. Die kirchlich-politische Gesamtlage, aus welcher heraus das Schriftchen zu verstehen ist, wie auch die hauptsächlich beteiligten Personen sind aus zahlreichen, zum Teil meisterhaften Darstellungen genügend bekannt, und im Zusammenhang mit der großen Kette von Geschehnissen erhält manches eine andere Beleuchtung als im kleinen Ausschnitt einer Detailforschung. Nicht in allen Urteilen wird man dem Verfasser völlig zustimmen, namentlich das Pontifikat Pius' IV. scheint er zuviel mit den Augen der uneingeweihten und daher un-

geduldigen und unzufriedenen Zeitgenossen zu betrachten. Die sorgfältige Einzeluntersuchung hat aber ihren Wert, insbesondere für die Beurteilung der beteiligten Personen. Es kann nur zur Genugtuung gereichen, daß auf den ehrlichen Willen und die kirchliche Treue Ferdinands I. wie auch auf die katholische Gesinnung seines Vizekanzlers Seld ein so günstiges Licht geworfen wird.

2. Die Briefe aus norddeutschen Franziskanerklöstern der Reformationszeit konnten teils dem Staatsarchiv zu Zerbst, teils den städtischen Archivalien von Danzig entnommen werden. Die ersteren bewegen sich um fürstliche Personen von außergewöhnlichem geistigem Adel, P. Ludwig von Anhalt aus dem frommen fürstlichen Hause, der sein entsagungsreiches Leben 1504 beschließen konnte, bevor noch die Greuel der Verwüstung über die Klöster seines Ordens hereingebrochen, und Fürstin Margareta, die inmitten der entfesselten Stürme Glauben und Mut aufrecht erhielt und für die bedrängten Ordensleute wie für alle Verteidiger des Glaubens die treueste Zuflucht blieb. Die Danziger Korrespondenz hat zum Mittelpunkt P. Alexander Svenichen († 1529), der mit Klugheit und Festigkeit die Sache der bedrängten Katholiken und des Klosters in der Stadt noch einigermaßen stützte, und P. Joh. Rollaw, der sich 1555 durch die Not gedrungen sah, sein nahezu ausgestorbenes Kloster der städtischen Behörde zur Errichtung einer Schule zu übergeben. Nicht ohne Bewegung macht man sich mit dem Inhalt dieser zum Teil ganz vertrauten Schreiben bekannt, welche die Zeugen so schwerer Zeit und so drückender Not gewesen sind. Oft hat man sich erfreut an dem Heldenmut, welchen schwache Ordensfrauen in mehr als einem Kloster jener Zeit den Verlockungen und Bedrückungen der Neuerer entgegengestellt haben; nicht mindere Treue und Seelenstärke zeigt sich unter noch ungleich härteren Prüfungen hier bei Ordensbrüdern. Es wäre nicht schwer, aus diesen Briefen zu Binders Charitas Pirkheimer ein Gegenstück zu schaffen, das an ergreifenden wie an erbauenden Zügen jenem nicht nachstünde. Von den Zerbster Briefen wird nur ein kurzes Regest gegeben, von den Danziger der volle Wortlaut; in den Erläuterungen und Literaturangaben verrät sich der bewährte Ordenshistoriker, der, was bei deutschen Autoren eine Seltenheit, auch in der historischen Literatur der Ostseeprovinzen sich trefflich bewandert zeigt. Wer diese köstliche kleine Schrift ernstlich durchstudiert hat, wird die Worte der Vorrede voll zu würdigen wissen: „Der Gesamteindruck vieler neuerer Forschungen drängt sich auch hier mit Macht auf: die Ordensleute jener Zeit waren nicht so schlecht, wie man oft und lange gesagt hat; sie haben viel treuer gekämpft, als man häufig annahm, und die Einführung der neuen Lehre hat an Gewaltmitteln nicht gespart."

Jahrbuch des Stiftes Klosterneuburg. Herausgegeben von Mitgliedern des Chorherrenstiftes. IV. kl. 4° (346) Wien-Leipzig 1912, Braumüller. *M* 6.80

Von den früheren drei Jahrbüchern her ist man gewohnt, in dem vornehm ausgestatteten Band jedesmal Neues und Brauchbares zu finden, und zwar Eigenartiges, wie es andere periodische Erscheinungen dieser Art nicht leicht bieten. Ein großer Teil der Arbeiten ist eben aufgebaut auf den durch Jahrhunderte angesammelten Archivalien des altehrwürdigen Stiftes, und wie reich diese sind, ergeben auch diesmal wieder die Beiträge von Dr V. O. Ludwig und Dr B. Černik. Ersterer eröffnet eine Folge von Mitteilungen über die Regierung des Propstes Gregor Hausmansstetter (1509—1541), der den sturmbewegten Übergang des alten Österreich von Max I. an Karl V. und Ferdinand I. mit durchlebte, die ersten Wirren der Reformation und die Schrecken der Türkeneinfälle mit durchlitt, jedenfalls ein bedeutender Kirchenfürst in einer bedeutsamen Zeit. Der Verfasser hat zur Zeichnung seines Lebenslaufes nicht nur die bereitliegenden Archivalien fleißig ausgenützt, sondern einige wichtige Stücke, das Rechnungsbuch über den Innsbrucker Ausschußlandtag von 1518 und das Schatzinventar von 1530 wieder neu entdeckt.

Nicht minder empfiehlt sich der Aufmerksamkeit des Diplomatikers die Zusammenstellung Dr Černiks über die beim Stift noch vorhandenen „signierten Suppliken", welche einst dem Stift die Gewährung päpstlicher Bullen ersetzten und die Kosten ersparten. Wiewohl die Suppliken selbst der historischen Merkwürdigkeit und wertvollen Momente durchaus nicht entbehren, erfreuen doch noch mehr die Schreiben Bessarions und Gregor Angerers. Die Darstellung des Josephinischen Kirchenwesens durch Dr Schönsteiner erweist sich, wenn man die einleitenden Ausführungen mehr im großen und allgemeinen nimmt, recht lehrreich und dankenswert. Die Perle des Jahrbuches bildet diesmal der reichhaltige theologische Traktat „Die Teilnahme des Begnadeten an Gottes Natur gemäß 2 Petr 1, 4", den auch der höher gebildete Laie mit Anregung und erhobenem Gemüte lesen kann. Der kleine Lapsus (S. 79), der Franz Suarez zum Kardinal macht, tut keinen Eintrag. Die im vollendetsten Sinne „theologische" Untersuchung, die den erhabensten Geheimnissen des christlichen Glaubens gewidmet ist, kann insofern auch dem Historiker dienen, als sie die pantheistischen Irrtümer berühmter mittelalterlicher Mystiker wie auch der späteren Quietisten zu klarem Verständnis bringt und die Wege aufweist, die dazu geführt haben.

Freiburger Diözesan-Archiv. Zeitschrift des Kirchengeschichtlichen Vereins für Geschichte, christliche Kunst, Altertums- und Literaturkunde des Erzbistums Freiburg mit Berücksichtigung der angrenzenden Bistümer. Neue Folge XII. Band. (Der ganzen Reihe XXXIX. Band.) gr. 8° (X u. 542) Freiburg 1911, Herder. *M* 6.—

Ein nutzbarer Beitrag drängt sich hier an den andern. Mit Nekrologium, kirchlicher Statistik und Denkmalspflege wird den speziellen Interessen der Geistlichkeit entgegengekommen, die Edition des Liber matricularis des Landkapitels Mergentheim und die Untersuchung über die Patronatsverhältnisse im alten Archidiakonate Breisgau werfen auch für den Historiker noch etwas Gutes ab. Die Geschichte einer Klosteraufhebung darf natürlich nicht fehlen; dazu ist es eines der wenigen Paulinerklöster und hatte 400 Jahre lang friedlich bestanden. Der verdiente Herausgeber der Freiburger Universitätsmatrikel steuert einen prächtigen Aufsatz bei über die Fronleichnamsprozession in Freiburg, und K. Reinfried weiß mit der Darstellung der Religionsänderungen im Landkapitel Ottersweier 70 Seiten hindurch zu fesseln; es ist eine inhaltreiche, gut dokumentierte Arbeit. Die Geschichte des Altkatholizismus in Konstanz wird von Stadtpfarrer Dr Gröber so unverschleiert und drastisch geschildert, daß man sich durch die berichteten Vorgänge in das tolle Jahr 1848 zurückversetzt glauben könnte, wäre nicht die Sache so ernst und würde nicht das Gerechtigkeitsgefühl so tief verletzt. Es ist aber gut, solche Dinge festgelegt zu haben für die künftigen Geschlechter, sonst möchten Vorkommnisse wie diese später unglaublich erscheinen.

Joseph v. Görres' **Ausgewählte Werke und Briefe.** Herausgegeben und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Wilhelm Schellberg. I. Band: Ausgewählte Werke (1797—1819). II. Band: Ausgewählte Briefe (1799—1845). 8° (CL u. 678; XVI u. 842) Kempten-München 1911, Kösel. In zwei Bänden *M* 6.—; geb. *M* 8.—. In einem Band geb. *M* 7.50

Was der Katholik für das Andenken des alten Görres wünscht, wäre vor allem eine großgefaßte Lebensbeschreibung, welche treu zum Ausdruck brächte, was der wort- und tatgewaltige Seher vom Rhein den deutschen Katholiken gewesen ist und fortfährt uns zu sein: der unentwegte Vorkämpfer für die kirchliche Freiheit, der vielseitige Bahnbrecher für die neuere katholische Wissenschaft, der unerschöpfliche Schatzfinder in der Welt der Ideen, der mit verschwenderischer Fülle den eigenen Reichtum ausgestreut und tausendfältige Anregung zu geistigem Aufschwung hinter-

lassen hat. Nebst einer solchen des Führers würdigen Biographie wäre wünschenswert eine sorgfältige Ausgabe seiner gesamten Werke mit Einleitungen und Erläuterungen, welche jede einzelne seiner Schriften im Lichte der Zeit wie der persönlichen Verumstandungen richtig erfassen und auch mit Sicherheit beurteilen ließen. Was hier der Verfasser bietet, ist zu beiden Desiderata eine schätzenswerte Vorarbeit; der Görresforscher und der künftige Görresbiograph werden es ihm Dank wissen. Für ihn selbst ist nicht Görres der katholische Vorkämpfer, sondern der aus schwerer geistiger Verirrung sich mühsam emporringende Radikale der nächstfesselnde Gegenstand; das Psychologische in Görres' Entwicklungsgang, das Pathologische in seiner Gemüts- und Sinnesart zieht den Herausgeber vor allem an. Dem entspricht die nicht ohne Geist entworfene Einleitung und mehr noch die getroffene Auswahl. Die Ausschnitte aus Görres' Werken gehören so ziemlich ganz, die Auslese aus den Briefen zur weitaus größeren Hälfte der vorkatholischen, noch nicht geklärten, zum Teil der allerschlimmsten kirchenhassenden Zeit an. Von den Briefen wird eine recht bunte Auswahl geboten, doch mit vielfacher Verkürzung; erläuternde Bemerkungen, Literaturangaben, Ergänzungen durch Schreiben anderer u. dgl. folgen gegen Schluß des zweiten Bandes, ebenso das Verzeichnis von Görres' Schriften und der namhafteren Görresliteratur, dazu noch Stammtafel und mehrere Register. Die Verlagshandlung hat Außerordentliches aufgeboten, die Sammlung äußerlich glänzend auszustatten. An Porträts und Faksimiles ist eine ganze Sammlung beigegeben. Zum Verzeichnis der Görresliteratur wären nachzutragen die Aufsätze des J. B. Diel im zehnten Band dieser Zeitschrift (1876) „Zum Zentenarium Joseph von Görres". Über die Sammlung für die hungernden Eifelbewohner äußert sich Friedrich Karl (nicht Franz) v. Savigny in dieser Zeitschrift LXVI 180; Achim von Arnim schreibt über seinen letzten Besuch im Görreshause (November 1829) in dieser Zeitschrift LXVII 415.

Wilhelm Emanuel v. Kettelers **Schriften.** Ausgewählt und herausgegeben von Johannes Mumbauer. Band I: Religiöse, kirchliche und kirchenpolitische Schriften. Band II: Staatspolitische und vaterländische Schriften. Band III: Soziale Schriften und Persönliches. 8° (VIII u. 422; 320; 334) Kempten-München 1911, Kösel. Geb. in drei Bänden *M* 7.50

Bischof v. Ketteler hat den Katholiken Deutschlands einen so unauslöschlichen Eindruck zurückgelassen und sein Name hat für unser öffentliches Leben eine so hohe Bedeutung erlangt, daß es dem, der am kirchlichen oder sozialen Schaffen Deutschlands Anteil nimmt, fast unerläßlich ist, sich mit der Person und den Schriften des großen Bischofs näher bekannt zu machen. Die hier gebotene Auswahl ist dafür recht geeignet. Das Wichtigste und Merkwürdigste ist herausgehoben und zwar aus allen Gebieten, auf welchen Ketteler als Schriftsteller sich betätigt hat. Daß den sozialen Bestrebungen und Erörterungen ein gewisser Vorzug eingeräumt ist, entspricht der Richtung unserer Zeit. Die berühmten sozialen Vorträge von 1848 und die noch mehr gefeierte Rede auf der Liebfrauenheide 1869 sind in vollem Wortlaut wiedergegeben. Auch aus pastoralen wie aus politischen Schriften, aus Predigten und Briefen ist Charakteristisches ausgewählt. Die der Sammlung vorangestellte Einführung ist bei verhältnismäßiger Kürze reich an Gehalt, durchaus würdig und im ganzen zutreffend. Für die Ausstattung gebührt der Verlagshandlung Lob; die Bändchen sind handlich, gefällig und zeigen guten Druck. Man kann die Ausgabe zur Verbreitung nur empfehlen. Nicht jedes der Werke Kettelers wird derjenige völlig überschauen, der die drei Bändchen besitzt, aber von Kettelers Person und Art, von seinen leitenden Ideen und seiner schriftstellerischen Leistung im ganzen kann er daraus eine gute Vorstellung gewinnen.

Die hl. Melania die Jüngere, römische Senatorin. Ein caritatives und soziales Frauenleben. Geschildert nach den von Sr Eminenz Kardinal Rampolla del Tindaro veröffentlichten handschriftlichen Quellen von Elena da Persico. Autorisierte Übersetzung von Dr P. Romuald Banz O. S. B. Mit 21 Einschaltbildern und 33 Illustrationen im Text. 8° (XXIV u. 330) Einsiedeln 1912, Benziger. *M* 4.40; geb. *M* 5.40

Kardinal Rampolla hat das große Verdienst, die Kenntnis der hl. Melania der Jüngeren (383—439) weiteren Kreisen vermittelt zu haben durch Auffindung und Veröffentlichung der Berichte ihrer Zeitgenossen. Alle sind einig in Bewunderung der Hingabe eines ungeheuren Vermögens, das ihr jährlich etwa 13 Millionen Mark eintrug, und des opferwilligsten Anschlusses an Christus, wodurch sie sich und ihren Gemahl Pinian heiligte. Sie stand im persönlichen Verkehr mit den Kaisern Honorius und Theodosius II., den Kaiserinnen Serena, Eudoxia und Pulcheria, mit den hll. Paulin von Nola, Augustinus, Alypius und Hieronymus und mit der hl. Paula. 439 starb sie zu Jerusalem als Vorsteherin eines von ihr gegründeten Klosters, verarmt vor der Welt, reich für den Himmel. Der hochstehende Verfasser hat die Bearbeiterin beglückwünscht wegen der „Kunst, mit der sie die himmlischzarten und doch wieder so männlichen Züge dieser Heiligen herauszuheben und zu einem schönen Gesamtbilde zu verarbeiten wußte". Die Übersetzung ist nicht nur wegen ihrer Güte wertvoll, sondern auch wegen mancher Verbesserung und Ergänzung der Vorlage. Die Ausstattung und die vielen Bilder, welche den Text erläutern, sind schön. So ist dies Lebensbild allen, besonders deutschen Frauen zu empfehlen.

Julie von Massow, geborene von Behr. Ein Lebensbild. Nach authentischen Quellen dargestellt von Schwester Maria Bernardina O. Cap. Mit zwei Bildnissen und vier Schriftproben. Zweite, verbesserte Auflage. 8° (XIV u. 330) Freiburg 1912, Herder. *M* 3.50; geb. in Leinw. *M* 4.40

Die echte deutsche Frau und die vorbildliche Konvertitin zeigen sich hier in so anziehender Gestalt miteinander vereinigt, daß niemand das schöne Lebensbild lesen wird, ohne sich davon erquickt und emporgehoben zu fühlen. Schon nach dem Erscheinen der ersten Auflage wurde das Werk in diesen Blättern näher charakterisiert (LXIII 232 f). Es kann nur mit Genugtuung erfüllen, eine so gehaltvolle und wahrhaft geistliche Schrift zum zweitenmal der weiten Öffentlichkeit dargeboten zu sehen. In der mehr geglätteten und bereicherten Gestalt wird sie noch mehr Herzen für sich und die Sache Gottes gewinnen, für die Frau v. Massow einzig noch gelebt hat.

Lehrbuch für den Unterricht in der Zoologie. Für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen und andere höhere Lehranstalten bearbeitet von Dr Martin Kraß, Königl. Schulrat, und Dr Hermann Landois, weil. Professor der Zoologie an der Universität in Münster i. W. Mit 4 Farbentafeln und 301 eingedruckten Abbildungen. Achte, unter besonderer Berücksichtigung der Biologie verbesserte Auflage. gr. 8° (XVI u. 386) Freiburg 1912, Herder. *M* 4.—; geb. in Leinw. *M* 4.60

Diese neue Auflage wird in ihrem in manchen Beziehungen erweiterten Umfange sicher sich neue Freunde erwerben und die Liebe zur Natur, namentlich in der studierenden Jugend, vermehren. Dieselbe ist wohl geeignet, zur Beobachtung der ganzen Natur in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit anzuleiten und so zum selbständigen Vergleichen und Studieren aufzumuntern. Das Beobachten der Tierwelt hinwieder in ihrer Anpassung an die Umgebung und in ihrem Verhältnisse zur Natur überhaupt kann viel dazu beitragen, den Blick zu erweitern, und dient dadurch zur Bildung des jugendlichen Geistes. Die zahlreichen guten Abbildungen und die feine Ausstattung empfehlen auch diese neue Auflage.

Wie bilde ich mich zum Redner aus? Von Prof. Dr Johann Ude. 8° (82) Graz und Wien 1912, Verlag „Styria". *M* 1.—

Das Büchlein des bekannten Gelehrten ist für jeden Gebildeten, der Freude hat an der edlen Kunst des Redners, eine willkommene Gabe. Es verbindet in klarer, kurz gefaßter Darstellung, die alles Nebensächliche und Pedantische vermeidet, eine in ihrer geschlossenen Konsequenz bewunderungswürdige Theorie auf psychologischer Grundlage mit einer wohl durchdachten, überraschend anschaulichen praktischen Anweisung zur Ausarbeitung von Reden. Gerade die treffende psychologische Durchdringung der Aufgabe des Redners gibt dem Werkchen einen besondern Reiz und einen pädagogischen Wert, der es nicht bloß Rednern und Predigern, sondern auch Erziehern und Schriftstellern empfiehlt.

Beiträge zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in Sachsen. Die Lectionum praxis des Magisters Johannes Theill. Herausgegeben von Dr R. Needon. [Beihefte zu der Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. 1.] gr. 8° (XXVI u. 110) Berlin 1911, Weidmann. *M* 3.—

Theill, zu Naumburg 1608 geboren und ebenda 1635 in die öffentliche Lehrpraxis eingeführt, seit 1641 Rektor der städtischen gelehrten Schule von Bautzen und als solcher 1679 verstorben, war der echte Schulmann alter Art, voll idealer Hingabe an seinen Beruf und voll Anteilnahme an seinen Schülern. Das Journal, das er über die Schulereignisse führte (Lectionum praxis 1642—1679), gewährt Einblick in die wenig glänzenden äußeren Schulverhältnisse, zugleich aber auch den in mancher Rücksicht tüchtigen Schulbetrieb. Lateinisch, Griechisch, Hebräisch wurden fleißig gelernt und geübt, der Redekunst und der Verskunst viele Aufmerksamkeit zugewendet. Abgesehen von etwas Arithmetik finden sich Realien im Schulplan nicht vorgesehen, doch werden die zahlreichen Übungen im öffentlichen Auftreten dazu benutzt, den Gesichtskreis zu erweitern und die Schüler auch mit positiven Kenntnissen auszurüsten. Namentlich die verschiedenen Gebiete der Naturwissenschaft werden bei solchen Gelegenheiten gerne berücksichtigt, gelegentlich wohl auch einmal die geographischen Verhältnisse, die Topographie und Volkskunde Deutschlands. Auffallend ist der fast gänzliche Mangel an Interesse für historische Erscheinungen. Erst seitdem im November 1664 ein junger Herr von Nostiz-Malschwitz eine Rede gehalten de Historiarum utilitate, kann man zuweilen auch einem historischen Vortrage bei den Schülern begegnen nicht nur über Luther und Chemnitz oder über die Helden des Cornelius Nepos, sondern auch über die Ausbreitung der Römerherrschaft, über die Ottonen, über Kaiser Karl V., über das kurfürstliche Haus von Sachsen und besonders die vier Johann George. Wohltuend berührt die eifrige und vielgestaltige Pflege des religiösen Lebens. Wer die vielen frommen Vorträge und Veranstaltungen überblickt zu Ehren des Jesuskindes, des heiligen Namens Jesus, der Passion, der Auferstehung, der Geistessendung und der heiligen Schutzengel, könnte glauben, eine katholische Schule vor sich zu haben, zumal auch die gemeinsame Abendmahlfeier nach vorausgegangener Beicht öfter des Jahres verzeichnet steht. Konfessionelle Polemik schimmert nur ganz selten etwas durch. Ein Schüler deklamiert 1661 über das wahre Fegfeuer, das schon hier auf Erden sei, nämlich das Pennal, die Akademie, der Kriegsdienst, die Pest, der Ehestand, das ganze Menschenleben überhaupt. Noch im gleichen Jahre soll gegenüber einem von einem katholischen Bautzener Domherrn geschriebenen Kontroversbuch in drei lateinischen Schulreden der Nachweis erbracht werden, daß die heutige römische Kirche nicht die vom Apostel Paulus im Römerbrief gemeinte sei. Die frommen Gebetsseufzer des Schulrektors selbst, die der Verfasser leider häufig abgekürzt hat, erschwingen sich 1664 zu dem Aufruf zu Gott, er möge den Türken und alle Tyrannen

zur Ruhe bringen, den Papst aber und alle Häretiker zu Schanden machen. Die Ausgabe ist trefflich besorgt und die Veröffentlichung als Beitrag zur Geschichte des höheren Schulwesens in Deutschland recht wertvoll.

Les enfants. Questions du temps présent. Par Msgr J. A. Chollet, évêque de Verdun. 12° (VIII u. 214) Paris (o. J.), Lethielleux. *Fr.* 2.—

Der durch seine schriftstellerischen Arbeiten in Frankreich wohlbekannte Bischof von Verdun ergreift in diesem Büchlein zur Schulfrage das Wort. Die nagende Sorge um die Seele des Kindes trieb ihn dazu, insbesondere die Gefährdung der französischen Jugend an Glaube und Sitte durch die schlechten Schulbücher. Der hochwürdigste Verfasser stellt die Frage, wann die Kinder selbst für deren Gebrauch verantwortlich gemacht werden könnten, und hält auf Grund einer kurzen moraltheologischen und psychologischen Untersuchung dafür, das Verantwortlichkeitsgefühl des Kindes sei durchschnittlich während des zehnten Lebensjahres so weit entwickelt, daß der Verzicht auf diese Bücher, auch gegen den Willen der Eltern und Lehrer, im äußersten Falle gar unter Verweigerung der Absolution erzwungen werden müsse. Grundsätzlich wird gegen diese Aufstellungen kaum etwas einzuwenden sein, aber wie soll man sich die praktische Ausführung denken! Angesichts der heillosen Zustände fühlt man die Ratlosigkeit des niedergebeugten Oberhirten mit und wäre fast versucht, zu sagen, es sei zu spät. Im zweiten Teile werden die Rechte der Eltern, der Kirche und des Staates auf die Kinder kurz und klar auseinandergesetzt. Dann folgt ein Hirtenbrief über die erste Kinderkommunion, nebst einem Rundschreiben an den Klerus zum Kampfe gegen die schlechten Schulbücher; zum Schlusse noch ein einschlägiges päpstliches Responsum. Möchte es den französischen Katholiken gelingen, die unerträgliche Schultyrannei, die auf ihnen lastet, zu brechen! Es fehlt Gott sei Dank nicht an Anzeichen, die zu dieser Hoffnung berechtigen. Uns kann das Büchlein ein Mahnruf in der Schulfrage sein.

Führer durch die Jugendliteratur. Eine Auswahl empfehlenswerter Jugendschriften. Ratgeber für Bibliothekvorstände, Lehrer und Eltern. Im Auftrage der Jugendschriftenvereinigung des katholischen Schulvereins für die Diözese Rottenburg herausgegeben. Von Josef Karlmann Brechenmacher. III. u. IV. Heft. Lex.-8° (88; 96) Stuttgart 1911 u. 1912, Verlag des katholischen Schulvereins. Jedes Heft à *M* 1.—

Die Jugendschriftenvereinigung des katholischen Schulvereins für die Diözese Rottenburg ist weit über die Grenze ihrer schwäbischen Heimat als zuverlässige Führerin auf dem Gebiete der Jugendliteratur bekannt. Heft III mit seinen mehr als 800 Nummern stellt eine erfreuliche Ergänzung zu seinen zwei wackern Vorgängern dar (vgl. über I u. II diese Zeitschrift 1907 [LXXII] 471), nicht ohne manche gute Zugabe an lehrreichen Erörterungen und nützlichen Winken, welche in den Einleitungen zu den verschiedenen Abschnitten niedergelegt sind. Recht dienlich erweisen sich die schon im III. Heft vorangestellten „Entwürfe billiger Schülerbüchereien" zu 10—20 Mark. Die Anlage im ganzen wie die Urteile im einzelnen machen den Eindruck des Ernstes und der Gewissenhaftigkeit, verraten aber auch die stete Berührung mit den Wirklichkeiten des Lebens und die pädagogische Erfahrung. Hier finden Eltern und Lehrer einen wirklichen „Ratgeber", der Bescheid weiß und dem sie vertrauen dürfen. Das IV. Heft mit 405 Nummern enthält im Gegensatz zum dritten meist Neuerscheinungen. Das Urteil über die einzelnen Bücher ist auch hier kurz und bestimmt, mit Sigeln für den praktischen Gebrauch versehen, und bietet alles Wissenswerte. Einführungen sind zu den Beschäftigungsspielen und den Bilderbüchern gegeben und am Schlusse als Zugabe Entwürfe billiger Schülerbüchereien von 5 bis 50 Mark. Eltern, die ihren Kindern jüngeren und reiferen Alters etwas Gediegenes und Bildendes in die Hand geben

wollen, seien eindringlich auf den Führer verwiesen. Das muß die praktische Nutzanwendung all der Aufrufe zum Kampfe gegen die Schundliteratur sein. Es ist zudem eine Pflicht der Dankbarkeit gegen die verdienten Männer, die uns in unverdrossener Arbeit die Wege ebnen.

Herz-Jesu-Ehrenkrone. Von P. Antonius Huperz, Priester des Kartäuserordens. 8° (428) Marburg (o. J.), Werth. *M* 3.20

Maria-Lourdes-Ehrenkranz. Von P. Antonius Huperz, Priester des Kartäuserordens. 8° (486) Marburg (o. J.), Werth. *M* 3.50

Die beiden Gaben kommen aus der Kartause Hain bei Düsseldorf und haben auch wirklich etwas von der Salbung frommer Beschaulichkeit. Doch sind sie dazu angetan, praktisch auf das Leben zu wirken, bestimmt, etwas beizutragen zu der Freudigkeit und Innigkeit, mit der das katholische Volk beliebte, heute mit Vorzug gepflegte kirchliche Andachten feiert. Beide Büchlein sind in der gleichen Weise angeordnet. Im ersten Teil geben kurze Abschnitte die geschichtliche Grundlage der Andacht, alles schlicht und klar, auch dem einfachsten Verständnis zugänglich. Der umfangreichste und wichtigste ist der zweite Teil, enthaltend kleine Betrachtungen und Lesungen für alle Tage des betreffenden Festmonats (30 für den Juni, 31 für den Mai). Der dritte Teil gibt anhangsweise die gewöhnlichen Übungen der Frömmigkeit, vorzüglich aber diejenigen, welche auf die empfohlene Andacht besonders Bezug nehmen. Einfachheit, Kürze, Natürlichkeit geben dem Ganzen das Gepräge. Dazu kommt ein reicher Wechsel in der Folge der Betrachtungen und die Einreihung erbaulicher kleiner Erzählungen. Der theologischen Genauigkeit ist durch einige gute Anmerkungen Rechnung getragen. Die schmucken Bändchen sind mit mehreren frommen Bildern ausgeziert.

Handbuch zur Leitung des dritten Ordens des hl. Franziskus samt 150 Predigtskizzen für die Ordensversammlungen. Von P. Franz Ser. Tischler O. M. Cap. Sechste Auflage. gr. 8° (XVI u. 530) Bregenz 1912, Teutsch. *M* 8.—

Das Buch erfreut sich einer sechsten Auflage und der Empfehlung von seiten der höchsten Autoritäten, des Papstes, des Ordensgenerals, der Kongregation des heiligen Offiziums und von neun bischöflichen Ordinariaten. Es hat die Feuerprobe des praktischen Gebrauches glücklich durchgemacht, in ihr sich bewährt und vervollkommnet. Dem Klerus gibt es gründlichen Aufschluß über den dritten Orden, eine praktische Anweisung zu dessen Leitung und ein wertvolles Hilfsmittel für die Vorträge der Versammlungen. Auch gebildete Laien werden als Mitglieder des dritten Ordens es gerne und mit Vorteil benutzen.

Bücher für Ordensleute. 1. Sancti Benedicti regula monachorum. Editionem critico-practicam adornavit D. Cuthbertus Butler, abbas Monasterii s. Gregorii Magni de Downside. 8° (XXIV u. 212) Friburgi 1912, Herder. *M* 3.30; geb. *M* 4.—. Diese kritische Ausgabe weist zuerst hin auf die drei Familien der Codices, in denen die Regel überliefert ist, und gibt sie nach neun der besten und ältesten Handschriften. Dann macht der Herausgeber als erster aufmerksam auf Quellen, deren sich der hl. Benedikt bediente, endlich gibt er ein Verzeichnis der bemerkenswerten Sachen und Worte. Die treffliche Ausgabe ist recht dankenswert. Vielleicht verdient der Umstand augenblicklich besondere Beachtung, weil diese Regel bereits vorschreibt, alle Psalmen in jeder Woche zu beten und die längeren zu teilen.

2. Domini schola servitii sive Institutiones spirituales. Ed. P. Bonaventura Rebstock O. S. B. e congregatione Beuronensi. I. De Vita regulari. 24° (234) Ratisbonae 1912, Pustet. *M* 2.—; geb. *M* 2.50 bzw. 3.50. In 32 Kapiteln werden die einzelnen klösterlichen Übungen besprochen und in 10

weiteren Ratschläge erteilt, so daß das Ganze einen willkommenen Einblick gewährt in die Art des Strebens nach Vollkommenheit im ältesten und angesehensten Orden des Abendlandes.

3. L'idéal monastique et la vie chrétienne des premiers jours. Par un religieux Bénédictin de l'abbaye de Maredsous. 12° (215) Paris 1912, Beauchesne. *Fr.* 2 50. Hier ist das christliche Ideal in Verbindung gesetzt mit dem klösterlichen im Anschlusse an den Bericht der Apostelgeschichte über das Streben nach Vollkommenheit bei den ersten Christen, nicht ausschließlich für Ordensleute, sondern auch für Laien, denen eindringlich und schön die Grundlagen des Ordenslebens gezeigt werden, ohne Polemik, aber unter beständiger Rücksichtnahme auf moderne Vorurteile, in durchsichtigem, eindringlichem Vortrage.

4. Die Zunge im Noviziat. Von Franz Xaver Kerer. kl. 8° (VIII u. 110) Regensburg 1912, Manz. *M* 1.—. Das Büchlein mag hier eine Stelle finden, obgleich es sich nicht auf Ordensleute bezieht, sondern die Zunge mit einer im Kloster eingeschlossenen, an der Pforte beschäftigten, geschwätzigen Nonne vergleicht, der Christus Heilung bringt. Der Vergleich scheint wenig glücklich, denn in jedem guten Noviziat wird „Schwester Zunge" ernstlich überwacht und nötigenfalls zur Besserung angehalten. Im übrigen enthält das Büchlein in frischer Sprache manche recht gute Winke.

Bonner Studien zur Englischen Philologie. Herausgegeben von Professor Dr K. D. Bülbring. 8° Bonn 1912, Hanstein.

IV. Johannes Bramis' Historia Regis Waldei. Herausgegeben von Rudolf Imelmann. (LXXVI u. 272) *M* 10.—

V. Die Konjugation der Lindisfarner Evangelien. Ein Beitrag zur altenglischen Grammatik. Herausgegeben von Dr Theodor Kolbe. (148) *M* 5.—

1. Der lateinische Roman, der in sorgfältiger textkritischer Ausgabe zum erstenmal hier vorliegt, ist in seiner jetzigen Gestalt von einem Kluniazensermönch zu Thetford (Grafschaft Norfolk) etwa um 1400 aus zwei älteren Vorlagen, einer mittelenglischen und einer anglonormannischen, zusammengearbeitet worden. In einer einzigen zu Oxford vorhandenen Abschrift etwa von 1415 ist das Werk noch erhalten, und nur zweimal, soweit bekannt, ist ein kleineres Bruchstück daraus veröffentlicht worden. Nach der Angabe des alten Bearbeiters selbst hatte man bisher angenommen, daß die von ihm benutzte, jetzt verlorene englische Dichtung das ursprüngliche Original, die noch erhaltene anglonormannische Verserzählung Rei Waldef eine freie Übersetzung sei. Diese Annahme hat den lateinischen Text, der inhaltlich mit den Sagenkreisen der Bretagne und der französischen Dichtung jener Zeit vielfache Verwandtschaft aufweist, gleichwohl zum Gegenstand einer englisch-philologischen Untersuchung geeignet gemacht, um so mehr, da auch sprachliche Beobachtungen und Vergleichungen für diese Untersuchung in Betracht kommen. Nach dem Ergebnis des Verfassers wäre nun freilich die anglonormannische Versdichtung als das Original anzusehen und ihr Entstehen auf etwa 1220 anzusetzen, die mittelenglische wäre eine erweiterte Nacherzählung und freie Übersetzung gewesen, wohl um 1250 entstanden. Ganz überzeugend ist der Beweisgang nicht immer; den vielfachen Berührungspunkten, Anklängen und Ähnlichkeiten mit andern zeitgenössischen Dichtungen scheint der Verfasser mehr Wichtigkeit beizulegen, als ihnen zukommt. Doch haben seine Darlegungen im ganzen etwas Einleuchtendes. Als Hauptverdienst bleibt ihm jedenfalls die gutbesorgte Herausgabe. Daß gebildete Leser jener frühen Zeit durch ein solches phantastisches Netzwerk von Abenteuern gerührt und gefesselt werden konnten, begreift man beim Durchlesen wohl, zumal auch Stellen voll Würde und Frömmigkeit, wie I 21 der Lobpreis auf Maria und die Jungfräulichkeit, den bunten Wirrwarr zuweilen unterbrechen. Wie die

Länder der ganzen damals bekannten Welt muß für viele Abenteuer auch Deutschland den Schauplatz abgeben. Der Verfasser kennt wohl die große Alamannia mit dem Imperator; im einzelnen nennt er die Länder Beveria (Bayern), Sessonia (Sachsen), Swavia (Schwaben) und den „König von Ostrika" (Ostryk); von Städten kennt er nur Regensburg und besonders Köln, wo die elftausend Jungfrauen begraben liegen. Als typisch deutscher Name begegnet uns nur Konrad.

2. Der angelsächsischen Interlinearglosse zur Lindisfarner Evangelienhandschrift aus der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts ist in dieser Zeitschrift erst 1911 (LXXXI, 343 f) aufs neue gedacht worden. Abgesehen von Skeats Ausgabe der angelsächsischen Evangelientexte (1871—1887) und dem von Cook 1894 zur Lindisfarner Handschrift hergestellten Glossarium sind dieser Handschrift im Laufe der letzten 25 Jahre nicht weniger als sechs sprachwissenschaftliche Spezialarbeiten gewidmet worden. Der Verfasser vervollständigt das bisher Geleistete, indem er als siebte die Verbalformen, die Konjugation in dem northumbrischen Sprachmonument zum Gegenstand der Untersuchung macht. Er bestätigt dabei die Beobachtung seines Vorgängers Carpenter, welcher die Deklination untersucht hatte, daß der priesterliche Glossator im Gegensatz zu der mündlichen Sprechweise seiner Zeit „einer sorgsamen konservativen Schreibweise" sich bedient habe. Im übrigen hat die Untersuchung ausschließlich linguistisches Interesse.

Essays en Studiën in vergelijkende Godsdienstgeschiedenis Mythologie en Folklore. Door Dr Jos. Schrijnen. gr. 8° (290) Venloo (o. J.), Mosmans, Senior. *M* 3.75

Sieht man ab von der einleitenden Abhandlung, welche die unvergleichlich überragende Stellung des Christentums gegenüber allen sonst bekannten Religionsformen zum Gegenstand hat, so ist diese Sammlung von Aufsätzen nicht eigentlich dem Gebiet der Religionsvergleichung zuzurechnen. Volksglaube, Volksgebrauch und Volkssage der verschiedenen Länder werden vielmehr miteinander in einen gewissen Zusammenhang gebracht, indem zunächst Untersuchungen allgemeiner Art den Einfluß nachweisen, welchen die Mythologie, die Sprache, die Pflanzenwelt, die Familienordnung, die Totentrauer und die Ahnenehrung auf die Volksanschauungen ausüben. Dann werden mehr im einzelnen bekannte Gestalten oder Bräuche geschichtlich beleuchtet, welche im Vorstellungskreise fast aller bekannten Völker ihre Rolle spielen, so die Prometheus- und die Ahasverus-Sage, Niobe und die Lichtheiligen (Klara, Lucia, Brigida, Katharina), der Johannessegen und die Rose von Jericho, die heiligen Quellen und das Volksmärchen. Der berührten Fragen sind zu unabsehbar viele, um zu allen Stellung zu nehmen. Der Verfasser erweist sich auf seinem Gebiete wohlvertraut und beherrscht eine umfangreiche Literatur. Ein tüchtiger Sachkenner, gibt er sich zugleich offen als überzeugter Katholik, und dies ist nicht ohne Bedeutung bei den mancherlei Klippen und Irrwegen, die auf einem so nebelhaften Forschungsgebiete drohen können; es ist einigermaßen eine Bürgschaft für die nötige Besonnenheit.

Jakob Gretser und seine Dramen. Ein Beitrag zur Geschichte des Jesuitendramas in Deutschland. Von Dr Anton Dürrwächter, Hochschulprofessor am kgl. Lyzeum in Bamberg. [Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Herausgegeben von L. v. Pastor. IX. Bd, 1. u. 2. Heft.] gr. 8° (VIII u. 218) Freiburg 1912, Herder. *M* 5.40

Gretser ist als Gelehrter und Schriftsteller für seine Zeit eine so bedeutende Erscheinung, daß vor seinen sonstigen hervorragenden Leistungen die Eigenschaft als Dichter und Dramenverfasser völlig verschwindet. Er selbst hat in dem Verzeichnis seiner Werke, das er dem Druck übergeben ließ, nichts dieser Art erwähnt,

und sein Ingolstadter Rektor Hugo Roth, der über Gretsers literarische Tätigkeit eine sorgfältige Zusammenstellung hinterließ, hat in derselben nur 8 oder 9 dramatische Dichtungen namhaft gemacht. Wenn trotzdem der Verfasser gerade dieser Seite in Gretsers Lebenswerk seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte, so geschah dies einerseits in Anerkennung von Gretsers geistesmächtiger Persönlichkeit, anderseits in Würdigung der eigenartigen Stellung, die derselbe in der Entwicklungsgeschichte des Jesuitendramas einnimmt. Das Jesuitendrama darf nicht gleich dem Kunstdrama oder gleich dem Volksschauspiel beurteilt werden; es war an erster Stelle Schulübung und Erziehungsmittel; soweit es aber bei den großen Glanzaufführungen ein breiteres Publikum berücksichtigte, war es Mittel der Erbauung und Volksbelehrung. Aus der Schule hervorgegangen und den Zwecken der Schule untergeordnet, war es stets vor allem den Schülerkreisen angepaßt im Scherz wie im Ernst. Es erklärt sich daher, daß bei der Einheitlichkeit im gesamten Schulwesen der Jesuiten bald auch eine gewisse Gleichartigkeit hinsichtlich dieser Schulaufführungen sich anbahnte. Die gleichen Stoffe, ähnliche Art des Aufbaues, der gleiche einer humanistischen Mittelschule entsprechende Ton, oft selbst ganz die gleichen Stücke kehren fast überall wieder. Nicht Künstlerruhm, Priorität des Gedankens oder Originalität der Schöpfung wird angestrebt, sondern gute Wirkung auf die Schule, Nutzen für die Jugend. Da jedoch bei diesen Schuldichtern nicht selten erstklassige Talente und Männer von ganz ausgeprägter Eigenart sich fanden, so war nicht ausgeschlossen, daß neben den allgemeinen und gleichartigen Zügen auch das persönliche Moment sich geltend machte, und dies namentlich in der Anfangszeit der Ordensschule, da feste Geleise für solche Schulaufführungen sich noch nicht gebildet hatten. Eine solch ausgesprochen persönliche Note glaubt der Verfasser bei Gretser wahrzunehmen, ebenso wie einen bestimmenden Einfluß auf die Entfaltung des Jesuitendramas überhaupt. Von den 23 Bühnenstücken Gretsers, für welche er Nachweise erbringt, ist freilich kaum die Hälfte ihrem Texte nach erhalten. Soweit sie noch vorhanden sind, werden sie analysiert und nach allen Richtungen hin erläutert. Der Verfasser unterscheidet dabei biblische Stücke (4), Schweizer Heiligendramen (3), literarische Dramen (4), historische Dramen — „Timon", „Udo" — (2) und stofflich nicht näher qualifizierbare Dialoge und Theaterstücke. Wiewohl der Verfasser unter allen Stücken Gretsers künstlerisch dem „Udo" den Vorzug zu geben scheint, fesseln doch die literarischen Dramen, vor allem die Trilogie über die humanistische Schulbildung, Regnum humanitatis, ohne Zweifel am meisten, da hier der ausgezeichnete Literat und Schulmann, wie Gretser es war, ganz zu seinem Rechte kommt. Der Verfasser, der schon früher dem einen dieser literarischen Dramen eine Arbeit gewidmet hat, erfreut jetzt durch Mitteilung und Kommentierung der Texte zum 2. und 3. Stück der Trilogie im Anhang.

Lettres de Louis Veuillot à Mademoiselle Charlotte de Grammont. Publiées avec une introduction et des notes. Par J. Calvet. 8° (XXIV u. 260) Paris (o. J.), Lethielleux. *Fr.* 3.50

Von Veuillots Briefen liegen acht Bände veröffentlicht vor, vieles andere aus seinem handschriftlichen Nachlaß hat in der ausführlichen (vierbändigen) Biographie seinen Platz gefunden, die der eigene Bruder dem Andenken des großen Publizisten gewidmet hat. In all diesem findet sich nebst dem persönlichen Moment, das Schicksale und Charakter des Helden näher kennzeichnet, vieles, was für die Zeitgeschichte, insbesondere die Kirchengeschichte von Bedeutung ist. Vorliegendes Bändchen hat andere Art. Es sind geistreiche Neckereien und harmlose Liebenswürdigkeiten, die der alternde Dichter 1866—1876 mit einer hochstehenden Dame ausgetauscht hat. Übereinstimmung in den Anschauungen und Ebenbürtigkeit des Geistes hatte sie ihm zur Verehrerin und teilnehmenden Freundin gewonnen, und da sie in Versailles, er in Paris lebte, ergab sich von selbst ein regerer Brief-

wechsel. Entzückt von dem Sprühfeuer feinsten Witzes wie von der Anmut und Zartheit der Empfindung, die in diesen Briefen ihr Spiel trieben, hat Charlotte de Grammont die Briefe aufgesammelt und die Bestimmung hinterlassen, daß dieselben 20 Jahre nach ihrem Tod der Öffentlichkeit sollten übergeben werden. Die Sammlung ist nicht ganz vollständig; einiges wenige blieb unterdrückt, immerhin zählt sie noch 124 Briefe. Ihre eigenen Schreiben hatte Charlotte zurückverlangt und vernichtet, doch fanden sich in Veuillots Nachlaß deren noch 17, die im Anhang beigegeben werden. An historischen Notizen enthält die kleine Sammlung nur weniges, um so mehr zur Charakterisierung Veuillots und seiner literarischen Arbeit; sie zeichnen ihn von der gewinnendsten Seite seines Wesens, dabei als geborenen Dichter. Zuweilen begegnet man wohl auch spitzen Bemerkungen oder plastischen Urteilen über bekannte zeitgenössische Persönlichkeiten. Der Hauptwert liegt in dem literarischen Genuß, den die feingewürzten Briefe gewähren als Muster vollendeter Eleganz, aber auch als Vorbild edlen Christensinnes, eine anziehende Verschmelzung aufrichtiger katholischer Frömmigkeit mit spielender Pariser Fröhlichkeit.

Religion und Poesie. In ihrer innigen Verbindung dargestellt durch eine Blütenlese. Von Alois Pichler C. SS. R. 8° (XVI u. 228) Freiburg 1912, Herder. *M* 2.80; geb. in Leinw. *M* 3.40

Ein Katechismus in Dichterworten! P. Pichler hatte, wie das Vorwort erzählt, in einem Vortrag über „Poesie und Religionsunterricht" eine systematisch geordnete Sammlung von Dichterstellen als Hilfsmittel für vielbeschäftigte Religionslehrer gewünscht. Man nahm ihn selbst beim Wort, und nun kann er das empfohlene Werk als sein eigenes vorlegen. Es versteht sich, daß fast ausschließlich katholische Autoren herangezogen sind; kaum stößt man auf einen Namen wie Spitta. Die Aussprüche, beinahe alle in Versen, wenige in Prosa, werden durch kurze Zwischenbemerkungen ausgelegt, auf den jeweiligen Lehrstoff angewandt, miteinander verbunden und sehr häufig durch Hinweise auf nicht abgedruckte Stellen ergänzt. Ängstliches Bemühen um allerunantastbarste Klassizität brauchte nicht bei jeder einzelnen Anführung maßgebend zu sein. Es ist aber anziehend zu sehen, wie bald dieses bald jenes Lehrstück unserer Glaubens- und Sittenlehre zur dichterischen Darstellung drängte. Die Blütenlese gewährt eine Art Anschauungsunterricht zu dem Thema: Die Schönheit der katholischen Religion.

Miszellen.

Wieder ein neuer Beweis für die Achsendrehung der Erde. Vor zwei Jahren (1910) ist in diesen Blättern (LXXIX 461 f) ein mechanischer Beweis der Erdrotation mitgeteilt worden, welcher im Leoninischen Turm der Vatikanischen Sternwarte ausgeführt und auf der Astronomenversammlung zu Breslau zum erstenmal bekannt gegeben war. Ende August dieses Jahres (1912) tagte zu Cambridge der fünfte internationale Mathematikerkongreß, wo ein zweiter, ebenfalls im Vatikan gelieferter Beweis vorgetragen wurde. An Stelle der Drehwage beim ersten Beweis trat hier die Atwoodsche Fallmaschine.

Der neue Beweis für die Achsendrehung der Erde hatte für die Universität zu Cambridge ein besonderes örtliches Interesse, wachgerufen durch die beiden Namen Newton und Atwood. Beide Gelehrte waren sog. Fellows vom Trinity College, dem größten Kolleg der Universität, und beide haben den neuen Beweis vorbereitet, Newton durch Aufstellung des Gedankens und Atwood durch Herstellung der Maschine. Das Problem wurde vor mehr als zweihundert Jahren gestellt und die Maschine wurde vor hundert Jahren eingeführt; es blieb dem Jahre 1912 vorbehalten, die Maschine auf das Experiment anzuwenden.

Das Problem bestand in dem experimentellen Nachweis der östlichen Abweichung fallender Körper. Ein von einem hohen Turme fallender Körper durfte nach Newton nicht vertikal fallen, er mußte östlich von der Lotlinie unten ankommen. Dreht sich die Erde um ihre Achse, so beschreibt die Turmspitze in einem Tage einen größeren Parallelkreis als der Fuß des Turmes. Der von oben kommende Stein verliert aber seine größere lineare Geschwindigkeit nicht, bis er auf dem Boden aufschlägt. Er läuft demnach dem Fuße des Turmes voraus, in der Richtung der Erddrehung, das heißt nach Osten. Der Brief Newtons, worin diese Aufgabe zum erstenmal bestimmt ausgesprochen ist, war vom Jahre 1679 datiert und von Cambridge aus an Hooke in London adressiert. Er war lange verloren gewesen, was von Benzenberg in seinem Buche „Über die Umbrehung der Erde" (1804) bedauert wurde. James Glaisher, der Aeronaut († 1903), entdeckte ihn dann bei einem Antiquitätenhändler, und sein telegraphisch benachrichtigter Sohn, der Mathematiker J. W. L. Glaisher, erwarb ihn für die Bibliothek des Trinity College.

Nicht so glücklich war man mit der ursprünglichen Maschine Atwoods; sie scheint nicht mehr zu existieren. Ihr Bild aber befindet sich in Atwoods Treatise, der in Cambridge (1784) veröffentlicht wurde und eine ausführliche Theorie der Maschine enthält. Die Maschine hat bekanntlich den Zweck, den Fall der Körper zu verlangsamen und der Beobachtung leichter zugänglich zu machen. Der fallende Körper wird an einen Faden gebunden, der über eine Rolle läuft und am andern Ende ein Gegengewicht trägt. Letzteres ist ein wenig leichter als das Fallgewicht und macht die Beschleunigung des Falles beliebig klein. Die gewöhnliche Anwendung der Maschine ist die experimentelle Bestimmung der Fallgesetze. Atwood zählte noch eine Reihe anderer Anwendungen auf, wie z. B. den Stoß elastischer Körper, machte aber keine Anspielung auf die östliche Abweichung des fallenden Gewichtes. Und doch mußte ihm Newtons Vorschlag bekannt gewesen sein. Denn Lalande erwähnt denselben in seiner Geschichte der Astronomie, und die Sitzungsberichte der Royal Society sprechen von einem Versuche Hookes, der aber nicht gelungen war. Man möchte es bedauern, daß Atwood bei seinen Versuchen mit der Maschine nicht an das von seinem großen Vorgänger gestellte Problem gedacht hat. Er hätte einem Guglielmini, Benzenberg und Reich unsägliche Mühe und selbst Lebensgefahr ersparen können; denn sie beobachteten den freien Fall von Körpern in Türmen und Bergwerken, mit Fallhöhen bis zu 160 m.

Guglielmini machte in einem zu Rom veröffentlichten Schriftchen auf das von Newton vorgeschlagene Experiment aufmerksam und führte dasselbe im Turme Degli Asinelli zu Bologna zum erstenmal aus (1792) mit einer Fallhöhe von 29 m. Das war acht Jahre nach dem Erscheinen von Atwoods Treatise. Merkwürdig ist es, daß Benzenberg in seinem Buche von 1804 die Atwoodsche Fallmaschine beschrieb und abzeichnete und sogar ihre Vorteile bei Beobachtung fallender Körper hervorhob, trotzdem aber die östliche Abweichung an dem freien Falle der Körper beobachtete, einmal im St Michaelsturm zu Hamburg (1802) mit 76 m Fallhöhe, und dann in einem 85 m tiefen Schacht in Schlebusch. An letzterem Orte hätte er beinahe sein Leben eingebüßt. Beim Heraufklettern war er auf dem Punkte, ohnmächtig zu werden, und konnte sich nur mit verzweifelter Anstrengung so lange festhalten, bis er wieder zu sich kam. Wie weit Benzenberg von dem Gedanken entfernt war, die östliche Abweichung fallender Körper an der Atwoodschen Maschine zu beobachten, erhellt aus seinem Vorschlag, das Experiment im Pantheon zu Paris und in St Peter zu Rom anzustellen. Beide nannte er „das schönste Lokal zu diesen Versuchen". Reich benutzte im Jahre 1831 ein Bergwerk in Sachsen von doppelter Tiefe mit einer Fallhöhe von 158,5 m. Eine Vergrößerung der Fallhöhe führte jedoch nicht zu genaueren Messungen, indem die stärkere östliche Abweichung durch größere Störungen mehr als aufgewogen wurde. Hall betrat daher den umgekehrten Weg und machte das Experiment im Laboratorium der Harvard-Universität mit einer Fallhöhe von nur 23 m. Merkwürdig aber wird es immer bleiben, daß das von Newton vorgeschlagene Experiment seit der Erfindung der Atwoodschen Maschine so oft wiederholt worden ist und in diesen hundert Jahren niemand an die Anwendung der letzteren auf das erstere gedacht hat, namentlich in Cambridge, wo das Andenken an Newton und Atwood den Gedanken so nahe legte.

In den folgenden Zeilen wiederholen wir aus dem Vortrage die Beschreibung des Instrumentes und der Experimente und ihre Theorie, wenigstens in den Hauptzügen.

I. Das Instrument.

Die Fallmaschine wurde in einem Gebäude aufgestellt, das an das Vatikanische Museum grenzt und Nicchione oder große Nische genannt wird. Über einem dreieckigen Treppenhause, erbaut von Bramante, befindet sich ein Zimmer, dessen steinerner Fußboden eben das Treppenhaus überwölbt. Eine runde Öffnung in diesem Boden gibt eine Fallhöhe von 23 m. Aus Holz, Tuch und Papier wurde ein luftdichter Schacht gebaut, der unten in einen Verschlag von Brettern endete. Zwei Fenster in dem letzteren, eines nach Norden, das andere nach Osten, lassen das fallende Gewicht von außen beobachten.

Der Apparat wurde aus einem alten Seismographen zusammengestellt und absichtlich in unvollkommener Form gelassen, um überhaupt die Möglichkeit des Experiments mit einfachen Mitteln, oder aber seine Unmöglichkeit festzustellen. Nur die Rolle wurde von Leybolds Nachfolger in Köln neu hergestellt. Sie ist exzentrisch auf einem Metallrohre aufgesetzt, so daß das Fallgewicht inner-

halb der Röhre hängt, wenn das Gegengewicht unten im Schachte festgehalten wird. Eine Glasglocke über dem Apparat schützt das Gewicht noch mehr gegen Luftzug. Das Metallrohr endet an seiner Basis in einen Dreifuß, der auf einem in Wand und Boden eingesenkten Holzbock aufgeschraubt ist. Das Fallgewicht ist bis zu 50 g mit Schrot gefüllt.

Vor dem Experiment ist das Gegengewicht am Fuße des Schachtes durch einen Bleifaden festgehalten. Wird dieser von dem elektrischen Strome geschmolzen, so steigt das Gegengewicht, welches nur drei Viertel des Fallgewichtes beträgt, mit beschleunigter Geschwindigkeit bis zum Fuße des Holzbockes, wo es eine Metallplatte ergreift und in die Höhe hebt, bis seine Steigkraft gedämpft ist. Ein paar elastische Federn verhüten seinen Rückfall. Unterdessen ist das Fallgewicht unten durch die beiden Fenster sichtbar geworden. Die Beobachtung geschieht durch ein Fernrohr mit Hilfe einer im Brennpunkt befindlichen geteilten Glasskala. Das Fernrohr, ein Theodolit mit Feinbewegung in Höhe und Azimut, steht auf einer in die Wand eingelassenen Marmorplatte. Wegen der Enge des Raumes mußte ein Spiegel verwendet werden, der abwechselnd dem Nord- oder Ostfenster gegenüber an der Wand befestigt wird, aber mit Hilfe eines Stabes vom Okulare aus drehbar ist. Seine Stellung richtet sich nach einer im Schachte angebrachten Marke, im Meridian oder im Ersten Vertikal; es sind das zwei an der weißen Wand aufgehängte schwarze Fäden, die in elektrischer Beleuchtung deutlich sichtbar sind.

II. Die Experimente.

Die Beobachtungen begannen von der Nordseite her, wo die östliche Abweichung sichtbar sein mußte. Neben dem Theodoliten ist der Umschalter, den der Beobachter schließt, um die Bleisicherung loszubrennen. Nach zehn bis elf Sekunden sieht er den herunterkommenden Faden im hellen Gesichtsfelde. Das Gewicht selbst konnte seiner Geschwindigkeit wegen nie gesehen werden.

Man unterscheidet nun qualitative und quantitative Experimente: die ersteren stellen die Richtung fest, die letzteren messen die Größe des Ausschlags.

Auffallenderweise gelangen die qualitativen Experimente von Anfang an ganz zweifellos. Nach dem Festhalten des Gegengewichtes bildet das Fallgewicht ein schwingendes Pendel. Nun war die erste Schwingung immer von Osten nach Westen, nie umgekehrt: ein Zeichen, daß das Fallgewicht immer östlich von der Lotlinie unten angekommen war.

Zu quantitativen Bestimmungen taugten die genannten Pendelschwingungen ihrer Unregelmäßigkeit wegen nicht. Nur die Stellung der Lotlinie auf der Glasskala ergaben sie, als das Mittel von je fünf Ausschlägen links und rechts. Die östliche Abweichung des Fadens von diesem Mittel mußte während des Falles und vor dem Aufschlagen des Gegengewichtes beobachtet werden. Das gelang auch nach einiger Übung vollständig.

Die Feuerprobe für quantitative Messungen ist die südliche Abweichung fallender Körper. Sie ist nach Laplace und Gauß für alle Beobachtungen zu klein. Es wurde also zuerst von Osten aus beobachtet, und wirklich ergaben 22

aufeinanderfolgende Experimente den Mittelwert 0,01 mm, während der wahrscheinliche Fehler dieses Resultats beinahe dreimal so groß ausfiel. Es war demnach keine südliche Abweichung beobachtet. Dann wurden 66 aufeinanderfolgende Experimente von Norden her gemacht. Sämtliche Abweichungen waren östlich und ihr Mittel gleich 0,90 mm, mit einem wahrscheinlichen Fehler von weniger als 0,03 mm. Die östliche Abweichung war also gemessen; ob richtig, muß der folgende Abschnitt zeigen.

Hier soll nur noch erwähnt sein, wie man die Teilwerte der Glasskala in Millimetern ausgedrückt hat. Eine Millimeterteilung wurde mit dem absteigenden Faden in Berührung gebracht, senkrecht zur Gesichtslinie. Dann wurde im Theodoliten die Anzahl der von der Glasskala überdeckten Millimeter bestimmt. Eine einfache Division ergab den Wert eines Intervalles in Millimetern.

III. Die Theorie.

Die Theorie der relativen Bewegung frei fallender Körper in Bezug auf die rotierende Erde ist von Gauß und Laplace aufgestellt worden. Sie genügt aber nicht für gehemmt fallende Körper. Da kommt noch der Zug des Fadens hinzu. Für Pendelschwingungen wurden die Gaußschen Formeln von dem Franzosen Binet modifiziert. Aber auch so passen die Formeln noch nicht für gehemmt fallende Körper. Denn beim Pendel ist die ziehende Kraft des Fadens gleich der ganzen Beschleunigung des freien Falles, bei der Fallmaschine hingegen nur gleich dem Unterschiede zwischen der freien und der gehemmten Beschleunigung. Ferner ist die vertikale Bewegung beim Pendel null, bei der Fallmaschine hingegen viel größer als die horizontale Bewegung. Endlich ist auch die Beschleunigung auf der Fallmaschine nicht konstant wie beim freien Fall, sondern wächst proportional dem durchfallenen Raume.

Durch eine Näherungsmethode ließen sich jedoch die aufgestellten Bewegungsgleichungen integrieren. Sie ergaben für unsere Fallhöhe und Fallzeit eine östliche Abweichung von 0,89 mm, also nur 0,01 mm kleiner als die Beobachtung. Dieser Unterschied liegt weit innerhalb des wahrscheinlichen Fehlers der beobachteten Größe, ist also bedeutungslos.

Es zeigt demnach die Fallmaschine genau dieselbe östliche Abweichung fallender Körper, wie sie theoretisch sein muß, wenn die Erde sich einmal im Tage um ihre Achse dreht. Es ist somit diese Achsendrehung experimentell durch die Fallmaschine bewiesen. **J. G. Hagen** S. J.

Friedrich v. Schlegels Rückkehr zur Kirche. Unter den erlesenen Geistern, welche die Weisheit der Vorsehung zu Beginn des 19. Jahrhunderts der niedergetretenen Kirche Deutschlands zugeführt hat, um sie verjüngt aus ihrer Erniedrigung wieder erstehen zu lassen, muß neben dem großen Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg vor allem Friedrich v. Schlegel mit Auszeichnung genannt werden als edler, dem Idealen zugewandter Charakter wie als einer der reichsten, an Anregungen für Mit- und Nachwelt fruchtbarsten Geister des Jahrhunderts. Zweifellos wäre er heute im Ehrentempel deutscher Nation unter den genialsten

Geistesträgern gefeiert und würde an Ruhm und Ehren einen Gottfried von Herder weit überstrahlen, hätte er nicht die wahre Philosophie im Christenglauben und die Ruhe für sein ideales Sehnen in der katholischen Kirche gefunden. Seine Rückkehr zu dieser der modernen Welt verfemten Kirche hat ihn um den Strahlenkranz irdischer Heroenverehrung gebracht, und der hochherzige Entschluß selbst ist von seinen Tagen an bis auf die Gegenwart nicht wenig verdächtigt, bemäkelt, entstellt und verleumdet worden. Seitdem die Forschung, und man darf sagen die Mode der Zeit sich wieder mehr der romantischen Schule und den Bannerträgern der beginnenden Romantik zugeneigt hat, ist auch Friedrich v. Schlegels Name und Gestalt wieder mehr zu Tage getreten, und es kann nicht ausbleiben, daß eindringendere Gelehrtenstudien auch seinen bahnbrechenden Leistungen sich wieder mehr zuwenden werden. Da verlohnt es sich, den authentischen Bericht über seine Konversion ins Gedächtnis zu rufen, wie er, um ungenauen Nachrichten entgegenzutreten, kurz nach dem Begebnis selbst, angesichts seines ganzen Bekanntenkreises, in der Stadt Köln der breiten Öffentlichkeit vorgelegt worden ist.

Im März 1808 hatte in Köln eine theologische Zeitschrift zu erscheinen begonnen, anfangs unter dem Titel „Kölnische theologische Anzeigen". Gleich das zweite Heft wählte mit etwas praktischerem Format die Benennung „Kölnische Quartalschrift für katholische Theologen", und dieses Heft brachte, als es im Juli 1808 hervortrat, an zweiter Stelle: Ein Wort über den Übertritt des Herrn Dr Friedrich Schlegel und seiner Gattin zur katholischen Konfession, geschehen zu Köln um Ostern 1808:

„Diese Begebenheit ward zuerst durch die Kölnische französische Zeitung kund gemacht, bald in Pariser Blätter aufgenommen und floß dann aus diesen in mehrere deutsche, vorzüglich protestantische. Die Bekanntmachung geschah mit einem frommen Pomp zu Preis und Ehren der allerbauenden Handlung und so, als wenn der Übertrittsakt in der großen Domkirche zu Köln, fast wie vor einer dazu eingeladenen Volksmenge, als eine öffentliche Feierlichkeit (auguste cérémonie) wäre vollbracht worden. Es ist doch wahrlich ein kritisches Ding um die Darstellung solcher Begebenheiten in der Zeitgeschichte; denn liegt auch das Wesentliche dabei zum Grunde, so malt doch nur zu oft in geschäftiger Eile der Darsteller die communiter contingentia hinzu und hebt dabei nicht selten dasjenige am schönsten aus, worin er sein Phosphorstäbchen verstecken will, daß es bei einiger Öffnung an der Luft recht bald zünde. — Sollte auch wohl so etwas Menschliches den Verfasser der vorgedachten Bekanntmachung beschlichen haben? Liest man sie, so sollte man glauben, er habe aus warmem Religionseifer, aus Liebe zu seiner Wohnstadt, aus Zuneigung gegen den Herrn Schlegel oder wenigstens aus unintereſſiertem, reinem Wahrheitsgefühl, als Augenzeuge die Begebenheit erzählt, wie sie ist. Aber daran wäre nun etwa zu zweifeln, und daher folgt hier, was zur Berichtigung seiner Erzählung dient.

Herr Dr Schlegel hat bereits einige Jahre hier in Köln gewohnt, als öffentlicher Professor an der höheren Sekundärschule Kollegien über Literatur und Philosophie gelesen und einige seiner besseren Werke geschrieben. Er und seine

Gattin ließen während dieser Zeit solche Neigung zum katholischen Gottesdienst hervorschimmern, daß sie von vielen für katholisch gehalten wurden. Man sah beide oft genug demselben mit einer Andacht beiwohnen, welche die durch das Rührende unserer Kirchengebräuche in ihren Herzen bewirkten Religionsgefühle so sichtlich ausdrückte, daß der stille Beobachter sich leicht davon überzeugen konnte, daß sie diese Gebräuche weit besser nach ihrem Werte zu würdigen wußten als ein großer Teil derer, die andern Belehrung darüber zu geben hatten. Diese Achtung des katholischen Kultus hatte in ihnen den Trieb geweckt, sich durch Lesung zweckdienlicher Schriften mit dem ganzen katholischen Lehrsystem näher bekannt zu machen; und der Theolog, dessen Leitung sie sich anvertrauten, fand an dem Herrn Schlegel einen Mann, der durch eigenes Nachdenken und tiefes Forschen, durch Kenntnis der Völker- und Religionsgeschichte, durch Lesung der besten Schriften der Kirchenväter und durch den Gebrauch der übrigen Hilfsmittel, welche die Vernunft in dieser Hinsicht dem Wahrheitsuchenden empfiehlt, sich zum Katholizismus so vorbereitet hatte, daß das Geschäft der Konfessionsveränderung bei ihm da schon so gut als vollendet war, wo es bei andern erst recht anzufangen pflegt. Indessen blieben diese Vorbereitungen auf den Übertritt zur katholischen Kirche dem Publikum unbekannt, und dieses, auch dessen unbekümmert, glaubte, der Übertritt wäre schon geschehen, weil es beim gemeinschaftlichen Gottesdienste den Herrn Schlegel und seine Gemahlin von andern Katholiken nicht mehr unterscheiden konnte.

Sie ersuchten endlich freiwillig den Dompfarrer Herrn Du-Mont, in dessen Pfarrsprengel sie wohnten, vor den Osterferien des laufenden 1808. Jahres das katholische Glaubensbekenntnis von ihnen förmlich anzunehmen. Dies geschah aber nicht in der großen Domkirche, sondern in der sonst Marien im Pesch genannten Nebenkirche, nun Taufkapelle der Dompfarre, nicht vor einer zahlreichen Volksversammlung, sondern nur in Gegenwart der dabei höchst nötigen Zeugen, nicht unter einem festlichen Gepränge (auguste cérémonie), wie dies alles die Kölnische französische Zeitung unrichtig gemeldet hat, sondern nachmittags in geräuschloser Stille. Ebenso geräuschlos empfing das neukatholische Ehepaar am andern Tage die heilige Kommunion. Zeloten ohne Klugheit mag es nicht gefallen, daß man aus diesem Vorgange nicht einen glänzenden Kirchentriumph gemacht hat. Kopfschüttelnd werden sie ihr: Videant opera vestra bona! murren und den würdigen Mann tadeln, der willig die Hand dazu reichte, so in der Stille abzutun, was ihrer Meinung nach nicht zu feierlich geschehen konnte. Aber die guten Leute sollten doch bedenken, daß wir, wenn wir vom Geiste Jesu beseelt sind, das Zartgefühl solcher Menschen, die ihrer Überzeugung ein ihren Verhältnissen oft so entgegenstehendes Opfer darbringen, nicht wenig dadurch kränken, daß wir sie durch unnötiges Aufsehenmachen der beschämenden Schmeichelei auf der einen und der auflauernden Spottsucht auf der andern Seite oder gar noch größeren Unannehmlichkeiten preisgeben.

Dieses ist nun gerade der Fall mit dem Herrn Schlegel. Eben noch vor der Bekanntwerdung seiner Religionsveränderung ließ er sein schönes Werk über Indien erscheinen, wodurch das Andenken an seinen schon genug berühmten

Namen weit und breit erneuert wurde, und hatte er schon eine Reise nach Sachsen, vielleicht auch nach Wien vor, worauf er Verwandte und gelehrte Freunde zu besuchen dachte; das war in Köln kein Geheimnis. Was war also die öffentliche Bekanntmachung des von ihm getanen Schrittes anderes als eine Aufforderung seiner jetzigen und vormaligen Konfessionsgenossen, ihn auf seiner Reise, die so leicht absichtlich, um sich in seiner neuen Gestalt zu zeigen, angestellt zu sein scheinen konnte, mit Fragen und Äußerungen der Verwunderung zu bestürmen? Wie leicht konnte sie in den Verhältnissen, in welchen er bisher gegen seine und seiner Gattin Familie und gegen mehrere Gelehrte stand, eine ihm sehr unangenehme Veränderung bewirken? Wie leicht konnte sie ihm in diesen und überhaupt in den jetzigen Zeitkonjunkturen den Verdacht unedler Beweggründe zum Übertritte zur katholischen Religion zuziehen? Dieses mögen die andern vier kölnischen Zeitungsschreiber bedacht oder beratfolgt und darum von diesem Vorfalle bescheiden geschwiegen haben.

Wirklich hat auch die Bekanntmachung derselben durch die französische Zeitung die böse Folge gehabt, daß es Leute gab, welche, durch diesen Vorgang aufgeweckt, wegen des Aufenthaltes des Herrn Schlegel in katholischen Ländern und seiner Reise nach Wien demselben heuchlerische Absichten unterlegen wollten. Aber wie verrät sich die Schwäche dieser Menschen in der Kenntnis von Handlungsweise sowohl als von Zeitgeist und Länderverfassung! Oder hat nicht die durchaus im ganzen vormaligen deutschen Reiche eingeführte allgemeine Toleranz den Protestanten mit den Katholiken gleichen Schutz und gleiche Rechte hinlänglich zugesichert? Würde man in Wien einem Gelehrten wie Herrn Dr Schlegel ohne Wissenschaft von seiner Glaubensänderung weniger Achtung und Zutrauen erwiesen haben? Sein Bruder hat ja dort eben noch öffentliche Vorlesungen gehalten und ist mit Achtung und Zutrauen nach seinem Verdienste beehrt worden.

Wie nun der Duldungsgeist, der unser Zeitalter beherrscht, in katholischen Ländern dem Herrn Schlegel sein Leben angenehm gemacht haben würde, wenn er auch bei seiner vorigen Konfession geblieben wäre, so wird er auch wohl unter der Ägide desselben in protestantischen Gegenden von seiner vorgenommenen Veränderung keine Unannehmlichkeiten zu erwarten haben, zumal weil die Freunde, mit welchen Herr Schlegel in näherer Verbindung steht, die Vermutung für sich haben, daß sie Männer von Einsicht und Weltton sind, welche ihren eigenen Grundsätzen nach das, was Männer von gründlicher Kenntnis und erprobtem Geradsinne aus Überzeugung getan zu haben sagen, eher billigen als tadeln müssen. Und wirklich weiß man es sicher, daß Herr Dr Schlegel, der, wie es sich denken läßt, mit einer unangenehmen Empfindung nun fast überall die über seine Veränderung so ungünstig laut gemachten Zeitungen zu Begleitern oder Vorläufern hatte (deren sogar eine und andere sich unglimpfliche Nebenblicke nicht versagen konnte), daß nicht nur derselbe in seiner Person seither nirgendwo die leiseste Anfechtung darüber erlitten, sondern daß im Gegenteil, was er selbst nicht geträumt hätte, noch überall mit einer unerwarteten ehrenvollen Aufnahme ihm begegnet worden sei.

Vielleicht, denkt man, gibt es auch unter den vormaligen Konfessionsverwandten des Herrn Schlegel manche, welche von den Bekehrungen der Protestanten zum katholischen Glauben das denken, was Professor Schröckh im siebten Teil seiner Christlichen Kirchengeschichte, wo er merkwürdige Bekehrungen der Art erzählt, davon sagt: „Der Gewinn ist meistenteils auf der einen Seite nicht größer als der Verlust auf der andern", aber wenn Männer wie Herr Schlegel und Graf Fr. Leopold von Stolberg zur katholischen Religion hinübertreten, so muß das doch mehr Aufmerksamkeit und Nachdenken erregen. Mir wenigstens scheinen solche Übertritte zu beweisen, daß der Zeitpunkt, von welchem Leibniz schon etwas vorhergewittert hatte, immer näher rückt: der Zeitpunkt, daß die Philosophie des Gefühls und Geschmacks über die des Eigensinnes und jene der einen Pol suchenden Wahrheit über die des Synkretismus siegen wird. Überhaupt scheinen sich die Ansichten der verschiedenen Religionssysteme in unsern Tagen mehr zum Vorteile des Katholizismus aufhellen zu wollen. Bei diesen Aspekten ist es zu bedauern, daß es unter der katholischen Geistlichkeit noch so viel vulgus gibt, so viele zu eifervolle Individuen, meine ich, ohne Zartgefühl und Geschmack und ohne hinreichende Philosophie, um den Schoß ihrer Kirche so einladend darzustellen, als er zum Empfange für Geister höherer Art seiner Natur nach ist. Es wäre deswegen zu wünschen, daß in der Pastoraltheologie, wo von der Kirchenamtspolitik gehandelt wird, ein eigenes Kapitel über die Klugheit und Behutsamkeit, mit welcher man bei der Aufnahme ausgezeichneter Proselyten in den Schoß der Kirche verfahren soll, vorkäme. Selbst der in seiner Anleitung zur praktischen Gottesgelehrtheit sonst so ausführliche Pittrof hat, so wie andere Schriftsteller, die dieses Fach bearbeitet haben, diesen Gegenstand noch lange nicht hinlänglich berührt. Wer es betrachtet, welche Selbstüberwindung, welche Zerreißung süßer Bande, welche Hinwegsetzung über hämische Absichtenrichterei, schiefe Urteile und Lästerungen, die dem Mann von gebildetem Gefühle so tief ins Herz greifen, der Übertritt zur katholischen Kirche von Menschen fordert, die wie Herr Schlegel außer derselben sich einen großen Ruhm erworben hatten, in den vorteilhaftesten Verbindungen standen und ihrer hellen Einsichten wegen ungemein geschätzt wurden, der kann wohl nicht umhin, laut den Wunsch zu äußern: Möchte doch die Manier und das Versprechen des Geheimhaltens Aufsehen erregender Bekehrungen, wo es die häusliche Ruhe der Neubekehrten und die übrigen Verhältnisse derselben erheischten, allen katholischen Geistlichen, allen, welche auf irgend eine Art zu solchen Begebenheiten konkurrieren, und allen, die Notiz davon erhalten, so heilig sein, als sie einem vormals sehr berühmten, nun erloschenen großen Orden war!" [1]

---

[1] „Daß hier der Orden gemeint sei, der seinen Namen von dem hatte, der den Nikodemus, da er in der Nacht zu ihm kam und heimlich sein Glaubensbekenntnis vor ihm ablegte, willig aufnahm und kein Geräusch davon machte, daß auch schon ein Lehrer in Israel, ein Mitglied des Hohen Rates, ein Mann von großem Ansehen sich an ihn angeschlossen habe, bedarf wohl keiner Erinnerung." Anm. der Red.

Zu Windthorsts Verlobung vor 75 Jahren. November 1837 bis November 1912. Unter den familiengeschichtlich merkwürdigen Papieren, welche innerhalb der Windthorstschen Verwandtschaft als Erinnerungen bewahrt werden, findet sich ein großer Aktenbogen, nach Art von amtlichen Akten gefaltet, vom verwitternden Einfluß der Jahrzehnte nicht unberührt. Er trägt auf seiner Außenseite den Poststempel Steinheim (in Westfalen) und hat die Aufschrift: „An den Doctor juris Herrn Windthorst Wohlgeboren zu Osnabrück." Das vordere Blatt des Bogens gewährt Raum für zwei Briefe, auf der ersten Seite von Windthorsts Oheim Friedrich W., damals Oberkontrolleur zu Steinheim (vorher und nachher Steuerrendant im benachbarten Nieheim), auf der zweiten Seite einen andern von dessen zweitem Sohne August, zur Zeit Referendar, der eben vor seinem Assessorexamen stand, aber noch ganz naturkräftig das Überwallen studentischen Lebensmutes zum Ausdrucke bringt. Es ist der später in Duisburg ansässige Justizrat Windthorst, der 1879 starb, mit dessen Familie Windthorst bis zu seinem Ende in den herzlichsten Beziehungen blieb. Das Datum dieser Briefe ist ein recht denkwürdiges; man könnte jene Tage die Geburtsstunde der kirchlichen Freiheit in Deutschland nennen. Es war der 27. November 1837, eben eine Woche, seitdem man Erzbischof Klemens August als Staatsgefangenen in die Festung Minden abgeführt hatte, man stand am Ausbruch der „Kölner Wirren".

Der Inhalt der Briefe war jedoch ein harmloser und ganz friedlicher. Es waren die Glückwünsche freundlieber Verwandten zu Ludwig Windthorsts Verlobung mit Julie Engelen. Aus dem Briefe des Oheims, der allein inhaltlich von Interesse ist, hat zwar ein einzelner Satz bereits in Dr Hüsgens Windthorstbuch seinen Platz gefunden, doch ist der Brief so bezeichnend für den in der Familie herrschenden Ton und so bedeutsam für die Meinung, welche die nächsten Angehörigen schon damals von Windthorst hegten, daß seine unverkürzte Mitteilung wohl gerechtfertigt ist. Gleich andern auf Windthorst bezüglichen Dokumenten mag daher zum Abschluß des Jahres der Zentenarfeier auch diese patriarchalische Glückwunschepistel in unsern Blättern mit der Veröffentlichung die Verewigung finden.

Mein lieber Vetter Louis! Steinheim, den 27. 9ber 37.

Deinen neulich erhaltenen lieben Brief, worin Du uns Deine Verlobung mit dem Fräulein Engels (so) meldest, habe ich schon lange erwartet, indem ich bereits seit 1/2 Jahre diese Verlobung durch den Brautbruder mittelbar erfahren hatte, die ich indes zu bezweifeln geneigt gewesen wäre, wenn die Nachricht nicht aus einer so authentischen Quelle gekommen wäre. Ich konnte es mir nicht erklären, warum Du mir eine solche Dein Glück begründende Kunde so lange vorenthalten wolltest, zumal Du weißt, daß ich Dich sehr lieb habe; und wenn dieses nicht der Fall wäre, so sollte ich billig mit Dir schmollen über die so lange verhehlte Nachricht. Indes, da ich dieses aus absonderlicher Zuneigung nicht kann, so nimm denn meinen, Deiner Tante und meiner Kinder herzlichen Glückwunsch an. Wir zweifeln an Deinem künftigen ehelichen Glücke nicht, da wir uns überzeugt halten dürfen, daß Deine Wahl weise gewesen sein wird. Wir bitten, Deiner lieben

Braut uns aufs herzlichste zu empfehlen, und wünschen sehr, daß Du mit ihr uns besuchen mögest, worauf wir uns im künftigen Sommer Hoffnung machen und welches ich Dir ad deliberandum anempfehle.

Soviel Deine künftige Subsistenz betrifft, so habe ich von verschiedenen hier durchpassierten Badegästen mit Vergnügen gehört, daß du eine blühende Praxis hast. Auch hat namentlich der Herr Ober-Appellations-Rat v. Zersen aus Celle Deine Arbeiten bei mir sehr gerühmt, was mich sehr erfreut hat; und sonach darf ich nicht zweifeln, daß Du ein reichliches Auskommen haben wirst.

Was die Meinigen betrifft, so sind sie wohlauf. August hat seine zweite und letzte Probe-Relation beendigt und wird nun im Frühjahre zum mündlichen großen Examen nach Berlin abgehen, nach dessen hoffentlich gutem Bestehen ihm bald eine Anstellung werden dürfte. — Eduard[1] hat in Mülheim an d. Ruhr eine goldene Praxis, die jährlich 2000 Reichstaler aufbringt und sich noch verbessern wird. Indes sind die Lebensmittel dort sehr im Preise. — Emil[2] habe ich zur eigenen Aushilfe, sowie Aline zur Assistenz der Mutter hier[3]. Das Patent Eures neuen Königs[4] wegen Vernichtung der Verfassung von 1833 wird wohl in meinem Vaterland ci-devant wenig Anklang gefunden haben[5].

Deine Tante, cousins und cousinen lassen Dich herzlich grüßen, wobei wir bitten, uns Deiner lieben Mutter und Geschwistern bestens zu empfehlen.

Ich aber bin Dein Dich liebender Oheim Windthorst.

Volti sub.[6]

---

[1] Der älteste der Söhne, später Justizrat in Münster i. W. (gest. 1880).

[2] Der dritte Sohn, starb bereits 1867. [3] Schon 1844 gestorben.

[4] König Ernst August, als englischer Prinz Herzog von Cumberland (geb. 1771), ein grundsätzlicher Gegner der neuen Staatsverfassungen. Ihm folgte, als er am 18. November 1851 starb, der blinde Kronprinz als Georg V. auf den Thron.

[5] Der Schreiber des Briefes stammte aus dem Osnabrückschen und war von da in den neunziger Jahren des vorausgegangenen Jahrhunderts in das Paderbornsche ausgewandert, wo er auf dem „Jesuitenhof" bei Nieheim seinen Wohnsitz aufschlug. Inzwischen ging das Hochstift und Fürstentum Osnabrück 1802/03 in den Besitz von Braunschweig-Lüneburg (Hannover) über. Die Familie wurde also hannoverisch, während Friedrich Windthorst in Steinheim preußischer Untertan geworden war.

[6] Die italienische Wendung Volti subito, auf Musikvorlagen damals im Gebrauch, ist eine Mahnung, das Blatt zu wenden.

